This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

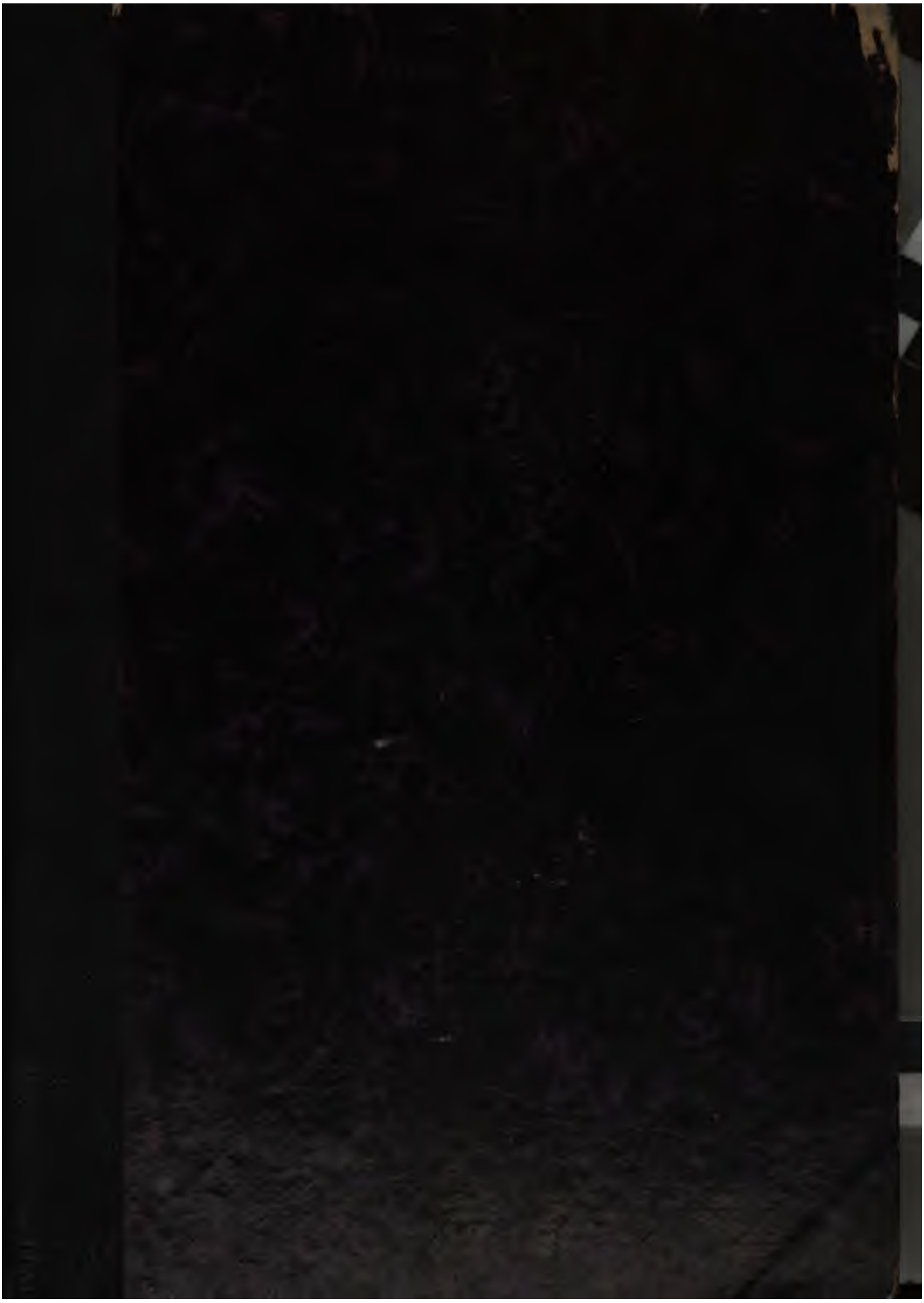
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

BIBLIOTA
1157.
REGIMENTS

Neue

irische Blätter.

XXXVI. Band.

(Erstes Semester 1890.)

irt und herausgegeben

von

on Glasenapp.

Berlin.
euen Militärische
1890.

BIBLIOTHEEK
1157.
2e REGIMENT

Neue
Militärische Blätter.

XXXVI. Band.

(Erstes Semester 1890.)

Redigirt und herausgegeben

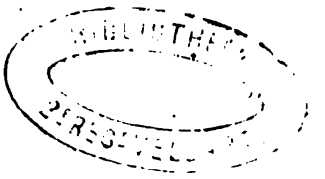
von

G. von Glasenapp.

Berlin.
Expedition der Neuen Militärischen Blätter.
1890.

VAN OORLOG
7933-51.
BIBLIOTHEKEN DEPOT

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
NOV 1 1 1970



Inhalt des XXXVI. Bandes.

(1. Semester 1890).

	Seite
Das neue Exerzier-Reglement für die deutsche Infanterie. VI.	1
Die Vorbereitung der französischen Kavallerie zur Massenverwendung im Felde. II.	10
Die jetzige Krisis der Festungsbaukunst. III.	14
Das französische Exerzier-Reglement für die Infanterie vom 3. Januar 1889 bezw. 29. Juli 1884. IV.	22
Was für Schiffe brauchen wir augenblicklich für die deutsche Marine?	36
Aus England. X.	48
Aus dem Entwickelungsgange des Artillerieweſens. IV.	56
Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges. IV.	64
Die kriegerische Thätigkeit Kaiser Heinrichs IV. Von K. Köstler. V.	73
Das gefechtsmäßige Schießen der Infanterie	97
Die ersten schlimmen Einflüsse des rauchlosen Pulvers	110
Die jetzige Krisis der Festungsbaukunst. IV.	116
Die französischen Remonten	127
Aus dem Entwickelungsgange des Artillerieweſens. V.	130
Aus England. XI.	141
Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges. V.	150
Die kriegerische Thätigkeit Kaiser Heinrichs IV. Von K. Köstler. VI.	158
Der Feldzug der ersten deutschen Armee im Norden und Nordweſten Frankreichs 1870/71. I.	193
Das neue Exerzier-Reglement für die deutsche Infanterie. VII.	204
Die Reiterei in künftigen Kriegen	213
Die literarische Mobilmachung. III.	220
Aus dem Entwickelungsgange des Artillerieweſens. VI.	227
Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges. VI.	236
Die kriegerische Thätigkeit Kaiser Heinrichs IV. Von K. Köstler. VII.	250
Der Feldzug der ersten deutschen Armee im Norden und Nordweſten Frankreichs 1870/71. II.	289
Ueber das Gewehr 88	300
Die Armee-Reform der Niederlande	302
Ein russisches Urtheil über die Lanze	305

Seite

Die literariſche Mobilmachung. IV. 310
Das neueſte Buch des Oberſt Stoffel 318
Nachtmärſche und Nachtgefechte in Rußland 321
Das neue Exerzier-Reglement für die deutſche Infanterie. VIII. 323
Schweizeriſche Gebirgsartillerie 326
Aus Rußland 327
Die kriegeriſche Thätigkeit Kaiſer Heinrichs IV. Von K. Köſtler. VIII. . 334
Der kriegsgeſchichtliche Werth des ſerbiſch-bulgariſchen Krieges. VII. . . . 348
Truppen-Erziehung und Mannſchafts-Behandlung ehedem und jetzt 385
Frankreichs Unternehmungen in Weſtafrika 393
Das neue ſchweizeriſche Ordonnanzgewehr gegenüber denen anderer Staaten . 398
Neuerungen auf dem Gebiete der Handfeuerwaffen 402
Summum tempus 409
Die Neutralität der Schweiz, ihr Verhältniß zu den Garantie-Staaten und ihre Vertheidigungskraft. 413
Das Meldeweſen bei der Infanterie 424
Der kriegsgeſchichtliche Werth des ſerbiſch-bulgariſchen Krieges. VIII. . . . 433
Kriegstagebuch des heſſiſchen Generalſtabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main. Von Dechend. 443
Welchen Einfluß hat das Entfernungsſchätzen auf den Erfolg im Feuergefecht mit der neuen Waffe im Vereine mit deren Schußleiſtung (Flachheit der Bahnen und Treffgenauigkeit)? Von A. Ableitner. 481
Zur Steigerung der Kraft der deutſchen Feldartillerie 491
Ueber die Stellung und Wirkſamkeit des franzöſiſchen Schwadronschefs. . . 493
Lanze oder Säbel? 496
Eigenthümliche Pflichttreue 498
Aus England. XII. 500
Ueber Pferdefütterung 515
Der kriegsgeſchichtliche Werth des ſerbiſch-bulgariſchen Krieges. IX. . . . 527
Kriegstagebuch des heſſiſchen Generalſtabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main. Von Dechend. II. 537

Seite

Correſpondenz.

Frankreich. Verſchiedenes 169
Frankreich. Verſchiedenes 267
Frankreich. Vorgänge, Vorſchläge, Stimmungen 359
Schweiz. Waffenplatz Andermatt und dortige diesjährige Uebungskurse. Fortſchritte der Befeſtigungsbauten. St. Moritz. Poſitionsartillerie und deren Verwendung 362
Frankreich. Allgemeines 454

Literatur.

Friedrich Nippold, Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarſchalls Hermann von Boyen 79
v. Bagensky, Geſchichte des Kgl. preußiſchen 4. Garde-Regiments zu Fuß 1860—1889 81
Heyer von Roſenfeld, Die Orden und Ehrenzeichen der k. k. öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie 81
Guſtav Bancalari und Béla Kuderna, Lehr- und Handbuch für den Unterricht im deutſchen Aufſatze militäriſchen Inhalts 82
Hermann Müller-Bohn, Graf Moltke 83
Notiz-Buch fur Soldaten des deutſchen Heeres 83
v. S., Hülfsbuch zum Betriebe des Turnens und Bajonettfechtens für Offiziere der deutſchen Infanterie 84
Praktiſche Bajonett-Fechtſchule auf Grund der Bajonettir-Vorſchrift für die Infanterie vom 15. Auguſt 1889 84
Friedrich v. Klöden, Die Quitzow's und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiſer Karl IV. 84
J. C. Bluntſchli und H. Hungerbühler, Schweizeriſche Monatsſchrift für Offiziere aller Waffen 85
C. von Conrady, Das Leben des Grafen Auguſt von Werder 173
Das rauchfreie Pulver 173
a. Paczynski-Tenczyn, Lebensbeſchreibung des General-Feldmarſchalls Keith 174
Heckert, Winke für die Leitung des Infanterie-Feuers gegen Infanterie, Kavallerie und Artillerie 174

Seite

Transfeldt, Kommando-Buch für jüngere Offiziere, für Reserve- und Landwehr-Offiziere, sowie für Offizier-Aspiranten und ältere Unteroffiziere der deutschen Infanterie 175

Emil Probst, Anleitung zum Säbelfechten (Stichsäbel) mit Reglement zum Preisfechten 176

Lewien, Die Ausbildung im Meldedienst nach Art des Kriegsspiels . . . 176

Der Felddienst des Kavalleristen 176

Berliner Gesellschaft von 1890 177

Carl Ritter Mathes von Bilabruck, Einige taktische Aufgaben, gestellt und besprochen an der K. K. Kriegsschule 269

J. Hartmann, Erinnerungen eines deutschen Offiziers 271

B. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge 272

Français et Russes vis-à-vis de la Triple-Alliance 274

Taschenkalender für Schweizerische Wehrmänner 1890 276

P. Koneberg, Der Soldatenfreund 364

Die deutsche Marine in ihrer gegenwärtigen Uniformirung 365

Alexander Socecu, Die rumänische Armee 365

Die französische Armee in ihrer gegenwärtigen Uniformirung 365

O. N., Armeeliste des französischen Heeres 365

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 365

Deutscher Unteroffizier-Kalender auf das Jahr 1890 367

Max Dittrich, Das Armeefest zum 800jährigen Jubiläum des Hauses Wettin in Dresden 1889 367

Frh. v. Schütz zu Holzhausen, Der Einjährig-Freiwillige 368

Hollnack, Die Schießausbildung der französischen Infanterie 368

Friedrich v. Klöden, Die Quitzow's und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. 368

Mittheilungen des Kaiserlichen und Königlichen Kriegs-Archivs 369

Hans v. Böhn, Geschichte des Westfälischen Ulanenregiments Nr. 5 . . . 456

Karte des Schauplatzes der Wißmann'schen Expedition und Karte des Schauplatzes der Peters'schen Expedition und des neuesten Deutschen Schutzgebietes 460

Friedrich Nippold, Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen 460

A. Henning, Unsere Festungen 462

Ueber Nachtgefechte, ihre Eigenthümlichkeit und ihre Bedeutung 462

Cardinal v. Widdern, Das Nachtgefecht im Feld- und Festungskrieg . . 463

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften (12. Heft) 463

v. Scharfenort, Bilder aus der Geschichte des Kadetten-Korps für Alt und Jung 548

Le soldat Belge 549

Hermann Müller-Bohn, Graf Moltke 551

Seite

Die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf, unter besonderer Berücksichtigung des Offizierstandes 551

Dr. Emil Frommel, Zum Gedächtniß Ihrer Majestät der entschlafenen Kaiserin und Königin Augusta 551

Fellmer, Experimente über Hin- und Rückflug der Militär-Brieftauben . . 552

Aulhorn, Der Bezirkskommandeur 552

Praktische Winke für die Feuerleitung einer Feldbatterie beim Schießen gegen Ziele des Feldkrieges 552

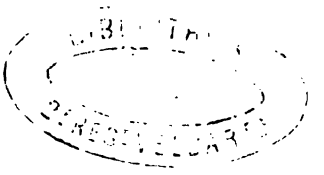
Instruction pour les convois alpins dans l'armee Italienne 553

Was enthalten die Schießvorschrift und das Exerzier-Reglement für die Infanterie, Abdruck 1889, Neues? 553

Kleine Mittheilungen.

Frankreich. Vergleich der französischen und der deutschen Artillerie. Die letzten Herbstmanöver 86. Rußland. Feldmörser-Regimenter 90. Pistolen und Revolver 90. Schweiz. Rüstungen 177. Italien. Kriegs-Vorbereitungen 177. Rußland. Grenzdouaniers. Kleinkalibriges Gewehr. Festungstruppe 179. Die Militärverhältnisse Australiens 180. Die Naturalverpflegungs-Anstalten in Antwerpen 185. Versuche mit pneumatischen Dynamit-Kanonen in Nordamerika 187. Mechanische Leiter für militärische Zwecke 190. Beachtenswerthe Spannweite 190. Frankreich. Kabelbruch. Probefahrten des unterseeischen Bootes „Gymnote" 276. Befestigung der spanisch-französischen Grenze 278. Feldausrüstung der Infanterie 279. Hebung des englischen Panzerschiffes „Sultan" bei Comino 280. Statistik der Kämpfe der Neuzeit 281. Die neuen Feldbacköfen 286. Bleistift- und Tuschzeichnungen zu schützen 286. Portugal. Gegenwärtiger Zustand des Heeres 370. China. Armee-Reorganisation 373. England. Allgemeines über die Truppen-Ein- und Vertheilung 374. England. Ueber modernes Pulver 375. Oesterreich. „Mars". Verein zur Förderung der wirthschaftlichen Interessen der Offiziere und Beamten in Wien 376. Rußland. Das militärische Gefolge des Czaren 377. Frankreich. Neues Brod 378. Holland. Allgemeine niederländische Radfahrergesellschaft 378. Italien. Verwundbare Fläche, welche durch einen Infanteristen oder Kavalleristen dargestellt ist 379. Erprobungen unterseeischer Fahrzeuge 379. Die Heilung

des Fußschweißes durch Chromsäure 380. Ein neuer Nebelsignalapparat 381. Feldofen von Konservenbüchsenblech 381. Die Honved-Armee 382. Egypten. Die Truppen des Khedive 464. Griechenland. Das Militärbudget 465. Italien. Die Herstellung von rauchlosem Pulver 465. Rußland. Errichtung des großen Kriegshafens bei Libau 465. Dänemark. Das militärische Radfahren in Dänemark 465. Elektricität zur Küstenvertheidigung 468. Die Flotte der United States 477. England. Das Kriegsbudget. Die Rekrutirung 1889 553. Italien. Dauerritt 554. Rußland. Große Manöver 555. Schweiz. Botschaft des Bundesrathes, betreffend die Beschaffung des neuen Gewehres 556. Was der bewaffnete Friede kostet 557. Ueber die Kraftvertheilung mit komprimirter Luft (System Popp) in Paris 559. Bambusstiele der Lanze 563. Elektrische Post 564. Instruktion zur Ausführung des kriegsmäßigen Schießens bei Manövern mit gemischten Waffen in Rußland 565.



Das neue Exerzier-Reglement für die deutsche Infanterie.*)

VI.

An keiner Stelle sind die durch das neue Exerzier-Reglement**) dem alten zugefügten Änderungen umfassender und durchgreifender gewesen, als bei dem Kapitel: „Das Bataillon". Wohl der deutschen Infanterie, daß in letzter Stunde — möchte man sagen — das Heil gekommen, daß es ihr erspart geblieben ist, den in Aussicht stehenden Riesenkampf durchfechten zu müssen mit Führern und Mannschaften, die in den überlebten Formen und dem befangenen Geiste des alten Reglements erzogen sind! Ströme von Blut wären nöthig geworden, um die Mängel unserer Ausbildung abzuwaschen! Und abermals: Heil uns, daß wir das neue Reglement haben gerade jetzt, wo die Repetirgewehre kleinen Kalibers mit der rasanten Geschoßbahn und dem „rauchschwachen" Pulver die Taktik, wenn auch nicht in ihrem Wesen umgestalten, so doch nicht unbedeutend beeinflussen wird. Wenn man dies Alles in's Auge faßt, dann erscheint doppelt zutreffend und überzeugend das Urtheil des Schweizer Obersten Hungerbühler in seiner schon mehrmals von uns erwähnten Schrift:***)

„Der dem Bataillon gewidmete Abschnitt des deutschen Reglements beginnt mit den vielsagenden Worten: „Das aus 4 Kompagnie-Kolonnen zusammengesetzte Bataillon." Das alte Reglement fing mit der Aufstellung des Bataillons in Linie an, gerade so wie das unsrige: beide standen auf einem von der geschichtlichen Strömung der letzten Jahrzehnte unterwühlten Boden. Sie ruhten beide auf der Basis der napoleonischen Kolonnentaktik. Die Namen „Kolonne nach der Mitte" und „Doppelkolonne" waren nur Masken, hinter denen hervor die alte Angriffskolonne schaute. Das in geschlossener Linie feuernde Bataillon, welches sich für den Bajonettangriff nach seiner Mitte zur Kolonne formirt: das war, kurz gesagt, die Grundanschauung, von welcher die Vorschriften des alten deutschen Reglements und unsere Bataillonsschule ausgingen. Was diese älteren reglementarischen Bestimmungen außerdem ent-

*) Vergl. das Juniheft 1889 unserer Blätter.

**) N. R. = neues, A. R. = altes Exerzier-Reglement für die Infanterie.

***) „Die Schweizerische Infanterie-Taktik und das neue Deutsche Exerzier-Reglement für die Infanterie. Vergleichend-kritische Betrachtungen. Frauenfeld 1889. J. Hubers Verlag." — Eine interessante und bedeutende Schrift!

hielten, waren Zugeständnisse an die neue Taktik, die uns seit 1866 beherrscht, aber auch nur solche . . . Es erwies sich auf die Dauer einfach als ein Ding der Unmöglichkeit, unter der Herrschaft der Kompagniekolonnentaktik auf der einen Seite die Kompagnie als selbstständige Gefechtseinheit anzuerkennen, und auf der andern im geschlossenen Bataillon mehr zu erblicken, als die Zusammenstellung von vier Kompagnien. Nachdem Bataillone ganze Feldzüge durchgemacht hatten, ohne ein einziges Mal in den Fall gekommen zu sein, sich in Linie zu formiren, zu Versammlungszwecken nicht und noch viel weniger zu Gefechtszwecken, war länger kein Grund mehr vorhanden, in der Linie die Hauptformation des Bataillons zu erkennen, von welcher alle andern ausstrahlen und nach welcher sie alle wieder zurückstreben müssen. Es war also an der Zeit, der durch die Kompagniekolonnentaktik selbstständig gewordenen Kompagnie in offizieller Weise den Freiheitsbrief auszustellen. Das neue Infanterie-Reglement hat für Deutschland die Bedeutung solches Emanzipationsaktes. Von 1866 bis jetzt hat die Uebergangsperiode gedauert; zweiundzwanzig Jahre und drei Kriege waren nöthig, um einer neuen Taktik unbestrittene Existenz zu erkämpfen!"

Das A. R. behandelte das eigentliche Exerzieren des Bataillons auf 51 Seiten, das N. R. verwendet darauf 6 Seiten Text und 2 Seiten Figuren: ein vernichtenderes Urtheil kann über das Alte Niemand sprechen, als eben diese Zahlen. Was wir ein Viertel-, ein Drittel-Jahrhundert hindurch getrieben, das war mit einem Schlage vernichtet! Kein Wunder, wahrlich, daß viele Bataillons-Kommandeure, die noch im Sommer 1888 nach der altherkömmlichen Art Triumphe des Drills bei Ausbildung und Besichtigung gefeiert hatten, den Schlag nicht überlebten. Das N. R. forderte seine Opfer — und fordert sie noch. Denn es ist z. B. ein schwieriges Ding, ein Bataillon nach dem neuen Reglement auszubilden, weitaus schwieriger, als nach der Schablone der bisherigen Besichtigungen für tüchtig befunden zu werden. Die so schön und mit heißem Bemühen vordem eingeübten Gefechtsbilder, die „Türken", — sie helfen und retten nicht mehr, denn der Kaiserliche Richtspruch hat sie jäh in's Schattenreich verjagt; der Besichtigende muß die Aufgabe stellen! Damit verschwinden Routine, geistlose Abkartungen übereinstimmender Formen und Verfahrensweisen für bestimmte, wiederkehrende Fälle und Gefechtslagen, — und an ihre Stelle tritt selbstständiges Denken; klares und schnelles Er- und Auffassen; selbstthätiges, zielbewußtes Handeln nach Umständen, im Rahmen des größeren Verbandes und des Gefechtszweckes. Gegenseitige Verständigung zwischen Führern und Unterführern ist geboten auf Grundlage zahlreicher Uebungen, welche den Lehrern und Anschauungen des Theils II des N. R. („das Gefecht") auf dem Exerzierplatz und im Gelände Ausdruck verleihen.

Aber — ist sie schwieriger geworden einerseits, die Ausbildung des Bataillons, so ist sie andrerseits dankbarer jetzt und erfreulicher für einen

frohgemuthen, das Wesen des Krieges begreifenden und die Anforderungen des Krieges stetig im Auge behaltenden Stabsoffizier! In die Rumpelkammer mit dem Abschwenken in Zügen, dem Avanciren und Zurückgehen in Linie, dem Deployement, dem Bataillonskarré, den Bewegungen, zumal den Schwenkungen der Kolonne nach der Mitte, dem „Vordermann-Nehmen", der Salve und der Attacke in Linie, dem Vorziehen der Flügelkompagnien u. s. w. u. s. w.!

Eine neue Zeit ist hereingebrochen — lernen wir sie begreifen!

Nun zu den Einzelheiten.

Das N. R. giebt drei „Grundformationen" des Bataillons an: dasselbe steht jedesmal in Kompagnie-Kolonnen, welche letztern nach Raum und Zweck nebeneinander oder hintereinander aufgestellt werden in der Doppelkolonne, der Tiefkolonne oder der Breitkolonne. Die dem N. R. beigefügten Zeichnungen geben die „Normalaufstellungen", doch wird der äußerst wichtige Zusatz gemacht: „bei allen drei Kolonnen ist eine andere Reihenfolge der Kompagnien gleichberechtigt." Damit ist der Begriff der „Inversion" endgültig beseitigt!

Die Doppelkolonne soll — außerhalb des Feuerbereichs — zur Versammlung und zu Bewegungen dienen. Die Tiefkolonne ist gleichfalls zur Versammlung bestimmt bei schmalem Raume oder wenn unmittelbar der Marsch angetreten werden soll; als Manövrirformation ist sie nur vorübergehend verwendbar: beim Uebergang aus der Marsch- in die Gefechtsformation. Die Breitkolonne endlich dient — außer zu Paradezwecken — zur Versammlung in breitem, aber flachem Raume. „Daß sie unter gleichen Voraussetzungen wie die Doppelkolonne auch als Manövrirformation tauglich sei, wird nicht behauptet." Im Gegentheil wird besonders betont, daß sie sich zu Frontveränderungen nicht eigne; wo solche in ihr nöthig werden, sind sie ebensowohl ohne Tritt auszuführen, wie Frontveränderungen in der Tiefkolonne. — Wenn schließlich noch vorgeschrieben wird: „Die Breitkolonne ist diejenige Formation, in welcher das Bataillon, falls es nicht ausdrücklich anders befohlen wird, bei dem Sammeln nach einem Gefecht zusammentritt", so ist diese Vorschrift, wie jede andere, einfach zu befolgen, obgleich der tiefere Sinn derselben für den Frieden, und noch mehr für den Ernstfall, schwer zu ergründen ist. Ueberdies hat sich in der Praxis unserer Uebungsplätze und Manöverfelder bereits der Zweifel erhoben, welcher mehr Zank und Aerger stiftete, als die Sache werth ist: muß das Bataillon sich in der „normalen" Breitkolonne sammeln oder ist auch hierbei „jede andere Reihenfolge der Kompagnien gleichberechtigt"?

Das N. R. bestimmt: „Im Gefecht bleibt die Fahne — (welche bekanntlich nicht mehr die frühere, ständige Bedeckung von 5 Unteroffizieren hat, sondern auf sich selber angewiesen ist) — bei einer in Reserve gehaltenen Kompagnie. Wird auch diese zuletzt eingesetzt, so geht die Fahne mit in die

Feuerlinie, doch muß unter allen Umständen eine Section bei der Fahne bleiben." Das ist in der Theorie sehr schön und hat im Frieden weiter keine Schwierigkeit — zeitigt allerdings unerfreuliche Bilder. Beispiel: 1. und 3. Kompagnie sollen im ersten Treffen den Angriff des einzelnen Bataillons auf eine feindliche Stellung einleiten, die 2. Kompagnie deckt rechts, die 4. links im zweiten Treffen, 400 Schritt zurück. Der Fahnenträger hat sich zur 2. Kompagnie begeben. Nun wird gerade diese Kompagnie noch zur Verlängerung des ersten Treffens vorgeschickt. Der umsichtige Fahnenträger bemerkt, daß die über 200 Schritt links befindliche 4. Kompagnie noch hält, also jedenfalls die nunmehrige „Reservekompagnie" ist, zu der er nach dem Reglement gehört. Er pilgert also mit der Fahne dorthin — immerhin, wenn auch fern, noch im Bereiche des feindlichen Infanteriefeuers. — allein, denn eine Begleitung ist nicht vorgesehen, auch wird man nicht eine Section der 2. Kompagnie abtrennen und sie unter gleicher Gefährdung der 4. Kompagnie zusenden, auf Nimmerwiedersehen in diesem Gefechte! Das Bild solcher einsam umherziehenden Fahnen ist, wie gesagt, ein auf unsern Uebungsplätzen stets wiederkehrendes und stets unerfreuliches. Wie wäre dem abzuhelfen? Hier ein unmaßgeblicher Vorschlag: „Die Fahne tritt, sobald das Bataillon aus der Versammlungs- oder Marschformation seine Kompagniekolonnen entwickelt, zu der oder zu einer der am weitesten rückwärts befindlichen Kompagnien, bei welcher sie während des ganzen Gefechtes verbleibt." Halten wir die Hauptschläge, die Feldschlachten, im Auge, so müssen wir uns doch sagen, daß Hunderte von Bataillonen, ganz aufgelöst, schließlich in vorderer Reihe kämpfen werden, ohne noch eine Reservekompagnie zu haben, daß also die Fahnen sämmtlich mit in die Schützenlinien gehen müssen: da ist es wirklich gleichgültig, ob dieser Fall etwas früher oder ob er später eintritt; es muß eben nur vermieden werden, die Fahne gleich zu Anfang vorzuführen. Für besonders ängstliche Gemüther könnte man dem obigen Vorschlage noch die Klausel anhängen: „Die Fahne darf jedoch, wenn ihre Kompagnie in die Feuerlinie vorrückt, zu einer andern noch in Reserve befindlichen Kompagnie ihres Bataillons übertreten, vorausgesetzt, daß die hierzu zurückzulegende Strecke nur eine kurze und der feindlichen Feuerwirkung nicht ausgesetzt ist." Es sollte endlich diese Frage praktisch geregelt werden, die im Ernstfalle ihre recht bedenkliche Seite und einschneidende Folgen hat! . . .

Für den Exerzierplatz sei hier ein Wink gegeben hinsichtlich der Doppelkolonne im Kehrt: es soll, nach dem Reglement, der Raum zwischen den zwei Zügen der hintersten Staffel durch den Zugführer des einen, den linken Flügelunteroffizier des andern Zuges dieser Staffel, sowie drei schließende Unteroffiziere der nächsten Züge geschlossen werden. Da nun im Laufe jedes Uebungstages bald diese, bald jene Kompagnien rechts oder links die hinteren Plätze in der Doppelkolonne einnehmen können, so empfiehlt sich ein für alle Mal die Festsetzung im Bataillon für die Kehrtwendung der Doppelkolonne:

„Von den hintenstehenden Kompagnien stellt die mit der höchsten Nummer stets 2, die andere 1 schließenden Unteroffizier zum Ausfüllen der Lücke."

Das N. R. befiehlt, daß Richtung und Fühlung auf der Stelle rechts ist, während der Bewegung bei der Doppel- und Breitkolonne nach der Fahne, bei der Tiefkolonne rechts. Das ist also geblieben, wie es war, wenn man die Tiefkolonne der alten Zugkolonne, die Doppel- und Breitkolonne der Kolonne nach der Mitte gleich rechnet.

Auf diese reglementarische Bestimmung wird noch zurückzukommen sein.

Was den Vordermann anbetrifft, so ist die Anforderung des N. R. sehr milde — zum Heil der Sache! Eine Steigerung ist bemerkbar von der Tiefkolonne zur Doppel- und endlich zur Breitkolonne hinauf: während bei ersterer der Vordermann sich auf die Zugführer zu beschränken hat, ist er in der letzteren „durch alle Rotten festzuhalten", — natürlich! muß man sagen, da ja die Breitkolonne aus den nebeneinanderstehenden Kompagniekolonnen besteht, innerhalb deren aber nach Ziffer 156 des R., wie früher besprochen, durch alle Rotten Vordermann sein muß!

„Bei der Doppelkolonne ist der Vordermann dadurch herzustellen, daß er von den Zugführern und linken Flügelunteroffizieren genau (!) genommen wird", — also der äußere Rahmen und der „Kasten" in der Mitte muß stimmen!

Der Wortlaut des N. R., besonders im Zusammenhalt mit der Vordermanns-Vorschrift für Breit- und Tiefkolonne; — der Umstand, daß für erstere ausdrücklich für alle Rotten der Vordermann verlangt wird, diese Bestimmung aber bei der Doppelkolonne nicht aufgestellt ist, muß bei vorurtheilsfreier Auffassung zu dem Ergebniß führen: wenn Vorgesetzte durch alle Rotten und Staffeln der Doppelkolonne den Vordermann verlangt oder wenigstens das Nichtvorhandensein des Vordermanns getadelt haben, so sind sie dadurch schuldig eines Verstoßes gegen den Wortlaut und noch mehr fast gegen den Sinn des Reglements, das eben die zeit- und lustraubende Künstelei und Plackerei abschaffen wollte.

Nun aber ein Andres. Wenn die Züge eine ungleiche Rottenzahl haben, dann kann zwar im Kasten der Vordermann da sein, nicht aber auf den äußeren Flügeln der Doppelkolonne. Entweder also man „egalisirt" die Rotten — oder man sieht über die „Treppen" an den Flügeln hinweg.

Das „Egalisiren" war unter dem A. R. Sitte, — man kann nicht einmal sagen: „Unsitte", weil es durch die Verhältnisse nahezu bedingt war. Man egalisirte — und zwar wenigstens die beiden Kompagnien „über der Fahne" für sich — und ebenso die beiden andern für sich, weil man häufig, besonders zu Anfang der Bataillonsexerzier-Periode, sich ganze Vormittage in Kolonne nach der Mitte umherbewegte, bezw. in derselben umherstand — und Vordermann nebst Staffelrichtung herstellte.

Was aber zweckmäßig und Sitte war unter der Herrschaft des A. R.,

ist großentheils unzeitgemäß oder geradezu ein Vergehen seit dem Erscheinen des N. R. Die Doppelkolonne ist die unbestreitbare Tochter und Erbin der Kolonne nach der Mitte, was die äußere Erscheinung schon beweist, aber sie spielt nicht entfernt die Rolle der letzteren, wie Oberst Hungerbühler treffend sagt: „Auch in der Auffassung der Doppelkolonne und ihres taktischen Werthes ist eine Wandlung vor sich gegangen. Auch sie ist von dem erhabenen Stuhl, auf dem sie thronte, herabgestürzt worden. Als Gefechtsformation verpönt, als Manövrirformation in's dritte Treffen verwiesen und auch da nur einer bedingten Duldung sich erfreuend, als Sammelformation den andern höchstens neben-, keineswegs mehr übergeordnet, führt sie heute eine Existenz, von deren Bescheidenheit sie sich zur Zeit, als sie unter des großen Napoleon sieggewohnten Adlern diente, sicherlich nichts träumen ließ."

Wenn dem aber so ist; — wenn schon die Raumvertheilung, vollends der Inhalt des N. R. keinen Zweifel läßt, daß dasselbe ein Reglement nicht der geschlossenen Ordnung ist, sondern ein „Reglement der zerstreuten Ordnung", in welchem der geschlossenen nur das ihr zustehende bescheidenere Theil zugebilligt wird; — wenn von den vielleicht 10 Exerziertagen ein tüchtiger „moderner" Kommandeur sein Bataillon etwa nur an 3—4 Tagen auf kurze Zeit in der Doppelkolonne „vornimmt", dann hat wirklich das „Egalisiren" der Rotten jeden Werth und Zweck eingebüßt; es müßte ja obenein durch alle 4 Kompagnien hindurch erfolgen, weil eben jetzt jede derselben an jedem Platze stehen kann.

Also: man egalisire nicht, man lasse alle Leute bei ihren Kompagnien, auch wenn, was doch wohl der äußerste Fall wäre, dadurch ein Unterschied von 2, höchstens 3 Rotten in den Zügen verschiedener Kompagnien einträte.

Natürlich ist dann der Vordermann auf den äußeren Flügeln der Doppelkolonne nicht vorhanden. In der Bewegung ist aber der Kasten in Ordnung, rechts und links überragt — je nachdem — die vordere oder hintere Kompagnie um eine, zwei, selbst drei Rotten. Im Stehen ist die Sache weniger einfach, weil durch die wörtliche Befolgung der für gleiche Rottenzahl aller Züge berechneten Reglementsvorschrift: „Fühlung und Richtung rechts", der Kasten aus dem „Leim" ginge, um die Zugführer auf den rechten Flügeln in Vorderrichtung zu bringen. Aber — „ein kindlich Gemüth in Einfalt" hilft sich! Nehmen wir die Normalstellung der Kompagnien an, — die Doppelkolonne steht, die erste Kompagnie ist schwächer an Rottenzahl, dann wissen die überschießenden rechten Rotten der 2. Kompagnie, daß sie eben nicht Vordermann nehmen können, sondern die rechten Flügel der 1. Kompagnie um die imaginären ein, zwei 2c. Rotten überragen müssen. Umgekehrt: ist die erste Kompagnie stärker, dann nehmen die rechten Flügel der 2. Kompagnie nicht Vordermann nach rechts außen, abschneidend, sondern sie decken sich auf die entsprechende Rotte der vorderen Kompagnie ein. „Unter der Fahne" ist die Sache ja nach dem N. R. an sich geregelt! — Vielleicht be-

seitigt das N. R. —, über welches ja Ende 1890 die Truppen zu berichten haben —, diese Schwierigkeit der ungleichen Rottenzahlen bei der stehenden Doppelkolonne dadurch, daß die Ziffer 206 im ersten Satze so gefaßt wird: „Auf der Stelle ist die Richtung rechts, ebenso die Fühlung, jedoch mit der Maßgabe, daß letztere in der Doppelkolonne nach der Fahne genommen wird." — —

Ueber die „Griffe und das Laden" bestimmt das N. R.: „Ein Ueben (!) der Griffe und des Ladens findet nur (!) statt, insoweit (!) dies zur Herbeiführung der Gleichmäßigkeit beim Auftreten des Bataillons als geschlossener Körper erforderlich ist." In Verbindung mit der Ziffer 3 der Einleitung: „In der Kompagnie ist die eigentliche Exerzierschule zum Abschluß zu bringen; im Bataillon erstreckt sich diese Schule noch auf die geschlossenen Formationen" . . . liegt die Absicht des N. R. auf der Hand, daß die frühere Zeit- und Kraftverschwendung wegfallen soll, mit der das „Klappen" der Griffe u. s. w. eingedrillt wurde. Stramm soll auch jetzt Alles gemacht werden, was im Bataillon nach Kommando einheitlich ausgeführt wird, — aber Griffe und Laden sind nicht Selbstzweck, — und sie zu „zeigen" bei der Bataillons-Besichtigung, — es sei denn, daß wider Erwarten ein Inspizirender der alten Schule sie zu sehen verlangt, — halten wir für nicht mehr zeitgemäß. Nun gar von einer „Vorführung" der Wendungen kann erst recht nicht die Rede sein, da das N. R. von denselben, sehr mit Recht, keine Notiz weiter nimmt. . .

Nachzuholen bleiben jetzt die unter „Allgemeines" dem Kapitel „Bataillon" im N. R. vorausgeschickten Bemerkungen bezw. Festsetzungen.

Die Stimme des Bataillonskommandeurs wird erheblich geschont, da derselbe meist nur Ankündigungskommandos giebt oder Befehle ertheilt, — Ausführungskommandos aber nur für die selteneren und kürzeren Fälle, „wenn alle Kompagnien in einer der drei Grundformationen das Gleiche auszuführen haben." Stehen also die 4 Kompagnien mit mehr als drei Schritt Zwischenraum neben einander, so trifft die Voraussetzung der Grundformation „Breitkolonne" nicht zu — mithin erfolgen dann nur Ankündigungskommandos des Kommandeurs!

Nicht ohne Reibung hat sich die Ausführung der Ziffer 199 vollzogen: „Der Uebergang aus einer Formation in die andere erfolgt in der Regel mit Gewehr über. Auf ihrem Platze angekommen, nehmen die Kompagnien, wenn nichts Anderes befohlen ist, Gewehr ab, rühren und richten sich aus."

Die Zweifel, die sich in der Praxis ergeben haben, sollen an Beispielen klargelegt werden:

Es steht die „normale Breitkolonne" mit Gewehr über. Der Kommandeur giebt die Ankündigung: „Auf die 1. Kompagnie Tiefkolonne formiren!" — Fragen: Darf (oder muß) die 1. Kompagnie von selbst Gewehr ab nehmen und rühren? Wenn „nein", wenn sie mit Gewehr über stehen bleiben muß

— (mit oder ohne desfallsige besondere Weisung des Kommandeurs) — dürfen die nachher einrückenden drei anderen Kompagnien „Gewehr ab nehmen, sich rühren und ausrichten?" Oder, — falls diese Frage verneint wird hinsichtlich des Gewehr-Abnehmens und Rührens — dürfen oder müssen sie sich mit Gewehr über richten? — —

Weiter: das Bataillon steht in normaler Breitkolonne mit Gewehr ab; Ankündigung des Kommandeurs: „auf die 1. Kompagnie Tiefkolonne formiren!" Frage: dürfen oder müssen die 2., 3. und 4. Kompagnie vor Antritt ihrer Bewegung von selbst das Gewehr über nehmen? (Daß sie nachher von selbst abnehmen, ist außer Zweifel.) —

So lange das Reglement nicht durch eine etwas andre Fassung oder einen Zusatz die Sache ganz klar stellt, wird der Bataillons-Kommandeur sich helfen müssen, — wie z. B. bei der ersten Frage, durch die Ankündigung: „Auf die 1. Kompagnie Tiefkolonne — event. „ohne Tritt" formiren! — Hinterher gleich: „1. Kompagnie Gewehr abnehmen und rühren".

Bei der zweiten Frage: „Auf die 1. Kompagnie mit Gewehr über Tiefkolonne formiren. 1. Kompagnie Gewehr ab behalten und rühren" — u. s. f.

Da nach Ziffer 200 „auf dem Exerzierplatz die Bewegungen in den Grundformationen und der Uebergang aus einer in die andere „gewöhnlich" im Tritt stattfinden" sollen, so muß der Kommandeur ein beabsichtigtes „ohne Tritt" in seine Ankündigung besonders aufnehmen! — „Das Auseinanderziehen zum Gefecht geschieht nach Anordnung des Bataillons-Kommandeurs mit oder ohne Tritt", — hier ist also unfraglich es geboten, daß die Ankündigung des Majors jedesmal die Bestimmung „im Tritt" oder „ohne Tritt" enthält, — was sehr häufig verabsäumt wurde. Vielleicht könnte das N. R. in dieser Beziehung auch entgegen kommen und, — da das Auseinanderziehen zum Gefecht doch sicherlich außerhalb des wirksamen feindlichen Feuerbereiches stattfindet —, bestimmen: „dasselbe erfolgt in der Regel ohne Tritt". Dann brauchte der Kommandeur nicht jedesmal darüber besonders zu bestimmen, sondern nur im Ausnahmefalle. „Alle weiteren Bewegungen der Kompagnien werden ohne Tritt ausgeführt", bestimmt das N. R.; — warum nicht auch das Auseinanderziehen in der Regel ohne Tritt? „Derselbe ist jedoch im wirksamen feindlichen Feuer aufzunehmen." —

„Die Uebergänge aus einer in die andere Kolonne geschehen auf dem kürzesten Wege" — also, mathematisch gefaßt, setzen sich die Kompagniekolonnen neben- oder hintereinander nicht mit „rechts- (links-) um", sondern mit zweimal „halbrechts (halblinks)". Das hat ja nun, wenn das Bataillon in Bewegung ist, keine Schwierigkeit, weil die ungezwungen im Marsch, Marsch (nicht im Laufschritt) sich schiebenden Kompagnien unterwegs nicht die scharfen Ecken aufzuweisen brauchen, wie die im Tritt den Schrägmarsch ausführende Kompagniekolonne. Nun verfolge man einmal im Einzelnen die Bewegungen der Kompagnien, wenn die Uebergänge sich im bezw. aus dem

stehenden Bataillon vollziehen. Normale Breitkolonne. — „Auf die 1. Kompagnie Tiefkolonne formiren!“ Die 2., 3. und 4. Kompagnie müssen auf das Kommando ihrer Führer Kehrt machen, im Tritt gerade aus, dann zweimal halblinks marschiren — und zwar haben die 3., zumal die 4. Kompagnie im Schrägmarsch eine so bedeutende Strecke zurückzulegen, daß hier ein Widerspruch sich ergiebt gegen die früheren Bestimmungen des N. R. in den Ziffern 170, 152 und 153, sowie 107, denen zufolge für Zug, Kompagnie in Linie und Kompagniekolonne „ein Ziehen im Tritt nur auf kurze Strecken stattfinden darf.“ Wäre es da wirklich ein großes Vergehen gegen das Reglement, wenn man dessen Ziffern 107 u. s. f. als maßgebend betrachtete und den Kolonnen-Uebergang im rechts (links)-um ausführte? ...

Die normale Doppelkolonne ist im Vormarsch, im Tritt. — Ankündigungskommando: „Rechts Tiefkolonne formiren!“ Es ist klar, daß die 1. und 2. Kompagnie im Marsche bleiben, die 3. und 4. aber auf Kommando ihrer Führer zunächst Halt machen, bis der letzte Zug der 2. ungefähr in die Höhe des vordersten Zuges der 3. Kompagnie gelangt ist. Was nun weiter bei der 3. und 4. zu kommandiren sei, darüber trennen sich die Meinungen. Die Einen kommandiren: „Laufschritt — marsch, marsch, — halbrechts,*) gerade — aus, im Schritt,“ — die Andern kommandiren einfach: „halbrechts, marsch marsch“ — nichts weiter, wobei die Gewehre auf der linken Schulter bleiben und die Kompagnien von selbst nach einander Vorderrichtung und Abstand und Tritt nach der vormarschirenden Kompagnie nehmen.

Wir sind der Ansicht, daß kein Grund vorliegt, die umfänglicheren Kommandos, Veränderung der Gewehrlage und die Taktmäßigkeit des „Laufschritts“ bei dieser Gelegenheit in Anwendung zu bringen, zumal der Laufschritt für eine kurze Strecke im Halbrechts (links) nicht wohl gerathen kann. So lange das N. R. in dieser Hinsicht nichts Genaueres vorschreibt, scheinen uns die Anhänger des einfachen „Marsch, marsch“ den gewährten Spielraum weniger gekünstelt zu benutzen und — sie haben auf ihrer Seite noch die reglementarische Bestimmung in I, 8: „Sollen Strecken unter Beschleunigung zurückgelegt werden, so wird gelaufen. Das Kommando heißt, wenn im Takte gelaufen werden soll (!): Laufschritt — Marsch! Marsch!, dagegen nur Marsch! Marsch!, wenn ohne taktmäßiges Laufen nur bezweckt wird, eine Formationsveränderung u. s. w. (!) möglichst zu beschleunigen.“

Da bei diesen Uebergängen aus einer Kolonne in die andre die Kompagnieführer schnell zur Hand sein und auf ihre Plätze reiten müssen, ist ihnen ein Eingewöhnen mit einander zu empfehlen. So halten sie bei der normalen Doppelkolonne zweckmäßig so: hinter dem 3. Zug der 2. Kompagnie rechts der Führer der 1., links neben ihm der der 2. Kompagnie, — auf der andern Seite rechts der der 4., links der der 3. Kompagnie. 3.

*) oder auch: „Laufschritt — halbrechts — Marsch! Marsch!“ — in allen Fällen eine äußerst schwierige Leistung! —

Die Vorbereitung der französischen Kavallerie zur Massenverwendung im Felde.

II.

Die starken und schwachen Seiten der Darlegungen der „Revue des deux mondes“ und des „Avenir militaire“ werden dem aufmerksamen und kundigen Leser nicht entgangen sein. Es bedarf auch keines besonderen Nachweises, wo die Stärken und Schwächen des Gegenartikels liegen, mit welchem sich das — einer andern politischen Richtung huldigende Fachblatt le Progrès militaire über die erstgenannten Blätter hermacht. Jedenfalls ergiebt sich aus dieser schroffen Meinungs-Verschiedenheit und Meinungs-Aeußerung, wie schon zu Eingang erwähnt wurde, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die große Masse in ihrem Urtheil verwirrt und ihr Vertrauen zu der Reiterei und Reiterei-Taktik herabgemindert wird.

Le Progrès militaire also sagt:

Die Zeit ist für die „Massen-Manövers“. Nach der Artillerie hat die Kavallerie die ihrigen gehabt. Offenbar hat die Lanze uns dies eingebracht. Wenigstens versichert uns dies die Revue des deux mondes in einem Aufsatze, in welchem die Lyrik überfließt! Aber das kleinste Korn praktischen Verstandes würde unsre Angelegenheit besser fördern. Und dies haben wir dort vergeblich gesucht. Auch die geistvolle Beleuchtung, welche l'Avenir militaire dem auszugsweise wiedergegebenen und kommentirten Artikel zugewendet hat, ließ uns keinen soliden Inhalt unter der glänzenden Hülle entdecken. Besonders haben wir dort auch nicht entdeckt, warum die Kavallerie — welche in den Kriegen der Zukunft eine nicht minder bedeutende Rolle spielen soll, als in denen der Vergangenheit — (was wir nicht bestreiten!) — nothwendigerweise, um sich auf diese Rolle vorzubereiten, sich absondern und in den engen Grenzen des Lagers von Chalons einschachteln muß. Wenn in der That der in Rede stehende Artikel etwas beweist, so ist dies vor Allem die Nothwendigkeit für die Kavallerie, ihre Exerzitien und ihre großen Uebungsmanöver unter ganz anderen Bedingungen auszuführen, als die sind, unter denen wir sie jüngst haben operiren sehen.

So hält man zu Eingang sich gemüßigt, uns die strategische Aufgabe der Kavallerie „in zwei unbestrittenen Sätzen“ kundzuthun, indem man sagt: sie müsse „aufklären und schützen, entdecken und decken“ — was wir sehr gern zugeben.

Nun aber fragen wir: Wen klärt die Kavallerie auf? Wen oder was schützt sie, wenn sie allein auftritt? Wen besonders kann sie sich anmaßen

zu „decken", oder gar zu „entdecken" in der Umfassung und im Gelände des Lagers von Chalons?

Dieses Gelände, welches die Phantasie des Publikums sich so ausgedehnt vorstellt und das auch wirklich sehr ausgedehnt ist, hat doch aber seine bestimmten Grenzen. Es ist selbst weit ab davon, eine Ausdehnung aufzuweisen vergleichbar derjenigen, welche im Kriege die drei in diesem Jahre dort eingepferchten Kavallerie-Divisionen würden erforschen und durchstreifen müssen.

Das gesammte Lager von Chalons bildet etwa ein Rechteck von 14 Kilometern Breite und 15 bis 16 Kilometern Länge. Dagegen ist der für die Manöver wirklich benutzbare Raum viel geringer und überschreitet kaum den Flächeninhalt eines Quadrates von 12 Kilometern Seitenlänge. Diese anscheinend beträchtlichen Abmessungen sind nicht einmal ausreichend für die Ausdehnung, welche eine einzige Kavallerie-Division einnehmen müßte, die zur Deckung einer Armee und zur Durchstreifung des Geländes vor derselben bestimmt wäre.

Wenn man also auch zugeben will oder kann, daß im Nothfall eine Division in dem Raume des Lagers sich üben kann in der einfachen Aufstellung ihrer Abtheilungen nach den für den Aufklärungs- und Sicherungsdienst geltenden Vorschriften, so könnte man doch sich nicht beikommen lassen, auch nur die geringste Operation darzustellen, ohne sofort über die Grenzen hinauszugehen.

Was soll also da die Vereinigung dreier Divisionen?

Wird diese Vereinigung dreier Divisionen etwa andererseits durch zwingende taktische Gründe veranlaßt?

In keiner Weise! Und zur Bestätigung unserer Behauptung rufen wir gerade die Autorität der „Revue des deux mondes" selbst an.

Jener Artikel bemüht sich sorgsam, uns zu sagen, daß bei der Ausübung des Aufklärungsdienstes „die Kavallerie sich in eben so viele Gruppen theilen wird, als der Höchstkommandirende Operationsobjekte erwählt hat."

Heißt das nicht deutlich zugestehen, daß die Kavallerie dann divisionsweise operiren und daß niemals drei Divisionen in einer Hand vereinigt sein werden? Was wir bei Chalons gesehen haben, wäre mithin nach dieser Richtung ein taktischer Unsinn.

Freilich spricht der Artikelschreiber dann von einer „zweiten Phase", — nämlich dem Vormarsche, wobei es darauf ankommt, „Reitermassen in den Flanken der marschirenden Armeen vorzuschieben." Daß bei dieser Gelegenheit hervorgehoben würden „die großen Reiterzüge von Bessières und Murat 1805, 1806, 1809 und 1812", das war zu erwarten.

Aber stießen diese großen Züge, besonders der letzte, bei welchem die Reiterei in ganz beträchtlichen Massen vereinigt war, stießen sie nicht auf große Schwierigkeiten, deren hauptsächlichste die war, Menschen und Pferde

zu ernähren, — besonders die letzteren, die unkluger Weise in Kavallerie-Korps formirt waren in Stärke von 2000 Reitern und darüber?!

Wenn man glaubt, heutzutage auf dies, durch seine eigenen Folgen verurtheilte Verfahren zurückkommen zu müssen, wenn man insbesondere glaubt, dies ohne Nachtheil thun zu können, würde es nicht angemessen sein, den Versuch eines Beweises für Alle zu unternehmen auf eine handgreifliche, überzeugende Art, welche die Besorgnisse der Schwarzseher und Aengstlichen zerstreut?

Es liegt auf der Hand, daß man, als erste Maßnahme in dieser Richtung, wirklich die in Rede stehenden Massen vereinigen, sie mit der gewollten Geschwindigkeit in einer gewollten Richtung marschiren lassen und durch die Thatsachen den Beweis liefern müßte, daß man sie selbst unter diesen Verhältnissen ernähren kann; das will sagen: Verpflegung und Unterkunft von Menschen und Pferden regelmäßig sicher stellen, ohne die Einen oder die Andern zu Grunde zu richten!

Aber: im Lager von Chalons vollzieht man diese Vereinigung, im Lager von Chalons bildet man diese Masse — und um dasselbe Lager herum läßt man sie manöveriren.

Mit solchem Verfahren beraubt man sich durchaus und wie mit Vorbedacht der werthvollsten Fingerzeige, welche die Manöver in Friedenszeiten liefern können. Das heißt, um eins der schwierigsten militärischen Probleme zu lösen, sich in Verhältnisse versetzen, die man im Kriege sicherlich niemals antrifft; das heißt, folgerichtig, sich dem aussetzen, daß man Lösungen zuläßt, deren Aufnahme zu den schwersten Täuschungen führen kann.

Wie! Man sagt uns, daß „das Thätigkeitsfeld der Kavallerie sich bemißt nach den Abmessungen der heutigen Kriege"; daß „ihre Stärke gewachsen ist"; daß „die Größe des Objekts umfänglichere Maßnahmen erheischt!" Man bildet sich ein, in der Kaserne Krieg führen zu können! Denn das Lager von Chalons ist doch nichts anderes!

Regimenter, bei denen die Mannschaften jeden Morgen aus ihren Kammern kommen, die Pferde aus ihren Ställen, um dorthin jeden Abend — oder auch nur einige Stunden nachher — zurückzukehren, und an den bestimmten Stellen die von den Köchen vorbereitete Mahlzeit, die von den Stallwachen geschüttete Fourage vorzufinden: — Truppen, die in solcher Weise operiren, führen keinen Krieg, lernen nicht ihn führen. Und diejenigen, welche sie befehligen, könnten in der Weise Jahre lang dahingehen, ohne daß sie sich Rechenschaft über die Schwierigkeiten gäben, die sie im Felde vorfinden würden, und ohne daß sie die letzteren zu überwinden lernen würden.

Was die Kavallerie besonders lernen muß — sie, die zu allermeist durch Schnelligkeit wirken muß —, das ist: zu marschiren und schnell zu marschiren. Und nicht etwa marschiren, indem man sich im Kreise herumbewegt, wie wenn

man im Circus parabirte, — ſondern vorwärts marſchiren, indem man große Strecken zurücklegt, ohne ſich zu ruiniren oder an Zahl einzubüßen.

Zu dieſem Zwecke — indem man zugeben muß, daß ſie einige beſondere Manöver ausführt, was nichts Unverſtändiges hat, da ihr Aufklärungsdienſt ſie oft dahin führen wird, ſelbſtſtändig und weit vorwärts der Armee zu handeln — zu dieſem Zwecke iſt es unerläßlich, daß ihre Manöver in irgend einem alljährlich wechſelnden Gelände ſtattfinden, deſſen Ausdehnung vollauf Raum zu weiten Bewegungen bietet; und ebenſo iſt es nothwendig, daß ſie in dieſem Gelände ſich ſtetig vorwärts bewege, um die Möglichkeit der Ernährung der Maſſen, die man bilden zu müſſen glaubt, feſtzuſtellen und die Mittel zur Erreichung dieſes Reſultats zu ſuchen.

Des Ferneren iſt es nothwendig, daß im Anſchluſſe an dieſe Sondermanöver und als deren natürliche Ergänzung die Kavallerie theilnehme an den allgemeinen Manövern der andern Waffen. „Denn, — ſo ſagt der anonyme Schriftſteller in der Revue des deux mondes — der letzte und zerſchmetternde Donnerſchlag, der über den Sieg entſcheiden muß, wird ſtets die Verwendung aller drei Waffen verlangen.“

Nothwendiger Weiſe alſo müſſen dieſe drei Waffen ſich üben, in Uebereinſtimmung zu handeln zur Erlangung des Erfolges. Es darf keiner von ihnen geſtattet werden, ſich von den andern abzuſondern, ſich auf ſich ſelbſt zurückzuziehen, für ſich allein und auf eigene Rechnung ſo eine Art von Theatervorſtellungen zu geben und ſich dabei den Triumph der „Mache“ zu verſchaffen. In Deutſchland hält die Kavallerie auch Spezialmanöver ab; aber im Anſchluß an dieſelben ſtets, wie wir noch in dieſem Jahre ſahen, ſtoßen die einzeln geübten Kavallerie-Diviſionen zu den Armeekorps und führen in Verbindung mit ihnen — wie dies im Ernſtfalle ſtattfinden würde — den Feldzug fort, den ſie zuerſt allein eingeleitet haben.

Und ſo müſſen wir in Frankreich verfahren; ſo muß der General Galliffet, welcher der Kavallerie wirkliche Dienſte geleiſtet hat, ſeine Rolle auffaſſen. Nicht durch kindiſche Aenderungen an der Bewaffnung kann er hoffen, das unternommene Werk zu vollenden. Und beſonders nicht durch den Verſuch, mehr oder weniger offen dieſe Waffe für ſeine Zwecke mit Beſchlag zu belegen, kann er darauf rechnen, einen Ausweg zu entdecken, um aus dem Irrwege zu kommen, auf dem er ſeit einiger Zeit offenbar umhertrippelt. Unter dieſen Verhältniſſen iſt die Mitwirkung aller Generale nöthig (!). Wir zweifeln auch nicht, daß der Kriegsminiſter Werth darauf legt, ohne Unterſchied an alle Generale zu apelliren, und daß er, ohne den Werth des Generals Galliffet zu verkennen, aber auch ohne ſich durch das ihm von letzterem vorgeführte glänzende Schauſpiel blenden zu laſſen, abwechſelnd jeden ſeiner Kollegen in die Lage ſetzt, ſeine Ideen zur Ausführung zu bringen und zu zeigen, was er zu leiſten verſteht . . .

Der „Pferdefuß“ des „Kameraden-Neides“ ſchaut nackt und häßlich aus den Schlußſätzen des Progrès militaire heraus, deſſen Ausführungen Irrthum und Wahrheit in buntem Gemiſch enthalten. Die Polemik giebt uns Deutſchen eine „erfreuliche Ausſicht auf die ‚Einheitlichkeit‘“, mit der im gegebenen Falle die franzöſiſche Kavallerie geführt werden wird! 130.

Die jetzige Kriſis der Feſtungsbaukunſt.*)

III.

Während unſer II. Artikel über die in Frankreich einander bekämpfenden Meinungen im Drucke ſich befand, erfuhr der Streit eine gewiſſe Klärung: dieſelbe ſoll zunächſt hier dargelegt, ſodann auf den Stand der Feſtungsfrage in Deutſchland eingegangen werden.

Der vom Oberſten Kriegsrath — wenn auch nicht einſtimmig und nicht ohne gewichtige Bedenken gebilligte, vom Kriegsminiſter Freycinet der Kammer vorgelegte und nun ſchon ſeit Monaten in Kraft getretene Geſetzesentwurf hat die Schleifung verſchiedener Feſtungen und Forts, ſowie die Neueintheilung der feſten Plätze entſchieden. Wir berichten die Sache in Kürze, laſſen die Anhänger des Geſetzes durch den Mund des Progrès militaire zu Worte kommen und laſſen ſchließlich die Gründe der Gegner hören.

Die Plätze alſo ſind in vier Klaſſen getheilt. Die erſte umfaßt die neu einzutheilenden Vertheidigungswerke, die bereits beendet oder noch im Bau begriffen ſind. Hierher gehören beſonders die Plätze Verdun, Maubeuge, Reims, Toul, Epinal, Belfort, Langres, Dijon, Cherbourg, Breſt, Lyon und Grenoble, die Grenzwerke in Savoyen und den niederen Alpen, Nizza, Perpignan, Port-Vendres, endlich zahlreiche Werke in Algier u. zw. ſowohl an den Küſten wie im Innern dieſes Landes.

Die zweite Klaſſe begreift in ſich die ſofort und ohne jeglichen Vorbehalt aufzulaſſenden (à declasser) Werke: Hierher gehört eine ſehr große Zahl von Batterien der Küſtenvertheidigung und eine gewiſſe Anzahl detachirter Werke, welche bei einzelnen Plätzen zu entlegen vom Vertheidigungsſyſtem dieſer Feſtungen ſind, als daß ſie zur Vertheidigung der letzteren irgendwie von Nutzen ſein könnten. Hierher auch gehören noch andere Werke, die lediglich ein geſchichtliches Intereſſe beanſpruchen dürfen, wie z. B. der Mont

*) Siehe das Februarheft 1889 unſerer Zeitſchrift.

Saint-Michel, die Kastelle oder Schlösser von Dieppe, Saumur, Lourdes, die Citadellen von Amiens, Villefranche, das Fort Sainte-Marguerite u. A.

In die dritte Klasse gehören die Plätze, deren Werke aufgelassen werden sollen, aber mit der Einschränkung, daß die Anflassung erst befohlen wird, nachdem Mittel und Wege der Schleifung gefunden sind. Zu erwähnen sind hier besonders die Städte Arras, Montreuil, Saint-Omer, Aire, Valenciennes, Bouchain, Landrecies, Cambrai, Douai, Vitry-le-François, Givet, Rocroi, Auxonne, Antibes und Montpellier.

Die größte Zahl dieser Plätze liegt also an der belgischen Grenze, während die wichtigen der ersten Klasse zumeist die Ost- und Südostgrenze decken und seit 1872 gebaut, erweitert oder umgebaut sind.

Eine Zahl von Werken, welche eine andere Eintheilung erhalten sollen, bildet die vierte Klasse.

Seit 1872 hat Frankreich Millionen über Millionen in Befestigungsarbeiten gesteckt. Gleich nach dem Kriege waren diese Vertheidigungsmaßregeln nur zu naturgemäß; indessen hätte man sich darauf beschränken können, durch Feldwerke diejenigen Stellungen zu sichern, welche die größte Bedeutung zu haben schienen, um einen Ueberfall des Feindes aufzuhalten oder zu verzögern. Aber das Geniekorps hat überall „Meisterwerke" errichten wollen.

Die neuerliche Erfindung der Sprenggeschosse bringt in Angriff und Vertheidigung von Festungen eine fast ebenso große Umwälzung hervor, wie die Erfindung des Pulvers selbst. Es ist also durchaus nöthig, ohne Umstände die Werke zu entfestigen oder zu schleifen, die uns mehr schaden als nützen würden. Wir kennen heute keine wichtigere Frage unter dem doppelten Gesichtspunkte: dem unserer Landesvertheidigung und des Interesses unserer Kasse.

Wir haben im Jahre 1889 150 Festungen oder selbstständige Forts mit 540 detachirten Forts oder Anschlußwerken; dieselben erfordern insgesammt eine Besatzung von 600 000 Mann!

Welchen Werth haben viele dieser Plätze, welche Rolle haben sie 1870 gespielt? Die Berichte der 1872er Untersuchungs-Kommission sprechen sich deutlich darüber aus. In Vitry, Laon, Soissons hat die Bevölkerung sich der Fortsetzung der Vertheidigung widersetzt; in Laon, in Neu-Breisach, in Amiens hat die Mobilgarde den Dienst verweigert. Ueberall hat das Bombardement binnen wenigen Stunden die Uebergabe des Platzes herbeigeführt. Kein einziges Mal während des Krieges hat die deutsche Infanterie zum Sturm schreiten müssen; das Geschütz hat auf weite Entfernung Alles entschieden.

In La Fère hatte das Geniekorps die Palliſaden, Verhaue, Wolfsgruben vor den Thoren in verschwenderischer Fülle angebracht; nach seinen herkömmlichen Lehrsätzen hatte es die Wirksamkeit eines Bombardements in Abrede gestellt und niemals an Errichtung von Kasematten gedacht. Die Deutschen eröffneten am 25. November ihr Feuer und am 26. kapitulirte der Platz, obgleich der Kommandant, ein sehr tapferer, aber in diesem neuen Element

etwas unerfahrener Marineoffizier, kurz vorher in einer Proklamation verkündet hatte, er werde den Beweis liefern, daß die Aera der feigen Kapitulationen nun beendet sei. Was nicht beendet war, das war die Aera der Selbsttäuschungen und der Unkenntniß über den Gebrauch der Artillerie zum Angriff auf Festungen. Die Besatzung von La Fère hatte nur 40 Todte und Verwundete, darunter allerdings mehrere, die lebendig verbrannt waren in einer Kaserne, in welcher das Geniekorps mit Treppen gegeizt hatte. Die Deutschen verloren keinen Mann; sie hielten einfach eine Schießübung ab. Der Besitz des zweiten französischen Arsenals im Nordosten war der Preis. Welche Lehre muß das für uns besonders bei den heutigen Melinitgeschossen sein, deren Zerstörungskraft diejenige der 1870 angewandten Geschosse so bedeutend übertrifft!

La Fère ist jetzt mit einem Fortgürtel versehen; aber Péronne, das 1870 durch Bombardement zerstörte, hat solchen nicht, ebensowenig Montmedy und Longwy. Diese Städte würden nach einem Feuer von höchstens 24 Stunden in Trümmer gelegt, wie 1870 zur Uebergabe gezwungen sein. Es wären nicht 800 Melinitgranaten erforderlich, um sie vollständig und von Grund aus zu zerstören. Die Versuche von La Malmaison — die noch unter Boulangers Ministerium stattfanden — haben den Beweis geliefert, daß die neuen Granaten vermöge ihrer Explosionskraft, ihres gewaltigen Luftdrucks, wenn sie in einem ein- oder sogar zweistöckigen dünnwändigen Hause, wie solche in kleinen Städten unter zehn Häusern neun sind, zersprängen, diese Gebäude glattweg fortfegen würden, indem sie das Dach in den Keller werfen. Die Bewohner, welche hier einen Zufluchtsort gesucht hätten, würden dort umkommen, sei es zerschmettert von den Mauern, sei es lebendig verbrannt bei dem entstehenden Feuer, sei es erstickt und vergiftet durch die tödtlichen Gase des Sprengstoffes, sei es endlich vom Hunger getödtet, wenn der Widerstand sich verlängert, denn sie würden nicht im Stande sein, sich aus den Trümmern des ganzen Hauses einen Ausweg zu bahnen.

Man kann aber doch nicht alle diese Städte mit einem Fortgürtel auf $4^1/_2$ Kilometer Entfernung umgeben; dazu wären 25 bis 30 000 Mann Besatzung erforderlich, denn die zu besetzende Umfassungslinie würde mindestens 15 Kilometer betragen. Die Menschlichkeit und das Interesse der Landesvertheidigung erheischen die schleunigste Auflassung dieser unnützen Plätze.

Obgleich die Deutschen 1870 verhältnißmäßig geringfügige Mittel dafür entfaltet haben, sind die Zeiträume kurz, die verflossen von Eröffnung des Artillerie-Feuers des Angreifers bis zur Uebergabe der Festungen: bei Toul 10 Stunden; bei Soissons 60, bei La Fère 28, bei Thionville 31, bei Montmedy 36, bei Mezières 27, bei Schlettstadt 24 Stunden, bei Marsal „Null" (!) Stunden. Der Minister hatte vergessen, Artilleristen in die letztere Festung zu schicken, und der dort vorhandene vortreffliche Park von Belagerungsgeschützen nebst Pulver und Geschossen half den Deutschen, Toul,

Soissons und sogar Verdun einzunehmen, — Verdun widerstand 28 Tage, aber das wirkliche Bombardement fand erst in der letzten Woche statt, und die Uebergabe erfolgte bald darauf. Straßburg allein hielt standhaft das 29 Tage ununterbrochen fortgesetzte Bombardement aus. Die Deutschen verbrauchten hierbei an Geschoßmaterial ein höheres Gesammtgewicht als das aller anderen Geschosse, welche ihre Artillerie über die Schlachtfelder in diesem Kriege entsendet hat. Dies Beispiel steht einzig in seiner Art da, und doch konnte die Probe nicht bis an's Ende geführt werden, und die Preußen brauchten nicht zum Sturm zu schreiten. Man sei überzeugt davon: eine Belagerung wird fortan nichts weiter sein, als ein vom Belagerer fast ohne eigene Gefahr ausgeführtes Zerstörungswerk, ein für den Belagerten unentrinnbares und mit den grausamsten Umständen verquicktes Werk!

Die Aussicht auf ähnliche Verheerungen verpflichtet uns auf das Bestimmteste zur sofortigen Auflassung einer ganzen Reihe befestigter Städte.

Soweit die Anhänger der getroffenen Maßnahmen: die Gründe sind oder klingen überzeugend, aber — es ist eben eine Krisis! — die Zahl der nicht zu überzeugenden Gegner ist bedeutend, sie sind einflußreich; und da in Frankreich nichts beständig ist, als der Wechsel der Anschauungen und Verhältnisse, so liegt es durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß die Partei der älteren bezw. gemäßigteren Ansichten wieder an's Ruder kommt und die niedergelegten Werke neu erstehen läßt. Was diese Lober des Vormals in's Treffen führen, spricht l'Avenir militaire aus in Folgendem, — wobei jedenfalls es an werthvollen Mittheilungen über die französischen Festungen für deutsche Liebhaber und Forscher nicht fehlt. Der Genie-General Cosseron de Villenoisy also sagt:

Zunächst muß man unterscheiden zwischen den Werken der Küstenvertheidigung und denen, die beim Landkriege in Betracht kommen. Letztere haben insbesondere den Zweck, die Bewegungen der Armeen zu unterstützen, deren Unterhalt zu sichern, ihnen den ausschließlichen Besitz wichtiger Stellungen zu verschaffen; — Erstere sollen die Kriegshäfen decken, den feindlichen Flotten die ungestörte Inbesitznahme der Rheden oder Inseln verwehren, deren Festhaltung für uns nöthig ist. Diese beiden innerlich scharf getrennten Gruppen sollen gesondert abgehandelt werden.

Voreingenommen durch die wachsende Kraft und Tragweite der Waffen, hat man sich eingebildet, daß die Befestigung jeden Werth verloren hätte, seitdem man sie nicht mehr eines unbegrenzten Widerstandes für fähig hielt. Da liegt ein doppelter Irrthum vor. Niemals ist ein passives Hinderniß eines unbegrenzten Widerstandes fähig gewesen, und die Sorgfalt, mit welcher der große Feldherr Napoleon sich stets die Unterstützung der vorhandenen oder der von ihm an seinen Straßen errichteten Festungen gesichert hat, beweist die Wichtigkeit, welche sie in seinen Augen hatten —, selbst wenn ihr Widerstand nur von kurzer Dauer sein sollte. Es giebt eben Festungen,

welche durch ihre Gruppirung des besonderen Vorzuges sich erfreuen, daß sie sehr schwer angreifbar sind, daß man sie mit schwacher Besatzung halten und zwischen ihnen mit Sicherheit sich bewegen kann. Sie erhalten dadurch einen ganz besonderen Werth.

Geschützt durch sichere Inundationen bilden Dünkirchen, Bergues, Gravelines und Saint-Omer eine ähnliche Sammelstellung, der sich Calais anschließt. Der Schlüssel der Inundationen liegt in den Schleusen, welche Saint-Omer deckt. Indem man diesen Platz aufgiebt, opfert man eine vorzügliche Stellung und man schwächt die Vertheidigung von Dünkirchen und Calais. Es ist nicht zutreffend, daß die Forts Nieulay, Louis und Francois, die von diesen Plätzen abhängen, jeden Werth verloren haben. Das erste bildet eine gute Ergänzung von Calais, welches es im Westen deckt; die beiden andern sind unlängst in Stand gesetzt und sichern die Verbindungen Dünkirchens mit Bergues. Das Aufgeben von Saint-Omer und der genannten Werke ist ein schwerer Fehler.

Gern stimmen wir der Auflassung der meisten vorgeschlagenen kleinen Schlösser, Castelle und Citadellen bei, die mehr eine Bedrohung, als eine Vertheidigung der Städte bedeuten.

Dahingegen opfert der Kriegsminister fast alle Festungen unserer Nordgrenze, die uns doch während des letzten Krieges große Dienste geleistet haben. Ohne sie würden die Deutschen unerbittlich das ganze Land gebrandschatzt haben; unter ihrem Schutze dagegen hat man eine kleine Armee sammeln können, die mit Ehren gekämpft hat und deren Einwirkung sich weithin fühlbar machte, — denn der Marsch dieser Armee auf Amiens hat die preußischen Truppen zur Umkehr bewogen, die bereits le Havre bedrohten nach der Einnahme von Rouen.

Es ist mehr als ein Fehler, es ist fast ein Verbrechen, diese herrlichen Wälle zu zerstören, die mit großen Kosten errichtet sind und die alle eine ruhmreiche Vergangenheit haben: Valenciennes, um welches man Forts errichtet hat, Cambrai, Landrecies, Arras, vor welchem der Feind vor 18 Jahren Halt gemacht hat; Bouchain, ein Posten, der das Lager Cäsars schließt und ein Netz wichtiger Ueberschwemmungen deckt. Zweimal hat der Widerstand von Landrecies Frankreich gerettet, indem er es vor einem Eindringen des Feindes bewahrte. Douai ist sehr wichtig und beherrscht das Thal der Scarpe, wie Valenciennes das der Schelde. Keiner dieser Plätze würde von einer ihrer Pflichten sich bewußten Kriegsverwaltung aufgegeben werden! Das bürgerliche Interesse fordert, unsrer Ansicht nach, mit Recht, einige Zugeständnisse, die man ihm sehr wohl zubilligen kann, ohne in irgend etwas das militärische Interesse zu schädigen. Der Umzug der Wälle kann oft vereinfacht werden durch Preisgabe von Außendingen, von beiläufigen Stücken, die zum Zweck einer schrittweisen Vertheidigung angelegt sind. Breite Oeffnungen können gemacht werden, um an den Thor-Einmündungen den

Verkehr zu erleichtern. Die an einem Wasserlauf, wie dies meistens der Fall ist, erbauten Festungen sichern dem Besitzer den Vortheil des Uferwechsels und der Ueberlegenheit auf einem Ufer gegen die einzelnen, feindlichen Korps. Anstatt also die Uebergänge zu verbauen, muß man sie breit öffnen, um das schnelle Durchziehen der Truppen sicher zu stellen, wie man solches vor wenigen Jahren in Verdun auf unsre (des Generals) Veranlassung hin gethan hat.

Das ist eine Hauptsache im Kriege, daß man unbestrittener Herr der Flußübergänge ist, daß man an denselben Festungen hat, wäre es auch nur, um sie vor einem Handstreich zu sichern. Wenn 1814 Soissons zwei Tage widerstanden hätte, anstatt eines einzigen, — wenn sein Kommandant nicht den Kopf verloren hätte, Blüchers Armee wäre von Napoleon vernichtet worden (?) und die Folgen dieses Sieges wären unberechenbar gewesen. Zu allen Zeiten, seit Chlodwig, ist Soissons der Hauptübergang über die Oise gewesen. Man handelt im höchsten Maße unrecht, daß man diesen Platz aufgiebt, den keineswegs das Fort la Malmaison ersetzte, welches den artilleristischen Versuchen geopfert und seinerseits wieder aufgegeben ist. Fortan ist die Picardie offen und der Feind wird nach seinem Gefallen sich in ihren Ebenen tummeln können.

Die Entfestigung von Douai, die unter militärischem Gesichtspunkte zu verurtheilen ist, wird verhängnißvoll für diese Stadt werden, in der sich ein wichtiges Arsenal befindet. Man kann nicht daran denken, das zu einem solchen Etablissement gehörige Material in einer offenen Grenzstadt anzuhäufen. Im Jahre 1870 hat das Arsenal von Douai fast allein 18 Feldbatterien ausgerüstet und unterhalten, trotz des großen Munitionsverbrauches derselben. War die Stadt nicht befestigt, so konnte eine feindliche Streifpartei von Reitern Alles zerstören. Wenn Douai einmal entfestigt ist, muß das Arsenal also nach Lille oder in eine Stadt im Innern übersiedeln.

Givet ist unsere einzige Festung an der Maas seit der Demolirung von Mézières. Die Anlagen bestehen aus der die zwei auf beiden Ufern liegenden Stadttheile einschließenden Umwallung, aus dem kleinen Fort Charlemont auf dem rechten Ufer und aus den Werken des Mont d'Haurs auf dem linken Ufer, welche das Lager von Rancenne und den direktesten Weg decken, der den Rückzug auf Mézières sichert. Die Entfestigung von Rocroi und Givet öffnet vollständig die Grenze von Maubeuge bis nach Lothringen heran, denn Charlemont, auf sich allein gestellt, wird keinerlei Werth mehr besitzen. Ist der Augenblick, in dem man die Festungswerke in dem uns verbliebenen Theile Lothringens anhäuft, wohl dazu angethan, dem Feinde es besonders zu erleichtern, daß er unsere Stellungen auf den zahlreichen Straßen umgeht, die, von Trier und Cöln ausstrahlend, Luxemburg und das Sambrethal durchschneiden, um in dieser mehr als 35 Wegestunden breiten Lücke einzumünden? Das bedeutet eine eigenthümliche Verschärfung des Fehlers, den man begeht, indem man ihm das Scheldethal öffnet, woselbst man sämmtliche Hindernisse

beseitigen will, wie solche sich darstellen in den Plätzen Valenciennes, Bouchain, Cambrai und selbst Chaise und Douai. In diesem ganzen weiten Raume findet die Vertheidigung weder einen Stützpunkt mehr, noch Deckung für ihre Lebensmittel und Munition, denn wir vermögen zwei neuerdings gebauten kleinen Forts keine Bedeutung zuzuerkennen. Sie haben viel weniger Werth als die Forts von Salins, denen der Kriegsminister einen solchen abspricht, und die wenigstens als Unterschlupf den Parteigängern an einer Grenze dienen könnten, an der die großen Operationen wahrscheinlich nicht erfolgen.

Auxonne ist eine Augenblicks-Festung, welche Bewegungen auf beiden Ufern der Saône gestattet, eines Flusses, der in Folge der Beschaffenheit des Geländes kaum einen anderen Uebergang als auf den festen Brücken zuläßt. Wir sind um so mehr überrascht, die Entfestigung dieses Platzes zu erleben, als wir (der Ingenieur-General) vor wenigen Jahren große Mühe gehabt haben, die Demolirung nur der inneren Fronten der Citadelle durchzusetzen.

An der Alpengrenze, an der man seit einigen Jahren viel gearbeitet hat, wird Sisteron unterdrückt, ohne daß man einen Grund dafür erfährt. Das Thal der Durance ist eingefaßt von ziemlich steilen Höhen, und ein Felsrücken durchschneidet es rechtwinklig. Auf den beiden Seiten dieses Rückens hat man die Festung erbaut, welche unbedingt die im Tunnel durch den Felsen führende Straße beherrscht. Aus dieser eigenartigen Lage ergiebt sich eine sehr gute Deckung für die Vertheidiger, mag der Angriff von stromaufwärts oder stromabwärts kommen. Sie können mit Vortheil so lange Widerstand leisten, bis der Feind das Hinderniß durch seine Artillerie beseitigt hat, was ihnen gestattet, eine Invasion zu verzögern oder Hülfe abzuwarten. Die Bewachung erfordert nur wenige Mann. Für eine Entfestigung kann keine Erwägung erbracht werden.

Gegenüber den in Vorstehendem besprochenen, zur Entfestigung verurtheilten Plätzen führt General Casseron de Villenoisy mit Erstaunen eine Zahl anderer auf, die man eigentlich nicht mehr unter die Festungen rechnen könnte, da ihre Bedeutung gleich Null sei! Wir übergehen diese weniger wichtigen Orte und folgen dem General bei seinen Auseinandersetzungen hinsichtlich der Küstenvertheidigung. Bei der Feststellung derselben ist man abwechselnd zwei ganz entgegengesetzten Ideengängen gefolgt. Bald hat man energisch alle bedrohten oder einfach zugänglichen Orte schützen wollen; bald, erschreckt durch die Verzettelung der Streitkräfte, opferte man Forts und Batterien, um sie später wieder aufzunehmen und neu zu bauen, zum Nachtheil unserer Finanzen. In dem letzteren Ideengang befindet sich Heeresleitung und Regierung jetzt, und die Entfestigungen treffen gleichermaßen ältere wie verbesserte oder vor wenigen Jahren erst erbaute Werke. Mit Recht, meinen wir, giebt man die Batterien auf, die zur Vertheidigung der offenen Häfen, der Ankerplätze bestimmt sind, wo man einen zufälligen Unterschlupf finden kann. Zu-

nächst muß die Vertheidigung der großen Kriegs- und Handelshäfen gesichert sein, alles Andere ist nebensächlich. Das Bestreben, überall stark zu sein, würde dazu führen, es nirgends zu sein. Jedenfalls aber scheint man mir das zulässige Maß zu überschreiten, indem man gänzlich die Handelshäfen preisgiebt, in denen sich eine Bevölkerung ausgebildeter und disziplinirter Seeleute befindet, die selbst ihre Güter, ihre Schiffe und besonders ihre Personen zu vertheidigen wissen würden.

Man behält die Batterien von Calais bei, man beseitigt die von Boulogne, von Dieppe, von le Havre: wir können den Grund dafür nicht einsehen. Das Schloß von Dieppe ist in sehr gutem Zustande; es ist ein recht passendes Reduit, das als Reserve und Unterkunft für die ganze Umgegend dient. Man würde glücklich sein, im Kriegsfalle es vorzufinden; seine Unterhaltung kostet nichts, seine Demolirung sehr viel. Aehnlich steht es mit Granville.

Des Weiteren wird nachgewiesen, daß das Aufgeben von Saint-Malo mit seinen Forts und Batterien auf den vor dem Hafen liegenden Inseln unverantwortlich ist und die Preisgabe der Rancemündung bedeutet. Gewiß ist man zu weit gegangen, insofern wirklich allerorten Befestigungen angelegt sind; aber da sie nun einmal existiren, diese Forts, versehen mit Wällen, Magazinen, Cisternen, muß man sie einem Feinde überlassen, der sie schleunigst derart besetzen würde, daß er uns die Wiederkehr verwehrte?

Die Frage der Vertheidigung der Flußmündungen verdiente eine ganz sorgfältige Prüfung. Alle Häfen an der vollen Küste sind im Kriegsfalle einer schnellen Vernichtung ausgesetzt. Dieselbe Gefahr bedroht Douwres und Folkestone, wie Calais und Boulogne, Genua und Livorno, wie Cette und Marsaille. Eine Flotte wird dagegen immer zögern, einen Fluß hinauf zu fahren, um sich in das Landgebiet zu begeben, besonders wenn sie sich dem Feuer der an der Mündung liegenden Batterien aussetzen muß, die man weder beim Einlaufen, noch bei der Rückkehr vermeiden könnte. Rouen hat in dieser Hinsicht einen großen Vortheil vor Le Havre, Nantes vor Saint Nazaire voraus. Außer diesen großen Häfen giebt es an den Küsten der Bretagne besonders eine gewisse Zahl von Flüssen, die tief genug sind, um Handelsschiffen, selbst Kriegsschiffen, welche vom Feinde verfolgt werden, einen sicheren Zufluchtsort zu bieten. Diese Vertheidigungsanlagen existiren; jetzt unterdrückt man sie alle, darin geht man viel zu weit — und ebenso mit der „Abschlachtung" zahlreicher andrer Küstenbefestigungen.

Kurzum, der „radikale Bruch" mit den Grundsätzen und Bauten, die bisher der französischen Landes-Befestigung und -Vertheidigung dienten, wird von vielen angesehenen Sachverständigen scharf bekämpft: die Krisis dauert fort, wenngleich zur Zeit mehr „latent". —

Wenden wir uns nunmehr zu Deutschland. 134.

Das französische Exerzier-Reglement für die Infanterie vom 3. Januar 1889 bezw. 29. Juli 1884.

IV.

III. Die französische Bataillons- und Regimentsschule.

Die französische Bataillonsschule ist nicht sehr umfangreich, sie umfaßt nur 96 kleine Druckseiten.

Für Ueberbringung von Befehlen steht dem Bataillons-Kommandeur außer dem Adjutant-Major (Hauptmann) noch der Bataillons-Adjutant zur Verfügung. Der geringe Ausrückestand der französischen Kompagnien hat das Exerzier-Reglement zu der Bestimmung veranlaßt, daß man entweder aus dem Bataillon zwei Kompagnien zu je 4 Zügen bildet oder zwei Bataillone in eins vereinigt.

Die Schule des Bataillons zerfällt in Uebungen in der geschlossenen und in solche der zerstreuten Ordnung. Wir heben hier nur den Abschnitt hervor, welcher die Anwendung der geschlossenen Ordnung in wechselndem Gelände behandelt.

Die strenge Richtung in den Kompagnien, der Vordermann, das richtige Verhältniß der Kompagnien, die Regelmäßigkeit der Intervallen und Abstände sollen im Gelände der Nothwendigkeit, sich decken und das Gelände bestens benützen zu müssen, geopfert werden. Daher kann man sich von den gegebenen Regeln entfernen und jeder Hauptmann darf diejenigen Bewegungen anwenden, welche dem besonderen Verhältnisse seiner Kompagnie entsprechen. Man kommt auf die reglementarischen Bestimmungen zurück, sobald Umstände und Natur des Geländes nicht mehr diese Abweichungen erforderlich machen.

Bei den Uebungen in der zerstreuten Ordnung gegen einen markirten Feind hat der Bataillons-Kommandeur das Programm auszugeben und die Uebung zu leiten. Zu weiteren Uebungen stellt man ein Bataillon dem andern gegenüber. Das Programm wird in diesem Falle von dem Obersten oder Oberst-Lieutenant aufgestellt, welcher auch die Leitung zu übernehmen hat.

Die Gefechtsform eines im Verband oder allein kämpfenden Bataillons umfaßt

1. die Schützen-Linie,
2. die Linie der Unterstützungen sowie
3. eine Reserve.

Schützen und Unterstützungen bilden die eigentliche Gefechtslinie und werden anfänglich von denselben Einheiten gebildet. Der Bataillons-Kommandeur kann eine, zwei oder drei Kompagnien zur Bildung der Gefechtslinie ver-

wenden. Die Kompagnie oder die Kompagnien, welche die Gefechtslinie bilden sollen, nähern sich dem Gegner, indem sie sich in zwei Theile: Schützenlinie und Unterstützungen zerlegen. Die Schützen gliedern sich dann in Halbzüge, in geschlossene Gruppen zu einem bezw. zwei Gliedern oder bilden die Schützenlinie. Nach vollendeter Entwicklung sollen die vorderen Kompagnien zwischen den Schützenlinien einen Zwischenraum von 30 m haben, welcher während des Vorgehens beizubehalten ist.

Die Reserve hat sich etwa 300 m hinter der Linie der Unterstützungen zu halten. Die Gefechts-Breite des im Rahmen kämpfenden Bataillons muß im Verhältniß zu seiner Stärke stehen. Ein Bataillon von 800 Gewehren nimmt eine Front von etwa 350 m ein, in welche Zahl die halben Zwischenräume eingerechnet sind, die von den nebenstehenden Bataillonen trennen.

Der Kommandeur soll sich auf den Platz begeben, von welchen er am besten das Vorgehen überwachen und leiten kann, gewöhnlich ist dieser zwischen der Linie der Unterstützungen und der Reserve gelegen. Bei dem Verlassen dieses Punktes soll er dort den Adjutant-Major oder den Adjutanten des Bataillons lassen, damit sein neuer Aufenthalts-Ort mitgetheilt werden kann.

Sobald die Schützen das Feuer eröffnen, steigen der Kommandeur, die Hauptleute der Reserve-Kompagnie und der Adjutant-Major vom Pferde, letztere sind zu der Reserve des Regiments zu führen. Der Kommandeur hält mit seinen Kompagnien durch Ordonnanzen Verbindung, welche er zu diesem Zweck ausgewählt hat.

Die Fahne des Regiments geht zu der Reserve des Regiments. Ihren Schutz bilden drei Gruppen von je vier Mann, die der Oberst selbst aus jedem Bataillon bestimmt.

Die allgemeinen Regeln für das Gefecht weisen dem Kommandeur folgende zwei Aufgaben zu:

1. Mit jeder Abtheilung das Maximum ihrer Wirkung in dem gewünschten Augenblick zu erreichen;

2. den Zusammenhang derartig zu sichern, daß die Einzeln-Anstrengungen in nutzbringender Weise konvergiren und in dem geeigneten Augenblick auf dasselbe Ziel sich lenken.

Recht zahlreich sind die Thätigkeiten des Bataillons-Kommandeurs während des Gefechts selbst: Außer der Ueberwachung der Schützen in Bezug auf richtiges Vorgehen soll der Kommandeur das Eintreten der Unterstützungen beeilen oder verlangsamen und allen Wechselfällen des Kampfes mit Hülfe der Reserve entgegentreten. Schließlich ist ohne tieferes Eingehen in die Details eine thätige und fortgesetzte Ueberwachung auszuüben, damit durch eine Reihe fortgesetzter Anstrengungen eine wachsende Kraft dem Gefecht bis zu dem Augenblick der Entscheidung gegeben wird.

Wenn möglich sind die Maßregeln anzugeben, welche zur Sicherung der Besetzung der Stellung einzutreten haben. Andrerseits soll jedem Führer

diejenige Selbstständigkeit gelassen werden, welche ihm erlaubt, alle seine Kräfte zu verwerthen und von allen Umständen Nutzen zu ziehen, um an dem gemeinsamen Endzweck mitzuhelfen.

In jeder Kompagnie der Gefechts-Linie regelt der Hauptmann das Vorgehen der Schützen-Linie in der ihm zugewiesenen Zone, bestimmt die im sprungweisen Vorgehen zurückzulegenden Strecken, erhält die Verbindung mit der Unterstützung, die er nach den erhaltenen Befehlen oder aus eigener Initiative nach Bedarf einsetzt, hält die Richtung des Feuers aufrecht und regelt dessen Stärke.

Als Hauptgrundsatz gilt: „Die wechselseitige Verbindlichkeit zwischen den Kompagnien ist eine wesentliche Pflicht, welche die militärische Ehre ihrer Kommandeure zum Unterpfande hat."

Damit das Bataillon seine ganze Kraft entfalten kann, ist es nothwendig, daß es vereinigt bleibt und zu diesem Zweck nur auf einen verhältnißmäßig beschränkten Raum sich ausdehnt.

Das gewöhnlich auf ein Bataillon entfallende Gefechtsfeld erstreckt sich nach vorne bis zu der gegenüber stehenden Truppe des Gegners. Rechts und links ist es von den Nachbar-Bataillonen begrenzt, mit welchen das Bataillon Verbindung halten und in Uebereinstimmung handeln soll. In diesem Rahmen muß der Kommandeur die Thätigkeit seiner Kompagnien vereinigen, ohne divergirende Bewegungen zu dulden, welche die Kräfte verzetteln, die Leitung des Gefechts erschweren und zu immer lästigen Vermengungen der Truppen führen.

Das Bataillon kann sich auf diese Weise — besonders wenn es von rückwärts die Unterstützung durch andere Truppen zu erhoffen hat — gänzlich seiner Aufgabe weihen und alle Kräfte und seine ganze Energie einsetzen.

Selbst wenn das Bataillon allein kämpft, soll der Kommandeur kein zu ausgedehntes Gefechtsfeld wählen, um sich stets die Leitung des Kampfes zu bewahren und eine Aufeinanderfolge immer mehr wachsender Anstrengungen zu ermöglichen. Wenn die verfügbaren Kräfte ausreichen und die Vorstöße gleichzeitig geführt werden können, muß der Kommandeur den Gegner in der Flanke in demjenigen Augenblick angreifen, in welchem er in der Front vorgeht.

Flanken-Angriffe, welche große Umgehungen erfordern, werden den Truppen anvertraut, die besondere Anweisungen erhalten.

Um besser den Zusammenhang und in Folge dessen eine einheitliche Thätigkeit des Bataillons zu erzielen, sollen die Führer der Einheiten ihre ganze Aufmerksamkeit auf folgende Punkte richten:

1. Die geschlossene Ordnung ist nur dann aufzugeben, wenn diese Maßregel unumgänglich erscheint. Sobald die Umstände es erlauben, muß wieder in dieselbe zurückgegangen werden.

2. Geschlossene Abtheilungen, gleichgültig von welcher Stärke, haben sich mit großer Strammheit zu bewegen.

Uns interessirt besonders das Angriffsgefecht des im Verbande fechtenden Bataillons, für welches das französische Reglement etwa folgende Bestimmungen enthält:

Wenn der Kommandeur den Befehl zum Angriff erhält und die Verhältnisse nicht zum sofortigen Uebergang der Gefechts-Formation zwingen, formirt er das Bataillon in zwei Treffen in geöffneter Doppel-Kolonne*) mit verschiedenen Zwischenräumen, ohne die dem Bataillon zustehende Gefechtsbreite zu überschreiten. Das zweite Treffen hat einen Abstand von ca. 250—300 m.

In dieser Formation kann sich das Bataillon leicht in jedem Gelände bewegen, ohne zu große Verluste durch Geschützfeuer zu erleiden. Der Kommandeur dirigirt nun sein Bataillon auf das ihm angewiesene Ziel.

Patrouillen gehen zur Aufklärung vor, welchen auch die Aufgabe gestellt werden kann, die feindlichen Patrouillen zurückzudrängen. Wenn das feindliche Feuer es erforderlich macht, geht man in die Gefechtsform über. Die Patrouillen halten, erwarten das Bataillon oder vereinigen sich mit demselben.

Den Angriff bereitet gewöhnlich die Artillerie, unter gewissen Verhältnissen auch das Feuer von Infanterie vor, welche günstige Stellungen besetzt hat.

Für den Angriff selbst gelten die Regeln der Kompagnie-Schule.**) Die Reserve folgt aufmerksam den Wechselfällen des Kampfes, indem sie sich allmälig und ohne Befehle zu erwarten vorschiebt, um bereit zu sein, die Unterstützungen zu ersetzen, wenn diese in die Schützenlinie übergegangen sind.

Die Schützen gehen von Stellung zu Stellung soweit vor, bis ihre Vorwärtsbewegung unmöglich wird. Man kann annehmen, daß sie dann auf etwa 400 m vom Feinde angelangt und sämmtliche Unterstützungen in der Linie sind.

In diesem Augenblick befindet sich ein Theil der Reserve 100 m hinter den Schützen, der andere auf 200 m hinter denjenigen Stellen, welche am besten dem angestrebten Zweck entsprechen, und zwar im Allgemeinen gegenüber den vorhandenen Zwischenräumen, welche in der Mitte und an den Flügeln durch das Zusammenschließen der Kompagnien sich erweitern.

Sobald der Bataillons-Kommandeur es für angebracht hält, läßt er einen oder mehrere Züge der Reserve geschlossen in die Schützenlinie eintreten.

Das Vorgehen wird mit der größten Lebhaftigkeit gewöhnlich von den Kompagnien abwechselnd fortgesetzt. Man kommt auf diese Weise etwa bis auf 200 m an den Gegner heran.

Das Bajonett wird aufgepflanzt und das Schnellfeuer mit Einzelladung begonnen. Die letzten Abtheilungen der Reserve, gehalten hinter dem Punkt, auf welchen man die größte Kraft einsetzen will, sind bereit, in die Schützenlinie einzutreten.

---

*) Hier stehen je zwei Kompagnien in Kompagnie-Kolonne nebeneinander. Die beiden hinteren Kompagnien stehen auf Vordermann.

**) Vergl. September-Heft 1889.

Das Bataillon des zweiten Treffens des Regiments, welches aufmerksam dem Vorgehen des Gefechts gefolgt ist, ist allmälig so weit herangekommen, daß es, wenn nöthig, die Reserve des Bataillons ersetzen und im entscheidenden Augenblick eintreten kann.

Wenn das Feuer mit Einzelladung nicht den Rückzug des Gegners herbeiführt, begeben sich die letzten Theile der Bataillons-Reserve rasch in die Schützenlinie und reißen diese zu einem neuen Sprunge hin, welchem sofort das Magazins-Feuer folgt.

Während letzteres abgegeben wird, erreicht das Bataillon des zweiten Treffens die Schützenlinie. Auf ein Zeichen des Obersten schlagen und blasen die Spielleute zum Sturm. Die ganze Angriffslinie wirft sich mit den wiederholten Rufen „En avant, à la bajonette!“ auf den Feind.

Jedesmal wenn der Bataillons-Kommandeur es für möglich hält, die feindliche Stellung ohne Unterstützung durch die Reserven wegzunehmen, soll er nicht zögern, den Angriff mit seinen eigenen Kräften zu wagen.

Sobald man in die Stellung eingedrungen ist, ist bis zu einer Stelle vorzugehen, von welcher die Schützenlinie den Gegner mit Feuer verfolgen kann. Die Abtheilungen der Reserve, welche geschlossen sind, halten sich bereit, den Gegner zu verfolgen oder einem Gegenstoß zu begegnen.

Wenn der Angriff mißlingt, wird das Sammeln von den Abtheilungen des Bataillons zweiten Treffens, welche nicht engagirt waren, oder von den Reserve-Truppen geschützt.

Von einem abermaligen Aufnehmen eines gescheiterten Angriffs enthält das französische Reglement hier nichts.

Ueber die Vertheidigung eines im Verbande fechtenden Bataillons erfahren wir aus dem Reglement Nachstehendes:

Die Rekognoszirung und Besetzung der Stellung geschieht nach den Grundsätzen der Kompagnieschule und zwar unter dem Schutze von Patrouillen, welche von einem oder mehreren Offizieren geleitet werden. Diese Patrouillen sollen nicht allein die Anordnungen des Gegners und die Richtung seines Angriffs in Erfahrung bringen, sondern auch dessen Patrouillen ꝛc. entfernt halten.

Grundsätzlich ist die Gliederung des Bataillons dieselbe wie beim Angriffe. Wenn es vortheilhaft ist, gleich zu Beginn eine ausgedehnte Front und eine dichte Schützenlinie zu haben, kann die Gefechtslinie mit zwei Kompagnien besetzt werden, welche sofort je drei Züge als Schützen entwickeln und je einen Zug als Unterstützung behalten. Man erhält das gleiche Resultat, wenn man drei Kompagnien nach vorne nimmt, welche je zwei Züge als Unterstützungen behalten. Auf diese Art vermeidet man während des ganzen Gefechts die Vermischung der Einheiten verschiedener Kompagnien. In diesem Falle kann die Gefechtsbreite bis auf 400 m ausgedehnt werden. Wenn das Gelände geeignet ist, verringert man jedesmal die Tiefe der Aufstellung.

Die Vertheidigungslinie ist durch die Gestaltung des Bodens bestimmt.

Eine gleichmäßige Besetzung ist nicht erforderlich. Man stellt sich vorzugsweise auf Punkten auf, welche gegen das Artilleriefeuer Schutz gewähren. Die verschiedenen Theile der Front müssen sich eine gegenseitige Stütze gewähren und nicht durch unüberschreitbare Hindernisse getrennt sein.

Die Aufstellungen der Unterstützungen und Reserven werden durch die taktischen Verhältnisse des Gefechts bedingt. Jedenfalls ist es von Wichtigkeit, so gut als möglich diejenigen Abtheilungen der Feuerwirkung zu entziehen, welche noch nicht engagirt sind.

Liegt die Vertheidigungslinie vor einer Krete, so kann ein Theil der auf die Schützen gerichteten Geschosse diese Krete und die hinter derselben befindlichen Truppen erreichen, obwohl diese dem Anblick des Feindes entzogen sind. Man muß in diesem Fall ein Schutzmittel entweder in der einsichtigen Wahl geschützter Stellen, oder der Schaffung künstlicher Deckungen bezw. auch in der Formation und Aufstellung der Truppen suchen. Leichte Vertiefungen im Gelände, Hindernisse mit schwachen Erhöhungen, einfache Erdaufwürfe genügen meistentheils, um ganze Abtheilungen zu schützen.

Bei dem Mangel an Deckungen wählen die Unterstützungen und Reserven die günstigsten Formationen und stellen sich hinter den etwa in der Schützenlinie vorhandenen Zwischenräumen auf. Die Führer der Unterabtheilungen müssen mit Sorgfalt die Einschlagpunkte der Geschosse beobachten und Platzveränderungen eintreten lassen, um die Truppe von einer beschossenen und bestrichenen Stelle zu bringen.

Es ist zuweilen vortheilhaft, die Schützenlinie genügend weit vor die Krete zu legen, um hinter derselben eine Stelle zu haben, welche die Reserve schützt. Auf steilen Abhängen, welche ein Etagenfeuer ermöglichen, kann selbst die Unterstützung vor der Krete aufgestellt werden.

Wenn die Zeit und die Umstände es erlauben, verstärkt man die Stellung mit Befestigungs-Arbeiten.

Um die Hauptlinie für die Vertheidigung herzurichten bildet man Stützpunkte, indem man Wälder, Ortschaften ꝛc. in Vertheidigungszustand setzt oder Erdwerke erbaut. Die Plätze der letzteren sind durch die Bedingung bestimmt, daß durch sie das Gelände hinreichend weit vor- und seitwärts beherrscht werden kann.

Die Stützpunkte werden durch Schützengräben oder natürliche Hindernisse verbunden. Zwischenräume sollen indessen vorhanden sein, um Gegen-Angriffe leicht ausführen und aus der Vertheidigung zum Angriff übergehen zu können.

Eine vor der eigentlichen Vertheidigungslinie liegende Stellung läßt der Bataillons-Kommandeur, wenn er hierzu Befehl erhält, mehr oder weniger stark besetzen.

Sobald die Richtung des Angriffs klar erkannt ist, vereinigt der Vertheidiger soviel Kräfte als möglich auf den bedrohten Stellen. Wenn diese Anordnungen getroffen, ziehen sich die Truppen der vorderen Stellung zurück und machen rasch die Haupt-Vertheidigungslinie frei.

Das Gefecht selbst wird nach den Regeln der Kompagnieschule durchgeführt. Von dem Etagenfeuer darf nur dann Gebrauch gemacht werden, wenn für die Schützenlinie keine Gefahr damit verbunden ist. Abtheilungen rückwärts derselben geben nur Salvenfeuer ab.

Die Thätigkeit der hinteren Glieder des Bataillons richtet sich nach den Bewegungen des Angreifers. Der Vertheidiger benützt jede Gelegenheit, geschlossene feindliche Abtheilungen mit seinem Feuer zu vernichten. Die Unterstützungen werden nach Bedarf in die Linie gezogen.

Befinden sich sämmtliche Unterstützungen vorne und ist der Gegner bis auf 400 m herangekommen, dann verstärkt ein Theil der Reserve die Schützenlinie, der andere hält sich in der Lage und Formation, welche am zweckentsprechendsten ist, derart bereit, daß er entweder die Stärke des Feuers der Schützenlinie vermehren oder an einem allgemeinen Gegenstoß zum Uebergang in die Offensive Theil nehmen kann.

Wenn es die Verhältnisse erfordern, wird die ganze Reserve in der letzten Phase des Gefechts in die Schützenlinie geworfen.

Theilweise Gegenstöße müssen kurz sein. Falls die verfügbaren Einheiten des Bataillons bereits eingesetzt waren, fällt die Ausführung der Gegenstöße dem Bataillon des zweiten Treffens zu.

Dem geworfenen Feind sucht man durch gut genährtes Feuer möglichst große Verluste beizubringen und zu verhindern, daß derselbe in der Schußweite der Vertheidigungslinie wieder die Ordnung herstellt. Diese Linie darf niemals gänzlich verlassen werden, während eine Abtheilung zur Verfolgung entsendet wird.

Ein Rückzug wird nach den Regeln der Kompagnieschule durchgeführt. Bei dem im Verbande fechtenden Bataillon, dessen ganze Reserve in die Schützenlinie geworfen ist, fällt es den Truppen des zweiten Treffens zu, das Sammeln des Bataillons zu schützen oder das Gefecht durch einen energischen Uebergang zur Offensive wieder herzustellen.

Wenn der Widerstand nicht bis zum Aeußersten geführt werden soll, hat der Rückzug staffelweise von Stellung zu Stellung stattzufinden. —

Dies sind die wichtigsten Bestimmungen der französischen Bataillonsschule über das Angriffs- und Vertheidigungsgefecht. Ein Vergleich mit den Festsetzungen der „Instruction pour le combat“ (1887)*), welche späterhin in die Reglements übergingen, zeigt in klarster Weise, wie viel schematische Bestimmungen die Vorschrift von 1889 abgestreift hat. Die letztere sagt sogar in einer Anmerkung, daß die für den Vormarsch, den Angriff und die Vertheidigung gegebenen Entfernungen nicht als absolute anzusehen sind, da dieselben im Kriege nach dem Gelände und der taktischen Sachlage wechseln.

In kurzen Worten betrachtet nunmehr das Reglement von 1889 das

*) Vgl. auch „Die neue Fechtweise der französischen Infanterie“. Darmstadt 1887.

auf dem Flügel fechtende Bataillon, ferner das Bataillon als Vor- bezw. Nachhut eines Regiments. Es schließt diesen Abschnitt mit dem Satze:

„Grundsätzlich soll ein Nachhutgefecht nicht bis zum Aeußersten geführt werden, indessen muß die Nachhut wissen, daß sie im Nothfalle sich opfern muß, um den Rückzug desjenigen Truppentheils zu sichern, mit dessen Deckung sie beauftragt ist."

Die Anordnungen gegen Reiterei übergehen wir; der Vertheidigung und dem Angriff von Artillerie liegen die Grundsätze der Kompagnieschule zu Grunde. Der Bataillons-Kommandeur soll diesem Theil der Ausbildung diejenige Ausdehnung geben, welche die gegenwärtige Bedeutung der Artillerie mit sich bringt.

Wenn ein Bataillon mit der Deckung einer oder mehrerer Gruppen von Batterien beauftragt ist, so trifft der Kommandeur die nöthigen Anordnungen zum Schutze der Front und der offenen Flanke oder der Front und beider Flanken. Die Vertheilung der Kompagnien vor- und seitwärts der Geschütze und Munitionswagen hängt von dem Gelände und den Umständen ab. In allen Fällen müssen die verschiedenen Einheiten so aufgestellt werden, daß sie das Schießen der Artillerie nicht hindern. Sie besetzen die günstigsten Stellungen und nehmen nur die Gefechtsformation ein, wenn der Angriff des Feindes sie hierzu zwingt.

Für den Angriff auf Artillerie soll der Grundsatz gelten: „Die Infanterie darf nicht zaudern, zum Angriff auf eine Artillerielinie vorzugehen, welche zuweilen bei Beginn des Gefechts kaum oder gar nicht gedeckt ist."

Das Bataillon entwickelt sich hierzu wie zum Angriff gegen eine Stellung. Die geschlossenen Abtheilungen gehen staffelweise und in Formationen von geringer Tiefe vor. Das Vorrücken geschieht so rasch als möglich und man wagt den Anlauf, sobald man auf nahe Entfernung herangekommen ist.

Sind die Batterien durch eine Infanterieunterstützung gedeckt, so stellt der Kommandeur dieser eine entsprechende Abtheilung gegenüber, welche das Feuer zu beantworten und die Unterstützung zurückzuweisen hat. Der übrige Theil des Bataillons hat als einziges Ziel die Artillerie, welcher er sich fortgesetzt nähert, ohne sich von seiner Aufgabe abziehen zu lassen.

Bei der gesteigerten Bedeutung, welche heute die Nachtgefechte erlangt haben, erscheint es nicht ohne Interesse, die hierauf bezüglichen Bestimmungen des französischen Reglements wiederzugeben, mit welchen die Bataillons-Schule ihren Abschluß findet:

Wenn auch gewöhnlich die nächtlichen Operationen nur mit geringen Kräften ausgeführt werden, kann man indessen auch in gewissen Fällen hierzu ein Bataillon oder größere Truppen-Körper verwenden.

Der eigenthümliche Charakter dieser Gefechtsart besteht in der Ueberraschung; es ist erforderlich, sich heimlich vorzubereiten und jedes Anzeichen zu vermeiden, das die Aufmerksamkeit des Gegners erwecken könnte. Einmal

in das Gefecht verwickelt, muß man lebhaft und raſch handeln. Es iſt weſentlich in einem bekannten Gelände zu operiren, ſei es, weil man dort ſchon gekämpft hat oder weil man vor der Nacht daſſelbe ſtudiren und durchmeſſen konnte. Ebenſo iſt es von Wichtigkeit, daß die Führer der verſchiedenen Einheiten über die ihnen zufallende Aufgabe und Gefechts-Zone, ſowie die Sammel-Punkte und die Rückzugs-Linie im Falle des Mißlingens unterrichtet ſind.

In der Offenſive operiren die Truppen allgemein in kompakten Formationen, um in der Hand ihres Führers zu bleiben und zu keinem Mißverſtändniß Anlaß zu geben.

Begünſtigt durch die Dunkelheit, rückt der Angreifer in Ordnung und ruhig ohne zu ſchießen ſo nahe als möglich an die feindliche Stellung, dann wirft er ſich entſchloſſen, ohne einen Schuß zu thun, vor, um ſo ſchnell als möglich handgemein werden zu können.

In der Vertheidigung wird in Vorausſicht eines nächtlichen Angriffs die Stellung ſtärker beſetzt oder Hinderniſſe bezw. Vertheidigungs-Werke geſchaffen.

Die Stellen, an welchen ſich vorausſichtlich der Kampf entwickeln wird, ſind vorher zu erkunden und zu bezeichnen.

Sobald der Kampf entbrannt iſt, vermeidet man Truppen-Verſchiebungen, welche Unordnung und Verwirrung hervorrufen könnten.

Das Feuer wird beſonders auf Straßen, welche zu der Stellung führen, gerichtet. —

Die Erwähnung des Nachtgefechts in dem Exerzier-Reglement zeigt deutlich, welchen Werth man auf dieſe Fechtweiſe legt. Zahlreiche Aufſätze, welche wir über dieſen Gegenſtand in den letzten Jahrgängen der franzöſiſchen Militär-Zeitſchriften finden, verbreiten die Anſicht, daß die nächtlichen Gefechte eine große Rolle in den Kriegen der Zukunft ſpielen werden und daß fernerhin eine ſyſtematiſche Ausbildung der Truppen für dieſen Dienſtzweig Platz greifen müſſe. —

Der letzte Theil des franzöſiſchen Exerzier-Reglements enthält die Regimentsſchule, die Anwendung des Reglements auf größere Körper und die Anweiſung für Revuen und Vorbeimärſche, der letztgenannte Abſchnitt ſoll hier uns nicht weiter beſchäftigen.

Der erſte Theil der Regimentsſchule umfaßt die Uebungen in geſchloſſener Ordnung und bietet für uns nichts beſonders Erwähnenswerthe. Im zweiten Theile werden die Grundſätze dargelegt, welche ſich auf das Gefecht des Regiments, der Brigade und der Diviſion beziehen. Das Reglement erklärt, daß es unmöglich wäre, eine Normal-Gefechts-Formation für die größeren Truppen-Einheiten vorzuſchreiben, da dieſelbe von den Umſtänden abhängig ſei. „Es giebt indeſſen gewiſſe Grundſätze, welche hervorzuheben nützlich iſt, da ſie in den meiſten Fällen angewandt werden können.“

Die Anordnung zum Angriffsgefecht muß einen konzentrischen Angriff gegen einen Punkt der feindlichen Linie bezwecken. Dieser Punkt ist, wenn man nicht ernste Gründe für ein anderes Handeln hat, die Flanke oder genauer ausgedrückt derjenige feindliche Flügel, welcher seiner Operationslinie am nächsten liegt.

Anordnungen, welche ein Divergiren der Operationen bezwecken, müssen vollständig verbannt werden.

Im Angriffs- wie Vertheidigungsgefecht muß man sich mit den Flanken beschäftigen und die, welche nicht durch natürliche Hindernisse gedeckt sind, durch zurückgehaltene Staffeln decken.

Regiment und Brigade fechten in zwei oder drei Treffen, sind diese Einheiten auf sich angewiesen, immer in drei Treffen, ebenso wie die Division.

Die Bataillone in Gefechtsform bilden entweder eine zusammenhängende Linie oder eine solche mit Zwischenräumen, der Gestaltung der Erdoberfläche und den vorhandenen Hindernissen oder der Nothwendigkeit entsprechend, die Dichte der Linie an gewissen Stellen zu vermehren. Das Gelände vor den nicht besetzten Stellen muß immer von dem Feuer der Nachbar-Bataillone bestrichen werden können.

Die Bataillone des zweiten und dritten Treffens nehmen solche Zwischenräume, daß Reiterei und Artillerie sich leicht bewegen kann. Die Formationen hängen von dem Gelände und den Umständen ab. Sie können nach rechts oder links echelonnirt sein, um eine rasche Ausdehnung der Front in dem gegebenen Augenblick herstellen zu können.

Die Treffen-Abstände sind schwer zu bestimmen, da sie vornehmlich von dem Gelände abhängig sind. Bei zu großen ist die Richtung schwer einzuhalten und wird das Eingreifen der hinteren Truppen verlangsamt bezw. unwirksam, bei zu kleinen haben die Treffen die Neigung, sich zu früh zu verwickeln, außerdem werden Flanken-Angriffe und Umgehungen begünstigt.

Im Allgemeinen soll die Gefechtsfront bei dem Angriff 700 m für das Regiment, 1400 für die Brigade und 2100 für die Division nicht überschreiten. In der Vertheidigung dürfen diese Breiten vergrößert werden, wenn die natürliche oder künstliche Stärke der Stellung eine geringere Besetzung einiger Stellen erlauben. Bei der Bestimmung dieser Frontbreiten sind etwaige Artillerie-Aufstellungen nicht berücksichtigt.

Jedes Treffen hat eine Sonder-Aufgabe:

Das erste leitet den Kampf ein und führt denselben in allen seinen Phasen durch. Ein Manöveriren ist ausgeschlossen.

Das erste Treffen hat nicht nöthig, sich um seine Flanken zu kümmern. Die Aufgabe besteht in dem Erreichen und Zurückwerfen des Feindes oder in der Abwehr des Gegners.

Das zweite Treffen, mit dem ersten innig verbunden, soll:

1. die Flanken des ersten sichern;

2. das erste unterstützen oder die Gefechts-Linie ausdehnen;

3. den Angriff bis zum Anlauf durchführen, wenn das erste Treffen hierzu nicht ausreicht;

4. zurückweichende Theile des ersten Treffens wieder dem Gefechte zuführen und wenn nöthig den Angriff erneuern.

Das dritte Treffen bewahrt eine gewisse Unabhängigkeit und bildet das sogenannte „Manövrir-Treffen". Es untersteht den direkten Befehlen des Kommandeurs des Ganzen. Dasselbe soll:

1. die Truppen zur Ausführung der Flanken-Angriffe geben und solche des Gegners zurückweisen;

2. allgemeine Gegen-Angriffe ausführen und offensiven Stößen des Feindes entgegentreten;

3. die Vorwärtsbewegung unterstützen, nach gelungenem Angriff an der Besetzung der Stellung und an der Verfolgung Theil nehmen;

4. die Operations-Linie decken und die verfügbare Zeit zur fortifikatorischen Verstärkung einer rückwärtigen Vertheidigungs-Linie benutzen, welche den Feind aufzuhalten und eintretenden Falls die Wiederaufnahme des Angriffs gestattet.

Von größter Wichtigkeit ist die klare Bezeichnung der Marschrichtungs-Punkte. Man kann nicht sorgsam genug bei dem Vorgehen der Treffen sein, um die Parallelität und die Zwischenräume der Bataillone zu erhalten. Es können hierzu sogar Instrumente (!), wie der Autometer ꝛc. in Anwendung gebracht werden.

Bei dem Angriffe eines im Verbande fechtenden Regiments soll das zweite Treffen sich allmälig dem ersten nähern, indem es seine Formationen nach der Entfernung, dem Gelände und der Nothwendigkeit, das erste Treffen unterstützen zu müssen, ändert.

Die Bataillons-Kommandeure und Hauptleute des zweiten Treffens steigen in dem Augenblicke ab, in welchem dieses die Reserve-Kompagnien des ersten ersetzt.

Der Kommandeur des Regiments soll persönlich nur dann in das Gefecht eingreifen, wenn er sieht, daß ein schwerer Fehler begangen wird, oder um das schwankende Gefecht wieder herzustellen. Außerdem soll derselbe für den Munitionsersatz Sorge tragen.

Wenn das erste Treffen die Entscheidung mit eigenen Kräften nicht herbeiführen kann, erreicht das zweite Treffen ganz oder zum Theil die Schützenlinie während des Magazinfeuers. Die Kompagnien sind zur Linie entwickelt oder in Kolonne, erforderlichen Falls auch echelonnirt.

Der Anlauf geschieht nach Anordnung des Brigade-Generals auf ein Signal und unter persönlicher Leitung durch den Oberst, die entfaltete Fahne in der Mitte, die Offiziere im ersten Gliede.

Bei dem Kampfe der im Rahmen befindlichen Brigade erwähnt das

französische Reglement den Ausnahmsfall, daß von dem ersten Treffen der Anlauf begonnen wird.

In dem Abschnitte, welcher sich auf das Gefecht der Division bezieht, weist das Exerzier-Reglement zunächst auf die Vorschriften für die Artillerie, die Reiterei und die Pioniere sowie auf die Felddienst-Ordnung hin. Hierauf erörtert das Reglement das Gefecht gegen einen in Stellung befindlichen Feind in folgenden Unterabschnitten:

1. Thätigkeit der Reiterei;
2. Gefecht oder Wegnahme der Stellung durch die Vorhut, Rekognoszirung;
3. Artilleriekampf, das Gros tritt in die Gefechtslinie ein;
4. Vorbereitung durch Artillerie, allgemeiner Angriff;
5. Anlauf, Verfolgung oder Rückzug.

Zu 1. Thätigkeit der Reiterei.

Nachdem die Aufklärungs-Reiterei ihre Aufgabe erfüllt hat, manöverirt sie auf den Flügeln.

Die sichernde Reiterei wirft Vedetten und Patrouillen der feindlichen Reiterei bis zu den Vorposten der Infanterie zurück, besorgt rasch die Erkundung des Geländes und berichtet über das Gesehene.

Die Reiterei schützt die Artillerie und kann einige Punkte im Gelände festhalten, indem sie die Ankunft der Infanterie erwartet. Nach Maßgabe des Eintretens der letzteren macht sie die Front frei.

Die Reiterei beobachtet die Flanken und den Rücken, sie bleibt niemals unthätig und hält sich immer bereit, die Verhältnisse zu benutzen, welche ihr eine wirksame Rolle zu spielen erlauben.

Zu 2. Gefecht oder Wegnahme der Stellung durch die Vorhut, Rekognoszirung.

Die Vorhut treibt vorgeschobene feindliche Posten zurück. Einem ernstlichen Widerstande gegenüber macht sie Halt und besetzt diejenige Stellung, welche ihr der Divisions-Kommandeur nach einer raschen Prüfung des Geländes zugewiesen hat.

Wenn eine offensive Erkundung für nöthig gehalten wird, um den Gegner zum Zeigen seiner Kräfte zu veranlassen, oder müssen Stellungen genommen werden, welche für die Entwickelung der Kolonne nützlich sind, so läßt der Divisions-General seine Vorhut lebhaft eingreifen, indem er sie nöthigenfalls durch die Artillerie des Gros unterstützt.

Im Verein mit dem Generalstabs-Chef, den Kommandeuren der Artillerie, Reiterei und Pioniere führt der Divisions-General die allgemeine Erkundung der Stellung aus. Er bestimmt die Angriffspunkte, die einzuschlagenden Richtungen, die ersten Stellungen der Artillerie.

Während der Erkundung schickt er rasch seine Anordnungen zu dem Gros der Kolonne, giebt die Punkte an, auf welchen die verschiedenen Truppentheile nach dem Verlassen der Straße die Sammel- bezw. Gefechtsformation ein-

nehmen sollen. Den Generalen ꝛc. wird ein Punkt zum Befehls-Empfang mitgetheilt, bei welchem der Höchstkommandirende die Aufgabe präzisirt, welche einem jeden Führer bei dem Front- und Flanken-Angriff zufällt, die Stellen bezeichnet, an welchen die Infanterie zur Thätigkeit kommt und die taktische Form angiebt, welche die Offensiv-Operation einnehmen wird. Schließlich macht der General seinen Aufenthaltsort während des Gefechts bekannt.

Zu 3. Artillerie-Kampf, das Gros tritt in die Gefechts-Linie ein.

Der Artillerie-Kampf wird auf Befehl des Divisions-Generals eingeleitet. Während desselben begiebt sich die Infanterie des Gros auf die angegebenen Plätze, wenn der General es nicht für vortheilhaft erachtet hat, dieselbe erst später dorthin zu entsenden.

Mit der größten Sorgfalt sind die Reserven verdeckt zu halten.

Das erste Treffen deckt die Artillerie, es sucht günstige Stellungen und Gelegenheiten, um das Schießen der feindlichen Artillerie zu stören. Wenn nicht andere Befehle vorliegen, strebt dasselbe den Kampf mit der gegnerischen Infanterie an.

Zu 4. Vorbereitung durch Artillerie, allgemeiner Angriff.

Der Divisions-General läßt zu der Vorbereitung des Angriffs durch Artillerie übergehen, wenn er diese für genügend erachtet und glaubt, daß der Augenblick für den Beginn des allgemeinen Angriffs gekommen sei, giebt er hierzu Befehl.

Die Bataillone des ersten Treffens handeln nach den Bestimmungen der Bataillons-Schule.

Vor der Stellung gelegene Ortschaften, Höhen u. dergl. sind die ersten Ziele. Mit Hülfe der Artillerie werden sie genommen und von dem zweiten Treffen und den Pionieren in Vertheidigungs-Zustand gesetzt, um als Stützpunkte zu dienen.

Die Obersten überwachen ganz besonders den Gebrauch der Bataillons-Reserven des ersten und der Brigade-General die Verwendung der Bataillone des zweiten Treffens. Der Divisions-Kommandeur giebt die Stellungen an, welche von dem dritten Treffen zu besetzen sind.

Die mit dem Flanken-Angriff beauftragten Truppen marschiren so lange als möglich gedeckt vor, indem sie Formationen anwenden, welche am besten dem Gelände entsprechen. Sobald sie in der Höhe des feindlichen Flügels sind, welchen sie anzugreifen haben, beschleunigen sie die Bewegung. Der Divisions-General läßt nun auf den Punkt, gegen welchen sich die entscheidende Anstrengung richten muß, möglichst viel Batterien ihr Feuer vereinigen. Der Front-Angriff vermehrt seine Anstrengungen, um den Gegner zu verhindern, Truppen aus der Front wegzunehmen. Ein Theil der Artillerie geht gleichzeitig mit der Infanterie vor, um ihre Bewegung zu unterstützen.

Zu 5. Angriff, Verfolgung oder Rückzug.

Das Eintreten der mit dem Flanken-Angriff beauftragten Truppen ist das Signal zum allgemeinen Angriff der Stellung.

In diesem Augenblicke wetteifern alle Theile der Division in Bezug auf ihre Anstrengung und Heftigkeit.

Die Schützen werden von ihren Offizieren fortgerissen.

Die Reserven folgen, unterstützen und verstärken ihr Ungestüm. Der Divisions-Kommandeur läßt nöthigenfalls alle Reserven eintreten, um die günstige Entscheidung herbeizuführen.

Die Artillerie giebt ihrem Feuer die ganze Kraft.

Wenn einzelne Infanterie-Abtheilungen in Stellung bleiben sollen, beschleunigen sie ihre Salven.

Die Reiterei wirft sich auf die gegnerische und sucht kühn die Gelegenheit, Theil am Gefecht zu nehmen.

Im Falle des Erfolgs eilt das dritte Treffen oder die Abtheilungen desselben, welche noch nicht in das Gefecht verwickelt waren, und die gesammte Artillerie in die Stellung, um den letzten Widerstand zu brechen, lebhaft dem Feind zu folgen, ihn an dem Besetzen einer neuen Stellung zu hindern und auch um den Truppen, welche gekämpft haben, die Möglichkeit zu gewähren, sich im Hinblick auf eine neue Arbeit zu sammeln.

Weicht der Feind in Unordnung zurück, so eilt die Reiterei, welche in seinen Flanken operirt, zur Verfolgung und sucht die Rückzugslinie zu erreichen.

Geht der Feind in guter Ordnung zurück, so folgt ihm die Reiterei, ohne die Fühlung zu verlieren, indem sie fortgesetzt seine Flanken bedroht. Die gesammelten Truppen führen die Verfolgung in Gefechts- oder Marschform aus, beunruhigen und bedrohen den Gegner unaufhörlich, nöthigen ihn jeden Augenblick Halt zur Vertheidigung zu machen, erzwingen einen Aufenthalt, um seine Niederlage zu erhöhen.

Wenn der Angriff nicht gelingt, hat die Artillerie und die nicht verwickelten Theile des dritten Treffens die augenblickliche Rückwärtsbewegung zu decken. Nach einer abermaligen Feuer-Vorbereitung wird der Angriff mit der größten Energie erneuert.

In dem Falle es nothwendig wird, das Schlachtfeld zu verlassen, werden die vorher rekognoszirten und befestigten Stellungen nacheinander besetzt. Artillerie und Reiterei schützen den Rückzug.

Wenn es möglich wird, läßt der Divisions-General in die Marschformation übergehen, indem er die Kolonne durch eine Nachhut deckt, deren Stärke und Zusammensetzung nach der Thatkraft des Feindes und den zur Verfolgung getroffenen Maßnahmen zu bemessen ist.

Die Reiterei beobachtet alle Bewegungen des Gegners rück- und seitwärts der Kolonne.

Der General hat rückwärts gelegene Stellungen zu rekognosziren, er

bestimmt die Punkte, welche von den Pionieren zu befestigen sind und die vorzubereitenden Zerstörungsarbeiten, um die Verfolgung aufzuhalten.

Wenn nöthig, nimmt die Nachhut rechts oder links der Straße echelonnirte Stellungen, um sich langsam zurückzuziehen, indem sie das Gelände Schritt für Schritt vertheidigt. Die Artillerie schützt diese Bewegung. —

Bei dem Zusammentreffen mit einem Gegner im Marsche soll der General, nachdem er sich von der Sachlage überzeugt, rasch eine Entschließung treffen. Entscheidet er sich zum Angriff, dann wird dieser wie eben beschrieben ausgeführt. Wählt der General die Vertheidigung, so bezeichnet er die zu besetzenden Stellungen, entweder in Höhe und hinter der Vorhut, welche den Feind festhält, und die sich in die ihr angewiesene Stellung begiebt.

Für die Vertheidigung der größeren Körper enthält das französische Reglement nur die Andeutung, daß diese Kampfweise nach den Grundsätzen, die für das Bataillon maßgebend sind, zu führen sei. —

Hiermit schließt die Regiments-Schule ab.

Wir möchten hiermit auch unsere Mittheilungen aus der französischen Vorschrift beendigen. Das hier Gegebene wird genügen, um den Beweis zu liefern, daß das neue Reglement viele beachtenswerthe Grundsätze für die gefechtsmäßige Ausbildung der Infanterie enthält und gegenüber seinen Vorgängern einen ziemlich großen Fortschritt bedeutet. In den letzten Seiten hat das Reglement sogar den Charakter eines taktischen Lehrbuchs angenommen und dabei das gemeinschaftliche Handeln der Waffengattungen auf dem Schlachtfelde prägnant zum Ausdruck gebracht.

Was für Schiffe brauchen wir augenblicklich für die deutsche Marine?*)

Wie bekannt, bilden Geschoß, Torpedo und Ramme die drei Waffen der neuen Seekriegsführung. Jede in ihrer Art bestimmt und beeinflußt den Bau der heutigen Kriegsschiffe.

Das Geschoß gilt bis heute noch als die weitreichendste, sicherste und auch verderblichste Waffe; auf der Meinung von der überwältigenden Wirkung der Artillerie beruht der Bau der großen Panzerschiffe. Schwere Geschütze

*) Mit gütiger Genehmigung der Redaktion (Herr W. von Freeden) aus der „Hansa" hier wiedergegeben.

unter sicherer Deckung zum Schwimmen zu bringen und damit den Gegner auf weite Entfernung hin zu vernichten, eine schwimmende, möglichst unverwundbare Festung zur Vertheidigung wie zum Angriff ins Meer vorzuschicken, die den leichteren Schiffen als Stützpunkt und Rückhalt dienen kann, das ist der Zweck und die Absicht des Panzerschiffbaues.

Es lohnt sich demnach wohl einmal, auf Grundlage neuerer Quellen die Ansicht näher zu prüfen, ob auch die Aussichten der Artilleriewirkung auf der See so bedeutend sich gestalten, wie man dieses noch allgemein annimmt; ob man nicht, gestützt einfach auf die Schießversuche am Lande, den Einfluß und die Entwicklung der Artillerie zur See überschätzt und übertrieben hat, und ob es nicht richtiger sei, statt der wenigen ungeheuren Riesengeschütze mehrere leichtere aufzustellen und in weiterer Verfolgung dieses Gedankens statt eines schweren Schiffes mehrere leichtere zu bauen.

Der italienischen Marine gebührt der Ruhm, zuerst den Typ der sogen. Riesenschiffe von 10—15 000 t Wasserverdrängung, mit einer Bewaffnung und 100—110 t Geschützen, hergestellt zu haben. Bis dahin begnügte man sich allgemein 6—8000 t Schiffen und bis zu 60 t Geschützen. Aber das Vorgehen Italiens ließ keinen der übrigen europäischen Staaten ruhen und heute sehen wir, daß auch in Frankreich, Rußland und England mit dem Bau solcher Kolosse vorwärts gegangen wird, während man sich auch in Deutschland bereits lebhaft mit dieser Frage beschäftigt.

Ist es nun nach dem Vorgange Italiens für alle anderen Staaten durchaus nothwendig, sich auch solche Schiffskolosse anzuschaffen oder haben nicht vielmehr in Italien ganz besondere Gründe und Verhältnisse mitgewirkt, um die Schaffung dieser Schiffsklasse zu begünstigen, Verhältnisse, welche durchaus nicht in demselben Maße bei anderen Staaten durch geographische oder politische Beweggründe gerechtfertigt werden könnten? Wir lassen vorläufig diese Frage unbeantwortet, um zu unserem eigentlichen Thema, der Untersuchung der Geschützwirkung zur See, zurückzukehren.

Die sich auf der See der Treffsicherheit des Geschützes entgegenstellenden Schwierigkeiten sind folgende:

1. Schnelle Bewegung des Ziels in horizontaler Richtung.
2. Schneller Wechsel der Entfernung des Ziels.
3. Schlingern resp. Rollen des Schiffs, überhaupt schnelle Aenderung der Neigung des Schiffs und des Geschützes.

ad 1. Die Veränderung des Ziels in horizontaler Richtung hat auf die Treffsicherheit nur geringen Einfluß. Die Geschwindigkeit des Geschosses im Vergleich zu der Bewegung des schnellsten Schiffes ist so groß, daß Letztere fast stets vernachlässigt werden kann, auch läßt sich mit dem Geschütz leicht der Bewegung des Ziels in horizontaler Richtung folgen. Allgemein läßt sich daher behaupten, daß die horizontale Veränderung des Ziels keinen großen Einfluß auf die Treffsicherheit ausübt.

ad 2. Wechsel der Entfernung des Ziels. Hier spielt der Zeitverlust zwischen dem Messen der Entfernung und der Abgabe des Schusses resp. dem Augenblick, wo das Geschoß den Lauf verläßt, eine sehr bedeutende Rolle.

Wird z. B. die Entfernung des Ziels mit einem Instrument oder auch nur mit dem Auge auf die schnellste Art und Weise und, wie wir voraussetzen, absolut richtig gemessen, so entsteht doch ein gewisser Zeitverlust vor dem Abfeuern des Schusses. Die Entfernung wird zur Batterie gemeldet, der Batterie-Chef bestimmt die zugehörige Visirhöhe, dieselbe muß eingestellt, das Geschütz darnach gerichtet und aufs Ziel eingerichtet werden, und schließlich braucht nach Abfeuerung das Geschoß eine gewisse Zeit, um den Lauf zu verlassen.

Nach, auf dem Schießstande unter den allergünstigsten Verhältnissen mit dem besteingeschultesten Personal gemachten Versuchen, vergingen für diese oben angeführten Operationen bei verhältnißmäßig leichten Geschützen doch mindestens eine Minute Zeit. Nähern sich daher 2 Schiffe einander auch nur mit der geringen Geschwindigkeit von je 5 d. h. zusammen 10 Knoten pro Stunde, so beträgt doch die Verminderung der Entfernung zwischen ihnen in einer Minute $^{10}/_{60} = {}^{1}/_{6}$ Knoten d. h. ca. 300 m und hieraus folgt, daß selbst bei absolut richtiger Schätzung der Distanz in Folge des angeführten Zeitverlustes das Geschoß ca. 300 m über das Ziel hinausfliegen müßte. Nach Versuchen auf dem Schießstand nach einer Scheibe von 20 Fuß Höhe und 150 Fuß Länge, welche ungefähr die Hauptzielfläche eines heutigen Kriegsschiffes repräsentirt, ergiebt sich für verschiedene Entfernungen folgender Prozentsatz Treffer für ein 28 cm Geschütz.

Entfernung 1200 m	100 %	Entfernung 2000 m	94,3 %
„ 1400 „	100 „	„ 2200 „	88 „
„ 1600 „	99,4 „	„ 2400 „	82,3 „
„ 1800 „	97,5 „		

Legt man diesen Resultaten aber einen Fehler in der Distanz von 300 m zu Grunde, so verringert sich dieser Prozentsatz der Treffer auf:

für 1200 m	51 %	für 2000 m	31 %
„ 1400 „	47 „	„ 2200 „	27 „
„ 1600 „	42 „	„ 2400 „	22 „
„ 1800 „	35 „		

In der Praxis würde die Wahrscheinlichkeit dafür sein, daß dieser Prozentsatz noch bedeutend geringer ausfällt, da hier niemals die Sorgfalt angewandt werden kann, wie auf dem Schießplatz, auch die Gewichte der Ladung und des Geschosses nicht so gleichmäßig sind. Nach praktischen Beschießungsversuchen, welche von 4 Schiffen in Bewegung bei 6—8 Knoten Fahrt, nach einer feststehenden Scheibe von 18×30 Fuß auf eine Entfernung von 1400—1800 m bei ruhigem klaren Wetter und stiller See ausgeführt wurden, ergaben sich folgende Resultate. Es trafen von:

10 Schüssen . . . . . 1=10% 19 Schüssen . . . . . 2=15 %
17 „ . . . . . 1= 6 „ 22 „ . . . . . 1= 4½ „

Auf einen günstigeren Prozentsatz im wirklichen Kampfe zu zählen, scheint demnach entschieden nicht zulässig. Der oben angenommene Zeitverlust von einer Minute für die Operation des Zielens und Abfeuerns ꝛc. ist überdies nur bei den allergünstigsten Verhältnissen und bei dem besteingeschultesten Personal zutreffend, in der gewöhnlichen Praxis stellt sich der Zeitverlust ungefähr folgendermaßen für verschiedene Geschütze:

Kaliber	30 cm	28 cm	23 cm	20 cm	15 cm
Zeitverlust b. Zielen, Richten ꝛc. Minuten	7½	6½	4¾	3¾	2¾

Wie ersichtlich, sind diese Zeitverluste ganz bedeutend, und daher wird die Treffsicherheit auch noch ganz ungemein geringer ausfallen, wie in der obigen vorhergehenden Tabelle angegeben. Man muß hierbei noch bedenken, daß der Kommandant, wenn er einmal die Distanz in die Batterie gegeben hat, keine Macht mehr besitzt, diese Fehler der Zeitverluste zu korrigiren, denn sonst würde die Mannschaft nur mit Richten des Geschützes beschäftigt sein und gar nicht zum Schießen kommen. Am Richtigsten würde es wahrscheinlich sich erweisen, im Voraus die Geschütze auf eine bestimmte Distanz einzustellen und, wenn diese erreicht ist, Salvenfeuer abzugeben; dieses Verfahren würde aber nur für den Anfang des Kampfes möglich sein.

Viele glauben, daß durch die Einführung der neuen langen und weittragenden Geschütze mit sehr flacher Flugbahn der Geschosse die Sicherheit des Treffens bedeutend vergrößert worden sei, und daß ein Fehler in der Schätzung der Entfernung des Ziels hier keinen so bedeutenden Einfluß haben könne. Diese Meinung ist jedoch nur schwach begründet. Bei Annahme desselben Fehlers in der Entfernung wie früher, von 300 m, ist für eine Scheibe von 20 Fuß Höhe die wirkliche Abweichung für das weittragende Geschütz nur um ein Geringes kleiner und die mittlere Treffsicherheit daher nur ganz unbedeutend größer wie für das gewöhnliche Geschütz. Dieser Vorzug gilt jedoch nur für ein festliegendes Schiff; bei schwankendem Fahrzeug ist die Treffsicherheit des langen weittragenden Geschützes bedeutend geringer als die des gewöhnlichen, wie später noch näher dargelegt werden soll.

Wie ersichtlich beruht die geringe Treffsicherheit auf der See nicht auf einem Fehler der Geschützkonstruktion oder auf einer Ungenauigkeit in der Abschätzung der Entfernung, sondern eben in der Nothwendigkeit der Ausführung von Zwischenoperationen, die dem Abfeuern des Geschützes vorangehen müssen und durch welche so viele Zeitverluste, und persönliche Fehler in die ganze Handlung hereingetragen werden. Einerseits sind dieselben durchaus nicht zu vermeiden und andererseits machen sie alle weiteren Verbesserungen in technischer Hinsicht völlig unnütz, da jede weitere Komplikation die Möglichkeit weiterer Fehler vergrößert.

Wenn nun schon das Treffen bei ruhiger See solche Schwierigkeiten dar-

bietet, wie sehr vergrößern sich die Ungenauigkeiten bei bewegtem Wasser, wenn das Schiff auch nur ein wenig rollt. Beim Schlingern des Schiffs wirkt zunächst die Zentrifugalkraft auf das Abschleudern des Geschosses, diese Wirkung ist jedoch gegenüber der Kraft der Pulvergase ziemlich zu vernachlässigen, immerhin bleibt sie eine Größe, welche die Trefffsicherheit beeinflussen kann. Von viel größerer Wichtigkeit ist folgender Umstand. Das Geschoß braucht Zeit, um den Lauf zu durchlaufen; bei den jetzigen langen Geschützen und langsam brennendem Pulver, bedeutend mehr als früher; nach Versuchen, z. B. für das 11″ — 35 Kaliber Geschütz ca. $^1/_5$ Sekunde vom Moment des Abfeuerns ab gerechnet. Während dieser Zeit ändert sich beim Schlingern des Schiffs die Richtung des Geschützes und daher sind diese langen weittragenden Geschütze beim Schießen auf bewegter See weit unsicherer als die früheren kurzen mit schnellbrennender Pulverladung feuernden Kanonen. Praktische Schießversuche, die bei nur 500 m Entfernung bei vertautem Schiff nach vertauter Scheibe von 12×12 Fuß Fläche stattfanden, wobei das Schiff um ca. 3° nach jeder Seite schlingerte, ergaben folgende Resultate: Es trafen aus 9pfündigem Geschütz von 10 Schüssen 2. Unter denselben Bedingungen aber auf 1000 m Entfernung traf aus gezogenem langem Geschütz von 40 Schuß keiner. Die Seitenrichtung der Geschosse war dabei stets sehr gut, nur die Höhenrichtung schwankte. Das große Schiff wird stets relativ weniger schwanken, bietet also eine bessere, sicherere Plattform für die Bedienung der Geschütze. Lange weittragende Geschütze auf kleinem Schiff zu installiren ist entschieden Unsinn, Treffer bei auch nur wenig bewegter See werden reine Zufallssache. Die Installation der sog. Luftdruckkanonen von Zalinsky auf dem amerikanischen Schiff „Vulcan“ kann aus diesem Grunde nur als verfehlter Versuch bezeichnet werden, ein solches Fahrzeug könnte höchstens für den Hafendienst einigen Werth haben. Das Geschoß gebraucht hier viel Zeit den langen Lauf zu durchlaufen, und in dieser Zeit kann die Schiffsneigung eine durchaus andere geworden sein, als im Moment des Abfeuerns, wie bereits durch Versuche in Amerika bestätigt ist.

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden die Frage, ob die Einführung der langen, vielkalibrigen und weittragenden Geschütze in die Marine unter allen Umständen als ein Vortheil anzusehen ist? Für den Kampf bei einigermaßen unruhiger See ist es entschieden ein Nachtheil. Die größere Unsicherheit im Treffen kann keineswegs durch das weitere Schießen der Geschütze ersetzt werden. Es ergiebt sich ferner die große Wichtigkeit einer starken Auxiliar-Batterie, bestehend aus zahlreichen, schnellfeuernden, leichteren Geschützen an Bord des großen Schiffs; dieselbe wird wahrscheinlich im Allgemeinen mehr Nutzen leisten, als die wenigen schweren Kanonen, welche nur selten schießen und wenig Aussicht zum Treffen haben.

Bei dem modernen durch Dampfkraft fortbewegten Kriegsschiff ist die vertikale Zielhöhe eine verhältnißmäßig sehr geringe; Schüsse in die Takelage,

welche früher von der größten Tragweite sein konnten, haben heute gar keinen Zweck, es ist oft gar keine Takelage vorhanden. Anstatt einer Zielfläche von 80—100 Fuß Höhe, wie sie die früheren Segler darboten, schrumpft dieselbe für unsere modernen Dampfer auf ca. 20 Fuß Höhe über Wasser zusammen; eine Größe, die bei einiger Entfernung auf der See für das menschliche Auge fast verschwindet. Hieraus ergiebt sich aber die enorme Schwierigkeit, bei schneller Bewegung das Ziel überhaupt richtig zu sehen und im richtigen Zeitpunkt Feuer zu geben.

Beim Schlingern des Schiffs z. B. von nur 2 ° nach jeder Seite und bei einer Periode der Schwingung von 4 Sekunden bleibt ein Ziel von 20 Fuß Höhe in einer Entfernung von 1200 m nur $^1/_3$ Sekunde lang in der Visirlinie sichtbar und in diesem Zeitraum muß abgefeuert werden. Da bei schlingerndem Schiff nur gefeuert werden darf, während das Geschütz sich hebt, damit der Zielende die Möglichkeit hat, das Ziel überhaupt zu sehen, (feuert man ab, während das Geschütz sich senkt, also das Ziel ganz plötzlich in Sicht kommt, so schlägt nach allen Versuchen das Geschoß stets dicht beim eignen Schiffe ins Wasser,) so muß bei dem vorliegenden Beispiel abgefeuert werden, wenn die untere Linie des Ziels in Sicht kommt. Nun kann das menschliche Auge aber nur Zeitunterschiede bis zu ca. $^1/_7$ Sekunde noch gut wahrnehmen, und bereits bei einer Entfernung von nur 800 m würde in diesem Fall bei 2 ° Halbschwenkung und 4sekundlicher Periode für ein 20 Fuß hohes Ziel der Durchgang des unteren Endes durch die Visirlinie mit dem Durchgang der Mitte für das menschliche Auge zusammen fallen, und doch muß, um zu treffen, wie wir gesehen haben, beim Durchgang der unteren Linie abgefeuert werden. Bei größerer Entfernung ist der Zielende überhaupt nicht mehr im Stande, den Durchgang der oberen und unteren Grenzen eines solchen Ziels zu unterscheiden und das sichere Schießen wird unmöglich, *das Treffen reine Zufallsache*. Rechnen wir dazu den vorhin bereits erwähnten Zeitverlust, welcher durch das Durchlaufen des Geschützes entsteht, einen Zeitraum, während dessen das Geschoß unter dem Einfluß der Schiffsbewegung steht, und man wird einsehen, *eine wie unwahrscheinliche Sache das Treffen bei bewegter See auch bei verhältnißmäßig nur geringer Entfernung wird*. Auf dem Lande wird zur Bestimmung der Entfernung ein Probeschuß abgegeben, das Schlimme ist, daß auf der See ein solcher Versuch gar keinen Zweck hat, absolut keine Aufklärung bringt. Man sieht, das Geschoß ist über das Ziel hinweggeflogen, aber warum es hinübergeflogen, bleibt unklar. Ist die Entfernung verkehrt geschätzt, ist die Schwankung des Schiffs nicht gehörig berücksichtigt, hat ein persönlicher Fehler des Abfeuernden Schuld, oder die Zeit, welche das Geschoß gebraucht, den Lauf zu durcheilen? Alles dieses sind Fragen über Fehlerglieder, deren einzelne Größe gar nicht festzustellen ist und zu deren Aufklärung der Probeschuß nichts beiträgt. Außerdem haben sich in den nächsten Minuten nach

Abgabe des Schusses alle Distanzverhältnisse vollständig geändert. Das Treffen bei etwas bewegter See auf einige Entfernung hin bleibt reine Zufallssache. Praktische Versuche, welche mit der Absicht angestellt wurden, die Bedingungen eines wirklichen Kampfes bei etwas bewegter See möglichst nachzumachen, ergeben bis jetzt stets einen so geringen Prozentsatz der Treffer, daß diesem Umstand gegenüber eigentlich alle Fragen der Taktik und des Manövrirens der Schiffe im Seegefecht vollständig hinfällig werden oder sich doch in die Formel auflösen, so zu manövriren, daß man wirklich Gelegenheit und Aussicht hat, den Gegner mit seinem Geschütz zu treffen. Hier eröffnet sich aber eben ein neues Feld der Untersuchung.

Wird dieses Treffen vielleicht nur möglich werden, indem man sich dem Gegner auf sehr nahe Entfernung nähert und sich dadurch der Wirkung einer der anderen Waffenarten, Torpedo oder Ramme, ganz ungemein aussetzt, und wenn dem so ist, hat es Sinn, beim Bau der Kriegsschiffe so großen, ja fast ausschließlichen Werth auf die Artillerie zu legen?

Die Schwierigkeit beim Treffen mit dem Geschütz liegt in der vertikalen Richtung, während bei dem Torpedo gerade die vertikale Höhe fast keine Schwierigkeiten bietet, sondern mehr die horizontale Ausdehnung des Ziels. Die Länge des Schiffs ist aber stets im Verhältniß zu seiner Höhe eine sehr bedeutende, (Schüsse in die Takelung haben, wie wir gesehen, heute keinen Werth,) es werden sich demnach die Aussichten des Treffens für schweres Geschütz und Torpedo bei einer gewissen Entfernung ziemlich gleich stellen und diese Entfernung wird sich bei bewegter See zu Gunsten des Torpedos verringern. Demzufolge hätte es bei auch nur etwas bewegter See keinen Zweck, das Feuer der schweren Geschütze auf mehr als 6—800 m Entfernung zu eröffnen, dieselbe Entfernung gilt aber heute auch als Kernschuß für den Whitehead Torpedo, und da frägt es sich denn, welcher Waffe man die verderblichere Wirkung zuzumessen geneigt ist.

Wenn man auch nicht annehmen kann, daß größere Seegefechte nur bei verhältnißmäßig ruhigem Wetter geführt werden, so ist diese Annahme doch zunächst für den Kreuzerkrieg unausführbar, da hier der Gegner unter allen Umständen angegriffen werden muß, und zweitens wird ein im Torpedowesen überlegener Gegner danach trachten, diesen Vortheil dahin auszunutzen, daß er den Feind bei bewegtem Wasser zum Kampfe zu zwingen sucht. Die Franzosen, indem sie von einem Extrem ins andere fallen, schimpfen jetzt auf das Torpedobootwesen, anstatt die traurigen Resultate, welche sie mit ihren jämmerlichen untauglichen Torpedobooten während der letzten Manöver erzielt haben, der Dummheit der Erbauer und der Unfähigkeit ihrer Marinebehörden zuzuschreiben. Die Trauben sind immer sauer, wenn sie zu hoch hängen. Hätten ihre Boote gleich im Anfang etwas Aehnliches durchzumachen gehabt, wie das deutsche Probefahrtprogramm, von den weiten Seefahrten deutscher Boote ganz zu schweigen, den dortigen Behörden wäre wohl schon längst ein

Licht über die Tauglichkeit ihrer Boote aufgegangen. Nicht über die Torpedobootfrage im Allgemeinen erfährt man durch die letzten französischen Manöver etwas Neues, denn daß seeuntüchtige Fahrzeuge untergehen, weiß Jedermann bereits so, sondern auf die ganze Marine-Verwaltung und auf den dortigen Modus der Abhaltung von Probefahrten wird durch diese Unglücksfälle ein ganz eigenthümliches Streiflicht geworfen. Das letzte Wort der Torpedofrage scheint uns noch lange nicht gesprochen. Was wir brauchen und glücklicherweise in Deutschland auch haben, sind starke, seetüchtige, schnelle Fahrzeuge mit Lancirapparaten, welche bei jedem Wetter das Lanciren der Torpedos gestatten. Eine derartige Angriffsflotte bei etwas bewegtem Wetter gegen schwere Geschütze und Panzerschiffe ausgesandt, könnte vielleicht ganz eigenthümliche Resultate herbeiführen und die augenblicklichen Ansichten über den Bau moderner Kriegsschiffe bedeutend abändern.

Die Anordnung der großen Geschütze an Bord der Schiffe ist entschieden über die praktischen Grenzen hinausgegangen. Der muthmaßliche Effekt, den man sich von ihrer Wirkung versprechen darf, steht in keinem Verhältniß zu den großen Kosten der Geschütze selbst und besonders zu den Kosten, welche erforderlich sind, um diese Geschütze zum Schwimmen zu bringen und einigermaßen geschützt und handlich auf dem Schiff aufzustellen. Die Aussicht auf ihre zweckdienlichste Verwendbarkeit, d. h. ihre Treffsicherheit sind nicht genügend groß, um den Bau der Panzerkolosse dafür zu rechtfertigen. Man hat des Guten nach dieser Richtung entschieden zu viel gethan. Die Auslage von ca. 10 Millionen Mark, welche nöthig ist, um in einem Seegefecht 4 Stück 100 Tons-Kanonen zur Verwendung zu bringen, kann unserer Meinung nach nicht durch die nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit von ihnen zu erwartende Wirkung gerechtfertigt werden. Es ist wohl bekannt, daß nach Versuchen auf dem Schießplatz ein einziger Treffer eines solchen Geschützes genügen sollte, die ganze Wand des feindlichen Schiffs einzudrücken, zum wenigsten eine furchtbare Bresche zu reißen und den Gegner so fast mit einem Schlage zu vernichten, wenn nur das Geschoß einigermaßen richtig einschlägt! Aber die Aussichten für dieses „wenn" sind eben so sehr gering und denselben läßt sich immer mit gleichem Recht die Frage gegenüber stellen: Ist das schwere Schiff nicht, ehe diese günstige Möglichkeit eintritt, bereits von den zahlreichen leichteren Geschützen des Gegners, denen aber infolge ihrer größeren Anzahl eine höhere Aussicht zum Treffen zugesprochen werden muß, oder aber durch eine der Waffenarten, besonders durch Torpedos, in einen derartigen Zustand versetzt worden, daß alles weitere Treffen mit den Riesenkanonen zur Unmöglichkeit wird?

Es sind das alles nur Spekulationen, aber die Wahrscheinlichkeit des Treffens muß doch unter sonst gleichen Umständen auf d e r Seite liegen, wo sich die meisten Geschütze befinden. Es fragt sich nur, ob die häufigen Treffer der leichteren Geschütze denselben Effekt haben würden, als die wenigen

des schweren Geschützes, oder ob man der unter Wasser stattfindenden Explosion der Torpedos eine gleich verderbliche Wirkung auf ein großes Schiff zuschreiben kann, wie dem Einschlagen des Geschosses einer 100 Tons-Kanone.

Die Geschichte der Seekriege zeigt deutlich, wie sich der Kampf von Menschen gegen Menschen, zum Kampf von Schiff gegen Schiff entwickelt hat. In den ersten Seekriegen der alten Römer suchte man das feindliche Schiff zu entern und führte dann den Kampf mit dem Schwert in der Hand, Mann gegen Mann, wie auf dem festen Lande. Dann entwickelte sich die Ramme als erste Schiffswaffe, das Fahrzeug selbst trat mit als taktische Einheit auf; in den späteren Segelschiffskriegen gaben kluge und gewandt ausgeführte Segelmanöver häufig den Ausschlag, und die Einführung der Dampfmaschinen vollendete die Individualisirung des einzelnen Schiffs. Der Panzer wurde zunächst eingeführt, um die Batteriemannschaften gegen die Wirkung der feindlichen Artillerie zu sichern, erst später erlangt er Bedeutung als Schutz der vitalen Theile des Schiffs selbst, während man dann Batterien und Mannschaften verhältnißmäßig unbeschützt ließ. Die Einführung der neuen Sprenggeschosse jedoch, welche im Stande waren, verhältnißmäßig starke Wandungen zu durchschlagen und im Innern der Batterien mit furchtbar verheerender Wirkung zu krepiren, hat wiederum die Nothwendigkeit hervorgerufen, die Seiten der Batterie zu schützen. So befinden wir uns in Bezug auf Panzer und Geschoßwirkung seit Jahren in einem vollständigen Kreislauf, bald überwiegt die eine, bald die andere Richtung, ein prinzipieller Fortschritt ist dabei nicht zu bemerken. Das Einzige, was stets fortschreitet, ist die Entwickelung des Maschinenwesens und mit ihr die Geschwindigkeit der Schiffe, und hierin liegt auch das Hauptmoment der ganzen Entwickelung des modernen Seewesens, auf ihr basirt die Möglichkeit eines erfolgreichen Kreuzerkrieges. Betrachten wir jetzt, auf das Vorhergehende gestützt, etwas näher die Hauptbedingungen des neueren Kriegsschiffsbaues.

Als Grundsatz läßt sich hier wohl zunächst Folgendes aufstellen: Das Schiff soll möglichst große Offensivkraft besitzen und gegen die Vernichtung durch einen Schlag einer feindlichen Waffe möglichst geschützt sein, alles dieses bei Einhaltung der möglichst kleinsten Dimensionen und möglichster Billigkeit, damit man im Stande ist, für dasselbe Geld möglichst viel Schiffe herzustellen.

Ferner wird jeder Staat, welcher sich eine Kriegsflotte bildet, die folgenden Betrachtungen klar zu stellen haben:

1. Welches sind die Schiffe, welche meinen augenblicklichen und wahrscheinlich für die nächste Zeit zu befolgenden politischen und Handels-Interessen und Absichten in bester Weise entsprechen, um z. B. die Handelsflotte am besten zu beschützen oder um überseeische Besitzungen zu schirmen, die Herrschaft in fremde Meere und Welttheile hinauszutragen, im Allgemeinen für die Erhaltung und Verbreitung des Ansehens und der Macht des Heimathlandes am

Besten Sorge zu tragen. Und 2. Mein Nachbar, eine rivalisirende Macht, mit der ich eventuell in Konflikt gerathen kann, hat eine bestimmte Klasse von Schiffen ausgebildet, gegen die ich vielleicht zu kämpfen haben werde. Welches ist die beste Schiffsart, um diesem meinen eventuellen tüchtigen Gegner zu begegnen? Muß ich Panzerschiffe bauen, weil mein eventueller Gegner auch Panzerschiffe besitzt, oder kann ich eine andere vortheilhaftere Schiffsklasse für mich finden, oder kann ich endlich die beiden oben genannten Betrachtungen 1 und 2 in einem Schiffstyp vereinigen.

Von vorne herein muß man sich klar machen, daß es unmöglich ist, allen Wünschen in Bezug auf Offensive und Defensive in einem Schiffe zu genügen. Jedes Schiff muß immer ein Kompromiß bleiben, einige wenige Hauptbedingungen müssen festgestellt, diese in möglichst vollkommenem Maße erfüllt und die übrigen sonst wünschenswerthen Eigenschaften mehr oder minder geopfert und hintenangestellt oder in anderen Spezialtypen zum Ausdruck gebracht werden.

Ein Schiff soll so lange wie möglich im Kampf schwimmen bleiben, es soll Schwimmfähigkeit besitzen, sonst ist es überhaupt verloren, also große Defensivkraft, Gürtelpanzer oder Panzerdeck und Zellenbauten sollen die vitalen Theile schützen, d. h. Schutz der Maschinen, Kessel, Mannschaft und Geschütze, also Seitenpanzer der großen, Seitenkohlenbunker ꝛc.

Man soll aber nicht vergessen, daß die beste Methode, selbst schwimmen zu bleiben, darin besteht, den Gegner zu versenken, also in großer Offensivkraft. Die Offensivkraft auf Kosten der Defensivkraft zu sehr zu schmälern, ist entschieden ein großer Fehler.

Der leitende Gedanke beim Kriegsschiffsbau soll nicht sein: „Wenn ich das Schiff so baue, so kann mir der Gegner nichts thun," sondern umgekehrt, bei dieser Bauart bezw. Anordnung kann ich dem Gegner am meisten schaden, nach diesem letzten Grundsatz muß Alles angeordnet werden.

Seetüchtigkeit muß natürlich immer zuerst da sein, der Kampf mit Wind und Wellen muß unter allen Umständen ausgefochten werden können; ferner muß große Geschwindigkeit selbst bei schlechtem Wetter der erste und wichtigste Faktor der neuen Seekriegsführung bleiben; deshalb läßt sich auch für ein heutiges Schlachtschiff, welches auf der See kämpfen soll, unter ein gewisses Minimum der Dimensionen nicht herabgehen, jedenfalls nicht unter 3- 4000 Tons Wasserverdrängung. Mit schwerem Gürtel- und Seitenpanzer läßt sich überhaupt kein kleines Schiff herstellen.

Ist man nun im Stande, wie sich dies nach genauen Bauplänen und Rechnungen ergiebt, für denselben Preis, den 4 Stück 40 cm — (110 Tons) Geschützen eines Schiffes von 10—12 000 Tons Wasserverdrängung — 10 Stück 30 cm (60 Tons) Geschütze, die ebenfalls fast jeden Panzer durchschlagen, in 5 kleineren Schiffen von ca. 4000 Tons Wasserverdrängung entgegenzustellen, so fragt es sich, auf welcher Seite die Aussichten des Sieges bei einem feindlichen Zusammentreffen sich neigen würden. Ein Treffer der

100 Tons Kanonen wird vielleicht genügen, eines der kleineren Schiffe zu vernichten oder doch wenigstens außer Aktion zu setzen, während 5 Treffer des 60 Tons Geschützes vielleicht nicht denselben Einfluß auf das größere Schiff ausüben würden. Auf der einen Seite ist das Ziel größer und leichter zu treffen, auf der anderen Seite ist die schwimmende Plattform eine ruhigere und die Wirkung des einzelnen Schusses größer. Setzt man aber auch die artilleristischen Leistungen dieser Gegner als ziemlich gleichwerthig hin, so bleibt doch immer eine direkte fast fünffache Ueberlegenheit in Bezug auf die anderen Waffen, Torpedo und Ramme für die 5 leichteren Schiffe, und dieses würde bei einem solchen Kampfe wahrscheinlich den Ausschlag geben.

Bei diesen Betrachtungen ist vorläufig ganz davon abgesehen, daß die 5 leichteren Schiffe in Friedenszeiten dem Staate entschieden viel mehr Nutzen bringen würden, als das eine große Fahrzeug.

Die jährlichen Auslagen für Armee und Flotte kann man als die Assekuranzprämie für die Sicherheit des Staates betrachten. Diese Ausgaben sind daher überaus nützlich und gewinnbringend. Wird zumal alles dazu erforderliche Material im Inlande selbst beschafft, so tritt ja nur im Kreislauf des Geldes eine lebhaftere Cirkulation desselben ein, die auf Handel und Industrie höchst anregend einwirkt. Die Bauten der Marine sind für die weitesten Kreise der Industrie höchst fördernd, sie rufen, wie man wohl ohne Uebertreibung behaupten kann, die höchsten Leistungen der Technik hervor und dienen als Sporn für die Weiterentwickelung derselben. In dem modernen Kriegsschiffbau ist die höchste technische Intelligenz eines Landes vereinigt; für den Kenner, der ein fremdländisches Schiff besichtigt, redet dasselbe in dieser Hinsicht eine klare deutliche Sprache, wahrheitsgetreuer und unverfälschter oft als das Studium der Literatur und Fachjournale.

Vom nationalen Standpunkt aus ist die Schaffung einer kraftvollen Marine nur auf das Wärmste zu befürworten, man kann nur wünschen, daß die pekuniären Mittel recht reichlich diesem Zwecke zufließen möchten, aber über die zweckentsprechendste Verwendung dieser Mittel läßt sich streiten, und für die Beurtheilung der richtigen Verwendung derselben muß nach näherer Motivirung, als ausschlaggebender Faktor in erster Linie die augenblickliche Stellung eines Staates in politischer Hinsicht, seine geographische Lage und die Rolle, welche er im Weltverkehr spielt, in's Auge gefaßt werden.

Dasjenige Flottenmaterial, welches für die Zwecke und Absichten und die geographischen Verhältnisse des einen Staates das beste und richtigste sein mag, ist dieses durchaus nicht eo ipso für jeden anderen, sondern kann unter Umständen das verkehrteste sein.

Wenn wir daher jetzt in Deutschland dem Beispiel Englands und Italiens im Bau von Riesenschiffen folgen wollen, so scheint uns dafür noch nicht genügende Nothwendigkeit vorzuliegen. England sowohl als Italien bedürfen großer starker Flotten, überhaupt ihres politischen Ansehens halber, ohne die-

ſelben würden ſie ihre Stellung als Großmächte nicht aufrecht erhalten können. Bei England beſonders ruht der ganze Schwerpunkt in der Flotte, ein England ohne Flotte wäre überhaupt nicht mehr daſeinsfähig.

Ganz anders liegen die Verhältniſſe, wenigſtens vorläufig, beim deutſchen Reich. Die Flotte iſt hier nicht Grundbedingung des Daſeins, ſondern entſpringt als naturgemäße Blüthe aus der Machtentfaltung des Reichs. Sie iſt beſtimmt, erſtens die Küſten des deutſchen Reichs gegen den Einbruch einer fremden Seemacht zu ſchirmen, und zweitens das Anſehen und die Macht des deutſchen Reichs hinauszutragen in fremde Meere und fremde Länder, dort der Kraft und Intelligenz, der Jugend und der Zukunft Deutſchlands neue Bahnen der Thätigkeit zu weiſen und als Rückwirkung dem Mutterlande neue und weitere Ideen und Zwecke heimzubringen, eine friſche Blutcirkulation einzuimpfen, in den Köpfen den lokalen Dunſt etwas auszulüften, und ſo allmälig ein freieres, kräftigeres und zielbewußteres Weltbürgerthum zu ſchaffen.

Es ſind dies nicht fromme Träume oder unerreichbare Ideale. Nichts iſt mehr geeignet, eine an Geiſt und Körper geſunde und kräftige Jugend zu erziehen, als der Seedienſt.

Möchte ſich doch ein Theil der deutſchen Jugend, anſtatt jetzt unſere Univerſitäten und techniſchen Hochſchulen bis zum Erdrücken zu überfüllen, um nachher in meiſt kümmerlicher Lebensſtellung ein verpfuſchtes Daſein zu führen und ſo Schritt um Schritt zum unvermeidlichen Philiſter und Kleinkrämer hinabzuſinken, der Flotte, dem Seeweſen zuwenden und möge die Marine ſo weit vergrößert werden, daß ſie auch den eintretenden jungen Kräften Spielraum zur Entfaltung und Entwickelung darbietet. Jedes weitere Schiff der Flotte, welches hierfür nöthig wird, iſt eine Bereicherung des Nationalwohlſtands. Eine ſeefahrende Nation wird eine geſunde kräftige Nation ſein, ſie wird auch am Tage der Noth nicht verzagen; der Seemann iſt gewohnt, der Gefahr kalt ins Auge zu ſehen und dem Führer unbedingt und bis zum Letzten zu folgen.

In dieſer Richtung ſollte ſich jetzt die Entwickelung unſerer Marine bewegen; ſo wird durch ſie etwas Fortſchreitendes, für das Leben der ganzen Nation Bleibendes gewonnen und hierfür brauchen wir vorläufig keine ſchweren Panzerſchiffe, ſondern tüchtige, ſchnelle, ſeefähige Kreuzer. Was ſollen wir mit vier Panzern à 10 000 Tons Waſſerverdrängung? Entweder es ſind zu wenig oder es ſind zu viel! Die Oſtſee können wir auch ohne dieſelben beherrſchen, dafür ſind 15 ſchnelle ſtarke Kreuzer, die man für daſſelbe Geld (ca. 15 Millionen Mark) herſtellen könnte, entſchieden beſſer geeignet. Fürchtet man vielleicht die ruſſiſche Flotte? Die in Petersburg gebauten ſchweren Panzer ſind nicht für das Baltiſche Meer, ſondern für Wladiwoſtok beſtimmt. Die ſchweren tiefen Schiffe können in der Oſtſee nur ſehr ſchlecht manövriren.

Um den Kampf hinaus in den Ozean zu tragen, um mit der engliſchen

oder französischen Flotte zu rivalisiren, dazu brauchten wir nicht 4 sondern 40 solcher Schiffe. Also nur um die Mode mitzumachen, um einem gewissen Nationalstolz zu genügen, um sagen zu können, auch wir haben 4 Panzerschiffe, die, nachdem sie fertig geworden, bereits veraltet sind und nutzlos in den Häfen ihr Dasein hinschleppen. Augenblicklich scheint jedenfalls uns die Zeit und Nothwendigkeit für diesen Luxus noch nicht gekommen.

Das Material einer Flotte muß man nicht auf zu lange Zeit im Voraus berechnen; zehn Jahre scheinen dafür vollständig genügend. In diesem Zeitraum können sich die Anforderungen, welche an die Flotte gestellt werden müssen, total verändert haben, so daß ganz andere Schiffe nothwendig werden. Schon aus diesem Grunde scheint es jetzt, wo wir uns in der Entwicklung unserer Marine befinden, wenig angezeigt, mit dem Bau von Schiffen vorzugehen, die viele Jahre zu ihrer Vollendung gebrauchen. Die Bedürfnisse der Gegenwart schnell befriedigen, ist die richtige Politik für die Marine, stets für die gegenwärtigen Zwecke ein ausreichendes und vorzügliches Material vorräthig zu haben und sich durch Schaffung einer großen und starken Schiffbau Industrie die Möglichkeit zu sichern, allen später auftretenden Bedürfnissen in der kürzesten Zeit zu genügen. Tritt dann die Nothwendigkeit an Deutschland heran, eine Flotte ersten Ranges zu besitzen, wie das hoffentlich in nicht zu langer Zeit der Fall sein wird, so überlasse man doch der Zukunft, die Bedürfnisse der Zukunft zu befriedigen und sorge nur dafür, daß eine wohlhabende Nation die Mittel dafür ohne Schwierigkeiten aufbringe, eine starke, gesunde Industrie der Bewältigung dieser Aufgabe nach allen Richtungen hin vollkommen gewachsen sei, und eine zahlreiche, erfahrene, seegeübte Mannschaft die Führung derselben übernehmen kann.

Aus England.

X.*)

(1. Mai bis 1. November 1889.)

Unter den vielen Besuchen, welche unser verehrter Monarch europäischen Höfen im Laufe des vorigen Jahres abgestattet hat, dürfte verhältnißmäßig kaum einer von der weittragenden Bedeutung gewesen sein, wie jener, der ihn im Sommer nach der meerumspülten Küste des großen Inselreiches führte, das sich des Meeres Herrin zu nennen liebt. Bis dahin schien Großbritannien,

*) Vgl. Juli-Augustheft der N. Mil. Bl. Jahrg. 1889 pag. 71.

trotz seiner Kolonialmacht, seines Reichthums und seiner Flotte, die trotz aller Mängel vorläufig doch noch immer die größte unserer Erde ist, in dem europäischen Konzert und in den großen politischen Fragen der Gegenwart, welche nach menschlichem Ermessen der nächsten Entwickelung Europas die Bahn weisen werden, eine nur untergeordnete Rolle zu spielen. Wer in Europa zog denn bis dahin Englands Wehrkraft und die Entscheidung dieser Großmacht für die eine oder die andere Seite bei einem etwa vorauszusehenden großen europäischen Konflikt ernsthaft in nähere Erwägung? — doch nur die militärischen Fachblätter, denen eine aufmerksame Beobachtung der Wehrverhältnisse aller größeren Staaten eine selbstverständliche Pflicht ist. Wo z. B. ist, außer in der militärischen Presse, von dem neuen am 1. Januar v. J. veröffentlichten „Infantry Drill“ (Exerzier-Reglement für die Infanterie) sonst überhaupt die Rede gewesen? Man denke nur, wie dagegen die Neuerscheinungen unseres Exerzier-Reglements, unserer Felddienst-Ordnung u. s. w. als hochwichtige Neuigkeit in aller Herren Länder besprochen und dieselben von der bezüglichen Fachpresse nicht nur, sondern auch der Tagesliteratur geradezu zerpflückt worden sind. Nichts, scheint mir, charakterisirt mehr als diese Erwägung die verhältnißmäßig unbedeutende Stellung, die Großbritanniens Wehrmacht und seiner militärischen Bedeutung von Seiten der politischen Kreise anderer Großstaaten zugesprochen wurde. Man hatte sich eben schon scheinbar an den Gedanken gewöhnt, daß man das trotz seiner Flotte nicht gerade zu fürchtende militärische England bei jedem etwaigen größern Konflikt der Staaten des Kontinents untereinander nur als theilnahmslosen Beobachter finden werde, dessen Interesse davon nur insoweit erregt werden würde, als es hier oder dort Pfundnoten zu verdienen geben könnte.

Man kann nun wohl getrost behaupten, daß der Besuch Kaiser Wilhelms dieser wie gesagt allgemein verbreiteten Ansicht ein Ende bereitet hat. Während die Reisen unseres verehrten Monarchen in die Residenzen unserer treuen Verbündeten und der mit uns befreundeten Herrscher Europas sowie deren Gegenbesuche nur eine Bestätigung der Deutschland mit jenen eng vereinigenden Banden gewesen sind und ebenso wenig irgend eine Neuerung der Sachlage für den Friedensbund gebracht haben, wie diese leider durch den Gegenbesuch des allmächtigen Herrschers im Osten bewirkt worden ist, so verhält sich dies hinsichtlich des großbritannischen Inselreiches doch wesentlich anders. Ohne irgend eine autoritative Kenntniß irgend welcher politischer Abmachungen zu besitzen, kann man doch getrost behaupten, daß dieser Besuch unseres Monarchen eine wesentliche Förderung des Friedensbundes bewirkt hat. Wenn auch die Versuche des radikalen Abgeordneten Labouchère, dessen Ideal bekanntlich ein englisch-französisches Bündniß bildet, und der Salisbury über die Stellung Englands nach dem Kaiserbesuch in ziemlich deutlicher Weise haranguiren wollte, mit der Erwiderung zurückgewiesen wurden, daß

von Ihrer Majestät Regierung keinerlei offizielle Verpflichtungen betreffs der Mitwirkung der englischen Flotte in einem europäischen Konflikt eingegangen seien, so drang doch durch die Presse noch genug, um alle Freunde des Friedensbundes und seiner idealen Zwecke mit Genugthuung zu erfüllen. Jedenfalls können wir nunmehr mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Bestrebungen des letzteren gegebenen Falls ein donnerndes Echo im mittelländischen Meere finden dürften, ein Echo, welches genügen wird, um alle diejenigen abzuhalten, welche ernstlich daran denken sollten, der Armee des Dreibundes in die linke Flanke zu fallen!

Diese Ueberzeugungen haben im Verein mit jenen mehr äußerlichen, aber deshalb nicht weniger angenehm und bedeutungsvoll empfundenen Aufmerksamkeiten, welche unserm erhabenen Monarchen bei seiner Anwesenheit sowohl im Allgemeinen als namentlich durch die Bekleidung mit der englischen Admiralitätswürde zu Theil wurden, ein besonderes Gefühl der Freundschaft und theilnahmsvollen Interesses für die große stammverwandte Nation in unserm Volke hervorgerufen. Deutlich konnte man dies an der allgemeinen Befriedigung erkennen, mit welcher die außergewöhnliche aufmerksame Erwiderung der genossenen Gastfreundschaft von Seiten unseres Kaisers durch seinen Besuch des englischen Geschwaders in Kiel und die Einladung eines Theiles des Offizier-Korps zu den Berliner Hoffestlichkeiten von Seiten des ganzen Volkes und selbst der grundsätzlich oppositionellen Presse begleitet wurde.

Hand in Hand damit und mit der veränderten politisch-militärischen Stellung Großbritanniens in Europa, geht naturgemäß das Interesse, das man ihm überall und nicht blos in der Presse entgegenbringt. Leider aber herrscht bei diesem großen Reiche in militärischer Beziehung dauernd noch immer ein solcher Mangel an Fortschritt und Initiative, bleibt noch immer Vieles in einer solchen Art von Marasmus nach wie vor versunken, daß auch der folgende Bericht über die Ereignisse und Veränderungen im militärischen England, welcher sich auf eine halbjährliche Zeitdauer von Mai bis November erstreckt, weder in organisatorischer noch in anderer Beziehung wesentlich Neues bringen kann.

Ueber den Verlauf des kaiserlichen Besuches in England ist wohl nachträglich nichts mehr zu berichten, was nicht seiner Zeit der Draht sofort ausführlich gemeldet und die gewandte Feder des nach Ort und Stelle gereisten Reporters nachträglich noch bis in das kleinste Detail ausgeschmückt hatte. Sehr bemerkt wurde die Rede des Prinzen von Wales beim Jahresbankett des Königlichen Yacht-Geschwader-Klubs, bei dem der englische Thronfolger als Kommodore den Vorsitz führte, indem er auf seinen anwesenden kaiserlichen Gast toastend, etwa sagte: „Hoffentlich würde die große deutsche Armee sowie die englische Flotte zur Erhaltung des Weltfriedens beitragen.“ Wie bekannt, erwiderte Seine Majestät sogleich darauf, wie hoch er die Ehre, zum Admiral der englischen Flotte ernannt zu sein, schätze, daß er diese Flotte als die schönste

der Welt betrachte und daß, wenn die britische Nation eine ihren Erfordernissen entsprechende Flotte besitze, dies, im Verein mit dem Deutschlands Bedürfnissen genügenden deutschen Heere, von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Umstand für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden werde.

Daß unser Kaiser und Alle, die Gelegenheit hatten, der glänzend verlaufenen Flottenrevue von Spithead beizuwohnen, in der That auf das Höchste von der Pracht der dort vorgeführten Seemacht überrascht worden sind, ist bekannt. Trotz der vielen Mängel und Fehler seines Systems, die uns durch die Presse und die Verhandlungen des Parlaments offen kundgethan werden und über welche unsere Leser an dieser Stelle stets genau in Kenntniß gehalten worden sind, trotzdem zweifellos die englische Flotte völlig unzureichend ist, in einem großen Kriege die Interessen des Heimathlandes und seiner Kolonien zu gleicher Zeit zu wahren und zu schützen, so hat doch Old-England auf jener Revue noch eine Seemacht zur Schau stellen können, wie sie kein Staat der Erde glänzender zu entfalten vermag. Hierüber ist nach Allem, was von sachverständigen Augenzeugen berichtet wird, kein Zweifel mehr und England kann mit Recht über ein so einmüthiges Urtheil stolz sein. Einhundert und zehn Kriegsschiffe waren es, die sich wimpelgeschmückt unter dem Hurrah der Mannschaften und dem Donner der Geschütze dem kritischen Auge des deutschen Kaisers, ihres neuen Admirals, dort auf der Rhede von Spithead präsentirten.

Wer freilich genügende Kenntniß von den Verhältnissen hinter den Coulissen dieses prächtigen Schauspiels hatte, der mußte sich sagen, daß viele von den das Auge entzückenden Schlachtkolossen im Ernstfall sich als mehr oder minder unbrauchbar erweisen werden, da ihre Armirung ungenügend, ihre Schnelligkeit und die Sicherheit ihrer Bewegung nicht zureichend ist; daß selbst der Stolz der Engländer, die Schiffe der Admiralitätsklasse („Collingwood", „Howe", „Rodney" u. A.) nicht mit voller Kraft gegen die See anzudampfen vermögen, daß sie leicht und stark schlingern, daß der Mannschaftsbedarf im Fall der Mobilmachung nicht genügend gedeckt werden kann und daß ein Hauptnachtheil für die Verwendung der prächtigen Fahrzeuge schließlich noch in der Verschiedenartigkeit der auf ihnen befindlichen Geschützsysteme (im Ganzen 90) zu Tage treten muß. Doch wer von den entzückten Beschauern des sich dort darbietenden herrlichen Bildes gedachte wohl in jenen Augenblicken aller dieser sonst vielleicht keinem von ihnen unbekannten Schattenseiten?

Der Revue folgten dann später größere Flottenübungen des Admirals Sir George Tryon mit etwa 80 gegen Admiral Baird mit etwa 30 Fahrzeugen. Der erstere hatte Großbritannien zu vertheidigen, der letztere, mit Irland als Basis, dasselbe anzugreifen. Der geplante Angriff mißlang, dagegen ging Tryon alsbald selbst zur Offensive über und brandschatzte Irland, worauf ein Theil der feindlichen Flotte unter Admiral Irvine sich nun über

die unbeschützten Häfen Schottlands und Nordenglands hermachte und dieselben in ähnlicher Weise, wie der Gegner Irland, brandschatzte. Bei einer offenen Seeschlacht würde schließlich die Flotte Irvine's von einem stärkeren Theil der feindlichen Flotte fast vernichtet. Die Lehren, welche sich aus den bis zum 29. August fortgeführten Manövern ergaben, waren etwa die folgenden:

1) Eine große Anzahl der englischen Schiffe genügen nicht den Anforderungen an Schnelligkeit, was hauptsächlich der Kleinheit ihrer Kessel zuzuschreiben sein dürfte, 2) die schnellsegelnden Kreuzer haben sich gar nicht bewährt, 3) das Freibord muß erhöht werden, 4) die 110 Tons-Riesengeschütze sind unnütz, 5) eine Blockade feindlicher Häfen ist sehr schwierig, wenn nicht ganz unmöglich, 6) der Seekrieg wird solange zu einem Raub- und Verwüstungskriege gegen die Küste und offenen Städte, bis er durch eine oder mehrere Schlachten auf offener See entschieden wird.

Die von der Regierung schon im Frühjahr eingebrachte Forderung einer sehr bedeutenden Verstärkung der Flotte durch 70 Fahrzeuge (darunter 8 Schlachtschiffe ersten Ranges), worüber an dieser Stelle bereits genauer berichtet worden ist (siehe Juli-August-Heft Seite 72), hat später auch die Billigung des Oberhauses gefunden, nachdem für diese namentlich Lord Salisbury in längerer und eindringlicher Rede eingetreten war. Er betonte, daß nach Vollendung dieses Flotten-Vergrößerungs-Programms im Jahre 1894 die britische Flotte stärker als die irgend zwei anderer Nationen sein werde. Nur wenn Frankreich sich etwa mit Deutschland gegen Großbritannien vereinigte — ein Fall, der jedoch nicht wahrscheinlich wäre — würde sich durch das Verhältniß von 88 großen feindlichen Schlachtschiffen gegen 77 britische ein Uebergewicht zu Großbritanniens Ungunsten ergeben können. England dürfe nicht länger warten, sich dem allgemeinen Wettkampf in der Erhöhung der Kampf- und Vertheidigungsmittel zu seiner eigenen Sicherheit anzuschließen, vielmehr sei es endlich die höchste Zeit, aus seiner bisherigen Ruhe in dieser Beziehung herauszutreten.

Dieser Darlegung des britischen Staatsmannes ist nur das eine entgegen zu halten, daß derselbe augenscheinlich die deutsche Stärke wesentlich überschätzt, da unser augenblicklicher Bestand an großen Panzerfahrzeugen nur zwölf beträgt, welchem bis 1894 noch vier weitere hinzugefügt werden sollen.

Erwähnen möchte ich hier übrigens noch, daß von anderer und selbst französischer Seite offen die Behauptung ausgesprochen wird, daß nach der Ausführung des eben erwähnten großartigen Flottenvermehrungs-Planes die englische Seemacht auch jeder Koalition selbst von drei anderen Mächten vollauf gewachsen, wenn nicht überlegen sein würde. Solche Erwägungen können freilich als müßige angesehen werden, denn die endgültige Entscheidung über diese Fragen kann doch erst dann gefällt werden, wenn der eherne Mund der Geschütze seine Donnerstimme in den Streit über die Inferiorität oder Superiorität der einen oder der anderen Seite gemischt haben wird.

Im Etatsjahr 1889/90 werden, beiläufig bemerkt, fünf Panzerschiffe ersten Ranges, zwei geschützte Kreuzer erster, drei Kreuzer zweiter und sechs geschützte Kreuzer dritter Klasse, sieben Kanonenboote erster Klasse, als Torpedobootsjäger dienend, und neun andere Kanonenboote seeklar werden, was begreiflicherweise bereits eine beträchtliche Steigerung der englischen Wehrkraft bedeutet.

Doch auch die Landarmee, dieses Stiefkind des militärischen Englands, soll, wie der Kriegsminister E. Stanhope versichert hat, bei dem neuen Anlauf zur Hebung der allgemeinen Wehrkraft nicht ganz leer ausgehen. Behufs Verstärkung der kolonialen Garnisonen ist eine Erhöhung der von ihm auf 152 282 Mann bezifferten Effektivstärke um 2600 Mann in Aussicht genommen und versichert worden, daß alle Maßregeln getroffen seien, um bei dem Ausbruch eines Krieges die Mobilisirung der Reserve und Miliz sogleich ausführen zu können. Nach Einberufung der Reserven ständen dann 80 000 Mann regulärer Truppen für die Landesvertheidigung zur Verfügung. Die Reserve, für welche die Waffen in verschiedenen Depots bereit lägen, von denen aus sie den Sammelpunkten überwiesen werden würden, könnte bestimmt in höchstens 4 Tagen vollständig mobilisirt sein, für die Miliz pflegte man hierzu eine Frist von 14 Tagen anzunehmen, doch würde ein kürzerer Zeitraum gleichfalls ausreichend sein. Dazu kämen dann die Freiwilligen, deren Artillerie aus 67 Batterien mit 238 Geschützen besteht und die zum Schutz der hauptsächlich bedrohten Punkte und insbesondere Londons verwendet werden würden. Letzteres würde statt durch Forts, wie früher geplant, durch verschanzte Lager, die an strategischen Punkten angelegt würden und die Themse durch besondere Werke, deren Fertigstellung große Fortschritte mache, gesichert werden. Jeder Kriegs- und Handelshafen solle im Kriegsfall eine Garnison erhalten, die in den letzteren ausschließlich aus Freiwilligen bestehen würde. Außerdem seien jetzt alle Kriegshäfen, Kohlenstationen und fast sämmtliche Handelshäfen mit einem genügenden Vorrath an unterseeischen Minen versehen, die zum Theil schon innerhalb drei Tagen versenkt werden könnten und für welche die nothwendigen Mannschaften bereit wären. Schließlich werde die Garnison von Malta (der Basis für das Operationsgebiet des Mittelmeeres im Kriegsfall) eine ganz bedeutende Verstärkung an Infanterie und Artillerie erhalten.

Daß unser Kaiser sich bei der in Aldershot abgehaltenen Revue, an welcher etwa 25 000 Mann aller Waffengattungen unter dem Herzog von Cambridge Theil nahmen, so befriedigt über das gute Aussehen und die Haltung der zuerst manövrirenden dann vorbeidefilirenden Truppen ausgesprochen und sowohl den Oberkommandirenden als auch den Kommandanten von Aldershot, General Wood, hierzu aufrichtig beglückwünscht hat, hat nicht verfehlt, in dem englischen Publikum wie in der gesammten englischen Presse lebhafteste Befriedigung hervorzurufen. Wie viel von dem Lobe auf Rechnung

der einem Gast geziemenden Nachsicht zu setzen ist, wissen wir nicht, wohl aber, daß andere, fremdländische Zuschauer auch ein dementgegenstehendes, recht abfälliges Urtheil über die allgemeine Ordnung, Strammheit und die ganze militärische Erscheinung der vorgeführten Truppentheile gefällt haben.

Wie dem auch sein mag — daß die Engländer „keine militärische Nation" sind, gestehen die Einsichtsvolleren von ihnen selbst ohne Weiteres zu, so kürzlich der „Observer" bei Gelegenheit der Besprechung desjenigen Fonds, welcher vom Lord-Mayor gestiftet worden ist, um die Ausrüstung der Volunteers zu vervollkommnen. Beschaffung der Kriegsausrüstung eines der wichtigsten Theile der Vertheidigungs-Armee des Landes durch freiwillige Beiträge, giebt allerdings wohl Anlaß genug zu scharfer Kritik und Satire.

Die Volunteers, deren Gesammtstärke sich gegenwärtig auf etwas über 226 000 Mann beläuft und welche bekanntlich die Hauptmasse der dem vereinigten Königreiche im Kriegsfall zur Verfügung stehenden Landarmee bilden, hielten auch in diesem Jahre ihre österlichen Manöver in der Umgegend von London ab. Es waren hierzu 12 000 Mann vereinigt, welche diesmal, der neuen Organisation in Brigadeverbänden entsprechend, innerhalb derselben manövrirten, damit namentlich den für dieselben neu ernannten Kommandeuren Gelegenheit gegeben würde, die ihnen unterstellten Truppen näher kennen zu lernen. Meist fanden die Uebungen in der Nähe der Küste und an denjenigen Punkten statt, welche die Landung einer feindlichen Flotte nach Besiegung der englischen leicht ermöglichen. Auf dieselben näher einzugehen, können wir uns wohl versagen. Wie immer äußerte sich die englische Presse über ihren Verlauf und den Eifer wie das Verhalten der Mannschaften im Allgemeinen höchst befriedigt.

Der schlimmste Punkt bei den Volunteers ist begreiflicherweise der Mangel einer streng militärischen Disziplin, die doch im Kriegsfall neben der Ausbildung den wichtigsten Faktor für die wirksame Verwendung jeder Truppe bilden muß. So wurde z. B. offen darüber geklagt, daß das Verhalten der am Meeting der National Rifle Association in Wimbledon theilnehmenden Volunteers, welche dazu in Uniform erscheinen müssen, gegen die anwesenden Offiziere ein den nothwendigen Rücksichten der Disziplin wenig entsprechendes ist und es wird daher für besser erachtet, die Volunteers dort lieber in Civil auftreten zu lassen. Dies ist gewiß eine charakteristische Forderung, die zu denken giebt. Ein anderer Vorfall grober Insubordination ereignete sich kürzlich bei der 2. Volunteer-Brigade (Dorsetshire). Hier fühlte sich ein größerer Theil der Herren Freiwilligen von drei Batterien nach einem Wettschießen ihrer Truppentheile mit anderen über die Zutheilung des Preises an ihre Rivalen so beleidigt, daß sie beschlossen, fernerhin sowohl von den Exerzierübungen, als auch der Jahresbesichtigung fortzubleiben, um dadurch ihrer Ansicht über die Ungerechtigkeit der Entscheidung ihres Obersten deutlichen Ausdruck zu geben. „Strike" ist ja jetzt einmal die Parole unserer Zeit —

warum, so denkt der freie Engländer, soll das beim Soldatenspielen anders sein? Leider vermögen wir über das Ende dieses artilleristischen Strikes nichts Gewisses zu sagen: viel kann den bestehenden Gesetzen gemäß den nach unseren Anschauungen einfach complottirenden Soldaten auch nicht geschehen — sind sie doch „Volunteers", deren förmlichen Austritt aus dem Korps auch vor der erreichten Altersgrenze (dem fünfzigsten Lebensjahr) so wie so keine Schwierigkeiten bereitet werden darf.

Uebrigens sind es nicht blos die Volunteers, deren Disziplin manches zu wünschen übrig läßt. Leider sind Fälle grober Insubordination selbst in der regulären Armee, wie unsere Leser aus früheren schon erwähnten Vorgängen wissen, nichts allzuseltenes. Auch neuerdings ereignete sich Aehnliches in Woolwich, wo es eine Art Meuterei unter den Artilleriefahrern gab, in Aldershot, wo sich ein noch bedenklicherer Vorgang bei den Pionieren abspielte, sowie an der Südostküste von England, wo eine zeitweise in einem Instruktionslager befindliche Batterie plötzlich den Arbeitsdienst verweigerte und, einem ersichtlich vorher überlegten Plane folgend, in Masse die nächste Umgegend überschwemmte, bis es der Diplomatie des kommandirenden Offiziers endlich gelang, die Flüchtlinge zur Rückkehr zu bewegen. Vielleicht ist es nicht unrichtig, wenn die Ansicht ausgesprochen wird, daß die Vermehrung so schwerer Insubordinationsfälle auf das Bestreben der Vorgesetzten zurückzuführen sei, einem Druck von oben folgend, so wenig wie möglich schwere Strafen in ihren bezüglichen Truppentheilen zu haben.

Damit die reguläre Armee und die Volunteers übrigens nicht allein durch solche Vorgänge, wie die eben erwähnten, belastet scheinen, sei noch erwähnt, daß auch die Miliz hierin nicht zurücksteht. Unter Anderm wird ein Fall aus Jersey erzählt, wo eine ganze Batterie, weil sie auf dem Rückmarsch vom Exerzieren nach der Stadt nicht ebenso wie beim Ausmarsch direkt hinter der Musik marschiren sollte, auf das Höchste beleidigt, einfach den Gehorsam verweigerte und von ihrem Truppentheil getrennt in die Stadt einmarschirte. Auch in diesem Falle ist über die Ahnung dieses groben militärischen Vergehens nichts Näheres bekannt. Bezüglich der Miliz sei gleich an dieser Stelle erwähnt, daß ihre Gesammtstärke nach einem dem Parlament vorgelegten Bericht im ganzen Königreiche im verflossenen Jahre über 137 000 Mann betragen haben soll. Demgegenüber wird in militärischen, pessimistisch angehauchten Kreisen die Behauptung aufgestellt, daß kaum die Hälfte dieser papiermäßigen Stärke wirklich vorhanden und der Zustand und die Organisation der Miliztruppen ein noch viel mangelhafterer sei, als der der Volunteers; ein Transport- und Medizinalwesen für sie sei gar nicht vorhanden, desgleichen kein Mobilmachungsplan u. s. w.

Bei Gelegenheit der Budgetvorlage war von der Opposition, die sich den Forderungen des Kriegsministers nicht sehr sympathisch gegenüberstellte und behauptete, daß Deutschland und Frankreich in ihren Ausgaben für Militär-

zwecke ſparſamer zu Werke gingen, unter Anderm namentlich auch die übermäßig hohe Anzahl von Generalen (etwa 140) getadelt, von denen kaum die Hälfte im Dienſt wirklich Verwendung fände. Da der Kriegsminiſter ſich der Richtigkeit dieſes Hinweiſes nicht verſchließen konnte, ſo iſt die Folge davon ein neuer Etat für die engliſche Generalität, welcher bereits vom 1. Januar 1891 in Kraft treten wird. Bis zu dieſem Zeitpunkt beſaß England für die Infanterie und Kavallerie 7 Generale, 22 Generallieutenants, 65 Generalmajors; für die Artillerie: 2 Generale, 8 Generallieutenants und 19 Generalmajors; für die Ingenieurwaffe: 1 General, 5 Generallieutenants und 11 Generalmajors; außerdem für Indien noch: 3 Generale, 8 Generallieutenants und 22 Generalmajors.

Nach dem 31. Dezember 1890 ſoll nun eine Verminderung der Generale energiſch in das Werk geſetzt werden und Beförderungen fernerhin nicht mehr bloß nach der Anciennetät, ſondern nur für wirkliche Verdienſte nach Maßgabe der freiwerdenden Stellen ſtattfinden. Dadurch ſoll allmählich der folgende neue Etat herbeigeführt werden, welcher die wirklich nothwendigen Stellen der aktiven Armee beſetzt: 10 Generale, 25 Generallieutenants und 88 Generalmajors, alles einſchließlich Indiens. Zugleich iſt folgende Altersgrenze für die nothwendige Verabſchiedung feſtgeſetzt worden: für Majors 48, für Oberſtlieutenants 55, für Oberſten 57, für Generalmajors 62 und für Generallieutenants 67 Lebensjahre. Außer dem Lebensalter bildet für die höheren Chargen auch die Thatſache, eine beſtimmte Reihe von Jahren nicht in aktiver Stellung verwendet worden zu ſein, die Nothwendigkeit der Verabſchiedung. Weitere neue Beſtimmungen über die Penſionsverhältniſſe bei freiwilligem früheren Austritt aus der Armee dürften unſere Leſer kaum intereſſieren. Die neuen Beſtimmungen haben im engliſchen Publikum, wie es ſcheint, große Befriedigung erregt, weniger wohl bei den davon Betroffenen. Daß durch die Verminderung der übermäßig großen Zahl hochbezahlter, doch nicht verwendeter, noch verwendbarer Stellungen in der Armee einem wirklichen Mißſtande abgeholfen iſt, dürfte Jedem zweifellos erſcheinen.

(Schluß folgt).

Aus dem Entwickelungsgange des Artilleriweſens.

Militärhiſtoriſche Skizzen.

IV.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. mit ſeinem Prunk und Pomp ging, wie auch auf anderen Gebieten damaliger militäriſcher Ausſtattung, nicht ſpurlos an der Artillerie vorüber. Hatte man während der rauhen, den Kunſtregungen feindlichen Epochen des dreißigjährigen Krieges, ſowie auch in der darauffol-

genden Erschöpfungsperiode sich mit Erzeugung schmuckloser oder doch nur höchst einfach mit Hoheitszeichen versehener Geschützrohre begnügt, so verstieg man sich dagegen nun bald wieder zur Anfertigung von Prunk- und Luxusgeschützen, deren Laufwände die wundervollsten Reliefszenerien oder auch Bildnisse fürstlicher Persönlichkeiten neben herrlichster Ornamentirung aufwiesen.

Unvergeßlich wird wohl jedem Kunstfreund und Fachmann jenes wundervoll verzierte Geschütz geblieben sein, welches vordem Generationen hindurch zwischen zwei Mörsern im Kastanienwäldchen zu Berlin neben der Neuen Wache und gegenüber der Westfront des Zeughauses sich zeigte, mit edler Patina vollständig überzogen war und durch seinen stylvoll gehaltenen Schmuck von reichem Bildwerk jedem Kenner wie auch Laien imponiren mußte.

Besonderen Ruf als hervorragende Stückgießer dieser Uebergangsepoche erlangten die Brüder Keller von Zürich unter der Regierung sowie auch direkt im Dienste Königs Ludwig XIV. von Frankreich. Johann Balthasar Keller (geboren 1638 in Zürich, gestorben im Jahre 1702 zu Paris) ragt da besonders hervor. Anfangs Goldschmied, dann ein Gußmeister und Künstler ersten Ranges in der Erstellung von Kunstgegenständen größeren Umfanges in Metall, wurde der Genannte zum Direktor der königlichen Erz- und Stückgießereien in Frankreich unter König Ludwig XIV. ernannt. Das im vergangenen Winter (1888/89) in der Bucht von Vigo dem Meeresgrunde entrissene altfranzösische Geschützrohr, welches dort im Todesjahre seines Erzeugers gelegentlich des Ueberfalls der spanischen Silberflotte durch Engländer und Holländer (am 23. Oktober 1702) mit einem der hier zugleich mitvernichteten französischen Bedeckungsschiffe versank, erzeugte Keller im 34. Lebensjahre, und es trägt schon seine Inschrift „Fondeur général de l'artillerie et marine de France 1672“ neben dem Sinnspruch, den fürstlichen Medaillonbildnissen, Ornamenten 2c. 2c.

Solche Prunkgeschütze dienten auch nicht selten zu Ehrengeschenken zwischen mächtigen Verbündeten oder auch von hervorragenden Würdenträgern, Korporationen und Gemeinwesen als Erkenntlichkeitsgeschenke an gnädige Landesherren, die dergleichen Widmungsspenden auch annahmen. Als französische Hoffitten auch an den Fürstenhöfen Mittel- und Nordeuropas sich einbürgern und die Neujahrsgeschenke werthvoller Art ganz besonders zur Mode werden, verehrte zum Beispiel der Königlich Preußische Generalfeldmarschall Reichsgraf Alexander Hermann von Wartensleben dem König Friedrich I. von Preußen am Neujahrstage 1709 einen 24pfünder von Bronze, dessen Rohr ein Gewicht von 613 Centnern aufwies.

Das im Zeughause zu Berlin dann aufbewahrt wordene Geschütz hatte am Bodenstück das königliche Wappen, sowie ferner ein von Adlern gehaltenes Schild mit der Inschrift: „Dem mit Sieg und Siegeszeichen von Gott reichlich beschenkten, großgemachten König Friedrich, des Preußischen Reichs Stifter und Vermehrer, dem Vater des Kriegesheeres und Belohner der kriegerischen

Tapferkeit, hat Alexander Herrmann Graf von Wartensleben, der Preußischen Truppen General-Feld-Marschall, beim Eintritt des neuen 1709. Jahres dieses Glückwunsch-Präsent vor die Wohlfahrt des Königs und des ganzen Königl. Hauses überreicht, auf daß es ein ewiges Zeugniß seiner Treue und Devotion gegen den König sein möchte."

Die Widmung dieser Kanone von Seiten genannten Generalfeldmarschalls bezeichnet damalige Verhältnisse hinreichend. Graf von Wartensleben konnte sich dergleichen gestatten, und als er am 6. Juli selben Jahres seinen Sohn Friedrich Sophus (zweiter Ehe entstammend) taufen ließ, waren dabei drei Majestäten — König Friedrich I. von Preußen, König Friedrich IV. von Dänemark und König Friedrich August von Polen — in Person als Taufpathen und Gevattersleute betheiligt, um den Helden zu ehren, der unter Turenne bei den Grands Musquetaires vordem seine kriegerische Laufbahn begonnen und früher noch durch die leutselige Protektion einer Schwester des großen Kurfürsten am Hofe von Hessen-Kassel viel Gutes und Angenehmes erfahren hatte.

Das Schießen aus kleinen Kanonen oder Mörsern, sogen. Kammerchen, geschah damals mit landesherrlicher Genehmigung auch bei ganz civilen Festlichkeiten mit Bevorzugung zur Erhöhung des Effektes. Als Meister Andreas Schlüter in dem zu diesem Zwecke eigens neu ausgebauten Gußhause hinter heutiger Ruhmeshalle am 22. Oktober 1700, sowie in Gegenwart des Markgrafen Christian Ludwig und des gesammten Hofes in den Nachmittagsstunden genannten Tages den Guß der Reiterstatue des Großen Kurfürsten vollzieht, werden von dem übrig bleibenden Metalle auch „Kammerchen" (kleine Mörser) gegossen.

Am 6. November (1700) wurde die Form zerschlagen und die gelungene Reiterstatue von dem zur Krönungsreise nach Königsberg sich anschickenden Kurfürsten Friedrich noch besichtigt. Mit besonderer kurfürstlicher Genehmigung wurde das bei dieser Gelegenheit den Arbeitern des Gießhauses gegebene Fest durch die krachenden Entladungen der Kammerchen hervorgehoben. In dieser Beziehung hatte ja längst die Artillerie dem feierlichsten Glockengeläute, das von den Kirchthürmen bei festlichen oder gefährlichen Anlässen erschallte, bedeutend den Rang abgelaufen.

Bei fürstlichen Geburten oder Begräbnissen, bei den Bestattungen gefeierter Heerführer und bei festlichen Begrüßungen hoher und höchster Fürstlichkeiten, gelegentlich besonderer Ehrentage 2c. 2c., sandten die Feuerschlünde der Artillerie weithin ihre dröhnenden und erschütternden Grüße zur See wie zu Lande, in befestigten Plätzen wie in offenen Residenzen oder an den wichtigsten Uebergangspunkten der Ströme in die Umgebung hinaus.

Als Sicherungssignale für Ankündigung nahender Gefahren oder auch zur Aufforderung der Einwohnerschaft oder Garnisonsbestände betreffs Versammlung, Aufbietung oder Massenhülfeleistung, hatte damalige Signalartillerie ganz besondere Bedeutung erlangt.

Berlin hatte als Königsresidenz noch lange seine Lärmkanone und es knüpft sich an diese Lärmkanone aus der Zeit König Friedrich Wilhelm I. und Friedrichs II. eine verbürgte und zudem recht interessante Desertionsgeschichte.

Am 24. Januar 1712 wurde dem Tuchmacher Schmidt zur gleichen Zeit ein Sohn geboren, als der spätere große Friedrich das Licht der Welt erblickte. Als die Wöchnerin den Kanonendonner vernahm, der den Berlinern die Geburt eines Thronerben verkündete, rief sie: „Ich habe ein großes Glück geboren; mein Sohn wird die Freude und Ehre seines Stammes sein!"

Der junge Georg Friedrich Schmidt wurde zum Militärdienst bestimmt und fand als außerordentlich befähigter Zeichner bald Beförderung zum Bombardier. Sein Künstlerdrang harmonirte indessen herzlich schlecht mit dem damaligen äußerst strengen Garnisondienst während dieser eigenthümlichen Vorbereitungsepoche Preußens. Der mehrfach nachgesuchte Abschied war dem Bombardier Schmidt nun inzwischen so oft verweigert worden, daß derselbe seinen Kameraden als richtiger Berliner mittheilte: „da man ihm den nachgesuchten Abschied nicht geben wolle, so würde er ihn nehmen, daß sie Alle es hören sollten!"

Und er hielt Wort. Daß in jedem echten Berliner ein guter Theil vom „alten Fritzen" steckt, bestätigte sich an der Verwegenheit dieses Altersgenossen des großen Königs. Man schrieb anno 1736, Georg Friedrich Schmidt diente jetzt schon sechs Jahre bei der Artillerie und fand sich in seinem Kunsteifer mehr und mehr gehemmt. Als ihm jetzt der erste Nachtdienst wieder nach längerer Zeit bei der „Lärmkanone" anvertraut wurde, die namentlich bei wahrgenommenem Desertiren eines Soldaten gelöst wurde, um zum Nachsetzen und Ergreifen desselben aufzufordern, feuerte er in übermüthiger Weise das Geschütz ab und entwich sogleich darauf, ohne seinen Verfolgern eine Spur zu hinterlassen.

Glücklich gelangte er nach Paris, wo seine Leistungen als Zeichner und Kupferstecher bald das Staunen kunstverständiger Mitwelt erregten. Die Akademien von Paris und Berlin ernannten ihn (1742) zum Mitgliede; Friedrich der Große rief den Befähigten dann wieder heim, ernannte ihn zu seinem Hofkupferstecher und erlebte an diesem ehemals durchgegangenen Bombardier noch viele Freude, da derselbe als Künstler Außerordentliches leistete und auch nach St. Petersburg ehrenvoll berufen wurde.

Im Zeitalter Ludwigs XIV. und dann während der Regierungszeit der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., vollzieht sich jene Umbildung der Infanteriewaffe, die der Artillerieverwendung im Felde neue Aufgaben bereitete. Die Spießträgerbeseitigung und darauf erfolgte ausschließliche Bewaffnung der Infanterie mit Feuergewehren, gab noch nicht zur Aufgabe der alten Massenangriffe mit breiten, aber dicht an einander gereihten Fronten, oder großen Tiefenstellungen bei beabsichtigter Abwehr, Veranlassung. Zerstreute Fechtart galt unwürdig als Kampfweise regulärer Truppen, und selbst

der Sturmangriff mit gefälltem Bajonett wurde mit möglichst genauer Fronthaltung „recht exakt" auszuführen versucht beim Vordringen gegen die dominirenden Stellungen der Gegner.

Und so lange es noch mehr Musketiere als Füsiliere und außerdem noch als schwere Infanterie nebenher Grenadiere gab, die Handgranaten in die Reihen der Gegner schleuderten — in den ersten Regierungsjahren des Kurfürsten Friedrich III. hatte jede Kompagnie brandenburgischen Fußvolkes noch 8 bis 9 Grenadiere oder vielmehr Handgranatenwerfer in ihrem Mannschaftsbestande — bildete die zweckmäßigste Zersprengung dieser kompakten Infanteriemassen gewöhnlich ein schwieriges Problem im Felde.

Mit ambulanten spanischen Reitern — Balken, die durch kreuzweis in Abständen hindurchgesteckte Eisenstäbe (Schweinsfedern benamset) Barrieren bildend gehalten wurden — hielt man sich Kavallerie vom Leibe während der durch umständliches Laden bedingten Schießpausen der Infanterie. Das Bajonett gab nun wieder eine blanke Waffe, und wenn die äußeren Reihen einer kompakten Infanteriemasse stoßbereit mit den Bajonetten nach außen die damals (und auch wieder später!) hochgeschätzte „Igelformation" zu Stande brachten, um den Hintermännern in den inneren Reihen ein ungestörtes Laden und sicheres Abfeuern der schwerfälligen Schießgeräthe zu ermöglichen, hatte die Kavallerie zumeist mehr Verluste als Erfolge beim Versuch stürmischen Andringens und siegreichen Einhauens in diese festgeschlossenen Massen.

Die Campagne-Artillerie, der ebenfalls erhebliche Schwerfälligkeit und Umständlichkeit anhaftete, suchte sich zumeist geschützte Plätzchen und vorbereitete Stellungen aus, um nicht bei der event. einreißenden Verwirrung des Kampfgetümmels allzu sehr Ueberraschungen oder Zufälligkeiten ausgesetzt zu sein. Auf diese Weise suchten die Heerführer dieser Zeit auch während der kritischsten Gefechtslagen die gesammte Führung ihrer Truppen in den Händen zu behalten und mitunter recht „geometrisch" das Vorgehen oder Abschwenken der Regimenter und Kolonnen zu beherrschen. Bekam da die Artillerie nun die Weisung, auf diesen oder jenen Punkt der feindlichen Aufstellung oder Vormarschrichtung ganz besonders ihre Wirkung zu konzentriren, so war zumeist die Zeitdauer dieser Einwirkung mehr ausschlaggebend, als die nebenher sonst bevorzugte Meisterschaft im Vorbemessen der Wirkung beim Richten und Zielen.

Im Kampfe zur See galt es als Hauptsache, recht viel Feuerschlünde dem Gegner gegenüber zu verwenden, so lange nicht zum Entern geschritten werden konnte. Hatte Kaiser Karl V. seiner Zeit bei der Expedition gegen Tunis den Versuch gemacht, Schiffe mit Bleiplatten (!) zu panzern, so war man am Ende des XVII. und im Beginn des XVIII. Jahrhunderts dagegen wieder mehr zur Erbauung großer Holzschiffe vorgegangen, die, etagenweise über einander geordnet, mehrfache Kanonenreihen auf jeder Seite aufwiesen.

Auch hier suchte man nicht die Geschosse derart zu verbessern, daß mehr

die Präzisions- als die Massenwirkung zur Geltung gelangte. Kostspielig in vielfachster Beziehung erwies sich somit auch der Artilleriekampf zur See, da eine noch bedeutendere Materialvergeudung womöglich hier in den meisten Fällen stattfand, als wie beim Artillerieangriffe im freien Felde während der Schlacht.

Beispiele dieser Art liefern die Beschießungen Algiers durch die französische Flotte unter König Ludwig XIV. Die Angriffe gegen die Küsten der Provence sowie die Beunruhigung und Schädigung des Seehandels der französischen Hafenstädte am Mittelmeere den algierischen Piraten zu verleiden, war der Zweck der wiederholten großen französischen Angriffe gegen die Stadt Algier in dieser Zeit.

Als am 25. Juli 1682 der Admiral Duquesne mit 25 Schiffen im Auftrage seines Königs die Stadt Algier bombardirte, ließ der Dey Mezzo Mocato den in seiner Gewalt befindlichen französischen Konsul Vacher in eine jedenfalls dem alten Arsenal von Konstantinopel entstammende große Kanone laden und dann auf diesem Wege der französischen Flotte zuschleudern.

Am 28. Juni 1683 mußten 23 französische Schiffe wieder die Stadt Algier bombardiren, wobei die unteren Stadttheile demolirt und die hier gefangenen Christen befreit wurden. Da aber der in Algier damals dominirende Auswurf des Orients nach wie vor seine Banditenstreiche im Großen wie im Kleinen zur See und zu Lande weiter ausdehnte, mußte Marschall d'Estrées am 26. Juni 1687 eine neue Beschießung Algiers unternehmen, wobei die Hälfte dieser Stadt in Flammen aufging und sechs Kriegsschiffe des Dey das Zeitliche segneten. An einen Einschüchterungserfolg war jedoch auch hier nicht zu denken.

Als der Dey darauf von eingefangenen Franzosen vernahm, wie viele Millionen diese letzte große Vergeltungsaktion der Krone Frankreichs gekostet habe, ließ er in ebenso naiver als höhnischer Weise seiner allerchristlichen Majestät dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich vermelden: „daß er, der Dey, das für die Hälfte der stattgehabten Unkosten ausrichten wolle, wenn es noch einmal versucht werden sollte!“

Ein Jahrhundert darauf verunglückt am Mittelländischen Meere, und zwar am Eingange desselben, ein maritimer Angriff französischer Artillerie gegen Küstenbefestigungen. Ein deutscher Nagelschmied giebt da der englischen Artillerie eine neue Anleitung, und innerhalb zwei Stunden aktiver Bethätigung sind dann die gegnerischen Anstrengungen dreier Jahre beendigt und vernichtet, sowie wieder Millionen verloren gegangen bei verfehlter Aktion.

Eine der berühmtesten Blockirungen und Belagerungen zur See war jedenfalls diejenige von Gibraltar im Sommer des Jahres 1782. Im Monat Juli 1779, gleich nach Beginn des an dem Nordamerikanischen Freiheitskampfe sich anschließenden Seekrieges zwischen England und den

Bourbonenhöfen von Frankreich und Spanien, hatte die Einschließung Gibraltars begonnen und währte nun schon drei Jahre.

Wie im Beginn des 18. Jahrhunderts die während des spanischen Erbfolgekrieges (1708) unter Führung des Prinzen Eugenius von Savoyen unternommene und mit Erfolg gekrönte Belagerung von Lille als ein vollständiger Experimentalkursus höherer Kriegskunst betrachtet und von vielen fürstlichen Persönlichkeiten aus militärischem Fachinteresse mitgemacht wurde, so war jetzt, nahe am Ausgange des Jahrhunderts und am Vorabende der großen kriegerischen Jahrzehnte der nahenden Bonapartezeit, die Belagerung Gibraltars und vor Allem der nun bevorstehende Artillerieangriff dieses Platzes von der Seeseite her zu einem Gegenstande höchsten Interesses in militärischen Kreisen geworden. Viele hohe Herren, so auch der Prinz Artois (nachmals König Karl X. von Frankreich), hatten sich eingefunden, um dem Verlaufe der großartig arrangirten Belagerungsarbeiten ihre Beobachtung zu widmen.

Der französische Ingenieur Arçon hatte schwimmende Batterien eigener Art erdacht, die den unteren Theil der Festung Gibraltar, also vor allen Dingen die Stadt Gibraltar, in Schutt und Trümmer legen sollten. Zehn abgetakelte sowie durch Lagen von Steinen bombenfest gegen Wurffeuer gesicherte Linienschiffe älterer Art bildeten im Hauptsächlichen diese „neu erfundenen“ schwimmenden Batterien, die 148 metallene und 150 eiserne Geschütze aufwiesen, sowie bis auf nahezu 600 m Distanz an die untere Stadt Gibraltar herangeführt wurden zur großen Beschießung am 13. September 1782.

Spanier und Franzosen erwarteten um so mehr einen gründlichen Erfolg von dieser Angriffsbewegung, als ihre vereinigten Flotten hier weitere 47 Linienschiffe zur Unterstützung oder Deckung auf der Seeseite bereit hielten. Die Engländer hatten bis dahin gleich Anderen beim Schießen mit glühenden Kugeln das primitive Verfahren geübt, auf freiliegenden Rostlagen diese Kugeln zum Glühen zu bringen. In Gibraltar hatte jedoch im britischen Dienste nun der deutsche Nagelschmied Schwänkendick Oefen konstruirt, die speziell für die beschleunigte und dauernde Erhitzung der zum Artilleriegebrauch bestimmten glühenden Kugeln eingerichtet waren und gegenüber den bisher verwendeten Heerdfeuer-Erhitzungsgeräthen in Gestalt von Rostanlagen ꝛc. ꝛc. enorme Vorzüge mannigfacher Art aufwiesen.

Der Artillerieangriff der vom Ingenieur d'Arçon hergerichteten schwimmenden Batterien gegen die untere Festung und Stadt Gibraltar, am 13. September 1782 in der Bucht mit 800 Schritt Distanz (recte 600 m Entfernung) gegenüber dem alten Hafendamm des Platzes eröffnet und während der Dauer von zwei Stunden von verheerendster Wirkung, scheiterte schließlich vollständig, als die Briten mit den glühenden Kugeln pünktlicher und reichlicher denn je zuvor antworten konnten.

Drei schwimmende Batterien geriethen schnell in Brand, die übrigen wurden von den tapferen und verwegenen Spaniern endlich auch geräumt und den lodernden Flammen überlassen. Die auf Seiten der Angreifenden hier zur Verwendung gebrachten 298 Geschütze (148 mit Metalllauf, 150 von Eisen) gingen verloren, die Anstrengungen dreier Jahre waren jetzt vereitelt, der Unkostenverlust spanischerseits dabei verwendeter Baarsummen wurde auf 3 000 000 Thaler beziffert und 1500 Mann von der Besatzung der schwimmenden Batterien hatten dabei ihren Untergang gefunden, während die Engländer nur 500 Mann eingebüßt hatten. Uebrigens hatten die Briten beim eintretenden Ende des Kampfes das Möglichste geleistet, um die verunglückten Angreifer vom Untergange zu erretten.

War es nach diesem Erfolge der Verwendung glühender Kugeln gegen alte Holzschiffe nun noch Generationen hindurch der Brauch, namentlich in Küstenplätzen das Feuern mit glühenden Kugeln an den alten, noch ziemlich gemüthlichen Vorderladgeschützen zu üben, so war auch dabei die Erhitzungsmethode der Geschosse nach Art des deutschen Nagelschmiedes Schwänkendiek in oder auf eisernen Feldöfen transportabelster Art die einzig gebräuchliche.

Das XVIII. Jahrhundert, dem der siebenjährige Krieg ein typisches Gepräge giebt und an dessem Ausgange der französische Artillerieoffizier Bonaparte sich zum Cäsaren mit Ideen und Plänen eines Weltbeherrschers aufschwingt, ist reich an artilleristischen Merkwürdigkeiten. Das fridericianische Zeitalter hatte noch nicht begonnen, als schon eine ganz außerordentliche Art von Artillerietransport am königlich preußischen Hofe sowie im Staatskabinete König Friedrich Wilhelm's I. Erregung verursacht. Der gestrenge Monarch, der mit weiser Voraussicht Preußens Staatskassen füllte, sowie seine Armeeleitung und gesammte Regierungsart dahin richtete, daß die inneren Beziehungen und Gliederungen des preußischen Staates den kommenden Stürmen und Heimsuchungen ein zähes, kernhaftes Gefüge gegenüberstellen konnten, hielt namentlich viel auf die vortreffliche Einrichtung und mustergültige Führung des damaligen preußischen Postwesens. Folgendes mußte den umsichtigen Herrn daher nicht wenig aufregen.

In Danzig wurde im Frühling des Jahres 1734 den belagernden russischen und kursächsisch-polnischen Streitkräften von Seiten dortiger Bevölkerung und Behörden zähester Widerstand entgegengesetzt zu Gunsten des in diese Stadt geflüchteten Polenkönigs Stanislaus Leszinsky, dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen weitgehendste Beistimmung bewies. Das Heranbringen schweren Belagerungsgeschützes war für die angreifenden Verbündeten schwierig, weil bezüglich des nothwendig erscheinenden Transportes derartiger Angriffsmittel über preußisches Gebiet hinweg erst die Verhandlungen um Bewilligung des Durchzuges 2c. 2c. beim preußischen Hofe eingeleitet werden mußten und dort naturgemäß der Wille des Königs dem Ansinnen der Verbündeten entgegenstand. Der intriguirende kaiserliche Gesandte in Berlin,

Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf, leitete alle Anzettelungen der Gegner des in Danzig eingeschlossenen Stanislaus Leszinsky zu dieser Zeit.

Als die sächsisch-polnische Armeeleitung zunächst vier Mörser und einige hundert Stück großer Bomben zum Angriffskorps nach Danzig senden wollte, gab der kriegserfahrene sowie mit den Beförderungsverhältnissen der in Betracht gelangenden brandenburgischen Durchzugsgebiete wohlvertraute Gesandte Graf Seckendorf den einer Weisung gleichkommenden Rath: „diese Angriffserforderniſſe mit der vorzüglichen preußischen Postfracht und zwar als Extrapost befördern zu lassen!“

Das Unglaubliche geschah, dieser Transport erfolgte und gelang in beabsichtigter Weise. Wohl hatte der Postmeister von Pyritz pflichtschuldigst seine betreffende Wahrnehmung nach Berlin berichtet, aber der General von Grumbkow hielt es für eine „unsinnige Fabeley“ und wollte sogar den treuen Beamten, der „solchen Unsinn“ an seine vorgesetzte Amtsstelle nach Berlin berichtete, zur „verdienten“ Strafe auf den scharfkantigen hölzernen Esel setzen lassen.

Exzellenz Grumbkow war im höchsten Grade aufgebracht über diese „Erfindung“ und behauptete: „es sey nicht möglich, daß ein Artillerietrain, es möchten denn Schlüsselbüchsen seyn, auf der Post könnte verschickt werden.“ Schließlich behielt aber dennoch die sachgemäß erwiesene Angabe des wachsamen Postmeisters von Pyritz die Oberhand, und das Erstaunen war nicht gering, als diese Mörser jetzt vor Danzig wirklich zur Verwendung gelangten und ihre Wurfmassen in diesen Platz hineinschleuderten. 35.

(Fortsetzung folgt.)

Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges.

Eine strategisch-taktische Studie.

IV.

4. Die Nothwendigkeit, den Feind nicht allein zu schlagen, sondern auch unschädlich zu machen.

Der politische Zweck eines Krieges möge sein, welcher er wolle, der militärische ist und bleibt jedenfalls die Niederwerfung des Feindes, in erster Linie also die Vernichtung seiner Streitkräfte. Dieser Zweck kann auf dreierlei Weise erreicht werden, nämlich:

a) durch Tödtung,

b) durch Gefangennahme,

c) durch Zersprengung und Auflösung der feindlichen Armee.

Die erste Methode ist die vollkommenste, so unmenschlich sie auch sein mag. Nur der todte Feind kann sicher nichts mehr schaden. Im Kriege giebt es nur das eine Verbrechen, zu unterliegen. Das Wohl und Wehe der eigenen Armee und die Möglichkeit des Sieges gehen allen anderen Rücksichten vor, auch den Geboten der Menschlichkeit, und wenn irgendwo, so heiligt hier der Zweck das Mittel.

Große Feldherren besaßen jederzeit die Kraft hart zu sein und jenen dämonischen Vernichtungstrieb, der mit Menschen wie mit Zahlen rechnet. Die Härte ist ganz unzertrennlich von der Energie. „Große Männer sind niemals ohne Nothwendigkeit grausam", sagte Napoleon und ließ 1799 die in Jaffa gefangen genommenen 2000 Türken erschießen, weil er sie nicht länger verpflegen konnte, und andrerseits nicht in Freiheit setzen mochte. Ebenso ließ er in der Schlacht von Abukir, was nicht niedergemacht werden konnte, in das Meer treiben. So befreite er sich von seinen Feinden. Uebrigens braucht sich eine schulmeisterliche Weisheit bei dem Gedanken einer Massentödtung nicht allzusehr zu entsetzen, man kann die Riesenheere der Neuzeit nicht tödten, wie die kleinen Armeen, mit denen der erste Konsul es zu thun hatte. Schon Napoleon selbst hat diese Methode, die feindliche Heeresmacht zu vernichten, später als Kaiser nicht mehr durchgeführt, als er es mit größeren Armeen zu thun hatte, wenn auch alle seine späteren Schlachten noch die Vernichtung des Heeres planten, was ihm bei Friedland ja auch theilweise gelang.

An Stelle der Tödtung tritt heute die Gefangennahme. Die großartigsten Ergebnisse, welche die Kriegsgeschichte aller Zeiten zu verzeichnen hat, dürfte in dieser Hinsicht der Feldzug 1870 bieten. Sedan, Metz und Straßburg lieferten fast die ganze aktive französische Armee in die Hände der Deutschen.

Wie kamen nun die französischen Armeen unter Napoleon, und wie die deutsche Armee 1870 zu diesen Resultaten? Was machte die Napoleonischen Kriege so furchtbar und die 1870 geschlagenen Schlachten so erfolgreich? Die Antwort muß lauten: „Das Zielbewußte der Operationen!"

Durch die gesammten Operationen einer Armee muß sich, einem rothen Faden gleich, ein großer leitender Gedanke ziehen, ein Gedanke, dessen Verwirklichung die feindliche Armee unschädlich macht, und welchem daher alle Operationen unterzuordnen sind.

So hatten wir im Jahre 1870 den leitenden Gedanken, die französische Armee südlich zu umfassen, von ihren Verbindungen mit Südfrankreich, ja möglichst sogar von Paris, wohin sie hätte ausweichen können, ab- und nach dem durch das Meer und neutrales Gebiet begrenzten Norden hinzudrängen. Dieser leitende Gedanke, der auch in einem künftigen Kriege mit Frankreich maßgebend

sein dürfte, zieht sich durch alle deutschen Operationen; wir sehen seine Verwirklichung bei der südlichen Umgehung der Armee Bazaines bei Metz, sowie in den Operationen der III. und der Maas-Armee gegen Mac-Mahon, die schließlich zu Sedan führten.

Bei richtiger allgemeiner Anschauung dessen, worauf es ankommt, können auch die jederzeit vorkommenden Fehler, Irrthümer und Ungenauigkeiten nicht so schädlich wirken; dieselben werden dadurch überhaupt seltener. Hält man den Hauptgedanken im Auge, so läßt sich auch der verwickeltste Fall wieder unter einen großen Gesichtspunkt bringen, und damit ergiebt sich das Detail der Ausführung meist von selbst, wenigstens kann es jeder geübte Generalstabsoffizier bearbeiten, während die taktische Ausführung Sache der Truppe ist.

Es genügt im Kriege nicht, den Feind ziellos zurückzudrängen oder von einem Punkte einfach zu vertreiben, sondern die Armee muß so dirigirt werden, daß ihr Stoß die feindliche Armee in ihrer Existenz bedroht; dieselbe darf nicht nur geschlagen, sie muß durch den Schlag auch unschädlich gemacht werden, sonst ist ihr Widerstand nicht gebrochen, sondern nur auf einen anderen Ort verlegt. Hierzu ist es nothwendig, den Feind nicht einfach frontal zurückzudrängen und so blos Terrain zu gewinnen, sondern ihm den Weg zu verlegen, ihn zu umzingeln oder gegen ein Naturhinderniß, Gebirge oder Meer, zu drängen. Hierzu müssen die Operationslinien meist gegen seine Flanke oder gar seinen Rücken geführt werden.

Man sagt oft: „Wer umgeht, der ist umgangen.“ Das ist an und für sich richtig, hat aber nur für den schwächeren von beiden Gegnern üble Konsequenzen. Für den Stärkeren dagegen ist es ein Vortheil, dessen sich zu begeben unklug wäre. Die Schlacht entscheidet, wer der Stärkere ist. Der Stärkere darf demnach die Umgehung nicht allein wagen, sondern er muß sie herbeizuführen suchen, wie der Schwächere sich ihr zu entziehen bestrebt sein muß. Zuweilen genügt daher schon die bloße Drohung einer strategischen Umgehung, um den schwächeren Gegner zum Rückzuge zu veranlassen. Doch darauf zu rechnen, würde auch für den Stärkeren eine kraftlose Strategie sein; vor einem bloßen Manöver streckt kein selbstbewußter Gegner die Waffen. Die volle Wirkung einer Umgehung kommt erst nach der siegreichen Schlacht zur Geltung. Bleibt man in der Flanke oder im Rücken des Feindes unthätig stehen, so findet dieser Zeit, auszuweichen und Gegenmanöver zu machen. Diese Zeit darf ihm nicht gegeben, er muß schnell angegriffen werden. Napoleon sagt darüber: „Die Kunst des Krieges besteht nicht darin, Anläufe auf die Verbindungen seines Feindes zu machen, indem man bei jedem Schritt vorwärts zittert, sie besteht in Wirklichkeit darin, sich dieser Verbindungen zu bemächtigen und dann zur Schlacht zu marschiren.“

Dieses Verfahren charakterisirt auch in der Praxis die Napoleonische Strategie. Schon seine Feldzugseröffnungen zeigen in genialer Einfachheit, wie er die völlige Vernichtung des Gegners plant, indem er ihn völlig ab-

schneidet. Prinzipiell drängte er den Feind niemals frontal zurück, sondern umfaßte dessen strategischen Flügel, um ihn den Rückzug zu verlegen.

Zwischen der Napoleonischen und der heutigen Kriegführung machen indessen die Front der modernen Massenheere und die Nothwendigkeit der Benutzung der Bahnen einen beträchtlichen Unterschied. Da man alle nach der Grenze laufenden Bahnen benutzen will und muß, wird der erste strategische Aufmarsch und die Eröffnung des Feldzuges frontal sein müssen, wohingegen sich Napoleon per Fußmarsch beliebig gegen die feindliche Flanke wenden konnte. Heute wird man erst nach den ersten größeren Gefechten, welche die Stellung des Feindes feststellen, sich gegen dessen Flanke dirigiren können. Wir können heute nicht gleich mit einem Ulm oder Jena beginnen, aber auf Wörth und Spichern kann ein Gravelotte folgen.

Die Rücksichten auf die rückwärtigen Verbindungen und die natürliche Rückzugslinie dürfen die Operationen nicht beeinflussen, heute noch weniger als zu Napoleons Zeiten. Mag man heute die Rückzugslinie in Verlängerung der Front haben, ja mag man sich mit verkehrter Front schlagen, wenn man nur auf dem Kampfplatz der Stärkere ist, die taktische Entscheidung macht den Rücken wieder frei. Wer siegt, sichert dadurch seine Verbindungen am besten und gewinnt die verloren gegangenen wieder. Ja, selbst der Geschlagene erreicht sie meist, weil die Niederlage seinen Schritt befördert, während der Sieger auf dem Schauplatze seiner Triumphe rastet. Wirklich abhängig von den rückwärtigen Verbindungen ist die Truppe nur bezüglich des Munitionsersatzes. Sonst herrscht große Freiheit, und vollends bloße Bedrohungen der Rückzugslinie können heute nicht mehr den Eindruck machen, wie früher.

Auf serbischer wie auf bulgarischer Seite ist in den Operationen jener große leitende Gedanke zu vermissen, der die Vernichtung des Gegners plant. Auf der einen Seite begegnen wir nur dem Wunsche, Sofia und Widdin zu besetzen, und der Absicht, diese Städte der anrückenden feindlichen Armee streitig zu machen; auf der anderen Seite ist lediglich das, wenn auch noch so energische Streben erkennbar, den eingedrungenen Feind wieder aus dem Lande hinauszudrängen.

Für die serbische Armee mußte der Gedanke maßgebend sein, sich zwischen die beiden getrennten Heerkörper der Bulgaren einzuschieben, deren Vereinigung zu verhindern, und ihre Trennung auszunutzen, um auf der inneren Linie operirend erst die westlich Sofia stehenden 13 000 Mann unschädlich zu machen, um sich dann wieder mit voller Kraft gegen die 40 000 Mann des ostrumelischen Gros wenden zu können. Am besten ließ sich die Durchführung dieses Gedankens ermöglichen, wenn die Sofia deckenden Truppen von der vereinigten Nischawa-Armee südlich umgangen und dann gegen die Vorketten des Balkan gedrückt wurden. Auch bei den darauf folgenden Operationen gegen das ostrumelische Gros mußte der Gedanke maßgebend

bleiben, dasselbe von seiner natürlichen Rückzugslinie nach Ostrumelien, wie den Dachs von seinem Bau, abzudrängen und gleichfalls nördlich gegen den Balkan zu werfen.

Statt dessen rückten die vier auseinandergezogenen Divisionen der Nischawa-Armee rein frontal vor; nur in der der Morawa-Division zugedachten Verwendung bei Sofia findet sich der Gedanke einer südlichen Umfassung des Gegners schwach angedeutet. Infolge dessen wurden die von Slivnitza aus strahlenförmig vorgeschobenen bulgarischen Vortruppen auch überall nur frontal zurückgedrängt, und so schließlich auf die Stellung zusammengeschoben.

Die Angriffe des serbischen Hauptkorps auf die Schanzen von Slivnitza zeigen dieselbe Erscheinung. Da die bulgarische Rückzugslinie, die Chaussee nach Sofia, hinter dem linken Flügel der Stellung schräg hinweglief, wäre eine südliche Umgehung der Stellung angezeigt gewesen, um die Besatzung dann von rückwärts zu fassen und von Sofia abzuschneiden.

Es lag aber überhaupt kein zwingender Grund vor, die Stellung von Slivnitza anzugreifen. Rückte die serbische Armee um Slivnitza herum, wozu die Operationslinie Pirot—Zaribrod—Sofia in die Linie Pirot—Trn—Breßnik verlegt werden konnte, so wurde die ganze Stellung zwecklos. Wenn das serbische Hauptkorps stark genug gewesen wäre, um frontal etwas stehen zu lassen zur Deckung der Rückzugslinie Dragoman—Pirot, und gleichzeitig auch die Stellung von Slivnitza kräftig in Rücken und Flanke zu fassen, so wäre das Verfahren, die Operationslinie nicht ohne Noth aufzugeben, richtig gewesen.

Da aber zu einem Angriff auf die linke Flanke der Stellung mindestens alle drei Divisionen des Hauptkorps erforderlich gewesen wären, so mußte die Linie Pirot—Sofia vorübergehend preisgegeben werden, um überhaupt einen Erfolg zu erzielen. War dieser herbeigeführt, so war damit auch die rückwärtige Verbindung wieder hergestellt. Das damit verbundene, gerade unter den obwaltenden Verhältnissen nicht einmal große Risiko, die Rückzugslinie vorübergehend preiszugeben, war immer noch einem sicheren Mißerfolg vorzuziehen.

Statt dessen machten die drei serbischen Divisionen nur schwache Umfassungsversuche, welche, durch die stete Sorge um die Rückzugslinie gelähmt, mehr oder weniger in Frontalangriffen endigten. Selbst wenn es daher der serbischen Armee gelungen wäre, die Stellung durch ihre Frontalangriffe zu nehmen, würde für die Bulgaren der militärische Nachtheil in Wirklichkeit nicht allzu groß gewesen sein. Wenn auch die dadurch herbeigeführte Einnahme von Sofia eine politische und moralische Niederlage gewesen wäre, so blieb doch, militärisch betrachtet, der Hauptvortheil ungeschmälert bestehen, daß die Vertheidiger von Slivnitza sich ungestört auf ihr vorrückendes Gros zurückziehen konnten, sodaß sich die Nischawa-Armee früher oder später der vereinigten bulgarisch-ostrumelischen Armee gegenüber befinden mußte.

Ganz ebenso wie bei der serbischen Armee, finden wir auch in den bulgarischen Operationen lediglich das Bestreben, den Feind zu verdrängen.

Schon der Aufmarsch des Gros bei Slivnitza zeigt dies. Wenn dieser Aufmarsch auch den Vorzug hatte, alle Kräfte auf dem kürzesten Wege an das serbische Hauptkorps heranzubringen, um zunächst erst einmal Sofia nicht in die Hände der Serben fallen zu lassen, so war doch dieser Zweck bereits am Abend des 18. November erreicht, wo in der Stellung von Slivnitza bereits gegen 24 000 Mann standen, welche dem serbischen Hauptkorps nicht nur numerisch gewachsen waren, sondern auch den moralischen Vortheil zweier siegreicher Gefechtstage sowie den physischen besserer Munitionsausrüstung und Verpflegung auf ihrer Seite hatten.

Auch ganz abgesehen von dem in das Gewicht fallenden Umstande, daß die Morawa-Division durch ihr Vorgehen über Breßnik die Hauptstadt hinter dem Rücken der Stellung von Slivnitza hinweg zu nehmen drohte, wäre eine Verwendung der noch im Anmarsch aus Ostrumelien begriffenen 26 000 Mann auf Breßnik angezeigt gewesen, um durch diese Operation nicht nur Slivnitza zu entlasten, sondern auch das serbische Hauptkorps, nach Vertreibung der 9000 Mann starken Morawa-Division, offensiv in Flanke und Rücken zu fassen und dasselbe zu einer Schlacht zu nöthigen, die im Falle des Verlustes zu einer vernichtenden Niederlage werden mußte.

Derselbe Mangel zeigt sich noch verschärft in den Operationen des Fürsten Alexander gegen die auf Pirot zurückgewiesene Nischawa-Armee. Nachdem dieselbe den Rückzug angetreten hatte, durfte die numerisch fast doppelt überlegene bulgarische Armee nicht einfach frontal folgen, denn dies konnte den Feind selbst im Falle des Gelingens nur zu einer fluchtartigen Beschleunigung seines Rückzuges zwingen, also Terraingewinn, nicht aber Entscheidung bringen.

Um eine solche herbeizuführen, hätte sich Fürst Alexander das Vorgehen der I. und II. deutschen Armee vom 12.—16. August 1870 gegen die im Rückzug über Metz begriffene Armee Bazaines zum Muster nehmen können. Es hätte genügt, dem abziehenden Feinde etwa 10 000 Mann folgen zu lassen mit der Aufgabe, sich durch schwächliche Arrieregardengefechte nicht aufhalten zu lassen, sondern möglichst große Theile der Nischawa-Armee frontal festzuhalten. Inzwischen mußten die übrigen 40 000 Mann, im Lakowitzathale vorrückend, den Dragomanpaß südlich umgehen und die Straße Zaribrod—Pirot gewinnen, um den Serben den Rückzug nach Pirot zu verlegen und sie gegen den Balkan zu werfen.

Erst am zweiten Schlachttage von Pirot findet sich in der Verstärkung des bulgarischen linken Flügels durch die 8000 Mann Nikolajeffs der Gedanke, den Gegner von seiner Rückzugslinie abzudrängen, angedeutet, wurde aber mit viel zu geringen Kräften ausgeführt, um wirklich zu gelingen.

Die dritte Methode, die Streitmittel des Feindes zu vernichten, besteht in der Zersprengung und Auflösung seiner Armee.

Dieselbe kann zwar schon durch die Schlacht selbst eingeleitet werden, wird aber erst vollkommen durch eine energische Verfolgung.

Die Verfolgung nach siegreicher Schlacht erscheint, theoretisch betrachtet, leicht und selbstverständlich. Doch die Kriegsgeschichte lehrt das Gegentheil. Mancher Feldherr hat mit äußerster Anstrengung den Sieg errungen, ihn aber nicht auszubeuten gewußt. Sowohl der Führer als die Armee sind nach der Entscheidung erschöpft, weil die gewaltige Anstrengung aller physischen und moralischen Kräfte einer starken Abspannung weicht, nachdem das Ziel errungen ist. Es liegt nicht mehr, wie in der Schlacht selbst, ein unbedingter Zwang vor, und so erliegt der Geist und giebt sich der Freude der Verdauung über den Sieg hin.

Auch ist es schwer, das Resultat einer Schlacht sofort zu übersehen. Zwischen Sieg und Sieg ist ein großer Unterschied, und doch kann von einer Verfolgung nur nach augenscheinlichen Siegen die Rede sein. Namentlich heute zerfällt jede größere Schlacht in eine Anzahl Gefechtsfelder, deren jedes ein verschiedenes Resultat hat. Eine vorzeitige Aufnahme der Verfolgung könnte zu einem Rückschlage führen, und so hält es der Feldherr vielleicht für rathsamer, das Erreichte zunächst nur festzuhalten und nicht gleich wieder auf das Spiel zu setzen.

Sodann sind die Truppen nach einer Schlacht sehr durcheinander gekommen. Jeder einzelne Truppentheil meint in dem ruhmreichen Kampfe die härteste Arbeit gethan zu haben und will die weniger ruhmvolle, dabei aber sehr anstrengende Verfolgung gern anderen überlassen. So setzt sich eine Verfolgungskolonne vielleicht erst in Bewegung, wenn der Feind schon wieder im Sammeln begriffen ist, einen Vorsprung gewonnen hat und mit noch intakten Truppentheilen als Arrieregarde einen Abschnitt besetzt hat.

Noch zu Friedrich's Zeiten begriff man nicht, wie wichtig die schnelle Aufeinanderfolge der kriegerischen Akte ist, und daß ein mit dem letzten Rest von Kraft geführter Schlag einen ganzen Feldzug und jahrelanges Blutvergießen ersparen kann. Man betrieb die Verfolgung mit jener ritterlichen Nonchalance, die den Besiegten großmüthig laufen läßt, weil weiteres Blutvergießen als unnütze Grausamkeit erschien. So konnte Friedrich, bei Kollin fast vernichtet, kurze Zeit darauf Roßbach und Leuthen gewinnen und gerade nach diesen Schlachten den Werth der Verfolgung beweisen.

Glänzend waren dagegen die Verfolgungen Napoleons; sie legten dem französischen Kaiser eine verblüffte Welt zu Füßen. Nach Austerlitz schrieb Bathier an Soult: „Der Kaiser wird sich persönlich an die Fersen des Feindes heften. Seine Meinung ist, daß im Kriege nichts gethan ist, solange noch etwas zu thun übrig bleibt." Von Napoleon hatte Blücher es gelernt, an die Verfolgung den letzten Hauch von Roß und Mann zu setzen.

1870 fand nur selten eine Verfolgung statt. Die gesteigerte Kraft der Defensive und der durch die Größe der Massen entstehende Mangel an Ueberblick waren die Ursache, daß theilweise sogar die Fühlung mit dem geschlagenen

Feinde wieder verloren ging. Dahingegen trat an Stelle der Verfolgung die großartige Einschließung der französischen Heere.

Der Besiegte andrerseits zeigt nach der Niederlage unter dem Drange der jedem Einzelnen überzeugend sich aufdrängenden Nothwendigkeit, möglichst bald einen recht großen Zwischenraum zwischen sich und den Sieger zu legen, erfahrungsgemäß ganz außerordentliche Marschleistungen. Die Aufregung der Nerven dauert hier fort, und die Furcht vor dem Sieger, wie die Hoffnung, in größerer Entfernung dann Ruhe zu finden, beflügeln seine Schritte. Starke Arrieregarden mit viel Artillerie und Täuschung des Feindes durch Flankenstellungen verschaffen ihm Zeitgewinn.

Nach den siegreichen Kämpfen vor Slivnitza am 17., 18. und 19. November hätte Fürst Alexander spätestens, nachdem am 20. Abends die letzte große Staffel aus Ostrumelien eingetroffen war, mit allen Kräften die Verfolgung aufnehmen sollen.

Statt dessen wurde drei Tage lang gerastet!

Angeblich war die Armee durch den gewaltsam beschleunigten Aufmarsch vollständig durcheinander gekommen. Die Truppentheile sollten daher erst wieder geordnet und neue Befehlsverbände geschaffen werden. Auch war es ja gewiß nothwendig, die Armee mit frischer Munition zu versehen und einen gewissen Vorrath von Lebensmitteln heranzuziehen, bevor die Offensive aufgenommen wurde.

Hierzu kam die furchtbare Erschöpfung der ganzen Armee, von welcher die eine Hälfte drei Tage gefochten und die kalten, nassen Nächte im Freien zugebracht, während die andere Hälfte Märsche hinter sich hatte, die für viele andere Armeen vielleicht eine Unmöglichkeit oder doch eine Ueberanstrengung gewesen wären.

Am Entscheidendsten aber dürfte der mangelnde Ueberblick über den Erfolg der Kämpfe und die Ungewißheit, ob der Feind schon den Rückzug angetreten hatte oder seine Reserve-Armee heranzuziehen im Begriff war, den Fürsten Alexander von einer energischen Aufnahme der Verfolgung abgehalten haben. Dieser war keineswegs sicher, daß die serbischen Angriffe auf die Stellung von Slivnitza endgültig abgewiesen waren. Da ein eigentlicher Generalstab nicht existirte und die bulgarische Kavallerie in der Aufklärung nur wenig leistete, war Fürst Alexander in der Hauptsache auf zufällig eintreffende Nachrichten angewiesen und vermochte daher die Tragweite seines Sieges nicht sogleich zu übersehen. Die von Gefangenen und Ueberläufern eingezogenen Nachrichten widersprachen sich in wesentlichen Punkten. Nach den Einen mußte die serbische Armee in den nächsten Tagen vollständig auseinanderlaufen, sodaß der bulgarischen Armee eigentlich nichts mehr zu thun blieb; nach den Behauptungen Anderer war die ganze Reserve-Armee schon mobilisirt und bereits im Anzuge über Pirot auf Slivnitza.

Dazu kam für den Fürsten die Ungewißheit in seiner linken Flanke bei Breßnik. Die Absichten und Operationen der Morawa-Division waren so

widersprechend und unverständlich, daß auch hier eine Klärung erst erforderlich schien — wenn auch sehr mit Unrecht, denn hier vergaß Fürst Alexander, daß eine siegreiche Offensive der bulgarischen Armee von Slivnitza auf Pirot für das Nebentheater bei Breßnik mitentscheiden und selbst die etwa siegreiche Morawa-Division gezwungen haben würde, sich der Rückwärtsbewegung des Hauptkorps anzuschließen.

Unbestreitbar ist in den Operationen des Fürsten in der Zeit vom 20.—25. November die vorher an den Tag gelegte Energie zu vermissen, und es zeigt sich auch in diesem Falle, wie schwer in der Wirklichkeit eine energische Verfolgung ist.

Die späte Aufnahme derselben, erst am 23. November, verschaffte im Verein mit der lauen Art, wie dieselbe bis zum 26. betrieben wurde, der geschlagenen serbischen Armee einen unter diesen Umständen höchst werthvollen Zeitgewinn und ermöglichte so überhaupt eine zweite Schlacht, die Schlacht bei Pirot, die bei einer sofortigen energischen Verfolgung wohl unnöthig geworden wäre.

Die serbische Armee führte unter den obwaltenden Verhältnissen ihren strategisch schnell gebotenen, aus politischen Gründen aber verlangsamten Rückzug sehr geschickt aus, indem sie durch zähe Arrieregarden einen Schleier vorzuschicken und hinter diesem weg die auseinandergezogenen Divisionen wieder zu konzentriren wußte. Durch Heranziehung aller schon ausgerüsteten Mannschaften der Reserve-Armee hatte die Nischawa-Armee bei Pirot sogar wieder eine Stärke von 34 000 Mann erlangt. Ebenso kamen daselbst am 25. November über 1 Million fertiggestellter Patronen ein.

So trat an Stelle einer sofortigen gefahrlosen und vielleicht resultatvollen Verfolgung die blutige und im Wesentlichen doch resultatlose Schlacht bei Pirot, verbunden mit einer Zeitversäumniß, die für den Fürsten politisch höchst verhängnißvoll wurde, da sich inzwischen Oesterreich zum Einschreiten entschlossen hatte. 68.

(Fortsetzung folgt.)

Die kriegerische Thätigkeit Kaiser Heinrichs IV.

Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte des elften Jahrhunderts.

Von

K. Köstler, Oberst.

V.

Des Weihnachtsfestes wegen nach Regensburg zurückgekehrt, setzte sich Heinrich schon nach wenigen Tagen abermals in Marsch, die Gegenden um Salzburg und Passau zu unterwerfen. Er soll bis Pitten an der Leytha gekommen sein (Februar)*). Der Erfolg war vollständig; des Königs Anhänger erhielten das ihnen in Bayern und Oesterreich entrissene Eigenthum vergrößert zurück, und triumphirend langte Heinrich in Mitte der Fasten 1078 abermals in Bayerns Hauptstadt Regensburg an.

Der König hatte sich eine günstige Stellung erkämpft, wenngleich andererseits Rudolf's Autorität in Sachsen im Steigen war. Giesebrecht**) sagt: „Er (Heinrich) war nicht mehr derselbe, der einst dort vor dem Papste im Bußhemde gelegen. Widerwillig hatte er sich mit den simonistischen Bischöfen Italiens verbunden, nur nothgedrungen dann das Schwert gegen deutsche Fürsten gezogen, welche die Reform der Kirche predigten und ihm seine Krone raubten, aber einmal in diesen Kampf hineingerissen, führte er ihn mit solcher Energie und zugleich mit solcher Klugheit, daß seine Feinde zitterten und ihm wider Willen Anerkennung zollen mußten. Kaum war er zum Manne gereift, aber seine Erfolge waren die eines erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn."

Während sich neue Aussöhnungsversuche wieder zerschlugen — zwar scheinbar an der selbstbewußten Sprache der königlichen Gesandten, in der That aber an der Abneigung der Sachsen, das Friedenswerk zu fördern —, war es zu neuen Feindseligkeiten gekommen.

Bischof Hermann von Metz hatte sich mit mehreren lothringischen Großen in unzweideutiger Absicht vom Hoflager entfernt. Um einem drohenden Aufstande in Lothringen vorzubeugen, folgte Heinrich mit dem Herzog Theodorich von Oberlothringen und dem Grafen Folkmar an der Spitze eines kleinen Heeres. Es gelang, den Bischof zu überfallen, der sich aber durch die Flucht der Gefangennahme entzog; Metz wurde eingenommen und erhielt eine königliche Besatzung.

Die Straßburger Bisthumsangelegenheit führt Heinrich dann in den Elsaß, welchen er als Basis seines Angriffes auf Schwaben sicherte, wenngleich

*) Berthold S. 306. in illis Noricis sinus orientalis partibus.

**) III. S. 452.

er Letzteres noch nicht anzugreifen gedachte, weil seine Streitkräfte ihm noch zu ungenügend erschienen.

Heinrich suchte und fand neue Hülfsquellen. Während seines Zuges durch den Elsaß und durch Franken war es wahrscheinlich, daß er beiderorts die Bauernschaften nach Zehentgemeinden und Grafschaften aufbot, sie mit Waffen versah und sich so eine Art Landwehr bildete. Die Elsässischen traten unter die Führung der Bischöfe von Basel und Straßburg und stellten sich dem jungen Berthold von Zähringen, dem Sohne des gleichnamigen Herzogs, entgegen. Nur auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und ohne einen Anschluß an einen, wenn auch noch so kleinen ritterlichen Heerhaufen, konnten sie den tapferen schwäbischen Rittern gegenüber nicht Stand halten. Die Sieger richteten ein gräßliches Blutbad unter ihnen an und entmannten die Gefangenen mit unmenschlicher Grausamkeit. Nur mit Noth entkamen die beiden Bischöfe dem gleichen Schicksale.

Energischeren Widerstand leisteten die fränkischen Bauernschaaren, welche 12 000 Mann stark am unteren Neckar standen. Sie verhinderten während längerer Zeit die Vereinigung der Herzöge Welf und Berthold mit dem Gegenkönig, der das Thüringer Waldgebirge überschritten und sich der fränkischen Grenze genähert hatte. Heinrich wandte sich gegen den Letztern. Anfang August trafen die beiden Gegner an der Streu in Unterfranken aufeinander. Heinrich soll den Gegner einige Tage mit Friedensunterhandlungen getäuscht und dann unerwartet am Dienstag den 7. August bei Mellrichstadt angegriffen haben.*)

Wir haben sehr wenig eingehende Nachrichten hierüber und die wenigen sind verworren. Doch läßt sich Folgendes mit einiger Sicherheit daraus folgern.

König Heinrich rückte von Bayern her an; es erfolgte demnach auch der Anmarsch zur Schlacht von Süden. Die Tage des Anrückens oder der gegenseitigen Beobachtungen benutzte Heinrich, um den Gegner durch scheinbare Unterhandlungen zu täuschen. Wie an der Unstrut gelang ihm auch hier die Ueberraschung vollkommen.

Man wird wohl nur bedingt der Ansicht beitreten dürfen, daß der Kampf ein ungeordneter war. Wenn dies auch, auf den überraschten Gegner bezogen, seine Richtigkeit haben könnte, so doch nicht auf das königliche Heer.

Wir dürfen wohl bei Heinrich, der ja die Absicht hatte, anzugreifen, gewiß voraussetzen, daß sein Heer zuvor in Schlachtordnung gebracht war. Leider sind uns über Aufstellung und die Führer der einzelnen Schlachthaufen noch weniger Details erhalten, wie über die Schlacht an der Unstrut, und namentlich macht sich der Mangel einer Beschreibung von Seiten eines Anhängers der königlichen Partei sehr fühlbar, weil wir dadurch nur dem Könige

*) Vergleiche Blatt: Königshofen des Topographischen Atlas vom Königreich Bayern.

feindlich gesinnte Berichte als Anhaltspunkte besitzen. Es lassen sich nach der Beschreibung Bruno's, des eifrigsten Bekämpfers Heinrichs, drei Schlachtgruppen unterscheiden, nämlich die des Gegenkönigs, des Herzogs Otto von Nordheim und des Pfalzgrafen Friedrich. Aus welchen Quellen Floto schöpfte, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß Otto von Nordheim den rechten, Rudolf den linken Flügel und der Pfalzgraf das Centrum kommandirte, ist nicht ersichtlich. Man dürfte aber auf Grund des Verlaufes der Schlacht zu einer andern Annahme gelangen, weshalb die Beschreibung des Kampfes nach Bruno in kurzen Worten vorangeschickt werden soll.

Rudolf wurde gleich im Anfange der Schlacht von einigen geistlichen Fürsten — es werden der Bischof Werner von Merseburg und der Erzbischof Wezel von Magdeburg*) genannt — im Stiche gelassen. Ihnen hatte sich die nächststehende Schaar angeschlossen, so daß Rudolf zuletzt, nur mehr von einem kleinen Häuflein Tapferer umgeben, ebenfalls an den Rückzug denken mußte. Graf Hermann Billung und Bischof Adalbert von Worms wurden gefangen, und wie im Jahre 1075 waren es wieder die Thüringer, welche sich gegen die flüchtenden Verbündeten sehr raubgierig und mordlustig zeigten. Wehe denen, welche in ihre Hände gefallen waren! Außer den schon Genannten werden uns noch der Kardinal Bernhard und Erzbischof Siegfried von Mainz als Opfer aufgeführt, ja selbst Herzog Magnus wurde all' seiner Kostbarkeiten beraubt.

Auf der königlichen Seite kämpfte hier höchstwahrscheinlich Eberhard der Bärtige, der schon Wilhelm, den Sohn des Grafen Gero von Camburg, gefangen hatte, als er selbst bei einem überraschenden Flankenangriffe erschlagen wurde.

Heinrich scheint trotz der parteiisch gefärbten Angaben Berthold's bei dem siegenden Flügel gewesen zu sein, denn ihm wurden die Gefangenen noch am Abende, nachdem er in die Nähe des Schlachtfeldes zurückgekehrt war, vorgeführt, während sein Gegner sich an die sächsische Grenze zurückzog.

Auf anderen Theilen des Schlachtfeldes hatten aber die Sachsen gesiegt. Pfalzgraf Friedrich hatte den Angriff abgeschlagen, eine Zeit lang die Verfolgung betrieben, dann aber sich auf das Schlachtfeld zurückbegeben, um dieses zu behaupten. Nach den damaligen Anschauungen galt nämlich nur jener als Sieger, welcher die Nacht auf dem Schlachtfelde zubrachte; und in der That war der Pfalzgraf der Einzige, dem unter allen Verhältnissen ein Erfolg zugesprochen werden muß.

Viel zweifelhafter sind die Erfolge der dritten Kampfgruppe unter dem altbewährten Sachsenführer Otto von Nordheim. Nach hartnäckigem Kampfe drängte Otto die Königlichen zurück und ging zur Verfolgung über. Aller-

*) Der Erstere wurde auf der Flucht von den Thüringern vollständig ausgeraubt und der Erzbischof durch einen Pfeilschuß getödtet.

dings kann Bruno's Bericht, wonach Otto nicht eher vom Verfolgen abgestanden hätte, als bis er die Feinde hinter den Mauern Würzburgs Aufnahme finden sah, nicht richtig sein. Würzburg ist ja in der Luftlinie 80 Kilometer von Mellrichstadt entfernt. Wenn es daher nach einem hartnäckigen Kampfe schon zur Unmöglichkeit gehört, eine derartige Entfernung zurückzulegen, so wird jene dadurch noch größer, daß Otto sich Abends wieder auf dem Schlachtfelde einfand. Bis dahin war es dunkel geworden, und der Nordheimer fand den Wahlplatz besetzt. Ungewiß, ob er nicht Feinde vor sich habe, schickte er einen Späher hinüber, auf dessen Rückkunft er aber vergeblich wartete. Daraus schloß Otto, daß jener gefangen worden sei und der Gegner das Schlachtfeld behauptet habe; er zog sich deshalb weiter gegen die sächsische Grenze zurück.

Es ist uns nicht überliefert worden, wer die Führer der Streitenden auf Seite der Königlichen gewesen waren; nur aus der Todtenliste läßt sich annehmen, daß Einer oder der Andere der Gefallenen als solcher fungirt habe. Denn auch in dieser Schlacht glänzten die Fürsten, welche auf Heinrich's Seite kämpften, durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit und Ausdauer und durch die zahlreichen Opfer, welche sie ihrer Treue brachten, während auf der gegnerischen die Verlustliste keinen der hervorragenden Ritter aufzuweisen hat. Berthold erzählt, daß von den Königlichen mehr als 30 Edle und an die 5000 gemeinen Kriegsvolkes, von den Sachsen dagegen von letzterer Kategorie nur 80 gefallen seien. Allerdings mußte ihm selbst die Unwahrscheinlichkeit dieser großen Differenz aufgefallen sein, denn er fügte bei: „ut aiunt“ (wie sie sagen).

Heinrich mußte außer seinem treuesten Freunde Eberhard von Nellenburg noch Graf Heinrich von Lechsgmünd, Boppo I. von Henneberg*) und Markgraf Dietbold**) von Vohburg (auch von Giengen genannt), sowie dessen Bruder Hermann, den Mitbegründer des Klosters Banz, betrauern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir darin wieder die Führer einzelner Streithaufen erkennen können. Sollte vielleicht Markgraf Dietbold die Ostfranken, Boppo von Henneberg die hessischen Franken und Heinrich von Lechsgmünd die Bayern befehligt haben, während die Schwaben unter Berthold dem Bärtigen fochten? Unter des Königs eigener Führung hätte dann, wie wir schon gesehen haben, eine besonders von ihm selbst erwählte Schaar gestanden. Aus der Ostmark war Niemand erschienen, wie auch der Lothringer keine Erwähnung gethan wird.

Während Berthold und Bruno die Schlacht als eine entschiedene Niederlage des Königs bezeichnen, stempelt sie Gfrörer***) zu einem Siege Heinrichs, wofür allerdings auch der Erfolg spricht. Seine Erzählung der Schlacht besticht durch Ausführlichkeit, läßt aber doch mehr oder minder Zweifel in ihre Richtigkeit setzen, namentlich weil Ereignisse, welche durch keine Nachrichten unterstützt oder mindestens angedeutet werden, darin aufgenommen sind, die

*) Wenck: Hessische Landesgeschichte I. S. 214 nennt ihn Graf von Katzenellenbogen.

**) Der Bezirk Mellrichstadt v. Mich. Müller. S. 274. Anm.

***) Gfrörer: Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. VII. Bd. S. 669 ff.

zudem auch der Wahrscheinlichkeit entbehren. Denn wenn z. B. Gfrörer annimmt, Otto von Nordheim sei durch eine Umgehung (von der nirgends die Rede ist) in den Rücken der Abtheilung Eberhards — also von Süden her — gelangt, so konnte jener doch unmöglich die Geschlagenen nach Würzburg verfolgen, hätte sie vielmehr gegen Norden vor sich hertreiben müssen. Sehr unwahrscheinlich ist aber auch, daß König Heinrich, der in der Verfolgung des Gegenkönigs gegen Schmalkalden begriffen gewesen sein soll, auf die Kunde von der Umgehung rasch Eilboten entsendete, welche allen zwischen Mellrichstadt und Würzburg aufgestellten Truppen den Befehl brachten, sich in letztere Stadt zu werfen und die Thore zu schließen. „Er (Heinrich) selbst" — sagt Gfrörer — „änderte seine Front (was bekanntlich „mitten im Treffen" eine schwere Aufgabe ist), kehrte um, erreichte vielleicht nach vier- bis fünfstündigem Marsche Otto's Abtheilung und fing den Kampf von Neuem an."

Mindestens sind im Vorstehenden die Ausdrücke nicht richtig gewählt, denn wenn man in der Verfolgung begriffen ist, steht man nicht „mitten im Treffen", ist dies Letztere aber der Fall, so wird, namentlich wenn man immer das Nahegefecht — den Einzelkampf — vor Augen hat, eine Frontveränderung nur von einzelnen Theilen durchführbar sein. Gfrörer glaubt in dem Umstande — daß durch die Umkehr des Königs Otto von Nordheim in eine mißliche Lage gebracht wurde — die Ursache für dessen Rückzug suchen zu müssen. Diesen Grund hätte sich aber der Geschichtsschreiber Bruno, der, obwohl Mönch, des Waffenhandwerks kundig war, nicht entgehen lassen und die etwas zweifelhaft klingende Erzählung von der Verwechselung des Pfalzgrafen, die auf die Thatkraft Otto's in diesem Falle ein schlechtes Licht wirft, weggelassen.

Was nun den bei dem nämlichen Chronisten erwähnten Seitenangriff anbelangt, so dürfte darin weniger eine absichtlich gewollte taktische, als eine zufällige Bewegung zu suchen sein. Die Erzählung des Mönches macht den Eindruck, als ob Eberhard, der bei dem siegreichen Theil des königlichen Heeres gekämpft hatte, erst gelegentlich des Rücktransportes seiner Gefangenen durch den Ueberfall eines versprengten oder abgekommenen Haufens sein Leben verloren habe.

Betrachten wir uns nun das Terrain des Kampfes genauer, so ist das Schlachtfeld höchst wahrscheinlich nördlich des Bahrabaches — eines Nebenflüßchens der Streu — und östlich des eben genannten Flusses zu suchen. Wenn es auch gewagt erscheint, die auf den einzelnen Terraintheilen haftenden Namen, wie Grafenberg, Blutgraben u. s. w. in Beziehung zu der Schlacht zu setzen, so zwingt uns hierzu doch der Verlauf. Bei Betrachtung des Terrains erscheint wohl das rechte Streu-Ufer als das für Reitheere geeignetere Schlachtfeld. Es ist aber dabei nicht außer Acht zu lassen, daß einestheils die Tradition die Schlacht auf das linke Ufer verlegt, anderntheils aber auch die Uebersichtlichkeit auf dem rechten Ufer es noch schwerer erklärlich machen

würde, wie eine so vollständige Unkenntniß über die Vorfälle der einzelnen Heerestheile gewaltet haben kann.

Zudem weist auch der Doppelname der Schlacht, der sowohl Mellrichstadt, als auch „an der Streu" lautet, den Kampfplatz zwischen die genannte Stadt und Oberstreu, das allem Anschein nach schon damals existirt hat.*)

Müller spricht sich hierfür entschieden aus, wenn auch die Einzelnheiten seiner Darstellung, weil sie sich an Gfrörer's Hypothese anschließen, ihre bedenklichen Seiten haben. Immerhin aber läßt sich seinem Urtheil, gestützt auf gründliche Kenntniß der Umgebung, auch der anders geartete Verlauf der Schlacht anpassen.

Im Nachfolgenden soll nun an der Hand der gleichzeitigen Schriftsteller, unter Vergleich des selbst gesehenen Terrains, versucht werden, den wahrscheinlichen Gang zu schildern.

Die beiderseitigen Heere scheinen anfänglich durch das Bahrathal getrennt gewesen zu sein. Der Gegenkönig wird nördlich desselben Stellung genommen haben, indeß Heinrich von Würzburg her, also von Süden, angerückt kam. Die vorausgegangenen Scheinverhandlungen mußten es klar legen, auf welchem Ufer der Gegner zu suchen sei, weshalb auch der König auf dem linken Streuufer vorrückte. Infolge dessen mag beim Mönchshofe der erste Zusammenstoß stattgefunden haben.

Wo fochten nun die drei Kampfgruppen Rudolf's? Denn diese können uns allein die Anhaltspunkte auch für das königliche Heer abgeben. Das zuletzt vom Pfalzgrafen behauptete Terrain scheint auf dem Grafenberge zu suchen sein. Dies ist jene Erhebung, welche vom Streuthale östlich ziemlich steil ansteigt. Beim Mönchshofe ist das Plateau dieser Höhe am schmalsten, da schon in einer Entfernung von ca. 800 m der Hornburg-Wald eine linke Flügelanlehnung bildet. Dort mag nun das Vorteffen der Sachsen gestanden sein, das durch den Angriff des Königs rasch geworfen worden war. Wahrscheinlich konnte es, weil der Angriff ein unerwarteter war, nicht rechtzeitig unterstützt werden. Die Flüchtenden mögen längs des Waldsaumes zurückgefluthet sein, weil ihnen bekannt sein mußte, daß in ihrem Rücken in direkt nördlicher Richtung ein Bewegungshinderniß, der tiefe und breite „Blutgraben", gelegen war, daß sich dagegen der genannte Graben gegen Osten verflachte, während zugleich hier der Wald weiter vom Höhenrand zurücktritt (ca. 1400 m). Während nun die Königlichen den Gegner in der Richtung auf Mühlfeld verfolgten, hemmte der Pfalzgraf Friedrich jenseits, d. h. nördlich des Blutgrabens, die Fortschritte auf ihrem linken Flügel, konnte sogar, begünstigt durch dieses Annäherungshinderniß, die gelockerten Reihen des Gegners zum Weichen bringen. Die flüchtenden Sachsen des Vortreffens rissen aber auch höchst

*) Auch in der Bavaria: Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern (IV. Bd. I. Abth. S. 516) wird der Plan zwischen Oberstreu und Mellrichstadt als das Schlachtfeld bezeichnet.

wahrscheinlich die Reserve unter des Gegenkönigs persönlicher Führung mit sich, wodurch eine Trennung des rechten und linken Flügels bei beiden Heeren eintrat. Wie ja häufig in jenen Zeiten, ließ sich der siegreiche Flügel zu rücksichtsloser Verfolguug verleiten, während ein Theil unter Eberhard's Führung dem Kampfplatze wieder zugestrebt zu haben scheint, als die Katastrophe eintrat, in welcher Eberhard fiel. Die Ueberlieferungen sagen, daß er einem Seitenangriff zum Opfer geworden, und dies führt uns auf die Abtheilung unter Otto von Nordheim's Kommando.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrage der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Erster Theil. Der Zeitraum von 1771—1809. Mit einem Bildnisse des Feldmarschalls. Leipzig 1889 bei S. Hirzel.

Es bietet dieser stattliche und vornehm aussehende Band, welchem noch mehrere desselben Memoirenwerkes in hoffentlich nicht zu großen Zwischenräumen folgen werden, eine Fülle werthvollster Beiträge zur politischen, zur Kriegs- und zur Kulturgeschichte einer großen Zeit. Die an sich seltsame Erscheinung, daß ein berühmter Kirchenhistoriker eines preußischen Feldmarschalls vorwiegend weltlich und kriegerisch gefärbten „Erinnerungen" herausgiebt, ist kein Schade für die Sache gewesen: der verdienstlichen Bearbeitung des Herrn Professor Nippold, der in nahen persönlichen Beziehungen zu dem Sohne des Feldmarschalls stand, gebührt aufrichtiger Dank aller Patrioten! Herr Nippold darf überzeugt sein, daß wenigstens seitens unseres Heeres, dessen Gesinnung wir kennen, der Wunsch in Erfüllung gehen wird, mit dem er die Einführung des Buches schließt: „Möge die preußische Armee, möge das deutsche Volk, welchem wir hiermit die ‚Erinnerungen' Boyens übergeben, den Schatz, welchen dieselben in sich bergen, würdigen und in Ehren halten."

In der Literatur ist der Feldmarschall von Boyen, der getreue Mitarbeiter Steins und Scharnhorsts, so gut wie garnicht gewürdigt und in seiner Bedeutung erkannt worden, bis Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" ihm, soweit seine Quellen reichten, gerecht wurde: Treitschke nennt ihn den „genialen" Minister, — wobei erwähnt sein mag, daß Boyen zweimal Kriegsminister war: von 1814 bis

1819 und von 1841 bis 1847. Dagegen hat „das in dem Hause Friedrichs des Großen niemals erstorbene geschichtliche Verständniß der treibenden Kräfte die Leistungen Boyens allerdings viel früher in ihrem vollen Umfange erfaßt, als die sogenannte öffentliche Meinung," sagt der Herr Herausgeber zutreffend. Und so genüge der kurze Vermerk, daß die Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. über den Mann und sein Werk ebenso günstig geurtheilt haben, wie Kaiser Wilhelm I. dies im Jahre 1871 öffentlich that. Und so möge, um diesen Gegenstand zum Abschluß zu bringen, noch die A. K.-O. angeführt werden, in welcher Kaiser Wilhelm II., der Anschauungsweise seiner Vorfahren Folge gebend, am 27. Januar 1889 dem Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 41 Nachstehendes eröffnet: „Ich habe beschlossen, das Andenken des um die Organisation der Armee hochverdienten General-Feldmarschalls von Boyen zu ehren und für alle Zeiten lebendig zu erhalten, daß ich dem 5. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 41 die Benennung: „Infanterie-Regiment von Boyen" verleihe. Ich habe dem Regiment die Auszeichnung zugedacht, weil es aus dem Truppentheil hervorgegangen ist, an dessen Spitze der General-Feldmarschall von Boyen als Chef gestanden und weil es sich bei allen Gelegenheiten durch Tapferkeit und Treue seines Namens werth erwiesen hat. —"

Es ginge über den Rahmen, in welchem an dieser Stelle Bücherbesprechungen sich zu halten haben, weit hinaus, wenn wir, auch in den knappsten Zügen den reichen Inhalt des Buches wiederzugeben versuchen wollten: — nur einige Bemerkungen seien gestattet.

Der 1771 geborene Boyen hat die Aufzeichnung seiner Erinnerungen gegen Ende 1833, also als älterer Mann erst begonnen. Wenn die Blätter an Frische keineswegs verloren haben, so ist andererseits die Darstellung eine glattere, aus einem Gusse geformte geworden und gereifter erscheint das Urtheil und die Schilderungen des Erzählers.

Die Kapitelüberschriften hat der Herausgeber, zweckmäßiger Weise, hinzugefügt und zwar: Die Friedenszeit 1771—1793. Der polnische Feldzug 1793/94. Der Untergang Polens. Rückblick auf die Regierung König Friedrich Wilhelms II. Die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. Die Katastrophe von 1806. Untersuchung über die Ursachen der Niederlage. Von Thüringen nach Ostpreußen. Der Feldzug in Ostpreußen. Die Reformperiode in Memel. Die weitere Reformgesetzgebung in Königsberg. Der Tugendbund. Die Wehrhaftmachung der Nation. Von dem Ausbruch des österreichischen Krieges von 1809 bis zur Rückkehr des Königs nach Berlin. Anhang.

Aus den 11 Beilagen seien besonders erwähnt die eine: „Ueber Militärstrafen," sodann: „Die Fußreise von Bartenstein nach Berlin," — endlich: „Ueber die neuen Kriegsartikel."

Es ist ein Genuß für einen deutschen Offizier, dieses Buch zu lesen; wir empfehlen es dringend dem wohlhabenden Kameraden, — jedenfalls allen Militärbibliotheken zur Beschaffung.

Im Uebrigen nochmals unser Wunsch: mögen die weiteren Bände der „Erinnerungen" bald folgen!

Und dann noch ein Anliegen an die Verlagsbuchhandlung, welche auf einem Zettel, der hinten eingeklebt ist, folgenden Vermerk macht: „Die für das Verständniß der Kriegsgeschichte erforderlichen Karten werden dem Schlußbande beigegeben." Es konnte ja sein, daß — um das Werk billiger zu stellen — von einer Beigabe von Karten ganz abgesehen wurde, in der Voraussetzung, daß die Leser sich irgendwo solche selbst besorgen. Einmal jedoch ist es für Viele schwierig und umständlich, für Manche wohl ganz unthunlich, diese — für die damalige Zeit (!) geltenden Pläne sich zu verschaffen; sodann aber entspricht es, so zu sagen, der Würde und der Bedeutung eines monumentalen Geschichtswerkes, wenn es in sich nach allen Richtungen hin abgeschlossen und selbstständig ist, auch in Ausstattung mit Karten. Wenn letztere aber zweifellos „zum Verständniß erforderlich sind", dann müssen sie auch dem betreffenden und nicht dem Schlußband beigegeben werden. Soll denn der Leser, um den ersten Band zu verstehen, das Erscheinen des dritten Bandes, lediglich aus „Kartengründen", abwarten? Darum unser Anliegen: die so rührige Verlagshandlung möge nun wenigstens dem zweiten Bande das für die beiden ersten bestimmte Kartenmaterial beifügen. 129.

Geschichte des Kgl. preußischen 4. Garde-Regiments zu Fuß 1860 — 1889. Im Auftrage des Regiments für den Gebrauch der Unteroffiziere und Mannschaften desselben im Jahre 1884 dargestellt von v. Bagensky. 2. Auflage. Mit einem Bildniß Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. einem farbigen Uniformbilde und Skizzen. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Die erste Auflage dieser Regimentsgeschichte hat im Juli-Augustheft 1885 unserer Blätter in dem Artikel: „Zum Gedächtniß und zur Nacheiferung" eine so eingehende Würdigung und uneingeschränkte Anerkennung gefunden, daß diesmal hier nur auf jenes Urtheil zurückverwiesen werden kann. Der Herr Verfasser, damals Premierlieutenant im Regiment, jetzt Hauptmann im Generalstabe, hat seine treffliche Arbeit in dieser 2. Auflage bis zur Gegenwart fortgesetzt. Dieses Schlußkapitel enthält eine große Anzahl von Mittheilungen über unseren jetzigen Kaiser und Höchstdessen Heldenvater. In 4 Jahren sind die ersten viertausend Exemplare der Geschichte an die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments verausgabt; die jetzige Auflage umfaßt das 5. bis 8. Tausend. Nur durch diesen Massenabsatz erklärt sich — und fordert zur Nachfolge heraus — daß der Preis für das 356 Seiten zählende Buch nebst Bildern und Skizzen nur 74 Pfennige beträgt! 130.

Die Orden und Ehrenzeichen der k. k. österreichisch-ungarischen Monarchie, mit historischer Einleitung und beschreibendem Texte nach authentischen Quellen bearbeitet von Hauptmann Heyer von Rosenfeld, Ritter mehrerer Orden u. s. w. Zwölf Tafeln in Farbendruck. Wien 1888. Verlag von Anton Schroll u. Comp.

Ein wahres Prachtwerk, nach Inhalt, Zweck und äußerer Erscheinung, — ein Prachtwerk, wie es die größeren österreichischen Verleger herzustellen verstehen! Die Tafeln, welche die fast durchweg äußerst geschmackvollen Ordens-Abbildungen in Farbe und Größe jener den Originalen gleich darstellen, sind in Johann Haupt's Lithographischer Anstalt zu Wien gedruckt. Es steckt doch etwas Gewaltiges in solchem Ordenswesen eines altehrwürdigen, großen Reiches — von der kleinlichen Eitelkeit unbedeutender, allerdings zahlreicher Leute abgesehen, die „das Ding an sich" lieben und zur Schau tragen, — zu welchen Leistungen treibt nicht an, von welchen Thaten und Verdiensten kündet nicht der Besitz eines Maria-Theresien-, des Kgl. Ungarischen St. Stephans-Ordens, des Souveränen-Ordens, des Heiligen Johannes von Jerusalem („Malteser-Ordens") u. a. m. — Das vorliegende Werk regt den Kunstsinn des Beschauers an und bietet ihm Anreiz und Belehrung in religiöser, geschichtlicher, kulturhistorischer und psychologischer Hinsicht! — Es sollte von wohlhabenden Privatleuten der höheren Stände, jedenfalls von gutgestellten Offizierkasinos und Militär-Bibliotheken beschafft werden. Sind wir doch überdies auf Tod und Leben mit den Oesterreichern verbündet, so daß, — was dieselben so nahe angeht — uns nicht fremd sein dürfte! — 128.

Lehr- und Handbuch für den Unterricht im deutschen Aufsatze militärischen Inhalts (Militär-Stilistik). Von Gustav Bancalari, Oberst, und Béla Kuberna, Hauptmann. Prag 1889. Karl Bellmann's Verlag.

Dieses Buch ist im Auftrage des Kriegsministeriums für die Militär-Akademien und Kadetten-Schulen, dann zum Selbstunterricht bearbeitet, und giebt einen ebenso trefflichen Lehrbehelf ab, wie es dem Fremdling einen tiefen und interessanten Einblick in das innere Leben des österreichischen Heeres gestattet. Der überwiegend große Theil enthält nämlich Beispiele, welche zugleich als Lesestoff dienen sollen und die der Wirklichkeit, dem Schriftverkehr der Armee entnommen sind, den Militärstand mit seinen dienstlichen und geselligen Eigenthümlichkeiten und geschichtlichen Erinnerungen getreulich nach allen Seiten hin darstellend. Es ist eingetheilt in die vier Kapitel: Der Briefstil, der rednerische Aufsatz in seiner Verwerthung für militärische Zwecke, Militär-Geschäftsstil, die Adjutantur.

Man muß es den Herren Verfassern nachrühmen, daß sie Treffliches geleistet, insonderheit aber einer größeren Reinheit der deutschen Sprache ihr Augenmerk zugewendet haben; allerdings vermochten sie, nach eigenem Geständniß, nicht alle veralteten Ausdrücke, Redewendungen u. s. w. des in dieser Hinsicht geradezu berüchtigten österreichischen Militärstils auszumerzen.

Für den Offizier, heißt es in der Einleitung, ist das Streben nach stilistischer Ausbildung eine ernste Pflicht. Die Hauptbestimmung des Soldaten ist allerdings der Kampf, jene des Offiziers die Leitung im Kampfe; in Wirklichkeit aber muß der Offizier für einmal, wo er den Degen zieht, hundert und mehrmal die Feder führen. Die militärischen Geschäfte können ihrer Natur nach zumeist nur schriftlich durchgeführt werden; die Verhältnisse des Einzelnen bedingen vielerlei dienstliche

und briefliche Aufsätze; der Vorgesetzte muß als Kommandeur und als Lehrer der Truppe durch leichte und richtige Handhabung der Sprache auf seine Untergebenen einwirken, er muß sie, wenn es gilt, durch die zündende Gewalt seines Wortes begeistern und anfeuern können. Stilistische und sprachliche Fertigkeit ist somit eine der Bedingungen der Wirksamkeit jedes Offiziers und zwar eine desto wichtigere, je größer sein Wirkungskreis ist. — Sehr richtig! 129.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann Müller-Bohn. Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Sr. Excellenz dem General-Feldmarschall Grafen v. Moltke gewidmet. Berlin 1889. Verlag von Paul Kittel.

Die uns zugegangenen Lieferungen 5—8 halten die hübsche, verdienstliche Lebensschilderung unseres großen Heerführers auf der Stufe, die wir im Oktoberheft 1889 unserer Zeitschrift bei den ersten 4 Heften anerkannt haben. Da der Schluß der 8. Lieferung mit Moltke's Thätigkeit als Generalstabschef des Heeres anhebt, so mag das ganze Werk wohl mit etwa 14 Lieferungen (à 50 Pf.) beendet sein. Die Illustrationen sind trefflich. 128.

Notiz-Buch für Soldaten des deutschen Heeres. 9. Auflage. Druck und Verlag der Großherzogl. Hofbuchdruckerei von L. Keseberg in Hofgeismar.

Dieses Notizbuch, welches sich bereits Bürgerrecht erworben hat, kann unter verschiedenen Gesichtspunkten empfohlen werden u. zw. denen der Brauchbarkeit und der Billigkeit. In handlicher Form enthält es die für den Mann wichtigsten und interessantesten Angaben über die Organisation und Eintheilung des deutschen Heeres und der Marine; die einzelnen Waffengattungen und deren Uniformen; militärische Behörden; die militärischen Chargen; verschiedene Dienstverhältnisse, wie Beurlaubungen, Krankheitsfälle, Bestrafungen, Beschwerden; Versorgungsansprüche; Verhältniß des Soldaten im Beurlaubtenstande; Rehabilitirung; Verpflegung und Quartierleistung; Zusammenstellung der monatlichen Löhnungssätze; Garnisonwachtdienst; die unmittelbaren Vorgesetzten des Soldaten; Armee-Inspektionen und Standquartiere; Orden und Ehrenzeichen; Beschreibung des Infanterie-Gewehrs M 71/84 und des Revolvers 79 — letztere drei Abschnitte mit Abbildungen, desgleichen die folgenden: die wichtigsten Körpertheile des Pferdes und das Feldgeschütz C/73. Ferner „Historisches", darunter die Entwickelungsgeschichte der preußischen und deutschen Armee, die Hohenzollernfürsten, Ansprache des Kaisers Wilhelm I. an die Armee, Erlaß des Kaisers Wilhelm II. an die Armee, — Verzeichniß der vaterländischen Gedenktage. Sodann viele statistische Notizen über die Stärken der deutschen Friedens- und der Kriegs-Armee, die deutsche Kriegsflotte, die Heeresstärke verschiedener Staaten, — das deutsche Reich, Städte in Deutschland über 20 000 Einwohner u. s. w. Endlich die europäische Regententafel und Genealogie. Außer weißen Notizblättern enthält das Buch 1 Blatt Schieferpapier, eine Patentbleifeder mit Gummi, 8 Regentenbilder — und als besondere Beilage einen niedlichen „Militär-Taschenkalender": So kostet das

in Leinewand elegant gebundene und mit Goldpreſſung verſehene Notizbuch im Ganzen nur: 50 Pfennige, — ein allerdings erſtaunlich geringer Preis für das, was geboten wird. 3.

Hülfsbuch zum Betriebe des Turnens und Bajonettfechtens für Offiziere der deutſchen Infanterie. Von v. S. Preis 30 Pf. Nordhauſen. Verlag von Julius Koppe.

Praktiſche Bajonett-Fechtſchule auf Grund der Bajonettir-Vorſchrift für die Infanterie vom 15. Auguſt 1889. Mit 17 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1889. E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Preis 80 Pf.

Wir haben auf die Brauchbarkeit des kleinen, weitverbreiteten „Hülfsbuches" des Herrn v. S. ſchon wiederholt aufmerkſam gemacht; dieſelbe iſt natürlich in erſter Linie dadurch bedingt, daß die allerneueſten höheren Orts erlaſſenen Vorſchriften zu Grunde gelegt werden. Unter dieſem Geſichtspunkte verdient die Verlagshandlung einen ernſten Tadel, daß ſie das Büchlein mit der Jahreszahl 1890 und dem Zuſatze: „Fünfzehnte, nach den neueſten Vorſchriften vollſtändig umgearbeitete Auflage" im Oktober 1889 verſchickt, während der Zuſatz ſchon für jenen Monat der Wahrheit nicht entſprach — geſchweige denn für das Jahr 1890. Denn die am 15. Auguſt 1889 erlaſſene Allerhöchſte „Bajonettir-Vorſchrift für die Infanterie" iſt im „Hülfsbuche" nicht beachtet, ſo daß letzteres für dieſen Dienſtzweig unbrauchbar — und der gläubige Käufer hineingefallen iſt. Eine derartige Geſchäftsgebahrung entſpricht nicht der in der Militär-Literatur üblichen! . . .

Der Verfaſſer der „praktiſchen Bajonett-Fechtſchule" iſt ein gewiegter Kenner ſeines Faches und wird bei ſeiner zu Tage liegenden Begeiſterung für daſſelbe ſicherlich vortreffliche Fecht-Erfolge in ſeiner Kompagnie (?) erreicht haben. Viele ſeiner Lehren und aus reicher Erfahrung geſchöpften Rathſchläge und Fingerzeige kann man einfach annehmen und überall mit Nutzen verwenden. Daß aber Zeit, Lehrkraft, Lehrgeſchick zur Durchführung des ganzen Planes der „praktiſchen Bajonett-Fechtſchule" in ausreichendem Maße vorhanden ſei, muß man für die überwiegend große Zahl der Kompagnien durchaus bezweifeln. Aber — jedenfalls hat die kleine Schrift den entſchiedenen Werth, daß ſie Anregung giebt zum Nachdenken und Probiren und, wie ſchon geſagt, eine Anzahl ohne Weiteres verwerthbarer Winke und Regeln; und das iſt immerhin ein nicht geringes Lob! 5.

Die Quitzow's und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiſer Karl IV. bis zu ihrem erſten Hohenzollernſchen Regenten von Friedrich v. Klöden. Dritte Ausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ernſt Friedel. Erſter Band 1889. Berlin. Weidmann'ſche Buchhandlung. Preis 4 Mk.

Seit mehr als drei Jahrzehnten hatte ich das im Buchhandel längſt vergriffene Klöden'ſche Buch, das den Knaben einſt feſſelte und begeiſterte, nicht mehr geſehen; wie wenn man, im Alter vorgeſchritten, die Stätten ſeiner Kindheit betritt, mit ſolcher Empfindung nahm ich jetzt das neuerſtandene Werk zur Hand — den erſten

Band: wie fremd und doch, wie vertraut alsbald scheint mir Alles, was ich da lese! Mit richtigem Taktgefühl hat der berufene, insonderheit um die Geschichte Berlins und der Mark hochverdiente Bearbeiter, Stadtrath Friedel, an dem alten Klöden nur hier und da ein Geringes geändert, — meistens gekürzt nur und zwar in den Gesprächen, die theilweise ermüdeten, — und hat dann am Schlusse jedes Bandes (die beiden letzten sollen schnell folgen) Anmerkungen geschichtlicher ꝛc. Art angehängt.

Ob der Neuabdruck von Klöden's anziehendstem Werke einem Bedürfnisse des deutschen, zumal des preußischen Volkes entgegenkommt? — Ich meine: ganz gewiß! Welches Aufsehen hat Wildenbruch's Vaterländisches Drama „Die Quitzow's" erregt, welche begeisterte Aufnahme gefunden! Der „Stoff" hat also seinen Reiz in keiner Weise verloren — und ich meine, daß gerade die jüngere Generation, welche sich durch das Trauerspiel so angesprochen fühlt, freudig jetzt nach dem alten, aber nie veraltenden Meisterwerke Klöden's greifen wird. Und obenein, um wie viel größer ist heutzutage die Sicherheit und das Behagen, mit dem wir uns solcher Lektüre hingeben können, als dazumal vor drei Jahrzehnten! Die heftigen Kämpfe des eingesessenen märkischen Adels gegen die einziehenden Hohenzollern-Fürsten, sie lesen sich sorgloser, objektiver jetzt, nachdem die vollste Aussöhnung des alten Zwistes wiederum in den Feldzügen 1864, 66 und 70 zu Tage getreten ist und die Träger des Namens der alten brandenburgischen, widerspenstigen Ritter in diesen Feldzügen sich erwiesen haben als die treuen, opferbereiten Vasallen ihres Königs, für den nicht wenige ihr Leben gelassen auf den Feldern in Oesterreich und in Frankreich.

Dankenswerth also in hohem Maße erscheint der umgeänderte Neuabdruck des alten, trefflichen „Volksbuches", das hiermit allen jüngeren und älteren Kameraden empfohlen sei! 4.

Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen, unter Mitwirkung höherer Offiziere der Armee herausgegeben von Oberst F. C. Bluntschli und Oberst H. Hungerbühler, Frauenfeld. Verlag von J. Huber.

Diese Schrift hat mit Jahresschluß das erste Halbjahr ihres Bestehens vollendet. Wer in fachliterarischer Beziehung ein klares Bild von den vielseitigen Anstrengungen gewinnen will, die in schweizerischen Offizierskreisen gemacht werden, um mit den Anforderungen und Fortschritten der Zeit in entsprechender Weise vorwärts zu gelangen, der wird dieser in Lexikonformat heftweise erscheinenden Monatsschrift eingehende Beachtung widmen müssen.

Haben diese Hefte auch nur einen Umfang von zwei Bogen, so ist ihr Inhalt doch zumeist recht reichhaltig, wovon namentlich das erste, im Monat Juli 1889 erschienene Heft zeugt. Für die praktische und theoretische Anregung der zumeist in bürgerlichen Berufskreisen lebenden schweizerischen Offiziere hat diese Zeitschrift außerordentlichen Werth. Hauptsächlich soll sie das von hervorragenden nationalen Fachmännern in Abhandlungen, Vorträgen und Essay's sonst verstreute Material

sammeln und somit einen werthvollen Brennpunkt des Strebens aller schweizerischen Offizierskreise bilden.

Die eigenartigen Verhältnisse der schweizerischen Bundesarmee finden hierbei ihren berechtigten Ausdruck. Fossile Anschauungen, wie sie noch vor wenigen Jahren hin und wieder von Unberufenen mehr keck als bieder geleistet wurden, zerstieben haltlos beim Einblick in den Inhalt dieser Zeitschrift, die ein zeitgenössisches Bild von dem bietet, was in schweizerischen Militärkreisen geleistet wird.

Wie alle Erzeugnisse militärwissenschaftlicher Gattung von obengenanntem Verlage (J. Huber, Frauenfeld), vorzüglich in Druck und Papier, kartographischen Beilagen ꝛc. ꝛc., sich erweisen, so ist es auch bei diesem in Antiqua-Schrift erscheinenden Monatsjournale der Fall. Für schweizerische Offizierskreise war ein solches Organ längst zum Bedürfniß geworden; für auswärtige militärische Leserkreise und fachliterarische Cirkel dürfte die schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen, trotz ihres hauptsächlich nationalen Charakters, oder gerade wegen desselben erst recht, Interesse erregen.

Kleine Mittheilungen.

Frankreich. Vergleich der französischen und der deutschen Artillerie. Die letzten Herbstmanöver. Werthvolle und hochbeachtenswerthe Zugeständnisse hinsichtlich Frankreichs Artillerie-Ueberlegenheit über Deutschland enthält ein Artikel der France militaire vom 31. Oktober 1889, aus dem nachstehende Auszüge beweisen mögen, wie sehr wir auf unserer Hut sein müssen.

„Die im Gesetze vom 15. Juli 1889 vorgeschriebene Neuformation von 19 Batterien ist seit dem 1. Oktober eine Thatsache. Dieselbe führte unserer Artilleriekraft nicht nur einen beträchtlichen Zuwachs zu, sondern ermöglichte auch die endliche Regelung der Abtheilungen innerhalb der Korps-Artillerie-Regimenter. Nach Beseitigung aller bisherigen Verschiedenheiten weist unsere Feldartillerie heute eine große Symmetrie in ihrer Zusammensetzung auf: 19 Divisions-Regimenter zu je 4 Abtheilungen à 3 fahrende Batterien; 19 Regimenter Korps-Artillerie zu je 3 Abtheilungen à 3 fahrende und je 1 Abtheilung à 3 reitende Batterien.

Die reitenden Batterien sind seit längerer Zeit, wie folgt, zur Verwendung bestimmt: diejenigen, welche die Nummer 12 tragen, sind zu 3 und 3 abgetheilt derart, daß sie die Artillerie unserer 6 Kavallerie-Divisionen bilden und jedes Armeekorps 2 reitende Batterien behält. Im Prinzip ist diese Eintheilung gut:

die beiden reitenden Batterien der Korpsartillerie bilden eine taktische Abtheilung von fast gleichem Werthe einer Abtheilung von 3 fahrenden, in Anbetracht ihres größeren Pferdestandes und ihrer ungemeinen Beweglichkeit. La France hält nur eine Verbesserung angebracht, daß man nämlich die zwölften Batterien ganz von ihren Regimentern ablöste und aus ihnen „selbstständige Eskadrons" machte; thatsächlich ist diese Trennung schon ausgesprochen in der Befehlsführung, Ausbildung und Mobilisirung; es bedarf nur einer Aenderung im Verwaltungswege. Da das mobile Armeekorps 6 Abtheilungen fahrender Batterien besitzt, so sind die Mittel gegeben, eine Abtheilung an die Reserveformation des Bezirkes zu überweisen. Wenn man — Verzicht leistend auf das Korps bis — das Armeekorps mit einer dritten Division versieht, so bildet sich deren Artillerie ganz naturgemäß aus der siebenten und aus einer neu zu formirenden Abtheilung, also aus wirklich werthvollen Bestandtheilen. Wenn man aber die Korps bis beibehalten will, dann würde jede der Divisionen desselben eine Abtheilung des Korps-Artillerie-Regiments erhalten. Dies wäre das zulässig Mindeste, damit die Elemente der Neuformation hinreichende Stütze durch alte Einheiten erhielten. In diesem Falle müßte dann die Korpsartillerie des Linien-Armeekorps eine neuformirte Abtheilung erhalten, was ihren Werth nicht merklich verringern würde.

Ob so oder so: unsere Lage ist zufriedenstellend, (!) — um so mehr, als die Deutschen in dieser Hinsicht noch sehr weit gegen uns im Rückstande sind. (!) Auch sie haben die Bildung ihrer Abtheilung auf 3 Batterien ausgedehnt, aber dies nicht durchgeführt.

La France militaire giebt nun eine Aufzählung der deutschen Feldartillerie und sagt weiter: Im Ganzen fehlen ihr 14 fahrende und 2 reitende Batterien dazu, daß alle ihre Abtheilungen 3 Batterien besäßen. Vergleichen wir diese Ziffern mit den unsrigen, so sehen wir, daß die Deutschen 47 reitende Batterien haben gegen 57 bei uns, ein wenig bedeutendes Defizit besonders in Erwägung der Thatsache, daß die Deutschen ihren Kavallerie-Divisionen nur zwei reitende Batterien zuweisen, eine Zahl, welche von Vielen für ausreichend gehalten wird. Was die fahrenden Batterien anbetrifft, so finden wir 91 Abtheilungen zu 3, 14 zu 2 Batterien, was für uns eine Ueberlegenheit von 83 Batterien bedeutet. Es ist wahrscheinlich, daß die 14 Abtheilungen zu 2 Batterien in Bälde vollzählig gemacht werden. Aber selbst dann werden wir noch einen bedeutenden Vorsprung haben: ein Plus von einer Abtheilung zu 3 Batterien bei jedem Armeekorps!

Da die Deutschen nur 6 Abtheilungen besitzen, so werden sie ihre Reserve-Divisionen nicht anders ausstatten können, als indem sie Neuformationen in ihre Divisions- oder Korps-Artillerie einrücken lassen.

Wir können also unsere Lage als sehr zufriedenstellend bezeichnen. An unseren Artillerie-Kommandeuren und an unseren Generalstäben ist es, aus den ihnen zur Verfügung stehenden Streitkräften möglichst großen Nutzen zu ziehen. Wir haben mächtige Kampf-

mittel; dieſelben umſichtig zu verwenden, das iſt ihre Sache und dafür ſind ſie verantwortlich. Wir wollen hoffen, daß ſie auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtehen und daß ſie die Opfer nicht ohne gute Früchte laſſen werden, welche das Land ohne Zögern gebracht hat. . . ."

Ein deutliches Wort ſagt l'Avenir militaire über die franzöſiſchen Herbſtmanöver 1889. Dieſelben haben, wie alle Jahre, ihren Abſchluß gefunden mit einer Lawine von gegenſeitigen Beglückwünſchungen. Das mag ja ſein; aber dieſelben nehmen, von Jahr zu Jahr, immer mehr epiſche Geſtaltungen an, ſo daß ſchließlich die wüthendſten Chauvins darüber lachen. Nur in wenigen Korps wird den Offizieren und Mannſchaften zugerufen, daß man auf dem Wege der Arbeit und des Fortſchritts nicht Halt machen dürfe. Sonſt werden überall die Lobſprüche ohne Beſchränkung ausgetheilt. Ein Generalſtabschef iſt öffentlich beglückwünſcht worden. Jeder hat ſein Theil erhalten, ſelbſt die Präfekten und die Maires. Das iſt ja ſicher: trotz der Prüfungen aller Art, welche ſie hinſichtlich ihrer Organiſation wie ihrer Exerzier-Reglements u. ſ. w. erleidet, beharrt unſere Armee auf der Höhe ihrer Aufgabe und Bedeutung. Indeſſen kann man nicht umhin zu bedauern, daß die letzten Manöver nicht vorbereitet und geleitet waren unter dem Endziel, beſtimmte Lehren und Auskünfte über gewiſſe Punkte zu liefern, welche heute mit vollem Rechte alle Gemüther beſchäftigen. Wir meinen das rauchfreie Pulver und die Kriegsſtärke der taktiſchen Körper.

Was das Erſtere anbetrifft, ſo iſt es ſeltſam genug, daß man die Deutſchen, welche das neue Pulver erſt geraume Zeit nach uns angenommen haben, uns in deſſen Anwendung zu Kriegsoperationen zuvorkommen ſieht. Sie haben es unter den Augen ihres Kaiſers beim 7. und beim 10. Korps wechſelnd gebraucht. Es giebt keine Erklärung dafür, daß wir dieſem Beiſpiele nicht gefolgt ſind, vielmehr uns in wohlwollendſter Weiſe des Vortheils einer Lage begeben haben, die uns den Vorſprung vor unſeren Nachbarn bot, hinſichtlich taktiſcher Erprobung wie in der Anfertigung der neuen Bewaffnung. Wenn man die Sache als belanglos hinſtellt für das 6. Korps, weil deſſen Manöver ſich faſt ſtets in offenem Gelände abſpielen, ſo iſt dieſer Grund nicht ſtichhaltig — und er kann jedenfalls nicht auf das 8. Korps angewendet werden, welches in bedecktem und gleichzeitig durchſchnittenem Gelände operirte.

Mag dem ſein, wie es wolle: jedenfalls iſt ein Jahr verloren und wir ſind bis zum nächſten Jahre darauf beſchränkt, daß wir nur theoretiſch die Aenderungen verhandeln können, welche die Verwendung des rauchfreien Pulvers nothwendiger Weiſe in der Kriegstaktik veranlaſſen wird; — oder daß wir im günſtigſten Falle unſere Erörterungen nur auf Thatſachen und Mittheilungen gründen können, die wir den Deutſchen entlehnen und welche ihre Zeitſchriften uns nur ſehr ſpärlich werden zukommen laſſen.

Es ſollen die Munitionsvorräthe unſerer Arſenale erſt aufgebraucht werden — das laſſen wir nicht gelten, denn das Geld hat in dieſem Jahre nicht mangeln können. Zu zwei verſchiedenen Malen ſind die Uebungsperioden der Reſerviſten

beſchnitten — und man iſt mit beſchränkter Kopfzahl ausgerückt; wo ſind die bedeutenden Erſparniſſe geblieben? Sie hätten wahrlich herhalten und ausreichen müſſen zur Deckung der Mehrkoſten, welche die Verwendung des neuen Pulvers beim Manöver verurſacht hätte.

Und nicht minder bedauernswerth iſt die Beſtimmung, laut deren die Regimentskommandeure gezwungen wurden, eine Anzahl Reſerviſten in der Garniſon zurückzulaſſen, um die Ausrückeſtärke ihrer Kompagnien nicht über 150 Mann ſteigen zu laſſen. Gerade in dem Augenblicke, wo man ſich mit der Verſtärkung unſerer Armee beſchäftigt, wo man der Reſerve des aktiven Heeres einen Jahrgang hinzufügt, — war da nicht aller Grund gegeben, das Manöver abzuhalten unter den Bedingungen des Ernſtfalles, d. h. mit den Kriegs-Truppenſtärken, um ſich Rechenſchaft zu geben über die Art und Weiſe der Ernährung, der Bewegung und Entfaltung dieſer Einheiten, deren Zahl und Kopfſtärke man gleichzeitig vermehren will? Man hat ihre Zahl beim 6. Armeekorps ſehr erhöht, aber da die kleinſte Einheit, die Kompagnie, nur drei Fünftel ihrer mobilen Stärke beſaß, ſo bleibt die Probe unvollſtändig und unzuverläſſig.

Die Probe erſtreckte ſich bekanntlich auf Vermehrung der Zahl der Diviſionen eines Armeekorps, die Zahl der Brigaden in der Diviſion; der Regimenter in der Brigade. Das 6. Korps wurde auf 3 Diviſionen gebracht und von dieſen umfaßten die eine 2 Brigaden à 3 Regimenter, die beiden andern 3 Brigaden à 2 Regimenter.

Die Vermehrung der Zahl der Diviſionen ſcheint nicht geglückt zu ſein. Uebrigens ſind alle drei Diviſionen unter denſelben Bedingungen verwendet worden: ſie lieferten eine den rechten, eine den linken Flügel, eine das Zentrum der Schlachtlinie, während die Anhänger der Dreizahl gewöhnlich annehmen, daß eine der 3 Diviſionen als Reſerve verwendet wird.

Was die einzelne Diviſion anbelangt, ſo ſcheint die Zuſammenſetzung aus zwei verſtärkten Brigaden die meiſten Stimmen gefunden zu haben, das will ſagen: für die Diviſion wie für das Korps geht die Neigung nicht dahin, die Zahl der größeren Einheiten — Diviſionen und Brigaden — zu vermehren, ſondern einfach die Zahl der Regimenter zu erhöhen. Man erſpart dadurch Stäbe und Generäle und auf dem Schlachtfelde vereinfacht ſich das Verhältniß der Befehlsüberbringung von 3 auf 2.

Was aber ganz beſonders zu Tage getreten iſt bei den Manövern des 6. Armeekorps, das iſt der geringe Zuſammenhang der im letzten Augenblick aus untereinander fremden Elementen gebildeten Körpern, welche Kommandeuren unterſtellt wurden, die der Truppe ſo unbekannt waren, wie letztere ihnen. Die Regimenter, welche formirt waren mit Fuß-Bataillonen; die Brigaden, formirt mit Territorial- oder Marine-Regimentern; die Diviſionen, formirt in allen Theilen aus dieſen ungleichartigen Brigaden hatten bei Weitem nicht den feſten Zuſammenhang und Halt der regelrechten Regimenter, Brigaden und Diviſionen des Armeekorps — und zeigten wieder einmal in ſchlagendſter Weiſe, welcher Unterſchied beſteht zwiſchen dem Einzelwerth der beſten Elemente und zwiſchen ihrem Ge-

mittel; dieſelben umſichtig zu verwenden, das iſt ihre Sache und dafür ſind ſie verantwortlich. Wir wollen hoffen, daß ſie auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtehen und daß ſie die Opfer nicht ohne gute Früchte laſſen werden, welche das Land ohne Zögern gebracht hat. . . ."

Ein deutliches Wort ſagt l'Avenir militaire über die *franzöſiſchen Herbſtmanöver* 1889. Dieſelben haben, wie alle Jahre, ihren Abſchluß gefunden mit einer Lawine von gegenſeitigen Beglückwünſchungen. Das mag ja ſein; aber dieſelben nehmen, von Jahr zu Jahr, immer mehr epiſche Geſtaltungen an, ſo daß ſchließlich die wüthendſten Chauvins darüber lachen. Nur in wenigen Korps wird den Offizieren und Mannſchaften zugerufen, daß man auf dem Wege der Arbeit und des Fortſchritts nicht Halt machen dürfe. Sonſt werden überall die Lobſprüche ohne Beſchränkung ausgetheilt. Ein Generalſtabschef iſt öffentlich beglückwünſcht worden. Jeder hat ſein Theil erhalten, ſelbſt die Präfekten und die Maires. Das iſt ja ſicher: trotz der Prüfungen aller Art, welche ſie hinſichtlich ihrer Organiſation wie ihrer Exerzier-Reglements u. ſ. w. erleidet, beharrt unſere Armee auf der Höhe ihrer Aufgabe und Bedeutung. Indeſſen kann man nicht umhin zu bedauern, daß die letzten Manöver nicht vorbereitet und geleitet waren unter dem Endziel, beſtimmte Lehren und Auskünfte über gewiſſe Punkte zu liefern, welche heute mit vollem Rechte alle Gemüther beſchäftigen. Wir meinen das rauchfreie Pulver und die Kriegsſtärke der taktiſchen Körper.

Was das Erſtere anbetrifft, ſo iſt es ſeltſam genug, daß man die Deutſchen, welche das neue Pulver erſt geraume Zeit nach uns angenommen haben, uns in deſſen Anwendung zu Kriegsoperationen zuvorkommen ſieht. Sie haben es unter den Augen ihres Kaiſers beim 7. und beim 10. Korps wechſelnd gebraucht. Es giebt keine Erklärung dafür, daß wir dieſem Beiſpiele nicht gefolgt ſind, vielmehr uns in wohlwollendſter Weiſe des Vortheils einer Lage begeben haben, die uns den Vorſprung vor unſeren Nachbarn bot, hinſichtlich taktiſcher Erprobung wie in der Anfertigung der neuen Bewaffnung. Wenn man die Sache als belanglos hinſtellt für das 6. Korps, weil deſſen Manöver ſich faſt ſtets in offenem Gelände abſpielen, ſo iſt dieſer Grund nicht ſtichhaltig — und er kann jedenfalls nicht auf das 8. Korps angewendet werden, welches in bedecktem und gleichzeitig durchſchnittenem Gelände operirte.

Mag dem ſein, wie es wolle: *jedenfalls iſt ein Jahr verloren* und wir ſind bis zum nächſten Jahre darauf beſchränkt, daß wir nur theoretiſch die Aenderungen verhandeln können, welche die Verwendung des rauchfreien Pulvers nothwendiger Weiſe in der Kriegstaktik veranlaſſen wird; — oder daß wir im günſtigſten Falle unſere Erörterungen nur auf Thatſachen und Mittheilungen gründen können, die wir den Deutſchen entlehnen und welche ihre Zeitſchriften uns nur ſehr ſpärlich werden zukommen laſſen.

Es ſollen die Munitionsvorräthe unſerer Arſenale erſt aufgebraucht werden — das laſſen wir nicht gelten, denn das Geld hat in dieſem Jahre nicht mangeln können. Zu zwei verſchiedenen Malen ſind die Uebungsperioden der Reſerviſten

beſchnitten — und man iſt mit beſchränkter Kopfzahl ausgerückt; wo ſind die bedeutenden Erſparniſſe geblieben? Sie hätten wahrlich herhalten und ausreichen müſſen zur Deckung der Mehrkoſten, welche die Verwendung des neuen Pulvers beim Manöver verurſacht hätte.

Und nicht minder bedauernswerth iſt die Beſtimmung, laut deren die Regimentskommandeure gezwungen wurden, eine Anzahl Reſerviſten in der Garniſon zurückzulaſſen, um die Ausrückeſtärke ihrer Kompagnien nicht über 150 Mann ſteigen zu laſſen. Gerade in dem Augenblicke, wo man ſich mit der Verſtärkung unſerer Armee beſchäftigt, wo man der Reſerve des aktiven Heeres einen Jahrgang hinzufügt, — war da nicht aller Grund gegeben, das Manöver abzuhalten unter den Bedingungen des Ernſtfalles, d. h. mit den Kriegs-Truppenſtärken, um ſich Rechenſchaft zu geben über die Art und Weiſe der Ernährung, der Bewegung und Entfaltung dieſer Einheiten, deren Zahl und Kopfſtärke man gleichzeitig vermehren will? Man hat ihre Zahl beim 6. Armeekorps ſehr erhöht, aber da die kleinſte Einheit, die Kompagnie, nur drei Fünftel ihrer mobilen Stärke beſaß, ſo bleibt die Probe unvollſtändig und unzuverläſſig.

Die Probe erſtreckte ſich bekanntlich auf Vermehrung der Zahl der Diviſionen eines Armeekorps, die Zahl der Brigaden in der Diviſion; der Regimenter in der Brigade. Das 6. Korps wurde auf 3 Diviſionen gebracht und von dieſen umfaßten die eine 2 Brigaden à 3 Regimenter, die beiden andern 3 Brigaden à 2 Regimenter.

Die Vermehrung der Zahl der Diviſionen ſcheint nicht geglückt zu ſein. Uebrigens ſind alle drei Diviſionen unter denſelben Bedingungen verwendet worden: ſie lieferten eine den rechten, eine den linken Flügel, eine das Zentrum der Schlachtlinie, während die Anhänger der Dreizahl gewöhnlich annehmen, daß eine der 3 Diviſionen als Reſerve verwendet wird.

Was die einzelne Diviſion anbelangt, ſo ſcheint die Zuſammenſetzung aus zwei verſtärkten Brigaden die meiſten Stimmen gefunden zu haben, das will ſagen: für die Diviſion wie für das Korps geht die Neigung nicht dahin, die Zahl der größeren Einheiten — Diviſionen und Brigaden — zu vermehren, ſondern einfach die Zahl der Regimenter zu erhöhen. Man erſpart dadurch Stäbe und Generäle und auf dem Schlachtfelde vereinfacht ſich das Verhältniß der Befehlsüberbringung von 3 auf 2.

Was aber ganz beſonders zu Tage getreten iſt bei den Manövern des 6. Armeekorps, das iſt der geringe Zuſammenhang der im letzten Augenblick aus untereinander fremden Elementen gebildeten Körpern, welche Kommandeuren unterſtellt wurden, die der Truppe ſo unbekannt waren, wie letztere ihnen. Die Regimenter, welche formirt waren mit Fuß-Bataillonen; die Brigaden, formirt mit Territorial- oder Marine-Regimentern; die Diviſionen, formirt in allen Theilen aus dieſen ungleichartigen Brigaden hatten bei Weitem nicht den feſten Zuſammenhang und Halt der regelrechten Regimenter, Brigaden und Diviſionen des Armeekorps — und zeigten wieder einmal in ſchlagendſter Weiſe, welcher Unterſchied beſteht zwiſchen dem Einzelwerth der beſten Elemente und zwiſchen ihrem Ge-

sammtwerth, wenn sie im letzten Augenblick zu improvisirten Verbänden zusammengestellt werden. Und dasselbe zeigt sich im Kleinen wie im Großen; bei einigen Regimentern hatte man an Stelle eines aktiven Bataillons das vierte treten lassen, so wie dasselbe am Tage der Mobilmachung sein würde: auch hier erwies sich die improvisirte Formation viel geringwerthiger, als die ständige. Das ist eine sehr ernste und schwerwiegende Lehre, welche die in den letzten Jahren so gepriesenen „gemischten Formationen" laut verurtheilt: „hoffen wir, daß die Lektion nicht verloren geht!" — Was l'Avenir militaire drüben sagt, bedarf der Beherzigung auch hüben! 8.

Rußland. Feldmörser-Regimenter. Eine im wahren Sinne des Wortes „gewichtige" und bedeutende Neuerung hat seit wenigen Wochen in der russischen Artillerie Eingang gefunden, — eine Neuerung, von der man überall wird Notiz nehmen müssen und welche auch für die andern Armeen die Frage einer Nachfolge unmittelbar nahe rückt. Das Steilfeuer im Feldkriege ist ein willkommener Gehülfe und Bürge für den Sieg. Rußland hat zwei Feldmörser-Regimenter errichtet und beabsichtigt, wie verlautet, nach und nach jedem Armeekorps ein solches zuzutheilen. Wenn es wahr ist, — was von verschiedenen Seiten berichtet wird, — daß die beiden Regimenter an der österreichischen bezw. preußischen Grenze ihre Standquartiere erhalten haben, so wird die Grenzvertheidigung der verbündeten Mächte mit dem neuen, unbequemen Gegner ernstlich zu rechnen haben. Jedenfalls ist es gut, daß man nun nicht „überrascht" werden kann. 5.

— Pistolen und Revolver. Die Pistole war von jeher wegen ihrer Handsamkeit eine beliebte Vertheidigungswaffe und in älterer Zeit schon sehr verbreitet; wer hat nicht Hans Kuchelreiterische ꝛc. Feuerstein-Pistolen ob ihrer schönen Verzierungen und Solidität der Ausführung bewundert.

Gegenwärtig werden außer kleinen Terzerolen nur die Duellpistolen gebraucht, da der Revolver wegen seiner größeren Schußzahl die einläufigen Pistolen verdrängt hat.

Die Duellpistolen dürfen für gewöhnlich nur Vorderladepistolen mit glattem Laufe ohne Zielvorrichtung und gewöhnlich mit Kapsel-Abfeuerung versehen sein.

Die Bezeichnung „Pistole" soll von der Stadt Pistoja in Italien herstammen, wo schon im Jahre 1420 eine solche Waffe mit Luntenschloß erzeugt wurde.

Mit Pistolen war die deutsche Reiterei im 16. Jahrhundert bereits bewaffnet, sagt doch der Bischof von Nucera, Pauli Jovii von Com, in seiner Erzählung der Uebergabe Stuhlweißenburgs an die Türken im Jahre 1548:

„Es ward den unseren nichts genommen als die Fewerbüchsen, welche auff neuren Gebrauch die Teutschen Reuter mit langen Spießen am Sattel, als ein tödtlich und fertig Geschütz führten, dazu hatten die Türken große lust, weil es etwas neuwes war und gar wunder künstlich, denn da dorfft man keinen Zündstrikt, sondern nur ein klein Rädlein, das man aufwandt, darauff ein Fewerstein

druckt, so gabs Fewer wenn man das Radt abließ und zündete das Pulver an, daß die Büchse gar behend abging."

Angewendet wurden Pistolen zum erstenmal in der Schlacht von Renty 1554; da soll die deutsche Reiterei auf eine gelungene Art von der Pistole Gebrauch gemacht haben, indem sie in geschlossenen Abtheilungen mit ihren Pistolen feuerten, wobei das erste Glied bis auf Schußweite vorging, feuerte und rechts und links schwenkend sich hinter der Kolonne wieder zum Laden sammelte, worauf die nächsten Glieder ebenso verfuhren.

Man nannte dieses Manöver die Caracole (auf deutsch Schnecke).

Die ältesten Pistolen besaßen, wie schon erwähnt, das Luntenschloß; dies besaß folgende Einrichtung: der Hahn war der Länge nach geschlitzt, so daß man die Lunte dazwischen klemmen konnte. Durch einen Druck auf den Abzug drehte sich der Hahn mit der brennenden Lunte auf die Pfanne, und das Zündkraut entzündete sich.

Die Beschreibung der Radschloß-Pistolen, welche nach denen mit Luntenschloß folgten, ist aus der Erzählung des Bischofs von Nucera zu entnehmen.

Noch später entstanden die Doppelpistolen, welche zwei Läufe mit einem oder beiderseitigem Schlosse besaßen.

Dann, am Ende des 17. Jahrhunderts, finden wir die Pistolen mit Feuersteinschloß, die wir als zu bekannt nicht näher beschreiben brauchen, denn diese wurden erst Anfang dieses Jahrhunderts durch die Pistolen mit Perkussions-Abfeuerung verdrängt.

Durch Schlag (Perkussion) des Hammers auf einen Zündstift wurde das auf der Pfanne befindliche Pulver entzündet.

In dieser Zeit entstand in Hannover und Baden die sogenannte „Kolbenpistole", d. i. eine Pistole, an die ein hölzerner Gewehrschaft angefügt ward, wodurch man so wie mit einem Karabiner zielen konnte.

Neuerer Zeit ist diese Einrichtung in der Schweiz von R. Schmidt in Form einer Revolver-Anschlagtasche vorgeschlagen und ist deren Beschaffung den Schweizer Offizieren offiziell empfohlen worden.

Die Tasche ist am dünnen unteren Ende mit einer Schlaufe versehen und hat innen ein stählernes Gerippe.

Der Revolver wird nun mit dem Griffe in die Schlaufe gesteckt, und die Tasche bildet eine Art Kolben, was jedenfalls das Zielen erleichtert.

Mit der Erfindung der Zündhütchen wurden die sogenannten Kapselpistolen gebräuchlich. Aus den in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Nürnberg erfundenen „Drehling" entstanden zu Anfang dieses Jahrhunderts die ersten durch französische Büchsenmacher konstruirten Revolver-Pistolen, die jedoch keinen besonderen praktischen Werth besaßen, bis der amerikanische Oberst Colt einen nach ihm benannten Revolver konstruirte.

Außer in Amerika, wo in den Freiheitskriegen 1861—64 der Colt'sche Revolver sich sehr gut bewährte, wurde noch in England und in einigen Marinen diese Waffe eingeführt.

Adams und Dean und noch später Lefaucheux verbesserten Colt's Revolver, so daß beim Lefaucheux-Systeme zum Abfeuern der Waffe das Spannen des Hammers mit dem Daumen nicht mehr nothwendig war, sondern dies selbstthätig durch einen Druck auf den Abzug geschah. Durch die Erfindung der Metall-Einheitspatronen finden bei diesem Revolver zuerst die Rückladung, zwar nur mit Randzündung, angewendet.

Der Lefaucheux-Revolver und der Gasser'sche, der noch weitergehende Verbesserungen zeigt, sind gegenwärtig am verbreitetsten.

Der Gasser'sche Revolver ist im Jahre 1870 in Oesterreich als „Armeerevolver" eingeführt worden und sind gegenwärtig damit bewaffnet, und zwar: Alle berittenen und unberittenen Unteroffiziere der Kavallerie, der Artillerie und der Train-Truppe, die Bedienungs-Mannschaft der reitenden Batterien, dann die dienstführenden Feldwebel und Oberjäger der Infanterie- und Jäger-Truppe, endlich der Bataillons-Hornist der Jäger und andere.

Im Jahre 1877 legte Gasser sein zweites System, den sogenannten Brechsystem-Revolver der kompetenten Behörde vor, doch wurde diese vollkommenste der modernen kurzen Handfeuerwaffen noch nicht eingeführt.

Bei diesem Revolver wird durch Abbiegen des Laufes und Cylinders um das vordere Gehäuseende nach abwärts der Zahnkranz herausgedrückt und dadurch alle sechs Hülsen ausgeworfen, sodann schnappt der Zahnkranz wieder ein und kann leichter geladen werden, wodurch fast die dreifache Anzahl Schüsse abgegeben werden kann, als beim früheren Revolver.

Rußland hat einen solchen Brechsystem-Revolver von Smith und Wesson bereits für alle Berittene und Offiziere eingeführt.

Deutschland und Italien sind auch in den Revolvern unsere*) guten Alliirten, denn bei ihren Revolvern ist das gleiche zeitraubende Manöver zum Laden und Entladen nothwendig, wie bei uns.

Um zu laden, muß man zuerst den Hammer in die Ruherast bringen, dann die Ladeklappe öffnen, um in jeden der sechs Laderäume eine Patrone zu bringen, sodann Ladeklappe schließen; hierzu braucht man mindestens 30 Sekunden.

Zum gezielten Abfeuern der sechs Schüsse rechnet man 20 Sekunden.

Nun kommt das langwierige Ausstoßen der Hülsen, und zwar wieder Hammer in die Ruh, dann Ladeklappen öffnen, den Entladestock losschrauben und einzeln jede Hülse durch die kleine Oeffnung in der Stoßplatte herausstoßen. Zeiterforderniß mindestens 12 Sekunden.

Daher können wir in der ersten Minute zwar zwölf, doch in jeder weiteren Minute nur sieben Schüsse machen, gegen zwanzig, welche Anzahl man mit dem Brechsystem-Revolver leicht abgeben kann.

Außer diesen zeitraubenden Griffen wäre die Schwierigkeit der Abgabe von sechs Schüssen nacheinander zu erwähnen.

---

*) Der Artikel ist von einem österreichischen Offizier geschrieben.

Bekanntlich soll man, um ruhig zielen zu können, zum Abfeuern des Revolvers zuerst den Hammer spannen, es ist aber auch möglich, durch die sinnreiche Verbindung des Abzuges mit dem Cylinder- und Hammerhebel, daß man durch einen konstanten Druck auf den Abzug gleichzeitig die Drehung des Cylinders um einen Laderaum und das Spannen und Abfeuern des Hammers bewirkt.

Hierbei ist aber jedes Zielen und Treffen illusorisch, da nach mehreren Schüssen die Kraft des Zeigefingers versagt.

Die größten Schwierigkeiten jedoch bildet das Einführen des mit Cylinder- und Hammerhebel versehenen Abzuges in's Revolver-Gehäuse beim Zusammensetzen dieser Waffe, doch auch dieser Uebelstand ist durch die abnehmbare linke Gehäusewand bei unserem zukünftigen Brechsystem-Revolver vollkommen behoben.

Die gegenwärtig in den europäischen Heeren zur Bewaffnung der Kavallerie eingeführten Revolver unterscheiden sich fast gar nicht von den Gasser'schen, nur unwesentliche Aenderungen, wie z. B. das abnehmbare Gehäusetheilchen beim belgischen Nagant-System ꝛc. sind zu bemerken.

Durchschnittlich wiegen die Revolver etwas über ein Kilogramm; alle sind für sechs Patronen eingerichtet.

Das Kaliber ist in allen Staaten gleich dem Durchmesser der Bohrung des Infanterie-Gewehres, so in Rußland 10,6 mm, in Italien 10,4 mm ꝛc.

Große Unterschiede sind nur in der Zahl der einzelnen Bestandtheile, diese variiren zwischen 29 des Schweizer R. Schmidt-Revolvers und 50 Bestandtheilen des belgischen Systems Nagant.

Was die Schußpräzision und Durchschlagskraft anbelangt, dürften alle mit Ausnahme des Schweizer Offizier-Revolvers M. 1882, bei welchem jetzt ein Rubin'sches Kupfer-Mantel-Geschoß mit 7,5 mm Kaliber angewendet ist, unserem Revolver gleich sein.

Unser Armeerevolver, M. 1870, der auf 50 Schritte eingeschossen ist, durchschlägt und verfehlt nicht auf 150 Schritte drei 2,6 cm dicke und 1,8 m hohe, auf je 15 cm Entfernung hintereinander aufgestellte Bretter aus weichem Holze.

Nachfolgende Systeme sind bei den einzelnen Staaten eingeführt, und zwar:

Deutschland:

Für die Kavallerie, Revolver System der Schieß-Kommission M. 1879 und 1883.
Für Offiziere: M. 1884.

Frankreich:

Für alle Berittenen System Chamelot und Delvigne M. 1874.

Oesterreich:

Der Gasser'sche Revolver mit Kaliber von 9 mm vorgeschrieben.

Italien:

Für die Kavallerie System Chamelot, Delvigne und Schmidt, M. 1872.

Schweiz:

Für alle Berittenen M. 1878 und für die Offiziere M. 1884 System R. Schmidt.

Belgien:

Für alle Berittenen System Nagant M. 1878.

Die Ausrüstung der Infanterie-Offiziere mit einem schwereren denn 9 mm Revolver ist überflüssig, da außer plötzlichem Ueberfall wie beim Hinterhalt ꝛc., der Infanterist fast nie in die Lage kommen wird, von dieser seiner Waffe Gebrauch zu machen.

Wir gelangen zu den allerneuesten Erfindungen auf diesem Gebiete der Waffentechnik.

Da ist zunächst die von Schmid, Aston Groß in Birmingham konstruirte Verbesserung des Revolverschlosses durch direkte Verbindung des Hammers mit dem Abzugsbügel.

Mauser in Oberndorf am Neckar konstruirte eine kurze Handfeuerwaffe mit dem Patronen-Magazine unter dem Laufe, wo der Verschluß durch einen auf- und abschwingenden Block bewirkt wird und das Laden, Spannen und Abfeuern selbstthätig, durch die Bewegung des Abzugringes geschieht.

Vorausgesetzt, es wäre bei dieser Waffe das Magazin gefüllt, so ist kein einziger Griff nothwendig, um alle weiteren Ladefunktionen vorzunehmen, indem das Vorschieben und Zurückziehen des Abzuges alle die sonst zeitraubenden Manipulationen selbst bewirkt.

Der als Repetirgewehr-Konstrukteur bekannte Ingenieur Schulhof in Wien hat eine noch weitergehende Verbesserung an kurzen Handfeuerwaffen vorgenommen; indem er durch einfaches Ziehen am Abzuge, alle Lade- und Entlade-Funktionen, selbst das Abfeuern, vollbringt.

Die von Schulhof konstruirte Waffe hat das Patronenmagazin im Griffe. Die Patronen werden wie bei seinem Repetirgewehr M. 1882 durch ein Thürchen am Kolben in's Magazin eingeführt.

Weiters wäre die Neuerung am Revolver, daß die Trommel nach der Seite abzudrehen ist, wodurch leichter die Ladegriffe ausgeführt werden können, vom Konstrukteur Dimancea in Bukarest zu erwähnen.

Schließlich sei noch das sehr sinnreiche System Perry und Goddard erklärt, bei welchem durch die horizontale Drehung des Laufes um die Mitte man auf beiden Laufenden abwechselnd laden kann, wodurch der nachfolgende Schuß die Pulse des Vorhergehenden entfernt.

Bis 20 Schüsse können bei einiger Uebung mit dieser Waffe in einer Minute abgegeben werden.

Nachdem wir die gegenwärtig bei den verschiedenen Staaten eingeführten Revolver verglichen und außerdem die neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete erwähnt, gelangen wir zu den nachfolgenden Schlußbetrachtungen.

Außer Rußland hat keine Großmacht es für nothwendig gefunden, einen Revolver mit einer größeren Feuergeschwindigkeit, als dies bei dem österreichischen k. k. Armeerevolver, M. 1870, vorhanden ist, einzuführen.

Die Nothwendigkeit, einer erhöhten Feuergeschwindigkeit des Revolvers müßte die Taktik der damit ausgerüsteten Waffengattungen bedingen, da aber kein Nahegefecht solange dauert, daß ein erneuertes Laden nothwendig würde, so ist die Zahl von 6 Schüssen für fast alle erdenklichen Gefechtslagen hinreichend.

(Streffleur's Zeitschrift.)

Das gefechtsmäßige Schießen der Infanterie.

A. Das Wesen und die Hebung der Feuerkraft.

Im Gefecht entscheiden mehr oder weniger die Verluste. Jeder der beiden Gegner sucht sich selbst vor Verlusten zu bewahren, dem anderen dagegen möglichst viel Verluste zuzufügen. Ersteres geschieht durch Wahl einer zweckmäßigen Formation bezw. Deckung, Letzteres durch gut geleitetes und gezieltes Feuer.

Die Feuerkraft einer Truppe setzt sich zusammen a) aus ihrer Schießfertigkeit, b) aus ihrer Feuerleitung und Feuerdisziplin.

1. Die Schießfertigkeit und ihre Ausbildung.

Die Schießfertigkeit ist deswegen von der größten Bedeutung, weil die Feuerkraft einer Truppe mit der Zahl der Gewehre nur in einfachem Verhältniß, mit der Schießfertigkeit dagegen in steigender Progression wächst. Wenn z. B. zwei Abtheilungen von je 100 Mann — alle anderen Verhältnisse auf beiden Seiten gleichmäßig angenommen — sich beschießen, Abtheilung A aber doppelt so gut schießt wie Abtheilung B, so erleidet Abtheilung B schon bei Beginn des Feuers doppelt soviel Verluste wie Abtheilung A; Letztere gewinnt daher mit der Zeit an Zahl immer mehr die Oberhand. Selbst wenn die doppelt gut schießende Abtheilung A von Anfang an nur 50 Mann stark ist, wird sie der Abtheilung B mit der Zeit überlegen; denn nicht nur, daß diese 50 Mann schon von Beginn des Gefechtes an dieselbe Feuerkraft entwickeln, wie die 100 nur halb so gut schießenden der Abtheilung B, bieten sie auch außerdem nur das halbe Ziel, erleiden demgemäß weniger Verluste und werden so von Minute zu Minute an Feuerkraft mehr überlegen.

Hieraus geht die außerordentliche Wichtigkeit einer tüchtigen Schießausbildung der Truppe hervor.

Die Ausbildung im Schießen erfolgt bei uns in drei Stufen:

a) dem Schulschießen,

b) dem gefechtsmäßigen Einzelschießen,

c) dem gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen.

a) Das Schulschießen bildet die Grundlage der Ausbildung im Schießen, ähnlich wie das Bahnreiten den Grund zur späteren Verwendung

des Kavalleriſten im Gelände legt. Wie aber das gute Reiten in der Bahn noch lange nicht den guten Kavalleriſten ausmacht, wie ein guter Schulreiter durchaus noch kein guter Schwadronsreiter zu ſein braucht, wie ferner ein guter Scheibenſchütze ſehr oft einen ſchlechten Jagdſchützen giebt, ſo iſt auch das Schulſchießen nichts als eine — wenn auch noch ſo unentbehrliche — mechaniſche Fertigkeit, während das gefechtsmäßige Schießen außerdem Gewandtheit, Ruhe, Urtheilskraft und das Wahrnehmen des richtigen Augenblickes erfordert.

„So wichtig das Schulſchießen auch bleibt," ſagt daher die Schießvorſchrift, „ſo iſt es dennoch nicht als Endzweck, ſondern lediglich als Vorſchule für das gefechtsmäßige Schießen zu betrachten." Und „das gefechtsmäßige Schießen iſt der Endzweck der geſammten Schießausbildung und deshalb deren wichtigſter Theil.

Es iſt daher nothwendig den Infanteriſten nach dem Schulſchießen auch noch ſpeziell im gefechtsmäßigen Schießen gründlich auszubilden, und zwar zunächſt im Einzelſchießen, dann im Abtheilungsſchießen.

b) Das gefechtsmäßige Einzelſchießen bildet den Uebergang vom Schulſchießen zum gefechtsmäßigen Abtheilungsſchießen, und müßte mit derſelben Sorgfalt und Gründlichkeit angewieſen werden, wie das Schulſchießen ſelbſt. Von Letzterem unterſcheidet es ſich dadurch, daß der einzelne Schütze nicht mehr wie bisher bei bekannter Entfernung auf Striche und Punkte in bequemer Körperhaltung und ohne an die Zeit gebunden zu ſein, zielen und ſchießen kann, ſondern, daß er gegen größere oder kleinere Figurſcheiben meiſt auf unbekannte Entfernungen, an die Zeit gebunden, unter Benutzung der ſich bietenden Deckungen und unter eigener Wahl des vortheilhafteſten Anſchlages feuern muß, Leiſtungen, die an den Schützen unverhältnißmäßig größere Anforderungen ſtellen, als das bloße Schulſchießen.

2. Die Feuerleitung und das gefechtsmäßige Abtheilungsſchießen.

Doch genügt auch dieſes gefechtsmäßige Einzelſchießen noch nicht. Soll die der Truppe durch das Schul- und gefechtsmäßige Einzelſchießen anerzogene Schießfertigkeit auch wirklich ausgenutzt werden, ſo muß ſie ſich mit einer zweckmäßigen Feuerleitung und Feuerdisziplin paaren.

„Die ſachgemäße Feuerleitung," ſagt die Schießvorſchrift, „ſchafft erſt die Feuerkraft," und das Exerzier-Reglement giebt die Erklärung dazu, wenn es ſagt: „Die Feuerleitung ganzer Schützenketten beruht im Zuſammenfaſſen der Leiſtung einer größeren Zahl von Gewehren."

Es handelt ſich im Gefecht nicht ſowohl um ein Vernichten der gegneriſchen Kämpfer, als um ein Vernichten des gegneriſchen Muthes. Letzteres wird aber weniger durch die prozentmäßige Zahl der Verluſte, als durch ihre ſchnelle Aufeinanderfolge erreicht, und gerade hierin liegt der Hauptvortheil eines ſchnellfeuernden bezw. Magazin-Gewehres. „Je mehr die Feuerwirkung

der Zeit und dem Ziel nach zusammengedrängt wird," sagt das Exerzier-Reglement, „desto größer ist ihr moralischer Eindruck auf den Gegner. Ganz ähnlich drückt sich die Schießvorschrift aus. Dieselbe weist auch darauf hin, daß umgekehrt ein wirkungsloses Feuer das moralische Element der eigenen Truppe schwächt, dasjenige des Feindes dagegen hebt.

Durch die Konzentrirung des Feuers gegen wichtige, womöglich die entscheidenden Ziele — herbeigeführt durch eine gute Feuerleitung, gepaart mit Feuerdisziplin — wird die der Truppe innewohnende Schießfertigkeit erst wirklich ausgenutzt und so die Feuerkraft derselben außerordentlich gesteigert. Wie die Vorzüge eines guten Gewehrs erst durch einen guten Schützen zur Geltung kommen, so die bloße Schießfertigkeit erst durch eine zweckmäßige Feuerleitung und gute Feuerdisziplin. Bei gleicher Schießfertigkeit ist daher eine Truppe, deren Feuer gut geleitet und entsprechend abgegeben wird, einer solchen ohne Feuerleitung und Feuerdisziplin taktisch unendlich überlegen.

Die Schießfertigkeit, Feuerdisziplin und Feuerleitung, diese Faktoren, aus denen sich die Feuerkraft einer Truppe zusammensetzt, auf den denkbar höchsten Grad zu steigern, ist das Bestreben der Schießvorschrift. Wir streben nicht mehr nach einer endlosen Vermehrung unserer Infanterie, sondern nach der möglichsten Hebung ihrer Feuerkraft. Inwieweit gelingt uns dies heute?

B. Der heutige Betrieb unserer Schießausbildung.

1. Unser Schulschießen.

Unser Schulschießen findet in der denkbar sorgfältigsten Weise statt. Der Mann wird über das Wesen des Zielens und die verschiedenen Arten des Anschlags genau belehrt; möglichst täglich 1, ja 2 Stunden werden Ziel- und Anschlagsübungen getrieben, das eigentliche Schießen erst mit der Zielmunition und mit Platzpatronen vorgeübt und dann mit der größten Genauigkeit auf dem Schießstand selbst begonnen. Die gesammte Ausbildung im Schulschießen wird durch die höheren Vorgesetzten von Anfang an überwacht, Besichtigungen des Anschlags, Prüfungen im Zielen ohne und mit Platzpatronen, Vergleichs- und Prämienschießen, Schützenabzeichen und Schießpreise, und gegen Schluß des Schießjahres ein Prüfungsschießen, nach welchem in den meisten Korps vergleichende Uebersichten über die dabei erreichten Leistungen aller Kompagnien zirkuliren, bilden fortgesetzt einen Sporn für den Kompagnie-Chef, wie für jeden Mann der Kompagnie.

2. Unser gefechtsmäßiges Schießen.

Da nun das Schulschießen keinen Endzweck hat, sondern nur die Vorschule für das Gefechtsschießen („den wichtigsten Theil der gesammten Schießausbildung") bildet, so dürfte man eigentlich annehmen, daß dieses Letztere noch mit ungleich mehr Eifer und Sorgfalt betrieben werden müßte, als das bloße Schulschießen. Dem ist aber wunderbarer Weise nicht so!

gefördert ist, daß mit dem gefechtsmäßigen Einzelschießen begonnen werden kann. Oft ist es darüber Ende Juni, zuweilen Anfang Juli geworden. Das gefechtsmäßige Einzelschießen der alten Mannschaften beenden die meisten Kompagnien schon im Winterhalbjahr, um sich für den Sommer etwas Luft zu machen; die Monate Mai und Juni standen die Gefechtsschießstände meist leer, wenn sie nicht zum Schulschießen benutzt wurden, jetzt im Juli nun will jeder Truppentheil dieselben plötzlich haben, und da umsomehr, als die höheren Vorgesetzten anfangen, die Kompagnien zu drängen, sich mit dem gefechtsmäßigen Schießen zu beeilen, da meist schon Ende Juli das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen in Zügen und Gruppen stattfindet. Einige im Winter abkommandirt Gewesene sind vielleicht auch noch im Rückstand, uud ein Glück ist es, daß die Herren Offiziere und Unteroffiziere der Kompagnie den Bestimmungen der Schießvorschrift entsprechend ihre Uebungen schon zu Anfang des Schießjahres geschossen haben.

Jede Kompagnie bemüht sich nunmehr, in möglichst wenigen Schießtagen — wobei kaum von einem ruhigen Schießen, geschweige denn von einer damit verbundenen Belehrung des Mannes die Rede sein kann — mit dem gefechtsmäßigen Einzelschießen zu Ende zu kommen und daran das Schießen in Gruppen und Halbzügen zu schließen. Letzteres eilt dann meist derartig, daß bei dem Mangel an Gefechtsschießständen für die ganze Kompagnie höchstens zwei halbe Tage zur Verfügung stehen, an denen die Munition, verbunden mit einer kleinen taktischen Aufgabe für jede Gruppe und jeden Halbzug, schnell hinausgeschossen wird, um nun endlich dem Bataillon strahlend melden zu können, daß das gefechtsmäßige Schießen beendet ist.

Hieran schließt sich nunmehr der Schlußstein der Schießausbildung, das Schießen in kriegsstarken Zügen und Kompagnien im Gelände oder auf den großen Schießplätzen, verbunden mit einem sogenannten Prüfungsschießen im Gelände.

Auf den Schießplätzen ist die jedem Truppentheil zugemessene Zeit wieder eine sehr beschränkte, und wo das Schießen im Gelände abgehalten wird, spielt der Kostenpunkt eine Rolle. Daraus folgert, daß diese Schießübungen sich noch viel mehr als das gefechtsmäßige Einzel-, Gruppen- und Halbzugsschießen durch eine gewisse Hast kennzeichnen.

Die Folge davon ist, daß das unkorrekte, übereilte, ja oft wilde Schießen, wie es schon bei dem Einzelschießen sichtbar wurde, bei dem Schießen in Gruppen und Halbzügen aber noch mehr hervortritt, nunmehr seinen Höhepunkt erreicht. Mit Schrecken sieht jeder Kompagniechef, daß ihm hier für das etwa noch bevorstehende Prüfungsschießen in wenig Stunden verdorben wird, was er durch monatelange Mühe erzielte, daß die Leute nach diesem Schießen zu einem korrekten Schulschießen einige Tage fast unbrauchbar sind, daß alle die Fehler, welche bei ihrer ersten Ausbildung zu Tage traten, und denen er seither mit allen Kräften entgegengearbeitet hat, in erhöhtem Maße

wieder zu Tage treten. Mit Verwunderung sieht er auch aus dem geringen Prozentsatz von Treffern die geringe Schießfertigkeit seiner Kompagnie im Gefechtsschießen. Eins aber tröstet ihn: Wenn die Kompagnie auch im Gefechtsschießen nichts besonderes geleistet hat, so gehört sie doch zu der besten Kompagnie — im Prüfungsschießen.

Der Schlußeffekt aber ist der, daß alle Betheiligten herzlich froh sind, das unsympathische Gefechtsschießen hinter sich zu haben und den Gefechtsschießstand bis nach dem Manöver — wieder 2 Monate — nicht mehr betreten zu müssen. —

So ungefähr sieht in Wirklichkeit der „Endzweck der gesammten Schießausbildung und deren wichtigster Theil" aus!

C. Betrachtungen über die Mängel unserer Schießausbildung und deren Abhülfe.

Die Ursachen dieser Erscheinung in dem mangelnden Eifer oder Verständniß der Kompagniechefs, bezw. deren Vorgesetzten suchen zu wollen, wäre ganz verfehlt.

Die wirkliche Ursache unsrer mangelhaften Ausbildung im gefechtsmäßigen Schießen liegt in der thatsächlichen Bevorzugung des Schulschießens auf Kosten des gefechtsmäßigen Schießens durch die Bestimmungen der Schießvorschrift.

Die Schießvorschrift sagt zwar in gesperrter Schrift, daß das Schulschießen keinen Endzweck habe, sondern nur eine Vorbereitung auf das gefechtsmäßige Schießen, und dieses Letztere der Endzweck der gesammten Schießausbildung und deren wichtigster Theil sei, allein sie thut nichts, um diesem theoretisch richtigen Satze auch praktisch Geltung zu verschaffen; sie giebt damit Direktiven über den Schießbetrieb und stößt dieselben durch ihre weitere Anleitung im Schießbetrieb selbst um. Sie stellt das Gefechtsschießen als das Wichtigste hin und thut Alles, um das bloße Schulschießen zu fördern.

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," seufzt mancher Kompagniechef, wenn er die Botschaft von der Wichtigkeit des Gefechtsschießens liest und dann praktisch sieht, daß man ihm für die sorfältigste Ausbildung, die er seiner Kompagnie etwa im gefechtsmäßigen Schießen giebt, nur wenig oder keinen Dank weiß, während ein anderer Kompagniechef, der es verstanden hat, beim Einzel-Prüfungsschießen der Beste zu sein, als ein wahres Wunder angestaunt, beglückwünscht und gepriesen wird.

1. Unser Schulschießen.

Unser Schulschießen ist ein alter Zopf. Wir erzielen heute gute Scheibenschützen, aber nur sehr mittelmäßige Gefechtsschützen, und das Schulschießen

ist heute thatsächlich nicht Mittel zum Zweck und nicht eine Vorschule, sondern Endzweck und wichtigster Theil der gesammten Schießausbildung.

Um dem abzuhelfen, muß entweder das gefechtsmäßige Schießen auf Kosten des Schulschießens mehr in den Vordergrund treten, oder unser Schulschießen muß durch Fortfall der Mannsbreite und Uebungen gegen Spiegel (Kopfziele) und horizontalen Strich (Schützenketten, Linienformationen) gefechtsmäßiger werden. „Grau, grau ist alle Theorie," kann man, wenn irgendwie, so hier sagen. Hat Jemand schon gesehen, daß beim gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen rechts oder links vorbeigeschossen wurde? Abgesehen von einzelnen ganz ungeschickten Schützen ist dies auch kaum denkbar. Wohl aber schlagen fast sämmtliche Fehlschüsse vor bez. hinter dem Ziel ein, zum Theil Hunderte von Metern. Nicht das senkrechte Strichschießen, sondern die sorgfältige Höhenrichtung, welche man dem Gewehr durch das Visir und Haltepunkt bez. genaues Kornnehmen giebt, erzielt gute Treffresultate beim Abtheilungsschießen. Man sagt gewöhnlich, das senkrechte Strichschießen sei unerläßlich zur Erlernung des Präzisionsschießens. Zugestanden! Genau ebenso wichtig dazu ist aber das wagrechte Strichschießen. Unsere Strichscheibe sollte daher aus einer weißen Scheibe mit einem Längs- und einem Querstrich, die sich in der Mitte kreuzen, bestehen. Dann kann jeder Mann unterscheiden, ob er zu weit rechts oder links, zu hoch oder zu kurz geschossen hat.

An diese Scheibe könnte sich als zweite Schulscheibe die Ringscheibe schließen, aber nicht wie sie heute ist, sondern ohne Eintheilung in Mannsbreiten. Daß es unlogisch ist, eine geschossene Mannsbreite hoch oder kurz für besser gelten zu lassen, als eine 8 rechts oder links, das ist wohl jedem Kompagnie-Chef längst einleuchtend.

Ferner würde es sich empfehlen, die Figuren bei allem Schulschießen auf gelbe bezw. braune Unterlagen zu kleben, um die Fehler genau beurtheilen zu können, und beim Schießen gegen diese Ziele besonderen Werth auf schnelles Abkommen zu legen, wie es beim Gefechtsschießen oft erforderlich ist.

2. Unser gefechtsmäßiges Schießen.

a) Zunächst müßten die Gefechtsschießstände vermehrt bezw. künftig nur noch zum Abtheilungsschießen verwendet und die Schulschießstände zum gefechtsmäßigen Einzelschießen eingerichtet werden.

Da sich das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen auf dem Einzelschießen, und dieses wieder sich auf dem Schulschießen aufbaut, so liegt es in der Natur der Sache, daß mit dem gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen erst gegen Ende des militärischen Jahres begonnen werden kann. Die Schießvorschrift sagt: „mit den Mannschaften der jüngsten Jahresklasse im letzten Viertel des ersten Dienstjahres" (mit den alten Jahrgängen ununterbrochen). Wollte man das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen erst gegen Ende des Schießjahres legen,

so würden alle nach dem Manöver zur Entlassung kommenden Mannschaften nicht mehr daran Theil nehmen können.

Daraus folgt nun aber, daß frühestens von Mitte Juli bis spätestens zum Regimentsexerzieren (Mitte August), also höchstens binnen 4 Wochen, alle Kompagnien mit dem jüngsten Jahrgang ihr gefechtsmäßiges Abtheilungsschießen abhalten müssen. Hierzu reicht die Zahl der Gefechtsschießstände oft nicht aus. Selbst wenn jedes Regiment einen solchen Stand besäße, könnte jede Kompagnie denselben wöchentlich nur einen halben Tag, in 4 Wochen also höchstens 4 Mal benutzen. Thatsächlich ist dies aber unmöglich, weil eben noch viel anderer (Garnison- und Regiments-) Dienst in diese Zeit fällt. Dadurch verringert sich aber die Zahl der Tage des gefechtsmäßigen Abtheilungsschießens auf 2—3 und 3 sind unbedingt das Mindeste, dessen eine Kompagnie bedarf, wenn sie nicht blos schießen, sondern dabei auch angeleitet und belehrt werden soll. Also ein Gefechtsschießstand per Regiment ist das Mindeste.

Um nun aber die Gefechtsschießstände zu entlasten, um den Kompagnien Gelegenheit bezw. die Möglichkeit zu geben, mit Hülfe ersparter Patronen die Fertigkeit im Gefechtsschießen zu steigern (während dieselben heute fast lediglich angewendet werden, um sich auf das Einzel-Prüfungsschießen vorzubereiten), müßten die Schulschießstände gefechtsmäßig eingerichtet werden. Es ist dies um so nothwendiger, als ja auch für das gefechtsmäßige Einzelschießen der jüngsten Jahresklasse nur eine sehr beschränkte Zeit zu Gebote steht. Dieselbe soll damit erst nach Erfüllung des größten Theils der Hauptübungen (also vielleicht nach der heutigen 11. Uebung) beginnen, d. h. etwa Ende Juni. Dann bleiben aber bis zum Abtheilungsschießen nur wenige Wochen, in denen es unmöglich ist, allen jungen Mannschaften unter fortgesetzter Belehrung von den 15 Patronen auch nur 10 verschießen zu lassen. Soll dies geschehen, so müßten dieselben auch auf den Schulschießständen schießen und Letztere wiederum zu einem solchen Schießen eingerichtet werden. Gerade hierin ließe sich aber noch sehr viel thun.

Ausgeschnittene Infanteristen und Kavalleristen müßten hergestellt, eine Aufstellung dieser Scheiben auf verschiedene Entfernungen müßte ermöglicht und dieselben durch Aufstellung transportabler Hecken, Büsche, gemalter Mauern, Fenster u. s. w. noch kriegsmäßiger gemacht und mehr Abwechselung hineingebracht werden. Ebenso wären für die Anzeiger auf verschiedene Entfernungen Deckungen mit Spiegelvorrichtung und am Anfang des Standes behufs Zeitersparniß ständige Zahlen- bezw. Flaggen-Signale angebracht sein (die auch beim Schulschießen Verwendung finden könnten). Wenn nicht alle Stände eines Bataillons gleichmäßig, sondern in verschiedener Ausführung, namentlich auch bez. der Möglichkeit des Anschlags hinter Bäumen, Hecken, Dämmen und vor Allem in den drei Arten der Schützengräben, angelegt wären, würde das gefechtsmäßige Einzelschießen noch weit anregender und belehrender wirken.

Auf den Gefechtsschießständen könnten diese Anlagen bedeutend erweitert

und kriegsmäßiger gemacht werden; es müßten hier als Ziele größere Schützenlinien, geschlossene Halbzüge (nicht weiße Kolonnenscheiben), Reitertrupps und Geschütze zur Verfügung stehen, diese Ziele zum Theil beweglich sein und bei ihrem Auftreten sich durch Abbrennen von Kriegsfeuern markiren — kurz, der Erfindungsgabe ist hier noch ein weiter Spielraum gelassen, ohne in Spielerei zu verfallen.

b) Die vorbereitenden Uebungen zum gefechtsmäßigen Schießen müssen in erhöhtem Maße zum Gegenstand der Ausbildung und Besichtigung gemacht werden. Obligatorisch wäre mit der Besichtigung der Rekruten eine sorgfältige Prüfung einzelner Rotten, mit der Kompagnievorstellung eine solche einzelner Gruppen vielleicht auch eines kriegsstarken Zuges, mit der Bataillonsvorstellung eine solche einer kriegsstarken Kompagnie im Gelände und mit Platzpatronen gegen erscheinende Ziele zu verbinden.

Diese Uebungen und ihre Besichtigung sind genau eben so eine Vorbereitung auf das gefechtsmäßige Schießen, und daher eben so wichtig, wie das Schulschießen. Sie bilden eine Ergänzung zu diesem und sind um so nothwendiger, als die Feuerleitung im Gefecht in erster Linie von der Intelligenz und Gewandtheit der Kompagnie- und Zugführer abhängt. Diese beiden Eigenschaften müssen daher auf dem Exerzierplatze bezw. im Gelände möglichst geschult, und der Truppe dabei gleichzeitig die erforderliche Feuerdisziplin anerzogen werden.

Bei der Feuerleitung ist neben der Wahl des wichtigsten Zieles die Angabe des richtigen Visirs ein Haupterforderniß. Nach der Schießvorschrift werden die Zugführer durch Entfernungsschätzer unterstützt. So zweckmäßig diese Maßregel theoretisch ist, so sehr liegt sie in der Praxis noch im Argen. Soll der Entfernungsschätzer seinen Zweck erfüllen, so muß er in seinem Fache eine hervorragende Fertigkeit besitzen, welche derjenigen des Zugführers mindestens gleichkommt. Bis heute ist dies aber nur ausnahmsweise der Fall.

Es giebt in jeder Kompagnie einzelne Leute, die für das Schätzen von Entfernungen eine angeborene Anlage besitzen. Diese müssen durch Proben herausgefunden, und dann — etwa 3—4 von jeder Jahresklasse — im Entfernungsschätzen unter einem Offizier oder geeigneten Unteroffizier ganz speziell ausgebildet werden. Um ihren Eifer zu beleben, könnten dieselben ein deutlich sichtbares Abzeichen erhalten z. B. eine schmale Borde am Kragen. Dies würde gleichzeitig im Falle einer Wiedereinziehung, wie bei der Mobilmachung, den großen Vortheil bieten, daß jeder Zugführer auch unter seinen fremden Leuten sofort die guten Entfernungsschätzer erkennt.

c) Es muß ein vergleichendes Prüfungsschießen abgehalten werden. Nach der Schießvorschrift (Seite 85) hat das [illegible] Abtheilungsschießen den Hauptzweck, die Offiziere und [illegible]genheiten zu schulen, und die Mannschaft [illegible]n;

das Streben nach einer Vervollkommnung der Schießfertigkeit kommt erst in zweiter Linie. Dieser Gesichtspunkt ist kaum zu billigen. Das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen kann nicht den Hauptzweck haben, die Feuerleitung und Feuerdisziplin zu schulen, dazu würde das zwanzig- und dreißigfache an Zeit und Patronen erforderlich sein. Die formelle Schulung erfolgt eben durch die vorbereitenden Uebungen auf dem Exerzierplatz und im Gelände, und die taktischen durch Gefechtsübungen, durch den Felddienst und das Manöver. Auf dem Schießplatz aber sollten doch immer die erlangten Treffresultate das vornehmste Ziel bleiben, unbeschadet einer vollen Wahrung der taktischen Formen und einer strengen Ueberwachung der sachgemäßen Feuerleitung und Aufrechterhaltung der Feuerdisziplin. Mindestens müßte das Prüfungsschießen im Gelände diesen Zweck haben.

Unsere gesammte Ausbildung gipfelt ja — leider ein nothwendiges Uebel — nicht in der möglichsten Hebung ihrer Kriegsfertigkeit, sondern in den Besichtigungen. Soll in einem Fache etwas geleistet werden, so muß dasselbe bei der heute herrschenden Methode besichtigt werden. Es ist inkonsequent, das gefechtsmäßige Schießen davon auszunehmen. Zwar sagt die Schießvorschrift, daß sich das Prüfungsschießen im Gelände als Besichtigung kennzeichnen soll. In Wirklichkeit drängt sich aber nicht allein beim Schießen in kriegsstarken Abtheilungen, sondern auch beim Prüfungsschießen im Gelände immer wieder die taktische Seite in den Vordergrund, in Verbindung damit die Befehlsertheilung, die exerziermäßige Ausführung aller Bewegungen, namentlich der Schützenketten, während Alles, was das eigentliche Schießen betrifft, erst in zweiter Linie kommt, so die korrekte Feuerleitung und Feuerdisziplin, namentlich aber die erlangten Treffresultate. Dies ist aber ebenso einseitig, als wenn man die Ausbildung im Schulschießen nicht nach den Treffern, sondern nach dem Anschlage beurtheilen wollte.

Wenn die Truppe erst weiß, daß ihre im Gefechtsschießen erzielten Resultate in gleicher Weise geprüft und verglichen werden, wie heute die beim Einzel-Prüfungsschießen erlangten, so wird in der Praxis ein Umsturz der gesammten Schießausbildung die Folge sein. Zum Beweise dieser Behauptung sei nur einmal der Fall angenommen, daß das Einzelprüfungsschießen künftig nicht mehr stehend nach der Schulscheibe, sondern liegend gegen Kopfscheiben stattfände! Im Nu würde sich unser ganzes Schießen umgestalten! Das Schulschießen sänke zu einer bloßen Vorbereitung zum Gefechtsschießen herab, Letzteres aber würde dann wirklich der Endzweck der gesammten Schießausbildung. Dann würden auch die vielen ersparten Patronen, wie bestimmungsgemäß, zur Nachhülfe und zu Vorbereitungen zum Gefechtsschießen verwendet werden, statt zur Vorbereitung zum Einzelprüfungsschießen.

Das schulmäßige Einzelprüfungsschießen nach der Ringscheibe muß, wenn es seinen Zweck nicht verfehlen soll, schon früher, etwa Ende Mai stattfinden,

bevor die jüngste Jahresklasse mit dem gefechtsmäßigen Einzelschießen beginnt, ja es könnte gänzlich wegfallen.

Am Schlusse der Periode für das gefechtsmäßige Einzelschießen — also vielleicht Mitte Juli — müßte dagegen ein vergleichendes Einzelprüfungsschießen in der Weise stattfinden, daß z. B. die zwanzig besten Schützen des jüngsten Jahrgangs auf 200 m liegend gegen ein Kopfziel, die zwanzig nächstbesten auf 200 m liegend gegen ein Brustziel, die zwanzig besten Schützen der vorletzten Jahresklasse auf 250 m, und die Unteroffiziere auf 300 m knieend gegen ein Rumpfziel schössen.

Hieran würde sich, nachdem das Schießen in Gruppen beendet ist, etwa Anfang August, ein vergleichendes Prüfungsschießen in Gruppen schließen und zwar auch hierbei nach bekannter Entfernung, z. B. von jeder Kompagnie eine durch den Leitenden bestimmte Gruppe, und zwar das eine Jahr auf 200 m liegend gegen zehn Kopfziele, das nächste Jahr auf 300 m knieend gegen zehn Rumpfziele. Hierdurch würde die Schießfertigkeit im gefechtsmäßigen Schießen genügend ausgebildet sein.

Erst das etwa Mitte August auf den großen Schießplätzen stattfindende Prüfungsschießen in kriegsstarken Zügen und Kompagnien wäre eventuell bei unbekannten Entfernungen, und Letzteres auch gegen wechselnde Ziele abzuhalten, um hierbei neben der Schießfertigkeit und Feuerdisziplin der Mannschaft auch die Intelligenz der Kompagnie- und Zugführer zu prüfen.

Um aber auch hierbei die so wichtigen Treffresultate nicht hintenanzusetzen, sondern vergleichen zu können, müßten dieselben gleichfalls in einer Uebersicht zusammengestellt erscheinen und zwar prozentmäßig berechnet.

Grade hinsichtlich der Treffergebnisse müßte sich auch dieses Prüfungsschießen mehr als Besichtigung kennzeichnen, als es heute geschieht. Die Schießvorschrift schreibt beim gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen zwar vor, daß während der zur Beurtheilung des Geschehenen eintretenden Pause die Treffergebnisse bekannt zu geben und mit der Patronenzahl zu vergleichen sind. Dies ist blutwenig für den Ehrgeiz und verfehlt seine Wirkung um so mehr, als es wirklich zu einer schiefen Beurtheilung führt. Die eine Kompagnie hat vielleicht in einer defensiven Aufgabe 1000 Schuß gegen eine aufrecht vorgehende Schützenkette bis auf nahe Entfernungen abgegeben, während eine andere in einer offensiven Aufgabe dieselbe Patronenzahl auf 400 m gegen Kopfziele verschießen mußte.

Daß man da lediglich nach der Patronenzahl und den Treffern keine guttreffende Berechnung anstellen kann, liegt auf der Hand; es wird somit ein wirklicher Vergleich unmöglich und die eine Kompagnie gekränkt, während die andere über Gebühr gelobt wird.

Soll Gerechtigkeit obwalten und der Ehrgeiz geweckt werden, so muß eine prozentmäßige Berechnung in der Weise stattfinden, daß je nach der Größe des Zieles, der Entfernung und der verwendeten Patronenzahl die Treff-

wahrscheinlichkeit den Ausschlag giebt. Nach diesen Gesichtspunkten müßte eine vergleichende Uebersicht angefertigt werden und im Armeekorps oder in der Division zirkuliren.

d) Es muß ein gefechtsmäßiges Belehrungsschießen abgehalten werden, um der Mannschaft die Wirkung eines ruhigen und gezielten Feuers gegenüber einem schnellen und mehr oder weniger ungezielten klar vor Augen zu führen. Der Schütze soll der Schießvorschrift gemäß so erzogen werden, daß er „der Regel nach" den Erfolg nicht im schnellen, sondern im wohlgezielten und überlegten Schießen sucht. Selbst im lebhaften Feuer soll Jeder nur dann schießen, wenn er das Ziel genau sieht oder doch mindestens im Pulverdampf vor der feindlichen Linie ein gutes Abkommen findet.

Geschieht dies heute? Doch wohl höchst selten! Unsere Leute feuern durchgängig viel zu schnell, ja oft durch dichten Pulverdampf hindurch, ohne zu zielen. So lange das rauchfreie Pulver nicht eingeführt ist, muß der vor einer feuernden Schützenlinie lagernde Pulverdampf von großem Einfluß auf unsere Feuergeschwindigkeit sein. Hat aber auch der Feind rauchfreies Pulver, so wird uns ein gutes Zielen auf den in seinen Deckungen fast unsichtbaren Gegner auf größere Entfernungen zur Unmöglichkeit werden. Die von der Schießvorschrift auch in dem Paragraphen über Feuerdisziplin verlangte Sorgfalt in der Abgabe des Schusses sollte auch auf dem Schießstande umsomehr beobachtet werden, als ja „die Friedensverhältnisse es mit sich bringen, daß die einzelnen Abschnitte bei den Gefechtsübungen erheblich rascher, als in der Wirklichkeit verlaufen, und dementsprechend bei den Uebungen fast immer rascher geschossen, als dies im Ernstfalle nach der Gefechtslage und der Zahl der mitgeführten Patronen zulässig wäre."

Es ist eine noch vielfach unterschätzte Aufgabe der Feuerleitung, immer dasjenige Feuer anzuwenden, welches der Zeit nach (natürlich unter Berücksichtigung der Patronenzahl) die meisten Treffer ergiebt. Die Erfahrung lehrt, daß gegen niedrige Ziele das langsame Feuer bessere Treffergebnisse hat, als das lebhafte, und zwar nicht etwa nur im Verhältniß zur Patronenzahl, sondern selbst der Zeit nach. Daraus folgert, daß man — zumal unter Berücksichtigung der Munition — mit dem lebhaften Feuer, und noch viel weniger mit dem Magazinfeuer verschwenderisch umgehen darf. Der Vortheil unseres schnellfeuernden Gewehrs liegt ja eben darin, daß man das Feuer in gewissen Momenten der Zeit nach konzentriren kann, während die Möglichkeit, auch für gewöhnlich schnell feuern zu können, als ein Nachtheil anzusehen ist.

Wenn sich das auch im Gefecht etwas anders gestaltet, als auf dem Schießplatze, indem dann Geschosse, die das eigentliche Ziel verfehlten, doch vielfach andere treffen, so würde doch mit dieser Möglichkeit zu rechnen einen Verzicht auf gezieltes Feuer überhaupt bedeuten; in letzter Konsequenz würde es dann nur darauf ankommen, das ganze Gefechtsfeld gleichmäßig unter Feuer zu nehmen. Dieses Verfahren würde eine außerordentliche Zersplitterung

des Feuers bedeuten und in schroffem Widerspruche mit den Bestimmungen der Schießvorschrift und des Exerzierreglements stehen, die ja mit Recht einem der Zeit und dem Raume nach konzentrirten Feuer die größte Wirkung zuschreiben.

Wieviel davon abhängt, immer eine den jeweiligen Verhältnissen entsprechende Feuergeschwindigkeit anzuwenden, und wie sehr überlegen ein ruhiges gezieltes Feuer in vielen Fällen einem schnellen (und dann meist) ungezielten ist, dies müssen nicht blos die zur Feuerleitung berufenen Führer wissen, sondern es muß dem Manne selbst in Fleisch und Blut übergehen.

Diese Verhältnisse in einem Belehrungsschießen allgemein klar vor Augen zu führen, würde sich sehr bezahlt machen. Man würde dazu vielleicht zwei gleichstarke und gleich gut schießende Abtheilungen, eventuell nur 2 Gruppen gegen dasselbe Ziel und auf dieselbe — bekannte — Entfernung eine gewisse Zeit feuern lassen, und zwar die eine Gruppe langsam, die zweite lebhaft, vielleicht eine dritte noch Magazinfeuer. Da würde sich klar zeigen, daß das lebhafte Feuer nur gegen kleine bezw. entfernte Ziele trotz des vielleicht doppelt so starken Patronenverbrauchs geringere Resultate hat, als das langsame Feuer, und daß das — in der Praxis fast ungezielte — Magazinfeuer nur auf die nächsten Entfernungen und gegen sehr große Ziele gute Treffer ergiebt.

Beispiel dazu: 3 Gruppen schießen auf 400 m gegen 10 Kopfziele zwei Minuten lang, und zwar die Gruppe A langsames Feuer, Gruppe B lebhaftes Feuer, Gruppe C Magazinfeuer, so würde Gruppe A vielleicht 80, Gruppe B 150 und Gruppe C vielleicht 300 Patronen verschossen, trotzdem aber Gruppe A die meisten Treffer haben.

Findet das Schießen unter denselben Verhältnissen auf 300 m statt oder auf 400 m, aber gegen ganze Figurscheiben, so hat voraussichtlich Gruppe B, und findet es gegen mehrere Sektionsscheiben auf nächste Entfernungen statt, so wird Gruppe C die meisten Treffer haben.

Ein derartiger Versuch würde allen Leuten klar den Beweis liefern, daß ein gezieltes (langsames) Feuer einem schlecht oder gar nicht gezielten (lebhaften) Feuer weit überlegen ist und daß im Gefecht nicht die verschossene Patronenzahl, sondern die Treffer entscheiden.

Hier möge im Anschluß an das Schützenfeuer noch eine Betrachtung über die für dieselben heute gültigen Bezeichnungen stattfinden. Die Ausdrücke „langsames und lebhaftes Feuer" bezeichnen nicht, was sie nach der Schießvorschrift bezeichnen sollen, sind also unlogisch. Sie müßten eigentlich lauten: „Rotten- und Schützenfeuer". Warum dieselben also anders nennen? Der Ausdruck „lebhaftes Feuer" zumal erweckt bei dem Mann nothgedrungen die Vorstellung, daß er, sobald der Feuerwechsel in der Rotte aufhört, lebhaft schießen müsse, während er der dafür gegebenen Erklärung nach nur schießen soll, wenn er das Ziel genau sieht. Die [illegible] die ganze

Schützenlinie (ohne Rottenwechsel) ein langsames wohlgezieltes Feuer abgeben zu lassen, dieser goldene Mittelweg wird durch die Ausführung des langsamen Feuers als Rottenfeuer einerseits und andererseits durch die Bezeichnung „lebhaftes Feuer" fast ausgeschlossen; das Rottenfeuer würde ja in der Wirklichkeit doch nur auf sehr große Entfernungen angewendet werden, dann aber die so schon schwierige Beobachtung des Schusses in den meisten Fällen ganz unmöglich sein.

Man unterscheide einfach: A Salven, B Schützenfeuer. Die Salve kann sein nach der Formation der Truppe: Linien- oder Schwarmsalve, nach der Feuergeschwindigkeit: gewöhnliche oder Magazinsalve.

Das Schützenfeuer kann sein a langsames, b lebhaftes, c Magazinfeuer.

Auf diese Weise kann man die Feuergeschwindigkeit besser reguliren als heute, wo schon auf den Schießplätzen jede feuernde Abtheilung nach vergeblichen Versuchen bei dem sogenannten langsamen Feuer die einzelnen Einschläge zu beobachten, baldmöglichst zum Feuer der ganzen Schützenkette, dem sogenannten „lebhaften Feuer" übergeht, um hier alsbald eine Feuergeschwindigkeit zu entwickeln, die ein gezieltes Schießen fast unmöglich macht. —

Vorstehende Betrachtungen sollen keine Kritik der heute gültigen Vorschriften sein; sie beabsichtigen nur eine Aussprache über längst gefühlte Bedürfnisse der Truppe. Gelingt es, eine berufenere Feder dadurch anzuregen, so ist ihr Zweck reichlich erfüllt.

Die ersten schlimmen Einflüsse des rauchlosen Pulvers.

Ein Wort der Mahnung!

Ueppig wie Frühlingssaat schießen aus dem Boden der künftigen Waffenverbesserung und des rauchlosen Pulvers auch neue taktische Theorien in zahlreichen Aufsätzen, Schriftchen und Schriften empor. Der gegebene gewaltige Anstoß hat manchen blitzenden Geistesfunken frei gemacht, nur zu oft begegnet man aber klang- und inhaltslosem Wortgeräusche, das, von unklarer Empfindung erzeugt, sich mit Gemeinplätzen behilft und am Ende meist in schauernden Zukunftsahnungen auszittert. Selten ist dies der geplante Endzweck solcher Ergüsse, noch seltener wagt es der Autor, mit dürren Worten zu sagen, was er im Geheimen befürchtet. Kaum, daß einer die Fahne hoch hält und mit überzeugender Begeisterung in die Welt hinausruft: Trotzdem die

Defensive an Stärke gewonnen hat, trotzdem ist das Gelingen eines gut geführten Angriffs möglich, ja sogar wahrscheinlich und sicher und gewiß, wenn mit den eigenen und den Mitteln des Gegners gerechnet wurde.

Was kann uns höher stehen, als den moralischen Werth der deutschen Wehrkraft zu pflegen, was ist nöthiger, als das Vertrauen auf die Waffe, welche man dem Soldaten in die Hand drückt, zur vollsten Entwickelung zu bringen, und was kann für alle künftigen Kriegszwecke nützlicher sein, als dem wunderbaren Offensiv-Geiste, der in unseren Heeren lebt, neue Nahrung zu geben!

Nun fragen wir, geschieht dies, wenn in geradezu entmuthigender Weise durch zahlreiche Erzeugnisse der Literatur die Schauerbilder eines künftigen Angriffes behandelt werden? Es ist richtig, die Schwierigkeiten haben seit Einführung der Mehrlader eine stete Steigerung erfahren, es ist natürlich, daß die Defensive gewonnen hat, aber ebenso natürlich würde es auch sein, wenn diese verschiedenen Schlachten- und Taktik-Denker ihre ganze Energie aufwenden würden, nach einem Mittel zu suchen, um den entstandenen Schwierigkeiten bewältigend entgegen zu treten. Der Gedanke, daß, wenn heute die deutschen Heere wieder auf dem Kampfplatze erscheinen, sie siegen müssen, ja glänzend siegen müssen, sonst erleben wir ein nationales Unglück und jeder einzelne Staat des Reiches wird zerbrochen, geknechtet, vernichtet, hebt sich in seiner ganzen erhaben schrecklichen Größe noch nicht scharf genug auf dem Hintergrunde der Zeit ab. Wir können uns nicht dabei beruhigen, zu sagen: Ich will in kommenden Kämpfen die Vortheile der Defensive für mich in Anspruch nehmen. In solcher Weise würden wir im besten Falle nur an einzelnen Punkten siegen, an anderen würde der Angreifer die Oberhand gewinnen und mit fliegenden Fahnen den Siegeslauf seiner Armeen dahin lenken, wohin er will.

Es ist möglich, daß auch wir in dem einen oder anderen Falle zur Defensive schreiten, aber die Regel darf dies nicht werden, trotzdem scheinbar dieselbe mehr Vortheile als die Offensive bietet.

Schreibsucht, Unwissenheit und schlechte Information haben den neuen Kriegswerkzeugen Eigenschaften beigelegt, welche diese nicht besitzen und welche darnach angethan sind, dem Grauen einzuflößen, der berufen ist, denselben entgegen zu treten. Darunter gehört in erster Linie die sogenannte Knallosigkeit des Pulvers. In lautloser Stille ließen und lassen verschiedene Autoren den Würgeengel der Schlacht sein Werk verrichten. Man hört nur Kommandorufe, Aechzen und Wimmern der Sterbenden und Verwundeten neben dem unheimlichen Schwirren zahlloser Artillerie- und Infanterie-Projektile. Der Vertheidiger mäht Alles vor sich nieder, kaum daß ein Ganzgebliebener entrinnt, um die Kunde des Unglücks in die Heimath zu tragen. Außerdem werden an Rauch- und Knallosigkeit Folgerungen geknüpft, daß die berühmte Tarnkappe, welche der Vertheidiger über dem Kopf

trägt, noch durchsichtig ist gegen das Nachtstück, das dem Angreifer vorgehalten wird.

Kein Kavallerist kann mehr eine genaue Nachricht über die feindlichen Positionen bringen. Jeder Führer eines Angriffs würde besser thun, bevor er den Verlauf seines Unglückswerkes abwartet, sich vorher in sein Schwert zu stürzen, denn gegen die also verstärkte Defensive kann nur ein Wunder den Sieg verleihen. Soviel Wunderliches auch im 19. Jahrhundert vorkommen mag, mit dem veritabeln Wunder befaßt sich aber die jetzige Weltordnung nicht mehr.

Unwissenheit und Uebertreibung an allen Ecken und Enden.

Das Wahre an der Sache ist, daß das neue Pulver knallt, wenn auch sich dessen Knall etwas verschieden von jenem des alten anhört. Und ist er auch ein Geringes schwächer, so werden doch die vielen in einem Gefecht oder einer Schlacht abgeschossenen Geschütze und Gewehre ein allen altgewohnten taktischen Anforderungen genügendes Konzert vollführen, so daß also das Marschieren nach dem Kanonendonner immerhin zu Zeiten möglich ist. Was in abschwächender Weise über diesen Gegenstand zu Tage gefördert wurde, gehört in das Bereich der Fabel. Den Beweis, man ist fast verführt zu sagen, über den Knalleffekt, liefern die Manöver des VII. und X. preußischen Armee-Korps im September 1889.

Nicht ganz so leicht ist die Frage über die Rauchfreiheit des neuen Pulvers abzuthun. Hier entstehen wirkliche Schwierigkeiten. Die Feuerlinien des Gegners sind wegen des fehlenden Pulverdampfes schwerer sichtbar. Es wird die Orientirung über die in erster Linie stehenden gegenseitigen Streitkräfte schwieriger. Die Unsicherheit des Zielens nimmt für beide Theile zu, denn auch der Angreifer wird nicht unterlassen, so viel als es ihm bei den Vorwärtsbewegungen möglich ist, die Terraindeckungen zu benützen. In dem Augenblicke, als er die Vorwärtsbewegung einstellt, liegen die Zielverhältnisse für beide Theile gleich. Bei jedem Angriffe wird sich der Angreifer länger in den verschiedenen Positionen, als in der ungedeckten Vorwärtsbewegung befinden. Seine letzten entscheidenden Feuerentwicklungen geschehen nur aus einer Position. Es gehört in das Bereich der grauen Theorie, daß dem Vertheidiger die genaue Kenntniß der Entfernungen im Vorterrain zu Gute kommt. Dies mag richtig sein auf Entfernungen, auf welche derselbe die Einwirkung des gegnerischen Feuers noch nicht verspürt. Tritt dieser Fall aber ein, nähert sich der Gegner trotz der Feuerabweisung der Position und fängt an, dieselbe mit seinen Geschossen zu überschütten, so verlieren diese kleinen Witzchen ihre Einwirkungskraft und die bösen Nerven des Menschen beginnen, ungeachtet Tapferkeit und Opfermuth, ihr Recht zu behaupten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß durch solche Nerveneinwirkungen auch die Fähigkeit verloren geht, weiter Stand zu halten. Eine gute Truppe hält eben trotzdem Stand. Auch in diesen Verhältnissen haben die neuen

Dinge keine Aenderung hervorgerufen. Sie liegen gleich für Angreifer und Vertheidiger.

Das Gewehr der Zukunft schießt weiter und sicherer, das ist keine Frage. Werden wir jedoch immer in der Lage sein, dessen besondere Eigenschaften auszunützen? Was das Weitschießen betrifft, so verlangt dessen Ausnützung ein für diese Zwecke geschaffenes Schlachtfeld. Also eine weite, vielleicht nur leichtgewellte Fläche, auf welcher der Gegner schon auf einige tausend Meter sichtbar wird. Ist dies nicht der Fall, so kann mit einem weniger weittragenden Gewehre das gleiche Resultat erreicht werden. Und wird die flachere Flugbahn auch ausgezeichnetere Schießresultate verschaffen? Gewiß wird dies auf den Schießplätzen geschehen, ob aber unter den Einflüssen des Schlachtfeldes diese feinen Nuancen überzeugend zur Geltung kommen, wird erst ein nächster Feldzug lehren. Das Höchste, was hierin zu erreichen ist, wird durch den automatisch gewordenen Horizontalanschlag zu bezwecken sein. Eine Haupteinengung der Schießthätigkeit liegt im menschlichen Auge. Wir erfuhren durch die Manöver des VII. und X. Korps, daß die Rauchentwicklung feuernder Schützen über 300 m kaum mehr sichtbar ist. Bis 300 m kann jedoch noch jede Bewegung des einzelnen Mannes vollständig wahrgenommen werden. Auf eine Distanz von 500 m sind gedeckte oder halbgedeckte Schützen wohl ihrer allgemeinen Position nach im Einzelnen aber nicht mehr zu unterscheiden. Dies muß zur allgemeinen Einführung der Binocles führen. Mittelgute Augen werden jedoch noch bis 900 und 1000 m die allgemeine Lage der Linie bezeichnen können, auf welcher ausgeschwärmte Schützen sich eingenistet haben. Schießen dieselben mit dem gewöhnlich rauchenden Pulver, so wird sich der Theorie des Rauchausstoßens zufolge bei ruhigem etwas feuchtem Wetter bald eine mehr oder minder dichte Rauchwolke vor dieselbe lagern. Dieses Vorlagern beträgt nach Umständen 20—25 m. Visirt man nun die Rauchwolke genau an, so muß dies Kurzschuß ergeben. Das Entgegengesetzte wird der Fall sein, wenn ein leichter Wind die Rauchwand hinter die Schützen legt. Welcher praktische Unterschied liegt nun darin, ob man, um die fast unsichtbaren Schützen zu treffen, ein variirendes Rauchziel auf das Korn nimmt, oder ob man bei Mangel des Pulverdampfes die im Allgemeinen durch darin vorkommende Bewegung, andere Färbung u. dergl. sich vom umgebenden Terrain abhebende Linie beschießt, von welcher man bald mit Bestimmtheit weiß, daß sie eine Position feindlicher Schützen bezeichnet. Mit der Heftigkeit des Gefechtes steigert sich die Bewegung in, von und zu der Linie der Feuernden, deshalb ist es unmöglich, dieselbe für die Blicke des Beobachters unauffindbar zu machen. Auch in diesem Falle wird das Binocle zur Nothwendigkeit. Dies gilt gleich für Offensive wie für Defensive. Sind wohl darauf einschlägige Versuche schon gemacht worden? Jedenfalls würden dieselben sehr interessant sein, auch wenn sie nur einen theoretischen Werth besäßen. Ueber die Frage,

wie weit wir eigentlich im Gefechte schießen wollen, müssen wir uns ebenfalls klar sein. Wir werden die flachen Flugbahnen und größere Rasanz des neuen Gewehres in den Kreis unserer Wirksamkeit ziehen. Dies wird uns dahin bringen, daß wir in der Defensive fast die ganze Tragweite unseres Gewehrschusses ausnützen, in der Offensive aber, wenn wir es fertig bekommen, auf 8—900 m anfangen zu schießen. Obgleich dies Entfernungen sind, auf welchen selbst bei dem verbesserten Gewehr keine besonderen Erfolge erzielt werden können, wird der Angreifer im offenen Terrain hierzu wohl seine Zuflucht aus moralischen Gründen nehmen müssen, denn es ist zu schwer sich lange erfolgreich beschießen zu lassen, ohne entgegenzufeuern. Der Vertheidiger wird jedoch auf größere Distanzen keine besonderen Resultate aufzuweisen haben, weil sich das von ihm beschossene Ziel in fortwährender Platzänderung befindet und der Angreifer wird verhältnißmäßig nicht viel treffen, weil er aufgeregt und auch ermattet durch seine eigene rasante Vorwärtsbewegung, in den Ruhepausen, die ihm seine stets wechselnden Positionen verschaffen, schlechter schießt. Die allgemeinen Verhältnisse mögen also auf Entfernungen bis auf 500 abwärts für Angreifer und Angegriffene ziemlich gleich gestaltet sein. Daß für beide Theile sich jedoch schon bis auf obengenannte Distanz große Verlustziffern ergeben, resultirt aus der Natur der Sache und der bedeutenden Projektilmengen. Die Verluste werden bei dem Angreifer größer als bei dem Vertheidiger sein. Der Angreifer erleidet sie bis zu einem gewissen Grade leichter als der Angegriffene. Denn, wenn sich auch seine Reihen lichten, so läßt er in Folge seiner Vorwärtsbewegung den Hauptschrecken des Schlachtfeldes, die Todten und Verwundeten hinter sich, während die Streiter der Defensive sich mit denselben mischen, was ohne Zweifel eine Einbuße an deren moralischen Halt und der Siegesgewißheit bewirkt. Die momentane Brauchbarkeit und Sicherheit des Einzelnen wird sicher dadurch herabgemindert. Die Krisis beginnt auf den Distanzen von 500 auf 400, höchstens 350 m. Unter Umständen kommt es schon auf 500 m zur Entscheidung und sicher dann zu Ungunsten des Angreifers, wenn dieser durch zögernde Vorwärtsbewegung viele Verluste erlitten hat und entweder nicht geschickt genug war diese rechtzeitig zu ergänzen, oder weil es ihm an den nöthigen Nachschüben mangelte.

Gegen eine noch so gut vertheidigte Position auch mit schwächeren Truppen bis auf 500 m heranzukommen ist keine Unmöglichkeit. Die Kunst beginnt erst bei dem Näherkommen. Das Herankommen ist aber nur denkbar, wenn hier bereits die Kräfte des Haupttreffens und der Reserve einsetzen und dieses Einsetzen nicht erlahmt bis der Angreifer auf jenem Punkt angekommen ist, woselbst er seine größte Feuerwirkung zu entfalten gedenkt. Auf dieser Distanz noch frische Truppen einschieben zu wollen, ist ein Unding, eine Unmöglichkeit. Die Feuerwirkung des Gegners wird ebenfalls in diesem Moment ihre höchste Intensivität erreicht haben, und der Raum vor und

hinter den bereits im Feuer Liegenden derart mit Geschossen überschüttet sein, daß er für Geschöpfe von Fleisch und Blut unpassirbar ist.

Ein Rezept für einen Angriff giebt es nicht, aber nach ganz bestimmten taktischen Grundsätzen muß verfahren werden, soll er gelingen. Wir wollen diese Grundsätze wie folgt zusammenfassen:

1. Keinen Angriff ohne sehr eingehende Rekognoszirung einzuleiten.

Dabei ist zu bemerken, daß solche Aufklärungen nicht immer durch Kavallerie erreicht werden, sondern, daß es sich nach der Größe der gegenüberstehenden Heeresmassen empfehlen wird, hierzu mehr oder minder starke Infanterie-Abtheilungen, am besten recht zahlreiche Patrouillen, zu verwenden.

2. Gedrängte Fronten und derart aus der Tiefe zu fechten, daß auf den Entscheidungsdistanzen bereits so viel Gewehre und Geschütze in Aktion sind, daß die numerische Ueberlegenheit nicht blos erreicht, sondern womöglich um das Doppelte und mehr übertroffen wird. Eine Vorwärtsbewegung ohne Feuerunterstützung ist undenkbar.

Können wir das nicht, dann ist es besser, nicht anzugreifen, denn unter anderen Verhältnissen ist ein jetziger Angriff gleichbedeutend mit Vernichtung. Mangel an Stärke kann durch Konzentration der Streitkräfte und konzentrirtem Angriff sich ausgleichen. Mehr als je sind die Schlachten Rechnungsexempel geworden. Wollen wir den Erfolg an unsere Fahnen fesseln, müssen rücksichtslos Menschen und Material eingesetzt werden. Aengstliche Führer, welche nicht daran gehen wollen, ihre Reserven einzusetzen, um ja für alle Fälle Kräfte parat zu haben, vergessen, daß gegenüber den neuen Waffen gerade die Reserve nur dadurch wirkt, daß sie rechtzeitig in Thätigkeit kommt und werden auf Erfolge verzichten müssen. Es ist ein va banque-Spielen, aber mit dem Untergrunde der vollen Ueberlegung. Das „Wägen" tritt mehr als je in seine Rechte aber auch das Einsetzen aller Kräfte für den Zweck. —

Deutsche Ueberlegung, deutsche Zähigkeit und der unserer Armee, ohne ihr zu schmeicheln, eigene Geist der Offensive wird mit der Gewalt jener Waffen, welche uns etwaige Gegner in Zukunft gegenüberstellen werden, zu rechnen haben. Wenn wir fragen, warum Deutschland diese Hunderte von Millionen ausgiebt, da wir doch bereits im Besitze weittragender, schnellschießender Gewehre sind, so heißt die Antwort: Die neuen Einführungen bezeichnen Vortheile, welche in Bezug auf den Gebrauch und die Verhältnisse der Taktik zur Geltung kommen. Unsere jetzige Bewaffnung läßt gegenüber jener neuen unserer Nachbarn zu wünschen übrig. Könnte ein Staat, eine Heeresleitung noch Anspruch auf Ehrlichkeit und Vertrauen erheben, wenn sie das höchste Gut eines Volkes, dessen Freiheit, durch unzeitiges Knausern und kurze Gesichtspunkte in Frage stellen wollte! Aus diesem Grunde mußte Deutschland auch diese Opfer seiner eigenen Sicherheit und der Weitererhaltung des Friedens bringen. Ob damit auch bereits das letzte derartige Opfer gebracht ist, wer weiß es! Denn wenn morgen eine Erfindung gemacht wird,

welche die jetzige in den Schatten stellt und die Großstaaten führen dieselbe in ihren Armeen ein, wollen diese dadurch stärken und uns schwächen, dann bleibt nichts übrig als zu denken, wie ein solcher Triumpf übertrumpft werden kann. Wir können allem Kommenden mit Ruhe entgegen blicken. Solange wir diese nicht verlieren im Wägen der Dinge, so lange ernste Arbeit das Fundament unserer Thätigkeit ist und der alte deutsche gesunde Geist der Offensive in uns wirksam, braucht uns eine verstärkte gegnerische Defensive nicht zu kümmern. Davon sollen unsere künftigen Angriffe zeugen, wenn das Dichterwort wahr werden sollte:

Es kann der Böse nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. 99.

Die jetzige Krisis der Festungsbaukunst.*)

IV. (Schluß.)

Auch nach der erfolgten Auflassung einiger, der noch bevorstehenden Auflassung mehrerer Festungen zeigt Frankreich auf seinen vermuthlichen Kriegsgrenzen (im Revanchefeldzug) das Bild hermetischer Absperrung durch Bauten von Stein und Eisen, — wie wir gesehen haben ein Gegenstand einerseits der höchsten Lobpreisung, andererseits der vollsten Mißschätzung.

Deutschland hat in den letzten Jahren einige Festungen, deren Bedeutung überlebt, eingehen lassen, — die vorhandenen großen und am meisten bedrohten durch Beton, Panzer u. s. w. auch gegen Brisanzgeschosse widerstandsfähig hergerichtet. Es verlautet bald hie, bald dort, — auch besonders in den französischen Zeitungen, — daß die Absicht bestehe, im Westen Breisach, im Osten Graudenz, vielleicht auch Allenstein zu Lagerfestungen zu machen. Wir sitzen nicht im Rathe der Wissenden und können keine Meinung äußern über den größeren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit, der dieser Nachricht beiwohnt: jedenfalls sind in derselben drei Punkte bezeichnet, deren permanente Befestigung nach landläufigen Begriffen dringend wünschenswerth erscheint. Die Zeit wird Klärung bringen über diese Frage und zugleich zeigen, welche Lösung die gegenwärtige Krisis des Befestigungswesens in Deutschland findet: gelten Festungen als überwundener Standpunkt? — und falls „nein“: wie werden alle Erfahrungen und Erfindungen des heutigen Tages zur Anlage und Ausstattung einer großen Festung verwerthet?

*) Siehe Januarheft 1890 unserer Blätter.

Inzwischen sind auch bei uns die Meinungen der Fachmänner gespalten. Die Extremen möchten alles Feste demoliren, wie die Auslassungen eines jedenfalls scharf urtheilenden und in geheimnißvollen Andeutungen sich als „eingeweiht“ hinstellenden Wortführers*) beweisen. An Stelle der überlebten Form müsse etwas Lebensvolles gesetzt werden und das bestehe in Folgendem:

1. Das Eisenbahnwesen muß militärisch so organisirt und so leistungsfähig gemacht werden, daß im Kriege selbst große Bahnstrecken schnell neu gebaut werden können, um Festungen da zu umgehen, wo sie im Wege liegen. Das erfordert Vorrath an Material verschiedener Art für Brücken, Dämme u. s. w., abgesehen vom Bahnmaterial (Wagen, Schienen, Schwellen u. dgl.) selbst. 2. Dem Eisenbahnwesen fällt ebenfalls die Hauptaufgabe zu, das Material in die Positionen zu schaffen, welche im Kriege selbst hergestellt werden müssen, und es aus den Positionen zu retten, wenn dieselben verlassen werden sollen, so daß es also nicht in feindliche Hände geräth. 3. Die ganze Armee, und zwar alle Waffengattungen, müssen im Frieden direkt im Gebrauch des Spatens geübt werden, daß schnell große „Positionen“ hergestellt werden können. Da die Punkte 1—3 bereits in Deutschland ins Leben getreten sind, so folgt hieraus, daß Deutschland thatsächlich bereits mit dem alten Befestigungssystem gebrochen hat und eine gute Strecke auf dem neuen Wege zurückgelegt hat. Punkt 1 und 2 sind in den letzten Jahren budgetär erledigt, also bilden sie kein Geheimniß mehr. Punkt 3 hat vor Kurzem im neuen Exerzier-Reglement für die Infanterie Ausdruck gefunden. 4. Für die Armirung dieser Positionen sind die „Schumann'schen Thürme“ oder „Schirme“ bestimmt, welche leicht zerlegt, befördert, an Ort und Stelle entladen, aufgestellt und in die Erdwerke gebracht werden können, die von der Feldarmee zu bauen sind, nicht, wie bisher, die Domäne der Pioniere bilden. 5. Diese Thürme (Kampflafetten) bestehen in verschiedenen Abmessungen, je nach dem Zweck. Sie sind verhältnißmäßig sehr billig und schnell herstellbar. 6. Damit die Kampflafetten schnell an jeden Punkt befördert werden können, müssen „Bahnlafetten“ vorhanden sein, auf die die Kampflafetten leicht verladen werden können und welche in Depôts auf Schienen vorräthig zu halten sind. 7. An Stelle der vielen Depôts in den bisherigen Festungen, wo das verschiedene Material lagert, muß ein neues Depôtwesen organisirt werden; die Depôts müssen das erforderliche Material enthalten, direkt in Verbindung mit Eisenbahnen stehen und jedes Verladen oder Entladen in kurzer Zeit ermöglichen. 8. Soll das neue System Früchte tragen, so muß die Erziehung und Heranbildung der Ingenieur-Offiziere von Grund aus geändert werden: sie müssen das lernen, was sie für die „bewegliche Befestigung“ brauchen, und davon entlastet werden, was sie nicht brauchen. Man glaube nur nicht, daß diese Dinge noch heute dem Gebiete frommer Wünsche angehören, sondern

*) Ein militärischer Berichterstatter der „National-Zeitung“, nach einer Mittheilung der „Post“.

es ist ein öffentliches Geheimniß, daß sie an maßgebender Stelle als wichtig erkannt und daß hinsichtlich der Punkte 4—8 Beschlüsse gefaßt sind, welche sich der öffentlichen Besprechung selbstredend entziehen. Nur so viel möchte zu sagen erlaubt sein, daß die „bewegliche Befestigung" im Ganzen auf dem eben entwickelten System fußen wird, und daß die Ausfüllung dessen, was die Erfahrung später als nothwendig erheischt, gewiß von Denjenigen erwartet werden darf, die diese Dinge nach Kräften fördern, nämlich dem Grafen Waldersee und dem General Golz . . ."

Ein anderer „Extremer", von gutem Namen, tritt, trotz seiner zahlreichen Anhänger, bescheidener auf und giebt seine Ansichten mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie keinen Anspruch auf die geringste Autorität machen, vielmehr ganz „persönliche", „private" seien. Es ist der Major Scheibert, der im „vierten Theil" seiner „Befestigungskunst"*) uns „Vorschläge" unterbreitet. Das Heft stellt zunächst die „Resultate früherer Forschungen" also fest: 1. Die Festungen halten den feindlichen Angriff nur da zeitlich auf, wo deren Umgehung eine größere Zeit beansprucht, als die Existenzsicherheit der vorbeimarschirten Armee dies erfordert. 2. Die Festungen thun bei ihrer heutigen, ihren Werth meist überragenden räumlichen Ausdehnung der eigenen Wehrkraft meist größeren Abbruch als der feindlichen. 3. Die Festungen erfüllen die Bedeutung von „Depotplätzen" nicht mehr. — Ausnahmen finden in den Fällen statt, in denen es sich darum handelt: 5. Etappen und Depots vor fliegenden Korps zu schützen. 6. Wichtige nicht mobile Militär-Etablissements zu schirmen. Alle geschlossenen Festungen, welche diesen Anforderungen nicht genügen, sind überflüssig, ja unter Umständen schädlich . . .

Man sieht, Major Scheibert verfährt gründlich — und die große Menge wird ihm dabei nicht zustimmen. Indessen werden seine Gegner einen Theil seiner Gründe und Beweisführungen die Berechtigung nicht rundweg anerkennen; und hier, wo es sich nicht um eigentliche Stellungnahme zu diesem oder jenem System, sondern um eine kurze Uebersicht der in der heutigen Krisis führenden Richtungen und Lehrmeinungen handelt, sollen denn auch die Scheibert'schen Ausführungen den wohlverdienten Platz erhalten: der Uebersetzung seiner Theorien in die Praxis fügt der geistreiche Autor den Vorbehalt bei, „daß alle seine Vorschläge nur die Folgerungen eines aufgestellten Gedankenganges sind, die sich weder um finanzielle noch politische Verhältnisse oder gar um die Macht der öffentlichen Meinung in Volk und Armee kümmern, die deshalb in keiner Weise irgend einen praktischen, sondern nur den Werth beanspruchen, an Beispielen die theoretischen Aufstellungen erläutern zu wollen."

*) Die Befestigungskunst und die Lehre vom Kampfe. Nachträge zu den Streiflichtern von J. Scheibert, Major z. D. Vierter Theil: Vorschläge, Berlin 1888. Verlag von Friedrich Luckhardt. Preis: 3 Mark.

Scheibert betrachtet das deutsche Landesvertheidigungs-System unter dem Gesichtspunkte eines gleichzeitigen Krieges gegen Frankreich und Rußland und kommt zu dem Schlusse: im Westen kann man eher darauf rechnen, daß die Entscheidung in einem großartigen massenhaften Ringen und in mächtigen Gewaltschlägen gesucht werden wird; dagegen ist anzunehmen, daß der östliche Nachbar, angeregt auch durch die bekannte „vorschnelle" selbstständige Initiative einzelner Heerführer, versuchen wird, durch kühne und unberechenbare Unternehmungen Vortheile zu erringen. Während also im Westen bei der zu erwartenden mehr regelrechten Kriegsführung alle die theoretischen Aufstellungen dieser Blätter zum großen Theil ins volle Gewicht fallen werden, wird der Osten Ueberraschungen bringen, welche Untergrund zu den vorher unter Satz 1, 5 und 6 angegebenen Ausnahmen bieten! Und so lautet der Spruch des Major Scheibert auf: „Rückwärtige Oeffnung der Festungen des Westens, — Erhaltung der Festungen des Ostens."

Also man soll die West-Festungen nach der Front, welche dem Gegner zugekehrt ist, stehen lassen und dafür die rückwärtigen Festungsanlagen militärisch unbrauchbar machen. Begründung bezw. Vortheile: 1. würde sich der Hauptzweck, den die Festung im neueren Kriege spielt: „Aufhalten der Bewegung des Gegners" in vollem Maße erfüllen können; 2. würde die Besatzung nicht genöthigt sein, sich isoliren zu lassen. Der Kommandeur der Truppen hinter den Festungsanlagen — nicht mehr Kommandant — ist nicht nur nicht durch seinen Eid und seine Ehre gebunden, die Besatzung in einem Raume stehen zu lassen, in welchem sie nichts mehr nützt, sondern sogar gezwungen, rechtzeitig den strategisch nichts mehr nützenden Abschnitt aufzugeben; 3. kann dem Feinde die rückwärts geöffnete Position keinerlei Nutzen bringen. Z. B. wenn man Metz dadurch rückwärts vertheidigungsunfähig macht, daß man die Werke des rechten Moselufers mit Ausnahme der den Fluß beherrschenden Flügelforts wegnimmt, so würde man, im Falle der Feind bei Metz durchzubrechen suchen sollte, denselben ganz ebenso hartnäckig aufhalten können, als wenn die ganze Festung existirte. Ist es dagegen dem Feinde gelungen, an anderen Stellen solche Vortheile zu erringen, daß unsere Armee die Mosellinie daselbst aufgiebt, so wäre man nicht genöthigt, mehr als eine Division — im unglücklichsten Falle sogar von Feldtruppen — in Metz zurückzulassen, d. h. um eine Stadt zu vertheidigen, deren Sicherungswerth mit der Brachstellung einer solchen Truppenmenge vielleicht zu theuer bezahlt wäre . . .

Aber — kann man mit wuchtigen Gründen einwenden —: wenn nun der Feind die Festungen nicht an deren Fortsseite angreift, sondern an der offenen Rückseite, wie solches vorauszusehen ist!? — —

Scheibert behandelt sodann „improvisirte Befestigungen" und zwar eingehend die neuerdings vielbesprochenen, im Kaisermanöver 1889 zur Anwendung gebrachten Schumann'schen Panzerthürme, als die Grundlage für die von der

heutigen Art der Kriegführung erforderte beweglichere Form der Befestigung. „Wie in strategischer Beziehung die Eisenbahnen die Funktionen der einstigen festen Plätze übernahmen, so geben die Schumann'schen Schirme in Verbindung mit dem Infanteriespaten der heutigen taktischen Ausbeutung der Vertheidigungskunst einen recht willkommenen Untergrund." Und also die Eisenbahnen: werden dieselben wirklich so leistungsfähig gemacht werden können, daß sie bei den Riesenheeren der Zukunft — außer dem doch in erster Linie zu bewältigenden Nachschub und Abschub an Menschen, Pferden, Feldmaterial, Verpflegung — noch die Mittel zu Positionsbefestigungen hierhin und dahin in Eile zu befördern vermögen?

Ein sehr maßvolles Urtheilen und Abwägen aller in Betracht kommenden Verhältnisse finden wir in der über ihren Umfang hinaus bedeutenden Schrift: „Ideen über Befestigungen von K. H. Berlin 1888. E. S. Mittler & Sohn. Preis 1,50 Mark."

K. H. widmet den Scheibert'schen Arbeiten die gebührende Aufmerksamkeit, tritt denselben in vielen, wichtigen Punkten bei, schränkt aber auch eine Anzahl zu weit gespannter Ideen desselben ein. Ohne auf seine höchst interessanten Ausführungen hier einzugehen, geben wir seine — K. H.'s — „Grundsätze für ein Befestigungssystem" in Folgendem wieder.

1. Die Hauptgrundlage für das Befestigungssystem bilden große operative*) Festungen mit detachirten Forts in der Entfernung von durchschnittlich 100/80 bis 150 Kilometer von einander. Sie verschließen die Haupt-Eisenbahnkommunikationen und decken die Haupt-Eisenbahnknotenpunkte.

2. Zwischen diesen „operativen Festungen" werden andere Eisenbahnkommunikationen im Prinzip durch provisorische Befestigungen gedeckt. Wo zu diesem Behufe schon ältere permanente Festungen bestehen, werden diese im Stande erhalten. Es sind kleinere Festungen, „Sperrfestungen"**) (nicht Sperrforts), etwa in der Ausdehnung wie Sedan, Montmédy, Mézières 2c.

3. Ist das Land zwischen den großen operativen Festungen frei und offen, d. h. fehlt dort jede (Strom- oder Gebirgs-) Barrière, so wird es Aufgabe der Feldarmee sein, dort die Vertheidigung offensiv zu führen, oder, wenn auf die Defensive angewiesen, die Eisenbahnkommunikationen in Stellungen zu sperren, die durch Feldbefestigungen zu verstärken sind. Mit der Zeit

*) Nach dem „strategischen Werth" hat K H die — beim Erscheinen des Feindes vertheidigungsfähig gedachten Festungen in drei Klassen getheilt. Die erste umfaßt die ‚operativen Festungen"; das sind große Festungen, durch ihre Lage und Ausdehnung dazu bestimmt, die Operationen einer auf die Defensive verwiesenen Feldarmee derart zu begünstigen, daß dieselbe nicht mehr das Gesetz des Gegners unbedingt anzunehmen nöthig hat, sondern die Initiative wiedergewinnen und unter Umständen zur Offensive übergehen kann.

**) d. h. Festungen, welche bestimmt sind, einen Punkt auf Zeit zu halten — einen Paß, Stromübergang, eine Eisenbahnlinie zu sperren. Meist werden dies kleinere Festungen sein.

werden diese Feldbefestigungen zu provisorischen Befestigungen vervollkommnet und dementsprechend mit Geschütz ausgerüstet. Wo diese Stellungen zu wählen sind, hängt vom Verlaufe des Krieges ab.

4. Festungen als Selbstzweck*) sind nur da in permanenter Weise schon im Frieden zu erbauen, wo sie schon aus anderen Gründen große operative Festungen sein müssen.

5. Festungen als Selbstzweck, welche keinen anderen Zweck haben, als den, die Bewohner einer großen Stadt (Landeshauptstadt) zu schützen, sind in provisorischem Stile und erst dann zu erbauen, wenn der Krieg unvermeidlich ist. Sie bestehen aus einem Kern, der die Stadt umschließt, und aus detachirten Forts.

6. Eine jede Festung, welche beim Erscheinen des Feindes vor derselben nicht gegen Feldtruppen vertheidigungsfähig (gegen den gewaltsamen Angriff armirt) und vor der vollendeten Einschließung nicht mit dem für sie bestimmten Vertheidigungsmateriale gegen den förmlichen Angriff versehen ist, welche also des Schutzes bedarf, statt zu schützen, ist werthlos, ja schädlich. Besser wäre es, keine Festung zu haben, als eine solche.

7. Es wird eine bewegliche Festungsanlage in Depôts niedergelegt.

Diese bewegliche Befestigungsanlage besteht aus Geschütz und Munition (Belagerungs-Trains) und allen den Gegenständen, welche im Frieden für provisorische Bauten (auch Hohlbauten, provisorischen Reversgalerien, Pulvermagazinen u. s. w.), ferner für provisorische Eisenbahnbrücken u. s. w. vorräthig gehalten werden können.

Die Depôtorte werden so gewählt und die Niederlegung des Materials wird so eingerichtet, daß Verladung und Absendung des Materials nach dem Bestimmungsorte möglichst schnell vor sich gehen kann. Die oberste Heeresleitung bestimmt die Zeit, binnen welcher das Material nach Eintreffen des Befehls versendungsmäßig auf der Eisenbahn verladen sein muß (ein-, zwei- oder dreimal 24 Stunden). Für den Transport nach den verschiedenen möglichen Bestimmungsrichtungen werden Eisenbahn-Fahrpläne bereits im Frieden ausgearbeitet.

Es ist nicht nöthig, daß sich diese Depôts gerade in Festungen befinden. Weil aber in großen Festungen meist hierzu geeignete Depôträume schon vorhanden sind, so werden wohl solche Depôts in großen Festungen großentheils mit den geringsten Kosten angelegt werden können. Für den Fall aber, daß eine solche Festung mit einer Belagerung bedroht werden sollte, sorgt ein vorsorglich ausgearbeiteter Entwurf und Eisenbahn-Fahrplan dafür, daß von dem Material alles das, was diese Festung nicht selbst zu ihrer eigenen

*) d. h. Festungen, welche den Zweck haben, eine große volkreiche Stadt (Hauptstadt, Etablissements, Fabriken u. s. w.) womöglich dauernd gegen die Besitznahme durch den Feind zu schützen.

Vertheidigung bedarf, rechtzeitig an ungefährdete Orte zurückgeschafft werden kann, ehe der Feind die rückwärtige Verbindung der Festung unterbricht.

Das an offenen Orten niedergelegte Material dieser Art muß in gleicher Weise per Eisenbahn so schnell beweglich sein, wie es die oberste Heeresleitung bedarf und vorher festsetzt, sei es zur Vollendung der Ausrüstung einer großen operativen Festung, sei es zur Armirung der durch Feldbefestigungen zu verstärkenden Stellungen und deren Vervollkommung zu provisorischen Befestigungen, sei es zur Führung von Belagerungen, sei es endlich auch bloß zur Rückwärts-Evakuirung, wenn der offene Ort durch den Feind gefährdet erscheinen sollte.

8. Die Bestimmungen der beweglichen Festungsanlage machen es zur Nothwendigkeit, daß (mit Ausnahme der Bewaffnung der Panzerthürme und der in gleicher Kategorie stehenden gedeckten Geschützstände) kein Unterschied zwischen dem Geschützmaterial der Festungs- und Belagerungs-Artillerie bestehe.

9. Die Nothwendigkeit, daß die Festung widerstandsfähig sei, sobald der Feind vor ihr erscheint, bedingt, daß jede Festung, die durch ihre Nähe an der Grenze vom Feinde binnen 24 Stunden erreicht werden kann, auch fortwährend im Laufe des Friedens gegen den gewaltsamen Angriff armirt sein muß.

Ist eine solche Festung zugleich auch eine „operative Festung", so wird in ihr auch zugleich dauernd das nöthige Material zur Durchführung der Vertheidigung, insbesondere für die offensiven Aufstellungen zwischen den Forts, bereit gehalten. Material der „beweglichen Festungsanlage", das für andere Orte bestimmt ist, darf aber in solchen Festungen nicht deponirt werden, weil es sonst der Gefahr ausgesetzt wurde, abgeschnitten und werthlos zu werden, sobald die Festung eingeschlossen wird.

10. Für alle andern sowohl bestehenden permanenten, als auch in Aussicht genommenen provisorischen Festungen setzt die oberste Heeresleitung (Generalstab) je nach dem vorbereiteten und geplanten strategischen Aufmarsche und je nach der politischen und geographischen Lage jedes Jahr die Zeit fest, binnen welcher sie nach Eingang des Befehls gegen den gewaltsamen Angriff armirt, und die Zeit, binnen welcher sie aus den Depôts der beweglichen Festungsanlange mit dem für die Vertheidigung gegen eine Belagerung nöthigen Materiale versehen sein müssen. Diese Zeiten werden für jeden Platz andere sein und danach wird es sich richten, in welchem Grade von Bereitschaft ein jeder Platz im Frieden schon dauernd zu unterhalten sei.

11. Sache des Ingenieurkorps ist es, jedes Jahr im Einverständniß mit der Artillerie die Ausführung dieses Befehls auf dem Papiere auszuarbeiten und der höheren Genehmigung zu unterbreiten. Hierin werden die Mobilmachungs-Vorarbeiten der Ingenieur- und Artillerie-Offiziere vom Platz bestehen.

Hierzu gehört auch Entwurf und Plan zu den event. erst im Kriegsfalle neu provisorisch anzulegenden „Festungen des Selbstzweck", Vorbereitung der offensiven Zwischenstellungen zwischen den Forts der „operativen Festungen", Orientirung bei den Civilbehörden, ob und wie im Kriegsfalle die dazu nöthigen Civilarbeiter gestellt werden können; kurz, genaue Feststellung aller dazu nöthigen Maßnahmen derart, daß an der Hand eines solchen Entwurfes ein jeder, auch ein am Ort noch nicht orientirter Ingenieuroffizier sofort mit der Arbeit beginnen kann, sobald der Befehl im Kriegsfalle eintrifft.

Stellt sich dabei heraus, daß der eine oder andere Platz, dessen provisorische Befestigung erst im Kriegsfalle in Aussicht genommen war, nicht so schnell vertheidigungsfähig hergestellt werden kann, als es die oberste Heeresleitung verlangen muß, dann wird man gezwungen, dort schon im Frieden permanente Anlagen zu bauen oder doch wenigstens provisorische vorzubereiten. Stellt sich heraus, daß eine Festung nicht so schnell gegen den gewaltsamen Angriff armirt werden kann, als es die oberste Heeresleitung verlangen muß, dann wird man gezwungen, die Bereitschaft dieser Festung schon im Frieden derart zu steigern und zu erhalten, daß bei Ausbruch des Krieges die für die Armirung 2c. festgesetzte Zeit innegehalten werden kann.

12. Soweit die Mittel des Staates es gestatten, sind die permanenten Befestigungen mit denjenigen Schutzmitteln (Panzerthürmen, verstärkten Eindeckungen u. s. w.) zu versehen, welche den Fortschritten der Technik der Belagerungs-Artillerie entsprechen. In erster Reihe werden hierbei die detachirten Forts, und zwar zunächst die wichtigsten auf der wahrscheinlichen Angriffsfront, bedacht, und zwar in denjenigen Festungen, welche nach der politischen Lage die bedrohtesten sind.

13. Für die Verstärkung von Stellungen der Feldarmee durch Feldbefestigungen, die später zu provisorischen Befestigungen erweitert zu werden bestimmt werden könnten, läßt sich zwar im Frieden nichts direkt vorbereiten, weil erst der Gang der Kriegsereignisse vorschreiben wird, wo solche Stellungen einzunehmen sind. Aber eine indirekte Vorbereitung kann erfolgen durch die Schulung und Uebung des Ingenieurkorps in Anlage solcher Stellungen theoretisch durch Rekognoscirungen nach Art der Generalstabsreisen und Uebungsritte, wobei unter Annahme einer Kriegslage die Befestigung einer solchen Stellung bis in die kleinsten Details auf dem Papiere ausgearbeitet wird. (Totleben machte solche Generalstabsreisen mit den Ingenieuroffizieren alljährlich.) Es müssen solche Rekognoscirungen aber ausdrücklich nur zur Uebung betrieben werden, damit nicht die Idee aufkomme, diese oder jene Stellung müsse unbedingt bei Ausbruch des Krieges befestigt und benutzt werden, weil man vorher nicht weiß, ob die Kriegslage sich so gestaltet, daß die Stellung von Werth ist und ob der die Verantwortung tragende Feldherr damit einverstanden ist, sie zu beziehen.

14. Die zukünftige Befestigungstaktik (wie sich Scheibert aus-

drückt) ist eigentlich die strategische Anwendung des Befestigungssystems und gehört mit der Organisation der Dampfkraft (die Scheibert mit in den Bereich der Ingenieurthätigkeit zieht) in die Befugniß der über dem Ingenieurwesen stehenden obersten Heeresleitung. Wie aber das Ingenieurwesen nur gemäß den Intentionen der obersten Heeresleitung ersprießlich arbeiten kann, ebenso läßt sich auch kein System der Befestigung aufstellen, ohne zugleich anzugeben, wie dabei vorausgesetzt wird, daß die oberste Heeresleitung davon Gebrauch machen wird.

Danach würden mit dem Befehl zur Mobilmachung die nach dem Feinde zu gelegenen festen oder zu befestigenden Plätze den vorbereiteten Ausführungsbefehl nach obigem Passus 9, 10 und 11 erhalten. Die Arbeiten werden von Civilarbeitern ausgeführt. Als Besatzungen der festen Plätze werden zunächst während der Mobilmachung die Friedensgarnisonen verwendet. Diese sind unter den Truppen des Armeekorps die letzten, welche nach vollendeter Mobilmachung in das Terrain des strategischen Aufmarsches transportirt werden, und bei ihrem Abrücken lösen Neuformationen (Landwehr, Landsturm) sie ab. Derart ist der Eisenbahn-Fahrplan festgestellt. Alle festen Plätze, welche nicht unmittelbar bedroht sind, brauchen zunächst nur die zu ihrer Bewachung nöthige Garnison und das zu ihrer Armirung gegen den gewaltsamen Angriff erforderliche Artilleriematerial. Die oberste Heeresleitung hat in vorher festgestellten Fahrtableaus für jeden Platz besonders vorbereitet, wie viel Tage erforderlich sind, um ihn mit der gegen eine Belagerung nöthigen Garnison und dem nöthigen Material an Artillerie ꝛc. aus der „beweglichen Festungsanlage" zu versehen. Hat aber ein Platz ein Depôt der „beweglichen Festungsanlage", welches seinen Bedarf an derartigem Material nicht nur deckt, sondern sogar überschreitet (wenn z. B. ein Belagerungspark außer der Artillerie für die Festung daselbst lagert), so ist der Fahrplan auch darauf eingerichtet, das überschießende Material in ein anderes Depôt zu evakuiren, damit es bei einer Belagerung nicht mit eingeschlossen wird. Während des Krieges behält sich die oberste Heeresleitung vor, sobald die Kriegsereignisse die Möglichkeit in Aussicht stellen, daß die Festung in Aktion trete, den telegraphischen Befehl zur Ausführung dieser Transporte zu geben und dem Platze die nöthige Garnison, sei es von rückwärts an Neuformationen, sei es aus der Operations-Armee, per Eisenbahn zuzuführen. Sie zieht dabei die Zeit in Rechnung, welche diese Transporte gebrauchen, um durchgeführt zu sein, ehe der Feind vor der Festung erscheinen kann. Aus dieser Rücksicht wird man die dicht an der Grenze liegenden Festungen nicht nur — wie oben gesagt — gegen den gewaltsamen Angriff armirt und mit dem Material gegen den förmlichen Angriff schon im Frieden ausgerüstet erhalten, sondern auch gleich bei Vollendung des strategischen Aufmarsches mit der erforderlichen Garnison (Landwehren ꝛc.) versehen. Denn so sehr es auch unser Bestreben sein wird, den Krieg stets offensiv zu beginnen, so wäre doch

immer der Fall denkbar, daß der Feind uns politisch täuscht und einmal einen Vorsprung im strategischen Aufmarsche gewinnt. Solche Festungen dürfen deshalb kein größeres Depôt aus der „beweglichen Festungsanlage" aufnehmen, als sie zu ihrer eigenen Vertheidigung gebrauchen, denn im Falle der Feind uns zuvorkommt, wird man schwerlich Zeit haben, den Ueberschuß nach rückwärts zu evakuiren, ehe er vor der Festung erscheint. Ebenfalls mit dem Befehle zur Mobilmachung erfolgt der Befehl zur Bereitstellung aller im Lande befindlichen Depôts der „beweglichen Festungsanlage", um jeden Tag dieses Material nach den vorher ausgearbeiteten Fahrtableaus dahin in Bewegung setzen zu können, wo man seiner bedarf.

Durch die Gesammtheit dieser Anordnungen wird vermieden, was Scheibert fürchtet, daß nämlich die Festungen durch die großen Besatzungen, die sie erheischen, die offensive Landesvertheidigung schwächen. Denn wenn es gelingt, den Krieg offensiv zu führen, absorbiren auf diese Weise die Festungen nicht Einen Mann der offensiven Feld-Armee.

15. Wenn das im Vorstehenden aufgestellte Befestigungssystem als Norm gilt, dann muß dem Satze Scheiberts zugestimmt werden, in welchem als rationell hingestellt wird, alle diejenigen Festungen aufzugeben, welche nicht für die hier angegebenen Zwecke dienlich sind.

16. Die beste Landesvertheidigung ist aber immer die, daß man den Krieg strategisch offensiv mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen im Stande sei. Siegt man gleich im Beginne des Krieges im offenen Felde, so trägt man den Krieg in Feindes Land und braucht die eigenen Festungen gar nicht. Und ist man auch nicht gleich überall siegreich, so verschafft doch die Offensive allein schon die nöthige Zeit zu provisorischer Befestigung der Orte, die nach der politischen und strategischen Lage zur Zeit wichtig sind. Ein großer Staat darf deshalb aus Rücksichten auf permanente Festungen die Offensivkraft des Landes nicht schwächen und muß erst auf diese alle nöthigen Mittel verwendet haben, ehe er daran denken kann, die Finanzen für Festungsbauten in Anspruch zu nehmen.

Aus diesem Grunde werden auch die eben ausgesprochenen ersten 15 Grundsätze für das Befestigungswesen in der Praxis bedeutende Einschränkungen erfahren, insofern die Finanzkraft des Landes nicht die völlige Durchführung gestattet. Es wird sich immer in erster Linie darum handeln, alle im Felde brauchbaren Männer auch für die Feld-Armee auszubilden und im Kriegsfalle darin zu verwenden.

Wenn auch in Vorstehendem die Finanzkraft des Landes während des Friedens dadurch geschont erscheint, daß ein großes, fast das Hauptgewicht, auf erst im Mobilmachungsfalle zu beginnende provisorische Bauten gelegt ist, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß für diese so manches Material, nämlich die gesammten Depôts der „beweglichen Befestigungsanlage", bereit gehalten werden soll, also schon im Frieden Geld kostet. Man hat es

da nicht mit einer nur einmaligen Ausgabe zu thun, sondern auch mit laufenden. Holzkonstruktionen faulen mit der Zeit und müssen erneuert werden. Eisenkonstruktionen sind auch nicht für die Ewigkeit. Sie können durch neue Erfindungen überflügelt werden und veralten.

Aber es handelte sich auch nur darum, in welcher Richtung sich die Befestigungskunst zu entwickeln habe, wenn sie den neuesten Erfahrungen aus dem Belagerungskriege Rechnung tragen soll. Inwieweit die Finanzkraft die Befolgung dieser Grundsätze gestattet, das wird in jedem Lande verschieden sein! . . . .

Wir haben die Ansichten des in vielen Punkten mit dem Major Scheibert im Einverständniß befindlichen Herrn K. H. hier im vollen Umfange wiedergegeben, weil wir dieselben im Ganzen und im Einzelnen billigen und deren Verbreitung auch unter den nicht-zünftlerischen Kameraden (der Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie) uns deshalb angelegen sein lassen. K. H. trägt in seinen Begründungen und Endzielen in vollem Maße Rechnung den strategischen, taktischen, politischen, ethischen und pekuniären Rücksichten; — er zeigt sich als weitschauender, die kleinen, engherzigen Lehrmeinungen der „Schule" bei Seite schiebender Mann, der die charakteristischen Züge und Umrisse des Zukunfts-Riesenkrieges wohl erkennt und das unentbehrliche Befestigungswesen dem Rahmen desselben an passender Stelle, in passender Form einfügen will, — als dienendes Glied geringerer Bedeutung (aber nicht „geringer" Bedeutung!), insofern doch eben voran steht allerwege der Kampf der Heere im freien Felde. . . .

Was aber betont und immer wieder betont werden muß, — mit Scheibert, K. H., General Sauer u. v. a., — das ist die Nothwendigkeit, die Ingenieur-Offiziere — theoretisch und praktisch — auf die Höhe der modernen strategischen und taktischen Anschauungen zu stellen: dazu ist aber erforderlich ihre stete Heranziehung zu Kommandos bei der Kriegsakademie, dem Generalstabe, zu großen Garnison-Uebungen und Manövern, zu strategischem Kriegsspiel und taktischen Uebungsreisen u. s. f. Nur durch derartige lebhafte, praktische, persönliche Theilnahme an den Vorgängen des Feldkrieges erwerben bezw. bewahren sie sich das klare taktische Urtheil, das man von ihnen heutzutage mehr als je zuvor, fordern muß — und welches durch ausschließliche oder vorwiegende Beschäftigung mit der Technik nicht zu erlangen, bezw. in Zweifel gestellt ist. 134.

Die französischen Remonten.

Der bekannte französische Militärschriftsteller, General Bonie, veröffentlicht im Journal des sciences militaires unter obigem Titel einen nicht uninteressanten Aufsatz, der uns auch über den heutigen Stand dieser Frage in unserem Nachbarlande Aufschluß giebt. Er giebt zunächst über die verschiedenen Arten der Remontirung seit Ludwig XIV. einen kurzen Abriß, der nur historisches Interesse hat, und den wir daher übergehen. Erst der Stand dieser Frage im Jahre 1870 hat für uns größeres Interesse.

Es gab damals in Frankreich siebenzehn Depôts, von welchen jedes seine Thätigkeit über ein oder mehrere Departements erstreckte. Die Ankäufe geschahen unmittelbar und die damit beauftragten Offiziere hatten sich mit den Züchtern in Verbindung zu setzen, um sie über die Anforderungen auf dem Laufenden zu erhalten. Die ganze Handhabung dieses Geschäftes bis zur Ablieferung an die Regimenter war außerordentlich umständlich und schwerfällig, so daß es bei Ausbruch des Krieges unmöglich wurde, die nicht mit vollem Bestande ausgerückten Schwadronen auf Sollstärke zu ergänzen. Eine Reserve an Pferden gab es überhaupt nicht, es wurden zwar eine Menge Kommissionen ernannt, um die nöthigen Pferde anzukaufen, aber es ging so langsam, daß bis zur Schlacht bei Sedan kein Ersatz an Pferden erfolgen konnte.

Bei der neugebildeten Loire-Armee hatten die Kavallerie-Regimenter Befehl, sich selbst die nothwendigen Pferde zu verschaffen, aber sie machten von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch, sondern wendeten sich an die Verwaltung, welche nicht im Stande war, den an sie herantretenden Anforderungen zu genügen. Die schweren Regimenter empfingen eine große Anzahl von Pferden, auf welchen noch niemals ein Reiter gesessen hatte, welche noch nie einen Galoppsprung gemacht hatten und mit beiden Händen gelenkt werden mußten, so daß der Gebrauch der Waffen fast unmöglich gemacht war. Es war somit nicht der Mangel an Pferden, welcher sich hier fühlbar machte, sondern die Schwierigkeit, schnell die geeigneten Pferde in genügender Anzahl zusammenzubringen.

Nach dem Kriege von 1870/71 war der Pferdebestand in Folge des großen Verbrauches während desselben ein sehr geschwächter; trotzdem mußten die Bestände der Armee erhöht werden. Da der im eigenen Lande vorhandene Vorrath nicht genügte, so nahm man zu Käufen im Auslande seine Zuflucht.

Die in Amerika aufgekauften Pferde genügten nicht den nothwendigen Anforderungen. Schlecht formirt, reizbar, waren sie zu dauernder Arbeit

nicht fähig. Bessere Erfahrungen machte man mit ungarischen und englischen Pferden, die von Händlern an die Depôts direkt verkauft wurden.

Die Einrichtung des Remontedienstes beruhte im Wesentlichen auf denselben Grundzügen, wie vor dem Kriege von 1870. Im Januar 1874 wurde die frühere Einrichtung von siebenzehn Depôts wieder vorgeschrieben. Im Dezember desselben Jahres wurde in Folge einer Erhöhung der Anzahl der Zuchthengste eine Veränderung der den Depôts zugewiesenen Departements vorgenommen, um einzelne besser ausnutzen zu können, ohne daß indessen die Zahl der Depôts sich geändert hätte. Im Juli 1879 trat eine neue Veränderung der Departements für die Depôts ein, um den ganzen Dienst mit der Eintheilung in Korpsbezirke mehr in Einklang zu bringen. Im August desselben Jahres wurden bei denjenigen Armeekorps, wo keine Depôts existirten, besondere Kommissionen (comités dits éventuels) eingesetzt, und im Dezember setzte ein Cirkular fest, daß die Pferde im Alter von drei und ein halb Jahr aufgekauft werden sollten.

Im März 1881 fand wieder eine neue Vertheilung der Departements unter die Depôts statt, die besonderen Kommissionen wurden aufgehoben. Schließlich wurde 1882 eine neue Art der Remontirung eingeführt. Mit drei und einem halben Jahr sollten die Fohlen aufgekauft, in den Pferdedepôts aufgezogen und mit vier und einem halben Jahr an die Regimenter abgegeben werden.

Nachdem General Bonie einen geschichtlichen Ueberblick über die Art und Weise der französischen Remontirung gegeben hat, geht er zu einem Vergleich des gegenwärtigen Zustandes dieser Frage in Frankreich und Deutschland über und kommt zu dem Schluß, daß die Organisation in ersterem Lande außerordentlich theuer ist und weder im Frieden noch im Kriege genügend funktionirt. Es seien daher Reformen dringend nothwendig.

Im Jahre 1870 sollen nach statistischen Angaben in Frankreich drei Millionen Pferde existirt haben. Ihre Zahl verminderte sich durch den Krieg um eine Million. Seitdem hat sich der Bestand wiederum so vermehrt, daß er jetzt eine Million und einmal hunderttausend betrüge. Aus- und Einfuhr sollen sich das Gleichgewicht halten, so daß Bonie annimmt, daß man auch in Zukunft mit dieser Zahl werde rechnen können. Dagegen ist damit noch keineswegs gesagt, daß es auch genügend zum Reiten geeignete Pferde produzirt. Vielmehr überwiegen die Zugpferde außerordentlich, da der Franzose es nicht versteht, junge Pferde zuzureiten, sondern sich lieber mit der Zucht von Zugpferden beschäftigt. Während dieser Zustand für den Frieden nicht besorgnißerregend ist, da der fehlende Bedarf an Reitpferden aus dem Auslande gedeckt werden kann, ändert sich dies sofort bei Ausbruch eines Krieges, da dann das Ausland seine Pforten schließt. Bonie stellt dem entsprechend die Forderung auf, daß die Armee auch in Betreff ihres Pferdeersatzes, ebenso wie bei Waffen, Munition, Ausrüstung u. s. w. vom Aus-

lande unabhängig sein müsse. Alle seit 1870 gemachten Anstrengungen, die Pferdezucht in dieser Beziehung zu heben, haben nicht zu dem gewünschten Ergebniß geführt. Die französischen Autoritäten auf diesem Gebiete sind zu der Ansicht gekommen, daß das eigentliche Soldatenpferd immer mehr in Frankreich verschwindet, weil Frankreich immer mehr Zugpferde aus- und dafür Reitpferde einführt. Der Sportschriftsteller Baron de Vaux, welcher sich ebenfalls mit diesem Gegenstand eingehend beschäftigt hat, führt als Beweis folgende Thatsache an. Das Depôt von Paris und die vier Depôts der Normandie sollten im Jahre 1885 6387 Reitpferde stellen. Trotz aller Anstrengungen war es ihnen nicht möglich, aus diesen pferdereichsten Distrikten mehr als 3562 Reitpferde aufzubringen. In der ganzen Normandie konnten von den geforderten 543 Linienkavalleriepferden nur 247 aufgebracht werden.

Frankreich hat in den Jahren 1882, 1884, 1887 11 000 bez. 26 000, bezw. 36 000 Pferde und zwar fast nur Zugpferde ausgeführt. Während somit die Ausfuhr solcher Pferde stetig zugenommen, hat die Produktion von Reitpferden um 30 000 pro Jahr abgenommen. Bonie verlangt daher, daß der Staat hier energisch eingreift und durch Einführung geeigneter Zuchthengste und Begünstigung der Zucht Wandel schaffe. Wir übergehen die vom Verfasser im Einzelnen aufgestellten Berechnungen, da es uns hier im Wesentlichen darum zu thun ist, den gegenwärtigen Zustand dieser Frage in Frankreich zu kennzeichnen. Er verlangt dann weiter, daß man zunächst streng zwischen Zug- und Reitpferden unterscheide, da die Anforderungen an diese beiden Arten gänzlich verschiedener Art seien.

Da es in Frankreich an Zugpferden nicht mangelt, so würden die Artillerie und der Train auch niemals für ihren Ersatz in Verlegenheit kommen. Für das Reitpferd schlägt Bonie vor, es nicht wie bisher mit fünf, sondern erst mit sechs Jahren zum Dienst einzustellen und dadurch seine Dienstdauer, die augenblicklich in Frankreich nur 8 Jahr und 4 Monat, gegen 10—12 Jahr in allen anderen Ländern beträgt, ebenfalls zu erhöhen. Da die Züchter es nicht verständen zu dressiren, so soll der Staat die Reitpferde schon dreijährig ankaufen, um den Züchtern die Erhaltung abzunehmen.

Für die Ergänzung bei Ausbruch eines Krieges soll in Bezug auf die Zugpferde die Requisition in Anwendung kommen, und hierfür müßten ganz genaue Listen der vorhandenen Pferde nach Alter, Leistung u. s. w. bereits im Frieden aufgestellt sein. Alsdann werde der Ersatz für diese Gattung Pferde keine Schwierigkeiten machen.

Was nun die Reitpferde anbetrifft, so würde bei ihrem Mangel in Frankreich auf einen genügenden Ersatz nicht zu rechnen sein, wenn nicht die Eskadrons schon im Frieden annähernd auf Kriegsfuß wären. Es wird sich dann zunächst nur um den Ersatz des bald eintretenden Abganges handeln. Hier kann die Requisition nicht nützen, da sie nur rohes Material liefern

und man auf diese Weise keine Kavallerie, sondern nur berittene Infanterie erhalten würde.

Die Frage, wie eine brauchbare Reserve mit Kavalleriepferden geschaffen werden soll, ist bisher noch nirgends völlig gelöst. Alle hierfür versuchten Maßregeln haben sich nicht bewährt. In Frankreich wollte man dies dadurch erreichen, daß im Fall einer Mobilmachung die gesammte Gendarmerie ihre Pferde an die Kavallerie abgeben und dafür durch Requisition neue Pferde erhalten solle. Eine neuere Verordnung hat diese Bestimmung indessen dahin abgeändert, daß die Gendarmerie schon in Friedenszeiten mit den schwächeren Kavalleriepferden beritten gemacht werden soll. Bonie hält diese Maßregel nicht für sehr 'glücklich, da ihre Durchführung für die Kavallerie mit zahlreichen Schwierigkeiten verbunden sein werde. Er schlägt vielmehr eine andere vor, welche dem Staat doch für den Kriegsfall die 8000—10 000 Pferde der Gendarmerie als Reserve für die Kavallerie sichern werde und doch ein Ersparniß mit sich bringe. Der Gendarm soll Eigenthümer seines Pferdes sein, was er durch monatliche Raten erwirbt, die von seinem Gehalt innebehalten werden, dafür giebt aber der Staat durch seine Aufmunterungsprämien eine Summe, welche dem anderthalbfachen Kaufpreise entsprechen soll, ohne indessen dadurch ein Recht auf das Pferd zu erwerben, was der Gendarm verkaufen oder mitnehmen kann, wenn er abgeht. Dagegen macht der Staat, wenn ein Krieg ausbricht, den Gendarm durch Requisition beritten und erwirbt das Pferd für die Kavallerie. Zu dieser Reserve von 8000—10 000 Pferden will dann Bonie noch die zunächst nicht eingestellten fünfjährigen Pferde hinzunehmen, die er auf 6000 berechnet, so daß man also dann eine Reserve von 16 000 gerittenen Pferden besäße. Auf diese Weise hofft er die für Frankreich hochwichtige Frage lösen zu können.

Aus dem Entwickelungsgange des Artilleriewesens.

Militärhistorische Skizzen.

V.

Als König Friedrich Wilhelm I. das Zeitliche segnete und nun sein unternehmungslustiger Nachfolger den preußischen Thron bestieg, begann die Periode der beweglicheren Feldartillerie. Die Studien, die Friedrich II. über Kriegskunst der alten Griechen und Römer gemacht, wollte er Anfangs sogar auch in engerer, taktischer Beziehung bei Aufstellung seiner Artillerie zur Feldschlacht direkt verwerthen.

Beim Beginn der Schlacht von Mollwitz wagte der jugendliche König und Feldherr in dieser Hinsicht mit seiner Feldartillerie das Aeußerste, reizte dadurch den österreichischen General Römer zu einer gelingenden, kühnen Angriffsbewegung, und mußte dann Schwerins Meisterschaft und Erfahrung die Aufhebung des begangenen schweren Fehlers sowie die Fortleitung und Wendung des Kampfes zum Siegeserfolge überlassen.

Des österreichischen Feldherrn, Grafen Wilhelm Reinhardt von Neippergs Unentschlossenheit zum Vorrücken, sowie vor allen Dingen auch die vorzügliche Haltung und Ausdauer der preußischen Infanterie während des ungünstigen Verlaufes im ersten Theile der Schlacht von Mollwitz (10. April 1741) ermöglichten die Wendung dieser ersten von König Friedrich II. unternommenen Feldschlacht zum Siege. Wie ehemals die Heerführer der alten Zeit ihre Katapulten und Balliſten, so hatte hier König Friedrich II. im Beginn seiner Feldherrnthätigkeit seine Kanonen weit vorangestellt.

Und wie die preußische Kavallerie aus dem ersten schlesischen Kriege manche Belehrung hinnehmen mußte, so erging es auch der damaligen Artillerieleitung beim Kampfe im offenen Felde. Mag auch Manches, was uns in der Anfang November des Jahres 1805 herausgegebenen Biographie des General-Quartiermeisters Grafen Karl Christofs von Schmettau berichtet wird, nicht ganz so arg gewesen sein, wie die Schilderungen jener Zeit in Bezug auf die Mängel höherer Kriegsleitung und taktischer Verwendung der Artillerie in der Feldschlacht uns berichten aus den ersten Feldzügen Friedrichs des Großen, schlimm stand es immerhin, und um so mehr müssen die gewaltigen Fortschritte anerkannt und gewürdigt werden, die hierin gemacht wurden und bei den Zeitgenossen dann auch die verdiente Bewunderung fanden.

Das Material der preußischen Artillerie, vor allem die Geschütze, war den Anforderungen der Zeit entsprechend und in genügender Masse vorhanden, als Friedrich der Große die Regierung antrat. Die Vorgänger auf dem Throne hatten in Bezug auf Ausstattung ihrer Artillerie nichts versäumt. Kurfürst Friedrich III. hatte schon im Jahre 1689 Haubitzen gegen die Franzosen ins Feld geführt, als erster König von Preußen ließ er dann durch seinen Hof- und Stückgießer Jacobi zwölf Stück 24 Pfünder gießen, die unter der Benennung: „die zwölf Kurfürsten" bekannt wurden; im Jahre 1704 hatte dann genannter Meister aus Bronze die berühmte „Asia" gegossen, die ein hundertpfündiges Geschütz ersten Ranges war. Im Jahre 1717 war die Herstellung von 90 schweren Kanonen, 24 Mörsern und einer neuen Feldartillerie erfolgt, worauf der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm I. unabläſſig bemüht war, den Inhalt seiner Arsenale zu ergänzen, zu mehren und auf zeitgemäßer Höhe vor allen Dingen zu halten. In organisatorischer Beziehung war und blieb es jedenfalls bemerkenswerth, daß Friedrich Wilhelm I. die Feldartillerie von der Belagerungsartillerie abgesondert hatte.

Die lange Friedenszeit unter König Friedrich Wilhelm I. war den rein or-

ganisatorischen und administrativen Zweigen damaliger preußischer Heeresleitung um so günstiger gewesen, als die unermüdliche Vorsorge dieses energischen Regenten hier keine Lässigkeit aufkommen ließ. Der damalige Artilleriechef General von Linger hatte als Artilleriechef seit dem Jahr 1716 (wo sein Vorgänger General-Major Gabriel von Kühlen zuvor am 9. Dezember 1715 vor Stralsund gefallen) die Leitung der preußischen Artillerie in Händen. Die beiden Genannten sind in der Geschichte der Artillerie jener Zeit als bemerkenswerthe Persönlichkeiten hervorzuheben.

Gabriel von Kühlen tritt noch unter der Regierung des großen Kurfürsten (im Jahre 1682) bei der brandenburgischen Artillerie ein. Im Jahre 1689, gelegentlich der Belagerung von Bonn, ist er Zeugwärter im Lager des Kurfürsten Friedrich III., wird am 1. Mai 1690 zum Premierlieutenant, am 19. Oktober 1701 zum Major und am 1. Januar 1704 zum Oberstlieutenant befördert. Sein Marsch mit 6000 Mann Brandenburgischer Truppen zur Donau und ähnliche Leistungen befriedigten; am 15. Januar 1709 zum Oberst und am 1. Dezember 1713 zum Generalmajor ernannt, fällt er am 9. Dezember 1715 als Chef gesammter preußischer Artillerie bei der Belagerung Stralsunds. Oberst von Lüderitz kommandirte das feierliche Leichenbegängniß des Gefallenen, bei dem nach eigenartigem Zeremoniell fünfhundert Mann mit umgekehrten Gewehren und drei Kanonen betheiligt waren, als Leopold von Dessau, der Prinz von Würtemberg und gesammte anwesende Generale der verbündeten Truppen im Zuge schritten, dem die preußischen Artillerieoffiziere und hinter ihnen die Bombardiere und Kanoniere den Abschluß gaben.

Christian von Linger, der noch im August des Jahres 1744 die Beschießung von Prag leitete und ein Jahr darauf wegen vorgerückten Alters die persönlichen Dienstleistungen einstellen durfte, nimmt einen hervorragenden Ehrenplatz in der preußischen Artilleriegeschichte ein und bildet in diesem Spezialzweige eine recht interessante militärgenealogische Erscheinung.

Sein Urgroßvater Wilhelm Heinrich Linger leistet Kaiser Ferdinand III. 24 Jahre hindurch Kriegsdienst und bringt es bis zum Range eines Oberstlieutenants. Sein Großvater dient dem Großen Kurfürsten von Brandenburg im Artilleriewesen 20 Jahre und wird zum Kapitän und dann zum Zeugmeister ernannt. Vater Salomon Linger dient darauf 36 Jahre dem brandenburgischen Regentenhause, macht 21 Feldzüge und alle Belagerungen, die damalige brandenburgische Artillerie unternimmt, mit, und wird gleichfalls zum Zeugmeister ernannt. Sein Sohn Christian Linger, 1669 geboren, dient dann 56 Jahre hindurch aktiv bei der kurfürstlich Brandenburgischen und dann königlich Preußischen Artillerie unter drei Regenten, und betheiligt sich noch mit Erreichung bemerkenswerther Erfolge bei Belagerungen an den ersten Feldzügen Friedrichs II. Die Dienstzeit Christian v. Lingers — am 12. März 1705 geadelt worden — umfaßt interessanteste Perioden preußischer Heeresgeschichte.

Unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg zählte im Jahre 1627 das brandenburgische Artilleriekorps 41 Mann. Der Sohn und Nachfolger dieses Regenten, das heißt der Große Kurfürst, nahm im Jahre 1658 beim Feldzuge nach Schleswig-Holstein zu seinen 38 Geschützen und weiter zugehörendem Train schon 216 „Knechte" mit, nach hundertjährigem Bestande des vom Großen Kurfürsten eigentlich gegründeten brandenburgisch-preußischen Kriegsheeres zählt beim Rücktritt Christian von Lingers von aktiver Dienstthätigkeit (im Jahre 1745) das Artilleriekorps des preußischen Heeres 4123 Mann.

Bekanntlich hat Friedrich der Große in seinen eigenhändigen Mémoires de Brandebourg äußerst scharf die Einwirkung der langen Friedenszeit auf das Heer und dessen Leitung kritisirt. Der königliche Beurtheiler schreibt da wörtlich: „Der Soldat firnißte sein Gewehr und dessen Schäfte, der Reiter den Zügel seines Pferdes, den Sattel und selbst seine Stiefel; die Kammhaare der Pferde waren mit Bändern durchflochten, — wenn der Friede über das Jahr 1740 gedauert hätte: so ist anzunehmen, daß wir auf Schminke und Schönpflaster verfallen wären; aber, was noch beklagenswerther war: daß die wichtigsten Gegenstände des Krieges gänzlich vernachlässiget und durch jene kleinen Details der Geist von Tag zu Tag mehr eingeschränkt wurde."

Wenn dieser scharfblickende und erforderlichen Neuerungen Rechnung tragende Monarch dem bejahrten Christian von Linger den schwarzen Adlerorden (Februar 1744) verlieh, nachdem er ihn schon ein Jahr zuvor (1743) mit dem sonderbar wörtlichen Inhalte des betreffenden Patentes zum General der Artillerie befördert hatte und ferner ihn auch nach erfolgtem Rücktritt noch immer als Chef seines Artilleriewesens betrachtet wissen wollte, bewies er damit, daß er mit der Schulung und Leitung der Artillerie höchst zufrieden war, trotz der sonstigen Wahrnehmungen in den anderen Heereszweigen.

Christian Linger trat im Jahre 1688 bei dem kurfürstlich Brandenburgischen Artilleriekorps ein. Dies Jahr war insofern in artilleristischer Beziehung interessant, als der berühmte Vauban jetzt gerade den sechszehn Jahre zuvor vom italienischen Ingenieur Thomas Morelli aufgebrachten Ricochetschuß praktisch ausbildete und überhaupt vielfache Neuerungen und Verbesserungen eingeführt wurden. Seit fünf Jahren (d. h. seit 1683) war damals schon bei der französischen Artillerie das Schleppseil eingeführt und ebenso gelangten Schlagröhren zur Verwendung.

Christian Linger hatte von früh an im elterlichen Hause Gelegenheit gehabt, mit den artilleristischen „Novitäten" damaliger Zeit vertraut zu werden. Reisende artilleristische Fachleute, denen es um Anstellung im brandenburgischen Dienste oder um Gewährung von Unterstützung zumeist und zunächst zu thun war, trugen Kunde von diesen oder jenen, da oder dort neu eingeführten Manipulationen, Einrichtungen, Vorkehrungen oder Exerzitien herbei und gaben dem jungen Christian Linger da erwünschte Gelegenheit zur zeitigen Mehrung seines praktischen Wissens.

Die Beförderungen desselben zeugen von bekundeter Tüchtigkeit. Das Jahr 1696 brachte Beförderung zum Sekonde- und dann zum Premierlieutenant. Jetzt war die Zeit, in der befähigte Konstrukteure und umsichtige Fachleute ein weites Feld ersprießlicher Thätigkeit fanden. Die Laffeten- und Protzeneinrichtungen beschäftigten die Fachkreise in erhöhter Weise. Vaubans zerlegbare Holzlaffete, den heutigen Walllaffeten gleichend, imponirte nicht wenig. Noch mehr Bewunderung fanden an manchen Orten die für den Festungskrieg von Fouarel im Jahre 1697 erzeugten schmiedeeisernen Laffeten mit Holzrädern, dann die den heutigen ähnelnden „Mörserschleifen", denen in deutschen Landen die „Hängegerüste" noch gegenüber standen. Ferner war man nebenher mit dem in der Stückgießerei zu Florenz im Jahre 1693 zuerst erzeugten „Rebhühnermörser" beschäftigt. Dieses Geschütz hatte neben der Hauptbohrung noch dreizehn Nebenbohrungen, erregte Anfangs viel Interesse in Fachkreisen, bewährte sich dann aber nicht bei den Belagerungen von Boucham (1702) und Lille (1708).

Christian Linger mochte in eingehendster Weise mit all den damaligen neuen Erscheinungen und Verbesserungen sich beschäftigen als strebsamer Fachmann, und die Anerkennung blieb dafür nicht aus. Am 19. Oktober des Jahres 1701 wird er zum Stabshauptmann, und ehe noch das Jahr endet, zum wirklichen Hauptmann befördert. Der spanische Erbfolgekrieg gab den preußischen Truppentheilen viel Gelegenheit zur Auszeichnung am Südabhange der Alpen wie auch im Südwesten Deutschlands gegen die Franzosen. Der Waffenruhm der Armeen Ludwigs XIV. von Frankreich erlitt arge Scharten und die Sieger vermehrten ihre taktischen und kriegstechnischen Erfahrungen in vielseitigster Weise. Geißler, der im Jahre 1697 eine eiserne Stoppine erfunden, gab 1706 eine Kastenprotze mit 20 Schuß Inhalt an, ein Jahr darauf legt er eine verbesserte Schlagröhre vor.

Christian Linger mußte sich in dieser Zeit, sowohl im Felde mit aktiver Kriegsthätigkeit, als auch in administrativer und technischer Hinsicht, besonders und wiederholt ausgezeichnet haben, denn er wird zum Major ernannt und mit seiner Ehegattin, Elisabeth Gräfen aus Stargard, am 12. März 1705 vom König Friedrich I. in den Adelstand erhoben. Als Major rückt er wieder mit seiner Artillerie in's Feld, wird im Jahre 1709 Oberstlieutenant und später (am 13. Mai 1713) „dimittiret", wie man's damals nannte. Doch schon wieder im Jahre 1714 kommt er in den Dienst und erhält die Bredow'sche Kompagnie. Die Belagerung von Stralsund im nordischen Kriege giebt ihm dann im Jahre 1715 wieder viel Gelegenheit zur Auszeichnung. Fürst Leopold von Dessau, der hier als Heerführer zugegen ist, schätzt den Oberstlieutenant von Linger als tüchtigen Fachmann, Friedrich Wilhelm I. erkennt in dem von Linger gleichfalls eine hervorragende Kraft, und als General-Major von Kühlen vom feindlichen Geschoß erreicht wird und fällt, ist von Linger zu dessen Nachfolger schon ersehen.

Am 19. Februar 1716 wird Christian von Linger mit dem Range eines Obersten definitiv zur Führung des preußischen Artilleriekorps berufen. Merkwürdig war die Eintheilung dieses Truppentheils, denn man zählte in demselben eine Kompagnie Bombardiere und neun Kompagnien Kanoniere. Die im Jahre 1717 vollzogene Umwandlung in der Ausrüstung der preußischen Artillerie mit neuen zeitgemäßen Geschützen kostete natürlich schweres Geld, und der sonst im gesammten Staatshaushalt so sparsame König Friedrich Wilhelm I. mochte mit seinem Artilleriechef wohl erst wiederholte Besprechungen eingehendster Art gepflogen haben, um ja dann auch das Zweckgemäßeste herzustellen. Wie sehr der strenge Monarch dann mit dem wirklich erreichten Erfolge besserer Ausrüstung zufrieden ist, beweist die am 10. Januar 1724 erfolgende Verleihung der Amtshauptmannschaft zu Rosenburg an den von Linger, sowie die im Jahre 1728 erfolgende Beförderung des Genannten zum General-Major.

Linger hatte als Knabe und Jüngling die nach dem Plane des Großen Kurfürsten angelegten Befestigungen entstehen sehen, die, nach den Anforderungen der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts angelegt, die neuen Stadttheile im Westen und Süden Berlins mit umschlossen und mit der Errichtung des prächtig dekorirt gewesenen Leipziger Thores (dasselbe wurde auf merkwürdige Art durch Blitzschlag am 1. Dezember 1688 heimgesucht) im Jahre 1683, zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken, ihren Abschluß fanden.

Und Linger, der auf den Bastionen der Residenzstadt und Festung Berlin einexerziert worden, als dieselben noch ziemlich neu und „ganz zeitgemäß" waren, erlebte noch deren Beseitigung; so hatten sich in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts die Verhältnisse umgestaltet und geändert. Im Jahre 1739 wurden die Wälle und Thore der preußischen Königsresidenz, soweit sie Festungsbollwerke bildeten, beseitigt, und als König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1740 das Zeitliche segnete und König Friedrich, den Thron besteigend, mit den alten Verhältnissen abrechnete, hielt die neue Zeit auch in den inneren Einrichtungen der Militär-Verwaltung hier ihren Einzug.

Linger, der noch dem alten Derfflinger Honneur geleistet und unter dem alten brandenburgischen Artilleriechef Ernst von Weiler, dem Bezwinger Stralsunds (im Oktober 1678) vor Bonn schon gedient, zeigte sich jetzt noch beim beginnenden neuen Wechsel der Dinge und Dienstverhältnisse, trotz seines vorgerückten Alters, den Anforderungen der Zeit gewachsen. Mit der Errichtung eines weiteren Bataillons beim damaligen Artillerie-Regimente beschäftigt, beweist ihm Friedrich II. seine Anerkennung durch Erhebung zum Generallieutenant im Monat Februar des Jahres 1741.

Bis dahin waren die Chefs brandenburgischer und preußischer Artillerie nicht weiter als bis zum Generalmajorsrang befördert worden, jetzt kündigte sich die kommende Zeit auch in dieser Steigerung an.

Im Monat Mai 1741 kommandirt von Linger die Belagerungsartillerie

vor Brieg bis zur Kapitulation dieſes Platzes. Seine Hauptthätigkeit widmete er aber dem neuerrichteten Feldartillerieregiment, das im Jahre 1740 noch gering erſcheint. Innerhalb zwei Jahren vermehrt von Linger dieſes Regiment von 600 Mann auf 1570 Mann, und wirkt unermüdlich für die Hebung und Ausbildung dieſer Truppe.

Die 1743 den 25. Mai erfolgte Beförderung zum General der Artillerie (nach dem Wortlaut des Patents) zeigt uns, wie Friedrich der Große die Leiſtungen dieſes ergrauten Truppenchefs würdigte. Die im Monat Februar 1744 erfolgte Verleihung des ſchwarzen Adlerordens, ſollte eben ſo wohl eine Belohnung wie eine Aufmunterung ſein. Im Auguſt desſelben Jahres (1744), alſo im 56. Dienſtjahre, begleitet General von Linger ſein Artilleriekorps nach Böhmen und leitet dort die heftige Beſchießung Prags (13. bis 17. September 1744) die zur Uebergabe dieſes Platzes führt und Friedrichs des Großen vollſte Anerkennung findet.

Als General von Linger am 17. April 1755 im 86. Lebensjahre das Zeitliche ſegnet, ſcheidet der erfahrenſte Artilleriechef dieſer Epoche aus dem Leben. Welche Wandlungen waren ſeit dem Dienſtantritt des Verblichenen eingetreten! Die Kriegführung wendete ſich neuen Bahnen zu, und ſelbſt Friedrich der Große, der doch den Neuerungen gegenüber, namentlich in dieſer Zeit, nicht ſo ſkeptiſch entgegentrat wie andere Staatsmänner und Heeresleiter dieſer Epoche, ſetzte zuweilen Zweifel in die weitgehendſten Projekte, die damals bezüglich der Artillerieverwendung für offene Feldſchlachten gepflegt wurden und auch bald entſprechende Verwirklichung fanden.

Als Friedrich der Große im Jahre 1756 plötzlich ſeine im Kurorte Karlsbad weilenden höheren Offiziere heimrief und dieſelben dann nach erfolgter Heimkehr (Ende Juli und Anfang Auguſt 1756) in ſeiner Tafelrunde militäriſcher Art von den bevorſtehenden Ereigniſſen in Kenntniß ſetzte, bildeten die Wehr- und Ausrüſtungsverhältniſſe der Gegner naturgemäße Gegenſtände der Beſprechung.

Als ſein von Karlsbad ebenfalls zurückgekehrter Generalquartiermeiſter Graf Carl Chriſtof von Schmettau an der Tafel äußerte: „hervorragende Offiziere der öſterreichiſchen Armee hätten ihm die Verſicherung gegeben, daß in künftigen großen Kampagnen ihre Armee mit dreihundert Kanonen und Haubitzen ins Feld rücken und bei jeder ſchweren Kanone eine Bedienung von zwölf Mann beigegeben ſein würde ꝛc. ꝛc.“, konnte Friedrich II. dieſe Mittheilung nicht glaublich finden. Zunächſt glaubte er in der Mitführung bedeutender Artilleriemaſſen eine außerordentliche Erſchwerung der Heeresbewegungen erblicken zu müſſen. Daß die öſterreichiſche Artillerie damals neue und weſentliche Verbeſſerungen durch die Fürſorge des Fürſten Lichtenſtein erfahren hatte, war dem Könige bekannt; Schmettau's Angaben hingegen konnte er nicht recht würdigen. Lachend äußerte der Monarch: „wie nur ein alter Offizier von Schmettau's Erfahrung ſolchen Märchen Glauben bei-

messen könne?“ „Er müsse ja selbst wissen, welch eine Menge von Munition und Pferden zu solcher ungeheuern Artillerie nothwendig gehöre 2c. 2c.!“

Zum Theil bestätigten sich diese Meinungen des Königs im Beginn des siebenjährigen Krieges. Als Friedrich II. den Einfall in Sachsen gewagt, die Artillerie- und Munitionsvorräthe Dresdens stromabwärts nach Magdeburg gesandt und die sächsische Armee bei Pirna eingeschlossen hatte, war Oesterreich faktisch nicht im Stande, der überfallenen Bundesmacht beizuspringen. Wörtlich wird erwähnt von unterrichteten Zeitgenossen: „daß es an Pferden mangelte, um Artillerie und Munition nach Böhmen zu schaffen, und daß die Kaiserin Maria Theresia, aus ihren Marställen Pferde zur Beförderung der Kanonen herzugeben, alle Veranlassung hatte!“

War in Oesterreich Fürst Lichtenstein für die Hebung der Artilleriewaffe thätig gewesen, so war man in Preußen ebenfalls nicht müßig geblieben. Im ersten Regierungsjahre Friedrich des Großen wurden nach dem Vorschlage des Oberstlieutenants von Holzmann Feldgeschütze mit konischen, sowie solche mit zylindrischen Kammern erzeugt. Noch im selben Jahre (1740) erzeugt Oberst Dieskau einen kurzen 24 Pfünder (von zwölf Kaliber Lauflänge), und diese Konstruktion bewährt sich bei Hohenfriedberg fünf Jahre danach in bester Weise.

Friedrichs des Großen Vorliebe für leichte Geschütze (namentlich 3pfünder) zeigt uns, daß der königliche Feldherr mit seinen Erfahrungen später mehr und mehr zu den Ansichten Gustav Adolphs betreffs Feldartillerie beweglichster Art sich neigte. Denn als im Winter 1758/59 während der Kriegspause eine Umwandlung preußischer Artillerie unternommen wird, werden drei Gattungen 12pfünder, und dann 6- und 3pfünder normirt.

Der Generaldirektor der österreichischen Artillerie, Fürst Wenzel Lichtenstein, war in gleicher Richtung vorgegangen. Die in Oesterreich 1742 unternommenen und dann 1745—1750 wiederholten Versuche mit neuen Geschützarten hatten endlich nach Beseitigung vielfachen Widerstandes dem genannten k. k. Generaldirektor der Artillerie die Möglichkeit geboten, mit seinen Ansichten und Vorschlägen an maßgebender Stelle durchzudringen. 1753 war dies erfolgt. Das vom genannten k. k. Artilleriechef vorgeschlagene Material: 18pfünder in beschränkter Anzahl, 12pfünder (Quartierschlangen), 6pfünder (Falkonen), 3pfünder (Regimentsstück), 7- und 10pfündige Haubitzen, sollte einen bedeutenden Fortschritt in Eintheilung und Verwendungsart der Feldartillerie damaliger Zeit für Oesterreich darstellen. Die Belagerungsartillerie der kaiserlichen Armee wurde dagegen mit 24-, 18- und 12pfündigen Kanonen ausgerüstet, und die zugehörenden Mörser in 100-, 60-, 30- sowie 10-pfündige abgestuft. Die leichten Mörser der österreichischen Belagerungsartillerie hatten zylindrische, die schweren dagegen konische Kammern.

Diese Neuorganisation österreichischer Artillerie wurde dann in der Folge der Ausgangspunkt der französischen Artillerieorganisation unter Gribeauval,

der vorübergehend in der damaligen österreichischen Armee Dienste genommen, dabei Erfahrungen gesammelt und diese dann durch weitere Fachthätigkeit entsprechend in praktischer wie in theoretischer Weise ergänzt hatte.

Im preußischen Heere ging die Artillerie während der ersten Hälfte des siebenjährigen Krieges trotz alledem mit noch ziemlich schweren Geschützen in den Kampf zur Feldschlacht. General Wolf Friedrich von Retzow, als General-Intendant der Armee ebenso ausgezeichnet gewesen wie als Taktiker, hatte mit seinem Vorschlag veranlaßt, daß im Jahre 1757 vor der Schlacht von Leuthen Festungs-12pfünder mit in's Feld genommen wurden, als Feldgeschütze Verwendung und wegen erzielter Wirkung Anerkennung fanden. „Brummer" wurden diese Geschütze genannt, und diese Benennung wurde dann auch im Jahre 1763 den neueingeführten schweren Feld-12pfündern zu Theil.

Den Haubitzen widmete Friedrich der Große weitgehendste Anerkennung. Waren doch dieselben schon zeitig im brandenburgisch-preußischen Heere zur Verwendung gelangt.

Bei den erfolgreichsten Artillerieangriffen, die vordem unter preußischen oder brandenburgischen Fahnen stattgefunden, hatten Haubitzen stets wesentliche Dienste geleistet. Als Stralsund, das vorher einem Wallenstein widerstanden, nach dem vom brandenburgischen Artillerie-Oberst Ernst Weiler in der Zeit vom 8. bis 10. Oktober 1678 geleiteten Bombardement seine Thore dem Großen Kurfürsten öffnen mußte, hatten neben 80 schweren Geschützen und 22 Mörsern auch 50 Haubitzen mitgewirkt zu diesem Erfolge. Seit dieser Zeit waren in der vom Großen Kurfürsten geschaffenen und von seinen Nachfolgern in bester Weise weiter entwickelten Armee die Haubitzen eine ziemlich bevorzugte Geschützart geblieben.

Die Haubitzen in der Armee Friedrichs des Großen rangirten in fünf Kaliberarten. Die 30-, 25- und 18pfündigen Haubitzen wurden bei der preußischen Armee zu dieser Zeit zur Positionsartillerie gerechnet; die 10- und 7pfündigen Haubitzen dagegen zur Feldartillerie. Die Mörser beim preußischen Heere in der Periode des siebenjährigen Krieges waren vierfach bezüglich des Kalibers geartet. 75-, 50-, 25- und 10pfündige Mörser zeigten die preußischen Artillerieparks dieser klassischen Epoche.

Und wie hundert Jahre zuvor, so ist jetzt wieder ein deutscher Kavalier, ein Edelmann ältester, bewährtester Art, der erste Artillerist dieser Zeit! Wohl nur ein solcher konnte jene merkwürdige Geburtstagsfeier Friedrichs des Großen in ernster, kritischer Zeit wagen und damit eine artilleristische Fachleistung der staunenden Mitwelt vorführen, wie sie bis dahin noch nicht stattgefunden hatte und von keinem anderen Heerführer nachgeahmt wurde.

Graf Friedrich Wilhelm Ernst von Lippe-Schaumburg-Bückeburg, der seit dem Jahre 1748 die Regierung seines Gebietes angetreten hat und mit seltener Vorliebe sowie persönlicher Mühwaltung der Artilleriewaffe seine

Regsamkeit zuwendet, begeht am 24. Januar 1759 als begeisterter Anhänger Friedrichs des Großen dessen Geburtstag auf eigenartige Weise.

Seinen Offizieren giebt er in einem Zelte ein Festmahl, dem er persönlich vorsitzt. Ueber ihm, auf dem Zeltdache, befindet sich eine Flagge an dünner Stange, nach der seine Kanoniere mit den Vollkugeln der guten, alten Zeit scharf feuern müssen während dieses Festmahles, um die ausgesetzten Preise für das Herunterschießen der Flagge zu erwerben! Als besondere Unterhaltung diente diesem deutschen Artilleriechef und nachmaligen gefeierten Heeresreorganisator Portugals zuweilen die persönliche praktische Anleitung und Unterweisung seiner Kanoniere und Bombardiere beim Geschütz. Und er wußte wie kein Anderer zu dieser Zeit nicht bloß die fachgemäße Ausbildung zu beleben und zu fördern, sondern auch seinen Mannschaften und Offizieren ein Vorbild zu sein in der Ueberwindung von ärgsten Beschwerden, Gefahren 2c. 2c.

Wenn von seinen persönlichen Leistungen berichtet wird, glaubt man Münchhausiaden zu vernehmen. In seiner Jugend war dieser Graf von Lippe-Schaumburg-Bückeburg einer der bedeutendsten Fußreisenden resp. Distanzgänger der Zeit gewesen und hatte durch seine Sprungleistungen über breite Gräben ebenso wie durch seine Reiterkünste vielfaches Aufsehen erregt. Hinsichtlich seiner Körperstärke zu den stärksten Leuten zählend, lebte er während Feldzügen und Belagerungen selbst als kommandirender General nicht selten wie ein gewöhnlicher Soldat, schlief womöglich auf bloßem Erdboden in den Laufgräben 2c. 2c., und verzichtete auf alle Bequemlichkeit.

Vielleicht ist es gestattet, hierbei daran zu erinnern, daß damals die preußische Armee in ihrem Offizierkorps wohl den stärksten Mann der Welt besaß, der vorerwähnten General übertraf in Hinsicht athletischer Leistungen und auch August dem Starken von Sachsen hierin überlegen erscheint. Es war dies der aus Savoyen gebürtige und seit dem Jahre 1758 in der preußischen Armee dienende Franz Andreas Jaquier de Berney von Favrat (gestorben 1804 als preußischer General der Infanterie und Ritter des schwarzen Adlerordens). Dieser preußische Truppenchef, der vordem in Asien und Afrika Reisen unternommen, galt als ein Weltwunder bezüglich seiner Körperstärke. Er exerzierte mit einer 3 pfündigen Kanone wie mit einer Muskete, hob mehrmals ein Pferd mit darauffitzendem Reiter empor, brach einem durchgehenden, unbändigen Pferde die Halswirbel, indem er es durch Anpacken am Halse durchaus niederzwingen wollte, und spaltete während eines Handgemenges einem feindlichen Husarenoffizier Kopf und Hals mit einem Säbelhiebe bis zu den Schultern hinein in zwei seitwärts absinkende Theile! Im Juli 1789 mit dem Orden pour le mérite gelegentlich der Revue bei Heiligenbeil dekorirt, überstand dieser Athlet glücklich im Monat September 1789 eine Staaroperation, die der Ritter Tadini mit bestem

Erfolge an ihm in Berlin vollzog, diente dann ferner und war auch als Militärschriftsteller thätig.

Ein unbestrittenes Verdienst dieser Heerführer der fridericianischen Epoche bestand wohl mit darin, daß sie schnellen Ersatz für Mannschaftsverluste größter Art durch kräftige, energische Schulung zu schaffen wußten.

Als bei der preußischen Armee einige hundert Artilleristen damals zu Reitenden umgewandelt wurden, staunten Viele wegen dieses Unternehmens, da diese reitenden Artilleristen gleich den Husaren (mit ihren Geschützen) leicht und schnell ihre Bewegungen ausführen, zur Aktion absitzen und während der Fahrt ihren Geschützen eine Deckung zu Pferde gleich den Kavalleristen leichter Art sein sollten.

Hundert Jahre zuvor hatte der Große Kurfürst Aehnliches mit Dragonern schwerster Art versucht, jetzt war die Hauptsache die schnellste Beweglichkeit der Artillerie auf den Flügelstellungen während Feldschlachten, bei Gefechten 2c. 2c.

Erbitterte Artilleriekämpfe, wenn erstere Zusatzbezeichnung als Verschärfung der Deutlichkeit überhaupt angezeigt ist, gab es in dieser Zeit genügend.

Der sonderbarste Kampf dieser Art war wohl der, als das Schloß Amöneburg an der Ohm von den überlegenen französischen Korps in der zweiten Hälfte des Monats September 1762 angegriffen wurde. Die Alliirten vertheidigten hier eine Brücke und Schanze so hartnäckig, daß die Franzosen schließlich 30 schwere Kanonen heranführen und in Thätigkeit bringen mußten.

Anfangs hatten hier nur 200 Alliirte den Franzosen Abwehr geleistet, dann waren von beiden Seiten immer größere Verstärkungen zur Verwendung gebracht worden, nahezu 60 schwere Geschütze donnerten hier (21. Sept. 1762) ihre Entladungen einander entgegen, und zuletzt wurden diese Feuerschlünde sogar in die Erde eingegraben, damit der Kampf am anderen Tage fortgesetzt werden sollte. Die Alliirten hatten die Brücke behauptet, anderen Tages zog man sich zurück, da es sich nicht um wesentliche Vortheile handelte, und gab Amöneburg auf.

Der hartnäckige Minenkampf um den Besitz von Schweidnitz zu dieser Zeit wurde durch artilleristische Thätigkeit nicht minder sekundirt. Welche Anstrengungen zur Belagerung von Schweidnitz (1762) die Preußen wagten, erhellt wohl mit der Umstand, daß schon allein die beiden Kreise Neustadt und Leobschütz 365 Knechte, 730 Pferde, sowie 666 vierspännige Wagen stellen mußten.

Und als all' diese ungeheuren Belagerungsanstrengungen geraume Zeit gewährt und dennoch kein erhebliches Resultat geliefert haben, giebt das erfolgreiche Einschlagen einer preußischen Haubitzgranate am 8. Oktober (1762) die Einleitung zum Falle der tapfer vertheidigten Festung Schweidnitz durch das herbeigeführte Auffliegen eines Pulvermagazins. Eine Thüre hatte man geöffnet gelassen. Durch die Funken und Eisenscherben, glimmenden Balkensplitter 2c. 2c., die da unbehindert herumstieben konnten, trat eine Katastrophe

im Fort Jauernick ein, der als Ergänzung das Auffliegen der vierten „Druckkugel“ (verdämmte Mine) folgte, worauf am 9. Oktober 1762 die Festung Schweidnitz mit ihren großen Vorräthen sich ergab, nachdem die Preußen 172, 163, die vertheidigenden Oesterreicher dagegen 125, 453 Kanonenschüsse und Bombenwürfe geleistet hatten und erhebliche Mannschaftsverluste auf beiden Seiten (Preußen 3033, Oesterreicher 3552 Todte und Verwundete) die Hartnäckigkeit der stattgefundenen Kämpfe bezeichneten.

Der Monat Juni desselben Jahres (1762) hatte das ungewöhnliche Ereigniß der Desarmirung der Artillerieausrüstung einer ganzen preußischen Festung aufgewiesen, als in Küstrin von dort internirten 4900 österreichischen Kriegsgefangenen 800 Kroaten rebellirten, die Wachen überrumpelten, die Geschütze entluden und dann mit Sand, Steinen ꝛc ꝛc. verstopften, um darauf den Kampf gegen die wenigen verfügbaren Wachmannschaften fortzusetzen. Die Entschlossenheit und Ausdauer des preußischen Lieutenants Tscharnitzky, sowie das Eingreifen des braven Garnisonpredigers Benecke, retteten damals Küstrin und Umgegend von einem vielleicht außerordentlich gewordenen Verheerungskampfe, trotzdem augenblicklich kein Geschütz gegen die Meuterer geführt werden konnte und die Festung in artilleristischer Beziehung wehrlos war.

35.

(Schluß folgt.)

Aus England.

XI.

(1. Mai bis 1. November 1889.)

Ein großes und berechtigtes Aufsehen nicht blos im Insondern auch im Auslande haben die Ausführungen hervorgerufen, in welchen Lord Wolseley, der angesehenste englische General und muthmaßliche Heerführer beim Ausbruch eines Krieges, seinen Landsleuten mündlich und schriftlich seine Ansichten über die englische und deutsche Wehrmacht dargelegt hat.

Ersteres geschah in einer großen politischen Versammlung zu Oxford, letzteres in einem mit seinem Namen unterzeichneten Aufsatz in dem Army and Navy Journal.

Der Inhalt seiner Darlegung ist etwa der folgende: Die reguläre Armee Großbritanniens beläuft sich auf etwa 210 000 Mann nebst einer

Armee-Reserve I. Klasse von 52 000 Mann. Hiervon befindet sich die eine Hälfte der stehenden Armee dauernd in Indien und in den anderen Kolonien. Die Miliz steht mit einer Ziffer von 118 000 Mann weit unter ihrer Sollstärke und ebenso die Yeomen (bekanntlich eine Art berittener Miliz), von denen im letzten Jahr nur 11 000 Mann übten. Die Volunteers haben eine Stärke von 226 000 Mann erreicht und es ist bei ihnen eine beständige Zunahme nicht bloß an Zahl, sondern auch an militärischer Tüchtigkeit zu konstatiren. Wolseley berechnet die Gesammt-Truppenmacht der Krone im In- und Auslande auf rund 617 000 Mann. Dem Fremden erscheint eine so zusammengeflickte Armee mit ihren vier großen Stücken, Reguläre, Volunteers, Yeomanry und Miliz, als eine Merkwürdigkeit, für England aber genügt sie, solange nicht ein „verrückter" (mad) Premierminister einen Tunnel unter dem Kanal anzulegen gestattet. Es ist sehr zu bedauern, daß die Armee nicht mehr der Polizei ähnlich zusammengesetzt ist, das heißt, daß die Bezahlung der Leute eine solche ist, daß eine Entfernung von der Armee zur größten Strafe für den betreffenden Soldaten würde. Es würde sich dann wohl ergeben, daß dies in Wirklichkeit durch Verminderung der Rekrutirungs-, Lazareth-, Pensions- und vieler anderer jetzt nothwendiger Unkosten noch zu einer Ersparniß für den Staat führen würde. Thatsächlich ist der Sold der Leute jetzt ein solcher, daß dieselben unter Berücksichtigung des veränderten Geldwerthes jetzt schlechter bezahlt werden als zu den Tagen Cromwells und der Königin Anna. Der moralische Zustand der Truppen ist übrigens ein sehr guter und die Militärgefängnisse stehen halb leer. Dennoch ist sehr zu bedauern, daß die englische Armee nicht, wie die anderer Nationen, Disziplinarkorps kennt, in welche dann die schlechten Subjekte versetzt werden könnten. Wie der General bekundet, ist die englische Armee niemals tüchtiger, besser ausgebildet und gerüsteter gewesen als heutzutage. Ein neuer Geist ist auch den Offizieren eingeflößt, welche wissen, daß die Tage bloßer Anciennetät beendet sind und daß künftighin auch in der Armee wie überall immer nur der beste Mann für jede erledigte Stellung ausgewählt werden wird. Dem wurde für der Rekrut zu der allgemeinen volksergänzenden Tüchtigkeit der Armee, die, wie er meint, in England [illegible] durch die Regimentsschule, durch welche [illegible] die Grundlage nothwendiger [illegible] der Bildung für das ganze übrige Leben erhalten, fördern der Mann durch die ganze Art der Erziehung des englischen Menschen [illegible] der Armee in jeder Hinsicht zum Besten des Gemeinwesens, und indem sie ihn durch gute Behandlung [illegible] dadurch dem Staate [illegible] Diese ganze Reorganisation der Armee ist zum Zwecke, welche die [illegible] Ausbildung der Truppen auf die höchste mögliche Stufe [illegible] und die Erhaltung der Armee zur Ordnung zum Gehorsam, zur Pünktlichkeit und Sauberkeit jeder Art, die jedem Soldaten unentbehrlich so

klar sind, daß sie eines besonderen Hinweises nicht mehr bedürfen, wurden von dem Redner mit beredten Worten seinen Landsleuten geschildert. Diese, welche die Armee von einem solchen Gesichtspunkte vielleicht bis dahin noch nicht zu betrachten gelernt hatten, mußten sich theilweise wohl selbst gestehen, daß General Wolseley's Idee der Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht, für welche die Rede gewissermaßen verdeckt eintrat, doch mindestens zu erwägen sein dürfte. „Den Schutz dieser Inseln gegen feindlichen Angriff von der Flotte allein abhängig zu machen," sagte der Redner schließlich unter anderm, „würde verbrecherischer Wahnsinn sein. Man müsse hinter dieser auf den Inseln selbst eine Wehrmacht haben, die allzeit bereit wäre, für die Flotte einzutreten, wenn diese vernichtet sein sollte, eine Macht, die im Stande wäre, eine Armee zu vernichten, welche den Kanal passiren konnte, weil die englische Flotte entweder auf anderen Punkten sein mußte oder zerstört worden wäre. Die große Frage, die vorläge, sei nicht länger eine Streitfrage zwischen dem Thron und dem Parlament. Es handele sich dabei einzig darum, wie sie am besten die große Erbschaft, die sie von ihren Vorfahren erhalten, zusammen und vereinigt halten könnten, wie sie am besten das große und herrliche Reich schützen könnten, welches die Tapferkeit ihrer Soldaten und Seeleute gewonnen hätten!" Mit scharfen Worten wendete sich der Redner schließlich gegen jene Partei (die Liberalen), deren Streben auf das Gegentheil ausginge, indem sie um den Preis, zur Herrschaft zu kommen, einer Zerstückelung des Reiches (Anspielung auf ihr Eintreten für Irland) das Wort redeten.

Daß General Wolseley wegen der im letzten Theil seiner Rede erfolgten heftigen, wenn auch nicht ungerechten Angriffe gegen die Gladstonianer im Parlament lebhaft angegriffen wurde, ist wohl zu denken. Es wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er trotz seiner hohen militärischen Stellung im Lande eine politische Thätigkeit entwickele, wobei im Besonderen auf die eben erwähnte und eine kurz vorher für die Conscription (allgemeine Wehrpflicht) in Birmingham gehaltene Rede hingewiesen wurde. Mr. E. Stanhope, der Kriegsminister, vertheidigte natürlich den angegriffenen General nach Kräften und konnte sich dabei der Versicherung nicht enthalten, daß die Regierung mit dem Gedanken an die allgemeine Wehrpflicht durchaus nicht sympathisire und stets, wie die Partei des Interpellanten, der Ansicht huldige, daß dieses System der größte Fluch für die kontinentalen Nationen sei. (!!)

So lange Lord Wolseley an maßgebender Stelle noch mit solchen seltsamen Ueberzeugungen zu kämpfen hat, scheint ein Erfolg seines patriotischen Bemühens freilich so lange ausgeschlossen, bis ein unglücklicher Krieg einmal ganz England die Morschheit des Unterbaues, auf dem das Gebäude seiner militärischen Organisation noch immer aufgeführt ist, klar vor Augen geführt hat.

Unbeirrt aber um alle Gegner und alle Angriffe gegen seine eigene Ueberzeugung, kämpft Lord Wolseley für sein System weiter. Auch durch den er-

wähnten Artikel in dem Army and Navy Journal sucht er seinen Landsleuten die Vorzüge der allgemeinen Wehrpflicht durch den Hinweis auf die deutsche Armee vor Augen zu führen und sie dafür einzunehmen. Er malt ihnen darin die in der schon erwähnten Rede über die volkserziehliche Bedeutung der Armee hervorgehobenen Gesichtspunkte noch stärker aus, betont, wie in Deutschland die Armee, ursprünglich ausschließlich für den Krieg bestimmt, doch die wichtigste Friedensinstitution geworden ist, wie in ihr allen Deutschen die Fundamente der Ordnung und Gesundheit beigebracht werden, und wie sie die wahre Schule des männlichen Theiles einer ganzen Nation ist, in welcher zugleich die tiefe Liebe zum Vaterlande großgezogen wird und alle Klassen der Bevölkerung lernen, welcher hohe Ruhm in dem Gehorsam und in der Selbstaufopferung enthalten ist.

Merkwürdig muß bei einem solchen Mann, der so klar zu erkennen scheint, was auf militärischem und politischem Gebiete seinem Volke frommt und schadet, doch immer der hartnäckige Widerstand gegen das Projekt des Kanaltunnels erscheinen. Wie die oben erwähnte Aeußerung vom „mad“ Premier-Minister bezeugt, ist dieser Widerstand bei ihm heute noch ebenso stark wie vorher, und derselbe wird bei uns, wie auch bei einem allerdings kleinen Theil seiner Landsleute, noch ebenso wenig verstanden, als dies früher geschah. Die Mehrzahl der englischen Offiziere, an ihrer Spitze der Prinz von Wales selbst, so versichert die Gegenpartei, wäre für einen Plan eingenommen, der, ohne Schwierigkeit ausgeführt, die Reise von Charing-Croß-Station bis nach Konstantinopel im Eisenbahnwagen zurückzulegen gestatten würde. Welche Vortheile würden nicht Handel und Gewerbe Englands dadurch gewinnen! Die gegen den Tunnel und die Möglichkeit, durch denselben einen Ueberfall des jetzigen Inselreichs zu bewirken, hervorgebrachten Gründe erscheinen doch in der That wenig stichhaltig. Fünfundzwanzig englische (etwa $4^3/_4$ deutsche) Meilen würde der Tunnel voraussichtlich lang werden, eine gewaltige Marschstrecke für eine denselben zu Fuß passirende Kolonne, die sich zudem, trotz aller Hilfsmittel moderner Technik, größtentheils im Dunkeln fortbewegen müßte; wie leicht wäre es ferner, von den Befestigungen von Dover aus, in dessen Nähe der Tunnel münden müßte, den Austritt aus diesem eigenartigsten aller Defileen zu verhindern, dessen Gewinnung auch selbst durch den Eisenbahntransport der Truppen bis an sein nördliches Ende nicht sehr gefördert werden könnte — ganz zu schweigen von der den Engländern dann noch immer zur Verfügung stehenden ultima ratio seiner Zerstörung im Augenblick drohendster Gefahr. Auffallend und für die Ansicht der Minorität sprechend, ist dabei doch auch der Umstand, daß, als im Jahre 1865 das Tunnelprojekt zum ersten Mal durch die Bildung eines bezüglichen Komitees festere Form gewann, eine Parlamentsakte, ohne einem Widerspruch von militärischer Seite zu begegnen, die Vorarbeiten genehmigte, und daß, als 1874 die französische Regierung Herrn Chevallier und Genossen zu gleichem

Zweck eine Konzession ertheilte, dieselbe konstatiren konnte, daß die englische Regierung dem Projekt, unter der Voraussetzung, keinerlei finanzielle Verpflichtungen dafür einzugehen, durchaus nicht entgegenstand. Wo aber ist ein stichhaltiger Grund für die jetzt veränderte Beurtheilung und die plötzliche Verneinung zu finden?

Der Bericht der Kommission, welche die gegen die ungenügende Beschaffenheit und Unzulänglichkeit der Truppenernährung erhobenen Klagen zu prüfen hatte, wurde veröffentlicht und konstatirte im allgemeinen, daß solche Klagen ungerechtfertigt wären und daß die Ernährung des englischen Soldaten im allgemeinen eine durchaus angemessene sei. Die Kommission hatte die ihr vorgelegte Aufgabe nach den folgenden vier Gesichtspunkten zu lösen: Ob die Tagesrationen an Größe und Manigfaltigkeit ausreichend, ob ihre Beschaffenheit gut, die Zubereitung der Speisen zufriedenstellend und die Stunden der einzelnen Mahlzeiten gut gewählt seien? Auf Alles hat sie nach genauer und sachgemäßer Prüfung bejahend antworten können und nur bezüglich des Brotes einige Ausstellungen machen können. Letztere bezogen sich eben sowohl auf die Größe derselben, indem wegen des besseren Durchbackens das zweipfündige Lazarethbrot dem vierpfündigen Truppenbrot der Vorzug gegeben wurde, als auch auf die Güte des dazu verwandten Mehles. Es ist nicht zu zweifeln, daß diesen Ausstellungen baldmöglichst Folge gegeben wird. Besonderes Lob erntete der Kommandeur des 1. irländischen Jägerbataillons, welchem ausgesprochen wurde, daß er es verstanden habe, seine Leute am besten und trotzdem zugleich am billigsten zu verpflegen.

Anknüpfend an die Verpflegung der Truppen erscheint es wohl geeignet, den Gesundheitszustand derselben zu beleuchten. Leider wird dies dadurch sehr erschwert, daß erst kürzlich, also im Herbst 1889, der offizielle Sanitäts-Bericht über das Jahr 1887 erschienen ist. Ein Grund für eine so auffallende Verspätung ist nicht zu erkennen. Um den Inhalt desselben kurz zu beleuchten, sei erwähnt, daß der Gesundheitszustand der Armee gegen das Vorjahr eine wesentliche Verbesserung nachweist, daß aber die bekannte Epidemie in der Kaserne zu Dublin, welche neuerdings mit Recht solches Aufsehen hervorgerufen hat, schon damals ungewöhnliche Anzeichen zu Tage förderte. Denn schon in jenem Jahre scheinen 50 Fälle, von denen vier tödtlich verliefen, aufgetreten zu sein. Bekanntlich ist seitdem eine Kommission in das Leben gerufen worden, welche eine genaue Untersuchung der sanitären Verhältnisse dort anstellen und die wahrscheinlichen Ursachen derselben klarlegen sollte. Das Resultat derselben war die Forderung einer unterirdischen Drainage des ganzen Umterrains der Kaserne und größere Zuführung von Luft und Licht für die Gebäude sowohl wie für die einzelnen Räume in denselben um den Preis großer baulicher Veränderungen im Innern der Kaserne und namentlich in deren Umgebung. Von allen diesen Vorschlägen scheint aber nichts Wesentliches in Ausführung genommen zu sein, obgleich

der Kriegsminister jetzt ernstlich Besserung der dortigen lokalen Verhältnisse zugesichert hat. Im Uebrigen wäre zu erwähnen, daß die Gesammtzahl der als Invalide zur Entlassung gekommenen Soldaten in dem beregten Jahre 1525 betrug, daß die Ingenieurwaffe den besten, dagegen auffallender Weise die Garde-Infanterie (Foot Guards) den ungünstigsten Gesundheitsstand hatte. Die muthmaßlichen Gründe für die letztgenannte Erscheinung werden nicht angegeben. Die in Lagern untergebrachten Truppen weisen einen bessern Gesundheitsstand auf, als die in den Städten garnisonirenden. Es wurden 33 156 Rekruten für tauglich befunden und 27 571 zurückgewiesen, wobei das Alter der angenommenen durchschnittlich 19,6 Jahre, die Höhe 5 Fuß 5,8 Zoll, das Gewicht 126,2 Pfund, und das Brustmaß 33,8 Zoll betrug. Die Zahl der Selbstmorde war nach diesem Bericht in Großbritannien von 29 auf 11 zurückgegangen. Es sei an dieser Stelle zugleich erwähnt, daß das dem Bericht folgende Jahr (1888) ein noch ungünstigeres Resultat in Bezug auf die Rekrutenanwerbung geliefert hat, was um so auffallender ist, als in Handel und Industrie kein großer Bedarf an Arbeitskräften vorhanden war; doch ging man auch in der Untersuchung der sich anmeldenden Rekruten noch schärfer vor, als früher, was gewiß nur anzuerkennen ist. —

Von weiteren die Armee betreffenden Fragen und Angelegenheiten wäre noch Folgendes zu registriren.

Die weitere Einführung der Lanze bei unserer Kavallerie hat dem unsere Armee sorgsam beobachtenden England gleichfalls die Frage nahe gelegt, inwieweit eine Verbesserung und Erweiterung in der Bewaffnung seiner Kavallerie wünschenswerth und ausführbar wäre. Ohne daß dieser spezielle Punkt bereits zu einer Entscheidung gekommen wäre, ist hierdurch die allgemeine Aufmerksamkeit von Neuem auf die Unzulänglichkeit dieser Waffe in der englischen Armee gerichtet worden. Wir haben schon öfters, und noch in unserm letzten Bericht, auf die schweren Mängel in dieser Beziehung hingewiesen, welche um so wunderbarer sind, als doch England das Land ist, welches in der Reiterei und in der Pferdezucht obenan steht, und fürchten zu langweilen, wenn wir aus den einschläglichen Betrachtungen der Presse wiederholen, was doch nur bekannt ist. Sehr beklagt wird mit Recht, daß die englische Kavallerie so wenig Gelegenheit zu Uebungen in größeren Verbänden erhält und überhaupt das Stiefkind der Armee und ihrer Leiter zu sein scheint. „Wie viele Regimenter sind beispielsweise während der letzten fünf Jahre jemals im Brigadeverbande aufgetreten?“ ruft ein Fachblatt vorwurfsvoll aus. Die Nachtheile solchen Mangels einer sachgemäßen Ausbildung in größeren Verbänden machen sich nicht nur bei dem einzelnen Mann und dem unteren Führer, sondern vor Allem auch bei den leitenden Kommandeuren bemerkbar. „Wie viele Obersten haben denn jemals die Gelegenheit gehabt, eine Kavallerie-Brigade zu führen, wie viele Generale eine Division in der Hand zu haben?“ Der herrliche Kavallerie-Exerzierplatz, der Curragh of

Kildare in Irland, bleibt jahrein jahraus unbenutzt, und nur hin und wieder erscheint einmal ein Regiment oder eine noch kleinere Abtheilung auf demselben. Auch Aldershot bietet eine günstige Gelegenheit zu solchen Uebungen. Dagegen sieht man selbst bei den Manövern, an denen die Kavallerie auch nur in geringem Maße zur Verwendung kommt, daß dieselbe meist, wo sie attakirt, von den Schiedsrichtern zurückgewiesen und dadurch natürlich Unmuth und Schwächung des Geistes schneidiger Offensive in ihre Reihen gebracht wird.

Bei der Artillerie ist insofern eine Aenderung eingetreten, als die bisherigen Brigadebezeichnungen in Wegfall gekommen sind und die Feldbatterien von jetzt an mit den Nummern 1 bis 80, die Gebirgsartillerie mit den Nummern 1 bis 10 bezeichnet werden. Die Garnisonartillerie wird fernerhin in drei Gruppen zerfallen (Ost-, Süd- und West-Division) mit den Stabsquartieren Dover, Portsmouth und Devonport. Die Anzahl der Batterien beläuft sich damit auf 133, einschließlich der Reservеartillerie.

Die Versuche, dem Fahrrad eine Stellung unter den Kampfmitteln des Heeres zu schaffen, dauern fort und sind in England, dem Lande des Sports, natürlich weiter vorgeschritten, als bei irgend einer der kontinentalen Armeen. Bei der bekannten Schwäche der englischen Kavallerie an Zahl und Leistungsfähigkeit erwartet man von der Aufstellung gut geübter besonderer Radfahrerabtheilungen wesentliche Erfolge für den Sicherheits- und Meldedienst. Während aber bis jetzt solche Abtheilungen in der regulären Armee erst bei zwei Truppentheilen wirklich aufgestellt sind, hat ihre Formation bei den Volunteers bereits große Fortschritte gemacht. Eine größere mehrtägige Uebung derselben fand im letzten Herbst bei Chepstow statt und lieferte gute Resultate. Die Thätigkeit der neuen Waffe richtete sich auf Rekognoszirungen der verschiedensten Art, Ueberbringung von Meldungen und Befehlen und geschah nach einer General- und täglich gegebenen Spezialidee. Die Maschinen sind sowohl Dreiräder (namentlich für Offiziere), als auch Zweiräder, die event. in größerer Anzahl zusammengekuppelt werden. Die Gewehre ruhen in Gabeln neben dem Fahrer entweder in länglicher oder — bei den zusammengekuppelten größeren Maschinen — in aufrechter Stellung. Man rechnet auf eine Tagesleistung von 120 und eine durchschnittliche Geschwindigkeit von etwa 10 Kilometern.

Auffallend ist es, daß man im Lande des Sports in der Frage der Militär-Luftschifffahrt wesentlich hinter allen anderen Armeen zurückgeblieben ist. Die Engländer rühmen sich — wir lassen dahingestellt sein, ob mit Recht —, daß sie in der Ballonfrage eigentlich tonangebend gewesen seien und noch bis vor Kurzem fast alle kontinentalen Armeen nur ihr System adaptirt hätten, wie denn auch noch die Italiener zu ihrer Massauah-Expedition die Ausrüstung ihrer Luftschifferabtheilung in England hätten herstellen lassen. Jetzt aber sind jedenfalls alle anderen Armeen, welche sich der Sache energisch angenommen haben, genügendes Personal an Offizieren, Unteroffizieren und

Mannschaften ausbilden lassen und keine Mühen scheuen, auf diesem Wege fortzuschreiten, zweifellos jenem Lande überlegen, welches ihnen die ersten Fingerzeige dafür gegeben zu haben meint, dessen Regierung sich aber wenig für diese Frage zu interessiren scheint. Die Fortschritte namentlich der französischen Militär-Luftschifffahrt sind es, welche die Engländer zu beunruhigen anfangen, wenn sie an die schon unternommenen Versuche, den Kanal über den Köpfen ihrer Flotte hinweg zu passiren, denken und sich ausmalen, welche Folgen eventuell die Entsendung von Dynamittorpedos auf die darunter befindlichen Schiffe oder die Befestigungen von Dover für die Vertheidigungskraft ihres Landes haben könnte.

Doch dürften immerhin solche Befürchtungen zunächst noch ziemlich unbegründet sein, so lange nicht die Entwickelung der Luftschifffahrt noch weitere wesentliche Fortschritte in der Beherrschung des flüchtigen Fahrzeuges gemacht hat. Viel wesentlicher erscheinen uns jene Befürchtungen, welche von sachverständiger Seite bezüglich des schlechten Geschützmaterials, namentlich der Flotte, jetzt lebhafter denn je ausgesprochen werden. Wir sind in unseren Berichten dieser Lebensfrage für Englands Wehrkraft wiederholt und auch erst in der letzten Darstellung (Vgl. Juli-August-Heft, Seite 78/79) näher getreten und beschränken uns daher hier kurz zu registriren, was seitdem an neuen Klagen über diesen Punkt hauptsächlich laut geworden ist. Contre-Admiral Scott äußerte sich in einer Aufsehen erregenden, scharfen Weise gegen die großen Geschütze der englischen Marine, von denen er behauptete, daß sich niemand auf sie nach dem ersten Gefecht verlassen könnte und daß kein Marineoffizier daran denken würde, vor 1000 bis 2000 Yards von den 110 Tonsgeschützen Gebrauch zu machen. Wenn man mit diesen Monstregeschützen 20 Schuß schnell hintereinander abgäbe, so würden sie springen. Jedes dieser Geschütze kostet übrigens 20 000 und jeder einzelne Schuß aus ihnen 100 Pfund! Der Admiral erklärte sich für Abschaffung dieses Kalibers und Rückgang zum 30 Tonsgeschütz, eine Ansicht, die von andern mit dem Hinweis darauf zurückgewiesen wird, daß England nicht einfach den alten Kampf Panzer contra Geschütz so ohne weiteres aufgeben könnte. Neuerdings passirte der wiederum lebhaftes Aufsehen erregende Fall, daß eins von den beiden 110 Tonsgeschützen, welche für die „Victoria" — ein für 748 802 Pfund im letzten Jahr gebautes Schlachtschiff I. Klasse — bestimmt waren, schon nach Abgabe weniger Schüsse in Woolwich fast unbrauchbar wurde. Auch dieses Geschütz war wie die meisten von der Elswick Firma geliefert und es bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß diese Firma entweder solche Riesengeschütze herzustellen nicht in der Lage ist, oder das Kaliber der Geschütze selbst thatsächlich zu groß ist, um es mit Sicherheit verwenden zu können. Wie es heißt, wäre auch die weitere Herstellung von diesen Geschützen nunmehr von der Regierung inhibirt, doch verlautet noch nichts darüber, ob dieser Entschluß ein definitiver ist und ob man die großen Kaliber über-

haupt aufzugeben sich entschlossen hat, um vielleicht das 50 Tonsgeschütz, wie vorgeschlagen wurde, als Maximal-Grenze anzunehmen. Daß in diesem Sommer einmal wieder bei den Schießübungen in Sheerneß ein Geschütz (40 Pfünder) platzte und drei Mann verwundete, sei nur nebenbei erwähnt, denn etwas derartiges kann schließlich überall vorkommen, wenngleich sich diese Unfälle in England in der That verhältnißmäßig sehr oft wiederholen.

Bezüglich der sonstigen Waffenfrage sei noch kurz erwähnt, daß die Herstellung der neuen 12 pfündigen Feldgeschütze gute Fortschritte macht und daß nach der Versicherung des Kriegsministers ebenso alle Maßnahmen getroffen seien, um die Herstellung des neuen Magazingewehres, dessen Leistungsfähigkeit durch das neu erfundene Pulver noch erhöht werden würde, nach Kräften zu beschleunigen. Kapitain Noble von der Elswick Firma will neuerdings ein rauch- und knallfreies Pulver erfunden haben, daß sich zur Einführung vortrefflich eigene. Nähere Nachrichten darüber fehlen in diesem Augenblick noch. Was die Herstellung der blanken Waffen anbetrifft, so ist mit Interesse von der Erklärung des Kriegsministers Notiz zu nehmen, daß dieselben nunmehr sämmtlich in England und nicht mehr wie bisher zum Theil in Deutschland hergestellt würden. Es war bekanntlich früher regierungsseitig erklärt worden, daß die englischen Firmen nicht so gut und zugleich so billig zu liefern im Stande wären wie die Solinger und andere deutschen Fabriken thäten; nun scheint man sich unter dem Drucke der Opposition also zu einer anderen Auffassung dieser Verhältnisse bekehrt zu haben.

Von der Marine ist, soweit das Bemerkenswertheste nicht schon oben Erwähnung gefunden hat, Weiteres diesmal nicht hinzuzufügen. Die Affaire des bei Malta gesunkenen Panzerschiffes „Sultan", dessen Bau seiner Zeit rund 375 000 Pfund gekostet hatte und der bei seinem Sinken noch für 54 700 Pfund Geschütze, Munition und Vorräthe mit sich in die nasse Tiefe zog, hat nach der glücklich erfolgten Hebung nunmehr durch das Urtheil des Kriegsgerichtes seinen endgültigen Abschluß gefunden. Letzteres lautete auf einen Verweis gegen den Kapitän wegen mangelnder Vorsicht beim Passiren des Kanals, indem er der Fünf-Fadenlinie zu nahe gekommen sei, wodurch das Unglück hervorgerufen wurde. Die Hebung eines so großen und schweren Schiffes von 9200 Tons Deplacement bedeutet übrigens an und für sich einen erfreulichen Triumph unserer heutigen fortgeschrittenen Technik; die Kosten der Hebung haben sich für England auf 54 000 Pfund belaufen. Nun, England kann sich dies ja leisten, ohne eine solche Extra-Ausgabe im Etat besonders zu verspüren.

Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges.

Eine strategisch-taktische Studie.

V.

5. Die Wichtigkeit des Nachrichtenwesens im Kriege.

Die Nachrichten über den Feind sind naturgemäß die Seele aller Operationen.

Das Nachrichtenwesen muß schon im Frieden mit der größten Sorgfalt organisirt werden, wenn es unter den Reibungen des Krieges nicht versagen soll. Der Generalstab muß die Heeresorganisation und Taktik des etwaigen Gegners studirt haben, seine Ordre de bataille, ja womöglich den Charakter und die militärischen Eigenthümlichkeiten der feindlichen Heerführer kennen, im Besitze zuverlässiger Karten und Festungspläne sein.

Auf diesen Grundlagen, vervollständigt durch den politischen Nachrichtendienst, baut sich schon der Operationsplan auf.

Sobald aber der Krieg beginnt, versiegen die bisherigen Nachrichtenquellen. Zeitungen, Privatkorrespondenzen, Spione, Gefangene und Ueberläufer können nur lückenweise Aufklärungen bringen. Das einzige Mittel, dann noch einigermaßen zuverlässige Nachrichten über den Feind zu erhalten, bildet die Kavallerie. Auch hier erhält man nicht durch eine einzelne Meldung ein richtiges Bild, sondern aus vielen verschiedenen, zum Theil sich vielleicht widersprechenden Meldungen muß die Wahrheit herausgeschält werden. Es bildet dies einen besonderen Zweig des Generalstabsdienstes.

Wie die Kavallerie einerseits Nachrichten über den Feind zu erlangen sucht, so muß sie andrerseits verhindern, daß die feindliche Kavallerie einen Einblick in die diesseitigen Aufstellungen und Bewegungen gewinnt. Wenn irgend möglich, muß die Kavallerie die feindliche überragen. Geschlossene Reitermassen müssen den Patrouillen folgen und ein Durchbrechen verhindern. Reitergefechte entscheiden, wer von beiden Gegnern den Aufklärungsdienst mit Gewalt fortsetzen kann, und die schwächere Kavallerie wird nutzlos, weil sie unfehlbar der eigenen Infanterie zugetrieben wird. Hieraus folgt die Massenverwendung der Kavallerie, ein allen großen Feldherren eigenthümliches Verfahren. Alexander, Cäsar und Napoleon verwandten ihre Reiterei genau so, wie 1870 die deutschen Kavallerie-Divisionen verwendet wurden.

Doch die Kavallerie muß nicht allein im Aufklärungsdienst ausgebildet, sie muß auch im guten Melden geübt sein, sie muß im Stande sein, Wichtiges

vom Unwichtigen zu unterscheiden, sie muß ferner rasch und regelmäßig melden, sonst werden ihre Meldungen von den Ereignissen überholt.

Wer die bessere Kavallerie hat, ist schon dadurch dem Gegner unendlich überlegen. Seine Handlungen werden zielbewußter, er wird entschlußfähiger, eröffnet die Operationen, reißt die Initiative an sich, und wirft den Gegner in die Defensive. —

Serbien hätte als Nachbar Bulgariens, und mit diesem in traditioneller Fehde lebend, schon im Frieden über die Organisation, Stärke, Zusammensetzung und Bewaffnung, kurz die gesammte Wehrfähigkeit seines voraussichtlichen Feindes ein klares Urtheil haben müssen. Die diplomatische Vertretung, welche die serbische Regierung in Sofia unterhielt, konnte und mußte über die enormen Fortschritte sich unterrichten, welche die bulgarische Armee in den wenigen Jahren gemacht hatte; ebenso konnten ihr die Anlagen von Befestigungen an den nach Serbien führenden Wegen nicht entgehen. Diejenigen von Slivnitza sollen nach Behauptung reisender Privatleute schon seit Anfang August ausgesucht und angelegt worden sein, und doch bekam das serbische Oberkommando erst im Kriege selbst Kunde von der Anlage dieser imposanten Befestigungen, als die Donau-Division unerwartet auf dieselben stieß.

In erster Linie wäre es freilich dem serbischen Generalstab zugefallen sich über Alles, was die bulgarische Wehrmacht betraf, stetig unterrichtet zu halten. Allein hier fehlte die Friedens-Organisation, indem ein Generalstab wohl vorhanden, doch nur bei den 5 Divisionen eingetheilt war.

Infolge dessen fehlte dem serbischen Generalstabe die Einheitlichkeit, es fehlte jene Organisation, welche einen großen Generalstab ausmacht, dessen Thätigkeit schon im Frieden von enormer Wichtigkeit ist, namentlich bezüglich des Nachrichtendienstes.

An diesem Mangel litt im Feldzuge das serbische Nachrichtenwesen und damit die Operationsschlüssigkeit und Befehlsertheilung schwer, und die unsachgemäße Verwendung der Kavallerie kam hinzu, um das Uebel unheilbar zu machen.

Gleich bei Beginn der Operationen wurde die serbische Kavalleriebrigade als selbstständiges Streifkorps in die linke Flanke der Armee auf dem Wege nach dem Ginzi-Passe vorgeschickt. Wenn auch das wenig wegsame Gebirgsgelände des Kriegsschauplatzes die Massenverwendung der Kavallerie sehr erschwerte, so durfte man doch nicht gänzlich von einer solchen absehen. Wäre die serbische Kavallerie-Brigade beim Vormarsch der Armeen statt mit einer Spezialaufgabe mit der strategischen Aufklärung vor der Front der weit auseinandergezogenen 4 Divisionen der Nischawa-Armee betraut worden, so würde die Zersplitterung dieser Letzteren weniger mißliche Folgen gehabt haben. Vor Allem wäre die Existenz der Verschanzungen von Slivnitza früher festgestellt und eine entsprechende Kraft zum Angriff auf dieselben dirigirt worden.

Selbst als die Kavalleriebrigade am Abend des 15. November auf den linken Flügel des Hauptkorps herangezogen war, wurde der für den 17. angeordnete Rasttag auch auf die Kavallerie ausgedehnt, statt diese um die Flanken der Stellung herum aufklären zu lassen. Wäre diese Aufklärung erfolgt, so würde nicht nur die schwache Zahl der Verteidiger, sondern auch die Leichtigkeit einer Umgehung des linken Flügels der Stellung festgestellt worden sein.

Die Gründe, welche das serbische Oberkommando von einer Verwendung der Kavallerie im strategischen Aufklärungsdienst abhielten [illegible], dürften, neben der Besorgnis, diese einem Echec auszusetzen, vor allem auf den Umstand zurückzuführen sein, daß dieselbe im Aufklärungsdienst [illegible] ungenügend ausgebildet war. Die gewandtesten Leute waren den Stäben als Ordonnanzen und der Infanterie als Meldereiter zugeteilt, und so konnte der übrig gebliebene Rest nicht mehr den Anforderungen genügen, welche der [illegible] Aufklärungsdienst an die Ausbildung jedes einzelnen [illegible] stellt.

In der bulgarischen Armee war der [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Generalstab [illegible] serbische [illegible]

[illegible] bulgarischen [illegible] Verwendung

finden können. Daß die Bulgaren sich zum Kundschafterdienst wohl eignen, hatten sie im letzten russisch-türkischen Kriege bewiesen, wo selbst die ergriffenen türkischen Spione fast ausnahmslos Bulgaren waren. Daß Nachrichten über die serbische Armee gelegentlich durch Landleute eingingen, ist ja nicht zu bezweifeln, aber es fehlte auch hier an der Organisation.

6. Der Einfluß der Jahreszeit und Witterung auf die Operationen.

Unter den zahlreichen Faktoren, welche die Kriegführung zu berücksichtigen hat, spielen die Jahreszeit und Witterung in Gestalt von gänzlich verschiedenen Tageslängen, Temperatur und Gangbarkeit eine viel wichtigere Rolle, als gewöhnlich angenommen wird.

Die Tageslänge kann einen gradezu entscheidenden Erfolg auf den Verlauf einer Schlacht und damit eines ganzen Feldzuges haben, denn da die Wirkung im Gefecht nicht einfach mit der Zeit fortschreitet, sondern in steigender Prozession wächst, so wird vielleicht nur ein halber Sieg errungen, der bei einigen Stunden mehr Tageslicht zu einer vernichtenden Niederlage des Gegners geführt hätte. Wäre z. B. St. Privat statt 1/2 7 Uhr schon um 4 Uhr gestürmt worden, so blieb Tageslicht genug, um noch die französische Stellung aufzurollen.

In der zweiten Hälfte des November dauert die Tageslänge mit Einschluß der Dämmerung von 1/2 7 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags. Wenn man von nächtlichen Unternehmungen, die besser in Gestalt eines Ueberfalls ausgeführt wurden, absehen will, konnten also die Kämpfe zwischen den beiden Gegnern nur 10—11 Stunden täglich dauern. Dies reichte für die serbischen Divisionen vor Slivnitza grade aus, um ihre Munition bequem zu verschießen, nicht aber für die Bulgaren, um einen positiven Erfolg daran zu knüpfen. Gegen 4 Uhr erfolgte meist der Vorstoß des bulgarischen rechten Flügels, der die Donau-Division weit zurückwarf. Wäre die Dunkelheit nicht um 5 Uhr schon eingebrochen, so hätten die Vertheidiger von Slivnitza, wenn auch nicht am ersten, so doch am 2. oder 3. Schlachttage, auf der ganzen Front links schwenkend, die Offensive ergreifen können. So aber nöthigte die Nacht den Fürsten Alexander regelmäßig im Erfolge innezuhalten und das Gefecht bis zum nächsten Morgen abzubrechen, eine Zeit, welche die Donau-Division natürlich benutzen konnte, um sich wieder zu ordnen und mit etwas Munition zu versehen.

Hieraus geht hervor, daß dem Angreifer im Allgemeinen die langen, dem Vertheidiger die kurzen Tage zu Gute kommen, indem Letzterer die zeitig einbrechende Dunkelheit und die langen Nächte benutzen kann, um sich wieder zu ordnen, oder um neue Stellungen vorzubereiten.

Ebenso sind die Witterung und Temperatur von Einfluß auf die Kriegsführung; Kälte zehrt und ermüdet, kalte nasse Biwaks verursachen einen

ſtarken Abgang an Kranken; Regen und aufgeweichter Boden erſchweren die Märſche; Nebel und Schnee hindern die Ueberſicht.

Iſt erſter Linie iſt es natürlich der Angreifer, der unter dieſen Verhältniſſen zu leiden hat, während die Vertheidigung durch dieſelben gradezu begünſtigt werden kann.

Die ſerbiſche Armee hatte durch die rauhe, naſſe Witterung außerordentlich zu leiden, was im Verein mit der ungenügenden Verpflegung nicht nur einen ſtarken Abgang an Fieberkranken, ſondern auch eine Lockerung der Disziplin zur Folge hatte.

Ein auf der Karte unſcheinbarer Marſch kann ſich bei naſſer Witterung, zumal querfeldein, zu einer vernichtenden Strapaze geſtalten. Dies hatte die Schumadja-Diviſion zu erfahren, als ſie nach der Einnahme der Schanzen von Vrapze quer über die Grloska plannia hinweg wieder an das Hauptkorps herangezogen wurde. Auf dieſem Marſche ſtanden der Diviſion nur Saumwege zur Verfügung. Im Nebel, Regen, Schnee und Wind hatten die Truppen der Diviſion, mit ihrem Gepäck beladen, bergauf, bergab marſchirend, das Gewehr als Bergſtab benutzend, bald tief im Schnee watend, bald im Schmutz verſinkend, mitunter die ſtecken gebliebenen Geſchütze weiter ſchiebend, unſägliche Schwierigkeiten zu bewältigen, und legten an dem ganzen Tage nur 10 Kilometer zurück.

Wie die Witterung den Anmarſch des Angreifers erſchwert, ſo wurde entſprechend die Vertheidigung, zumal verſtärkter Stellungen, ungemein begünſtigt. So kam es, daß bei Trn und Vrapze ganz geringwerthige Landſturmtruppen die ſerbiſche Morawa- und Schumadja-Diviſion trotz ihrer vierfachen Ueberlegenheit Stunden lang aufhalten konnten. Ebenſo zeigte es ſich bei den Kämpfen im Widdiner Kreiſe, daß irreguläre Truppen, durch die ſchlechte Witterung begünſtigt, der vordringenden Timok-Diviſion einen unverhältnißmäßigen Widerſtand entgegenſetzen konnten. Ein Theil der Timok-Diviſion ſoll ſogar infolge des am 21. und 22. November in den Thälern der Donau und ihrer Nebenflüſſe herrſchenden Nebels gezwungen worden ſein, ihre Bewegungen gänzlich einzuſtellen.

7. Die bedingungsweiſe Bedeutung von Befeſtigungen.

Die Theorie räumt den Befeſtigungen eine große Bedeutung ein. Es iſt zu unterſcheiden zwiſchen permanenter, proviſoriſcher und flüchtiger Feld-Befeſtigung.

Feſtungen können heute nicht mehr die entſcheidende Rolle ſpielen wie früher, wo ſich die Kriegführung an örtliche Rückſichten band und das Manöveriren und das Verdrängen des Gegners das heutige Vernichtungs-Prinzip vertrat. Napoleon erklärt ſehr richtig als eigentliche Rolle einer Feſtung, daß eine kleinere Anzahl Menſchen ſich darin vertheidigen und das ihnen anvertraute Depôt gegen eine Armee bewahren könne. Feſtungen dienen heute nur noch,

um strategisch wichtige Punkte, wie große Werkstätten und Depôts, gegen Handstreiche zu sichern, sowie um wichtige Kommunikationen zu sperren. Höchstens können sie auch noch die Vertheidigungsfähigkeit einer entlegenen Provinz stärken oder den Aufmarsch der Armee erleichtern. Ferner können Festungen durch Flankirung des feindlichen Einmarsches noch eine moralische Wirkung haben. Die Landesvertheidigung im Großen durch ein Festungssystem stützt sich wesentlich auf diese Wirkung, während die französische Grenzsperre z. B. den Feind direkt abhalten soll. Napoleon billigte die Grenzsperre übrigens nicht. Er sagt selbst: „Ein Territorium wie Frankreich kann man sich niemals vermessen hermetisch abzuschließen.“ Eine Festung kann vielleicht auch einer Armee noch als Anlehnung dienen.

Diesen möglichen Vortheilen gegenüber bergen die Festungen große Gefahren, wie die Kriegsgeschichte beweist. Ganz illusorisch ist der Gedanke, daß eine Festung zur Unterstützung der Feldarmee dienen und zur Erlangung des Sieges mitwirken kann. Mehrere große Festungen verlangen zu ihrer Vertheidigung allein ganze Armeen. Die als Besatzung verwendeten Truppen haben sich aber ihrer Operationsfähigkeit meist begeben, indem sie an die stete Rücksicht auf die Festung örtlich gefesselt sind. Kommen nun große Feldarmeen in diese Lage, zumal nach verlorener Schlacht, so hat die Festung meist einen unheilvollen Einfluß. Ihre Thore müßten einer fliehenden Armee daher prinzipiell verschlossen bleiben. Eine in eine Festung eingeschlossene Armee ist stets verloren, wenn sie nicht durch eine Außen-Armee entsetzt wird. Seit Marcellus im Jahre 216 v. Chr. aus Nola ausbrauch, zeigt die Kriegsgeschichte kein Beispiel, daß eine eingeschlossene Armee sich aus eigener Kraft befreit hätte. Die Truppe, welche aus einer Festung hervorbrechen will, befindet sich in derselben ungünstigen Lage, wie eine aus einem Defilee herausquellende.

Dies schließt nicht aus, daß die Vertheidigung möglichst aktiv geführt wird. Napoleon sagt darüber: „Es ist ein Grundsatz der Kriegskunst, daß derjenige, welcher hinter seinen Verschanzungen bleibt, geschlagen wird. Die Erfahrung und Theorie sind in diesem Punkte einig.“ Die Erweiterung großer Plätze durch einen Fortgürtel erhöht die Fähigkeit einer aktiven Vertheidigung, weil sie der Armee in den dadurch geschaffenen Lagerfestungen eine größere Bewegungsfreiheit gestattet. Nur müssen diese Forts im Wirkungsbereich der Festungsgeschütze selbst liegen, sonst werden sie zu vorgeschobenen Werken und erfordern eine stete starke Besatzung.

Aus allen dem geht hervor, daß die Festungen nur neben den Operationen der Feldarmee eine Rolle spielen dürfen und daß zu ihrer Besetzung möglichst wenig Theile der aktiven Armee verwendet werden dürfen.

Etwas ganz Anderes ist es mit den Feldbefestigungen. Diese sind lediglich verstärkte Vertheidigungslinien und können auch der Feldarmee, wenn sie sich durchaus defensiv halten muß, eine überaus werthvolle Stärkung ge-

währen, ja es können hinter Erdschanzen selbst geringwerthigere Truppen starke feindliche Kräfte eine Zeit lang aufhalten. Aber immer nur eine Zeit lang! Da sie die Vertheidigung an einen örtlichen Punkt binden, sind sie auf die Dauer nicht haltbar, weil sie umgangen, in der Flanke und von rückwärts gefaßt werden können.

Im serbisch-bulgarischen Kriege haben zwei befestigte Punkte eine hervorragende Rolle gespielt: Widdin und Slivnitza. Das Erstere repräsentirt die permanente Befestigung, das Letztere die provisorische.

Widdin ist eine ganz veraltete Festung, die in den Türkenkriegen für einen der festesten Punkte galt, heute aber einer modernen Belagerung gegenüber nur ganz kurze Zeit Widerstand leisten könnte. Um die eigentliche Stadt-Enceinte mit ihren bastionartigen Fronten schließt sich in einer Entfernung von 800—1000 Metern noch eine zweite, aber mehr passagere Umwallung, die ihrerseits wieder durch eine große Anzahl kleiner vorgeschobener Erdschanzen gedeckt wird.

Die Stärke Widdins liegt, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, nicht in diesen veralteten Befestigungen, sondern in seiner Lage. Von der Donau und einem theilweise versumpften Vorterrain umgeben, ist die Festung gegen eine regelmäßige Belagerung verhältnißmäßig geschützt; dagegen bietet ein Bombardement von den westlichen dominirenden Höhen Aussicht auf sicheren Erfolg, und auch ein Sturmangriff ist, zumal bei gefrorenem Boden, durchführbar.

Sehr mit Unrecht wurde Widdin ein von Serbien begehrtes Angriffsobjekt, und sehr mit Recht wurde der Festung von Seiten Bulgariens eine so untergeordnete Rolle beigemessen, daß man zu ihrer Vertheidigung — außer 2000 Mann aktiven Truppen — nur Freiwillige und Landsturm verwendete, die obendrein in erster Linie nicht die Festung, sondern den ganzen Widdiner Kreis vertheidigen und in ersterer nur einen Rückhalt finden sollten.

Daß sich Widdin gegen das serbische Bombardement gehalten, ist neben der Energie seines Kommandanten wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Timok-Division bis zum 27. Mittags nur Feldgeschütze, und zwar meist Vorderlader, wenn auch von 15 cm Kaliber, zur Verfügung standen. Erst vom 27. ab konnte das Bombardement mit schweren Belagerungsgeschützen eröffnet, mußte aber schon am 28. Abends infolge der inzwischen eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen wieder abgebrochen werden.

Auch dem gewaltsamen Angriff der Timok-Division gegenüber bewährte sich Widdin. Zwar rückten die serbischen Sturmkolonnen wiederholt bis auf 500 m an die äußere Umwallung vor, weiter aber kamen sie nicht, so niederhaltend wirkte das Schnellfeuer der hinter ihren Deckungen unsichtbaren Bulgaren. Auch hier zeigte es sich, daß eine minderwerthige Truppe in der Vertheidigung befestigter Stellungen Gutes leisten kann, ohne daß sie

deshalb zu einem Angriff befähigt ist. Denn alle Ausfallversuche der Belagerten wurden rasch und blutig abgeschlagen.

Hätte der Feldzug noch einige Tage fortgedauert, so wäre Widdin voraussichtlich gefallen. Aber auch dann würde es seine Schuldigkeit vollauf gethan haben. Denn es hatte der serbischen Operations-Armee den vierten Theil ihrer Kräfte entzogen, und diesen Nachtheil würde selbst die Einnahme der Festung, die nur für die Donauschifffahrt von Werth ist, nicht haben wieder gut machen können. —

Eine ganz andere Rolle hat Slivnitza im Feldzuge gespielt.

Der Hauptwerth dieser Stellung dürfte darin gelegen haben, daß sie erstens dem serbischen Oberkommando bis zum letzten Augenblick unbekannt geblieben war, und zweitens darin, daß sie leicht angreifbar erschien. Nur so läßt es sich erklären, daß das serbische Hauptkorps sich zu fortgesetzten Frontalangriffen auf die Stellung verleiten ließ, um das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, statt dasselbe einfach zu umgehen, und dadurch zwecklos zu machen. Slivnitza hatte keinen Selbstzweck, sondern diente lediglich, um Sofia und den Aufmarsch des ostrumelischen Gros zu decken. Daß es daselbst gelingen würde, die ganze serbische Invasion zum Scheitern zu bringen, war ein Glückserfolg, den Fürst Alexander sich wohl selbst nicht hatte träumen lassen.

So hat auch Slivnitza weniger durch seine strategische Bedeutung und seine taktische Vertheidigungsfähigkeit, als vielmehr durch die Fehler der serbischen Heeresleitung eine entscheidende Rolle spielen können.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den bei Trn, Banka und Vrapze angebrachten Verschanzungen. Diese Erdwerke zogen sich in einem Halbkreise von 12 Kilometer Länge um die genannten Orte herum, mit starken Stützpunkten dahinter. Da aber die Besatzung zur Vertheidigung dieser langen Linie nicht im Entferntesten genügte, so brachte die überaus mühevolle Herstellung dieser ausgedehnten Stellung wenigstens strategisch einen Erfolg, indem sie zwei serbische Divisionen einen ganzen Tag verlieren ließ.

8. Die Wichtigkeit des Geldes.

Zum Kriegführen, sagt bekanntlich Montecuculi, ist vor allen Dingen dreierlei nothwendig, nämlich erstens Geld, zweitens Geld und drittens abermals Geld.

Der serbisch-bulgarische Krieg bestätigt dieses Wort. Bulgarien besaß bei Ausbruch des Krieges einen Kriegsschatz von 43½ Millionen Franken. Außerdem gewährte die Sobranje 10 Millionen Kredit und stellte den Kriegsbedürfnissen auch die für die übrigen Ministerien bewilligten Mittel zur Verfügung. Alle Naturallieferungen wurden nur mit Bons bezahlt. In Folge dessen wurde nicht nur keine Kriegsanleihe nothwendig, sondern Bulgarien

blieb auch allen weiteren Anforderungen, die ein Hinausziehen des Krieges mit sich bringen konnte, gewachsen.

Nicht so Serbien! Serbien besaß nicht allein keinen Kriegsschatz, sondern sein Staatskredit war auch äußerst gering. Nur unter sehr drückenden Bedingungen wurde es der Regierung möglich, zur Mobilmachung der Armee von der Wiener Länderbank eine Summe von 25 Millionen Franken zu erhalten. Der Geldmangel zieht sich wie ein rother Streifen durch die ganze serbische Kriegführung. Die ungenügende Präsenzstärke und Ausbildung der Armee, der Mangel eines kriegstüchtigen Artilleriematerials, die unglaublich geringen Munitionsvorräthe, die mangelhaften Vorbereitungen für Bekleidung und Ausrüstung im Falle einer Mobilmachung, alle diese folgenschweren Uebelstände werden nur durch die fortwährende Ebbe erklärlich, welche in den serbischen Staatskassen herrscht. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint denn auch die ganze serbische Kriegführung in einem anderen Lichte; was beim ersten Anblick als ein unverantwortlicher Leichtsinn erscheint, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als eine durch die Noth diktirte Lage oder Handlung.

68.

(Fortsetzung folgt.)

Die kriegerische Thätigkeit Kaiser Heinrichs IV.

Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte des elften Jahrhunderts.

Von

K. Köstler, Oberst.

VI.

Nachdem wir den Pfalzgrafen Friedrich auf dem rechten Flügel, den Gegen-König im Zentrum kämpfen sahen, bleibt für Otto von Nordheim nur der linke Flügel, der vielleicht gedeckt hinter der Hornburger Waldung mit einem Theil den überraschenden Angriff auf Eberhard unternahm, mit dem andern aber sich auf das zweite Treffen des Königs warf und dieses in südlicher Richtung zurückdrängte. Oder sollte vielleicht ein Theil des königlichen Heeres östlich des Waldes vorgegangen sein? Dadurch, daß das Zentrum — also die neben Otto kämpfenden Theile zum Rückzug gezwungen beziehungsweise in die Flucht geschlagen waren, konnte der Nordheimer bei seiner Rückkehr auf

das Schlachtfeld in der Meinung befangen sein, daß die Truppen des Pfalzgrafen feindliche seien. Doch kann man sich auch der Ansicht zuwenden, daß der Sieg Otto's kein so großer war, als ihn Bruno hinstellte. Beruht schon die Erzählung von der Verfolgung des Gegners bis Würzburg, wie wir gesehen haben, auf einer absolut unmöglichen Annahme, so zwingt uns noch ein anderer negativer Beweis zur Aufrechterhaltung dieser Ansicht.

Es ist nämlich von der Einnahme des königlichen Lagers gar keine Rede. Dies mußte aber, wenn der Erfolg des gegnerischen Heeres ein so großer war, wie er geschildert wird, nothwendig in seine Hände fallen und wäre dessen gewiß Erwähnung gethan worden. Daß ein königliches Lager nördlich von Würzburg gesucht werden muß, ist klar, denn wo sollte der König übernachtet haben, wenn er am frühen Morgen an der Streu angriff. Vielleicht hat der Sachse Bruno, mit der Topographie Sachsens weniger bekannt, die Mauern der Salzburg bei Neustadt a. d. Saale für die Befestigungen Würzburgs gehalten. Dies würde mit der Angabe Bertholds, der die Verfolgung drei Meilen, das sind nach unserer Annahme drei Leugen = 13 km, geschehen läßt, auffallend stimmen, denn die Salzburg liegt ca. 12 km vom angenommenen Schlachtfelde entfernt. Vielleicht trat Otto von Nordheim nicht freiwillig, sondern gezwungen den Rückzug an und konnte sich deßwegen auch leichter durch die Verwechslung des pfalzgräflichen Heeres mit dem Gegner täuschen lassen.

Der König beabsichtigte, Abends auf das Schlachtfeld zurückzukehren, stand aber ab, das vom Gegner noch besetzte Terrain mit Gewalt wegzunehmen, da auch ohne dies der Erfolg auf seiner Seite war; denn mit Ausnahme des Pfalzgrafen und seiner Truppen hatte sich der Feind über die sächsische Grenze zurück gezogen, und die Vereinigung Rudolfs mit seinen süddeutschen Freunden Berthold und Welf war trotz der Niederlage der Bauern am Neckar vereitelt. Wohl mögen ihn auch die eigenen, beträchtlichen Verluste abgehalten haben, den Gegenkönig mit Nachdruck zu verfolgen.*)

Wir sehen bei dieser Schlacht König Heinrich zum ersten Male ohne einen Beirath anderer hervorragender Krieger damaliger Zeit, diese vielmehr auf der gegnerischen Seite: so Otto von Nordheim, der Begleiter in den Feldzügen seiner Kinder- und Knabenjahre, so den Gegenkönig Rudolf, meist des Königs Mitstreiter in der Schlacht an der Unstrut und den schwert- wie wortgewandten Bischof Burchard von Halberstadt, der Vorkämpfer gegen die Lintizen.

*) In Casus mon. Petrishus (Mon. germ. XX. S. 647) wird eine Schlacht an der Streu (7. August) und eine Schlacht bei Mellrichstadt (ohne Datum) erwähnt — als secundum et tertium bellum. In beiden Schlachten wird Heinrich geschlagen, es ist somit die Möglichkeit ausgeschlossen, daß der Chronist die einzelnen Momente als Schlachten bezeichnet, sonst müßte einmal vom Sieg Heinrichs die Rede sein. Wahrscheinlich meint er mit der dritten Schlacht eine des Jahres 1080, weil er von keiner der beiden Erwähnung macht.

Aus dem, wenn auch nicht in seinen Folgen nachtheiligen, so doch mindestens unentschiedenen Kampfe, dürfen wir aber nicht schließen, daß Heinrich der Minderbegabte von den eben Genannten gewesen sei. Im Gegentheile bereitete er ihnen, so oft sie ihn vernichtet glaubten, erneute Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Unerschöpflich im Auffinden neuer Hilfsquellen, richtete er nach jedem Schlage mit rastlosem Eifer immer frische Schaaren aus und erschien häufig früher im Felde als seine Besieger. Seine persönliche Tapferkeit ließ er erst dann in ihre Rechte treten, wenn die Schlacht im Gange und gleichsam der Ausschlag zu geben war. Körperliche Strapazen konnten ihn nicht ermüden, geistige Aufregung nicht ermatten. Ein echter Kamerad seines Kriegsvolkes, theilte er mit dem Niedersten seines Heeres Entbehrung und Mühseligkeit.

V. Die Schlacht bei Flarchheim, 27. Januar 1080.

Nach der unentschiedenen Schlacht bei Mellrichstadt hatte sich Heinrich nach Regensburg begeben, wo er damit beschäftigt war, ein neues Heer zu organisiren (Oktober 1078), angeblich zum nochmaligen Kampfe um die Krone, in Wirklichkeit aber, um endlich auch Schwaben, wie früher Bayern, gänzlich von seinen Widersachern zu säubern.

Um die Aufmerksamkeit auf das eigentliche Kampfobjekt abzulenken, zog der König bis in die Nähe des Thüringer Waldes, kehrte aber, ohne mit dem Feinde, der angeblich 6000 Mann stark nordwärts des Gebirges stand, zusammenzutreffen, wieder um*) und brach am 1. November von Osten her in Schwaben ein. Gleichzeitig rückten die Burgunder von Südwesten und die Franken von Norden über die schwäbische Grenze vor. Zum dritten Male unterlag das Land den gräulichsten Verwüstungen; namentlich waren es die welfischen und zähringischen Besitzungen, die der Wuth des Feindes zum Opfer fielen.

Ueber die persönlichen Thaten des Königs ist uns leider nichts bekannt. Die Belagerung von Tübingen, einem Besitzthum des Grafen Hugo, scheint der ganzen Anlage des Feldzuges entsprechend, von den Franken durchgeführt worden zu sein; dort fiel auch der Erzbischof Udo von Trier, ein Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, am 13. November 1078.

Trotz der bedeutenden Heeresmacht, welche das unglückliche Land überfluthet hatte, konnten doch die Stammsitze der Welfen — Altdorf und Ravensburg, sowie die Lintburg, oberhalb des würtembergischen Weilheim, diese ein Besitzthum Bertholds von Zähringen**) nicht bezwungen werden, ein wiederholter Beweis, wie sehr die Vertheidigung dem Angriff an Stärke überlegen war.

---

*) Bruno läßt Heinrich aus Furcht umkehren.

**) Er starb aus Gram über das Elend, das sein Land betroffen, am 6. November 1078.

Obwohl der Papst noch immer mit der Anerkennung des Gegenkönigs zögerte und neue Ausgleichsversuche — gleichwohl immer vergeblich — angebahnt worden waren, mußte es doch Heinrich in erster Linie um die Bekämpfung des Gegners zu thun sein. Es möchte somit fast scheinen, als ob der König allein der Friedensstörer gewesen sei. Werfen wir aber einen Blick in die um jene Zeit vom Papste an die Sachsen entsendeten Briefe, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß Gregor schon damals entschlossen war, schließlich Rudolf anzuerkennen oder wenigstens, was für Deutschland noch schlimmer gewesen wäre, die Trennung Sachsens vom Reiche durchzusetzen.

Als Heinrich das Osterfest (24. März 1079) in Bayern feierte, kam ihm die Meldung zu, daß Markgraf Luitpold von Oesterreich sich mit Ungarn verbunden und gegen den König erhoben habe. Gleichzeitig war Welf in Curratien verwüstend eingefallen. Während nun Heinrich gegen Schwaben ein Beobachtungskorps zurückließ, zu dessen Führer er den Grafen Friedrich von Staufen*) unter gleichzeitiger Ernennung zum Herzog von Schwaben bestellte, bekämpfte er die Gefahr im Osten in eigener Person.

Ersterer brach sofort mit einem Heere bayerischen, ostfränkischen und augsburgischen Kriegsvolkes in Schwaben ein, hatte aber gegen den von den Welfischen als Gegenherzog ausgerufenen Berthold, den jungen Sohn des Gegenkönigs, einen sehr schweren Stand. Nur mit Mühe konnte sich Friedrich in seiner Würde behaupten und heftige Parteikämpfe tobten in der Umgegend von Ulm und Augsburg, in den Thälern der Günz und Mindel.

Heinrich dagegen hatte wahrscheinlich ohne Kampf seinen Zweck erreicht. Nachdem das Gebiet Luitpolds durchzogen und die ungarische Grenze überschritten war, mußte der Markgraf nothgedrungen dem Bündniß mit Ungarn entsagen. Auch König Ladislav II.**) sah ein, daß jeder Widerstand resultatlos geblieben wäre, zudem auch um diese Zeit die Macht des deutschfeindlich gesinnten Polenherzogs Boleslav zusammenbrach.

Jetzt glaubte Heinrich den Moment gekommen, in welchem er den noch nicht vollständig gerüsteten, gleichwohl aber mit einem kleinen Heere ihm entgegenrückenden Gegenkönig vernichten könne. Und in der That wäre der Zeitpunkt gut gewählt gewesen, wenn nicht die deutschen Fürsten und päpstlichen Legaten in den zum Streiche ausholenden Arm des Königs gefallen wären und ihn zum Rückzuge nach Bayern veranlaßt hätten.

Neuerdings versuchte Friedensverhandlungen hatten zu diesem Entschlusse wesentlich dazu beigetragen; Heinrich wollte auch nicht den geringsten Vorwurf auf sich laden, als sei er das Haupthinderniß zum Ausgleich. Als aber auch diese abermals als aussichtslos aufgegeben werden mußten, rüstete Heinrich mit großer Energie mitten im Winter zum Entscheidungsschlage.

---

*) Sohn des gleichnamigen Herrn von Büren und Ahnherr der Hohenstaufen.

**) Nachfolger seines Bruders Geisa seit 1077.

Viele früher der sächsischen [illegible] hatten sich theils dem Könige zugewandt, theils [illegible] Kämpfe thatenlos zu. Dahin sind zu rechnen Markgraf [illegible] Billunger und die Grafen Dietrich von Camburg [illegible]*)

Aber auch der Gegenkönig [illegible] Anstrengung ein dem königlichen Heere überlegenes [illegible] unserm Heinrich nach Thüringen entgegengeführt. [illegible] den offensiven Geist im sächsischen Heere [illegible] in nördlicher Richtung antreten. [illegible] zweimalige verrätherische Handlungsweise [illegible] Räumung dieses Landes veranlaßte! [illegible] wohl in nördlicher Richtung [illegible] Darstellung Wahrscheinlichkeit, [illegible] die Rede ist. Auch scheint der Umstand [illegible] die nordheimischen Besitzungen [illegible]

Wir werden [illegible] welchen das sächsische Heer [illegible] Dort mag es mit den Königlichen [illegible] wegen der Schwierigkeit des [illegible] Heinrich, der Mainz um den [illegible] dem nächsten Wege der Unstrut [illegible] Eisenach.

Bei seiner Annäherung [illegible] ihnen Schaaren sich auf [illegible] Bei langsam, das Thüringer [illegible] haben. diesem Zuge, [illegible] Heinrichs

Dies scheint [illegible] jetzt dem war ja, in erster [illegible] Zudem Gegner eine Frist [illegible] zum Opfer hätte dann [illegible] möglich, eine fallen müssen. [illegible] wieder auf- Stadt, die [illegible] Herbstfeldzug zubauen. Der [illegible] des gleichen [illegible]

Der Gegenkönig [illegible] jener Bachläufe [illegible] in östlicher Richtung [illegible] erwartete, von Süden [illegible] Otto von

*) [illegible] Heinrich's [illegible] weilen läßt.

**) [illegible] der Schlacht [illegible]

Nordheim an einem Steilabhange, um den anstürmenden Gegner kräftig begegnen zu können.

König Heinrich konnte und wollte dem Kampfe nicht ausweichen, vermied aber, den Gegner da anzugreifen, wo ihm dieser in einer durch das Gelände äußerst günstigen Situation entgegentreten wollte; er entschloß sich vielmehr zu einer Umgehung.

Diese Bewegung verzögerte den Beginn der Schlacht bis 3 Uhr Nachmittags, um welche Zeit der König in der Flanke — Einige behaupten sogar im Rücken des ahnungslosen Gegners — sich befand. Es gelang deshalb auch, das Hintertreffen in kurzer Zeit auf das Haupttreffen zu werfen und selbst in dieses noch siegreich einzudringen.

Rudolf hatte nicht sobald Kenntniß von der Umgehung Heinrichs erhalten, als er Otto von Nordheim ersuchen ließ, die Front zu verändern und wieder im Vortreffen zu kämpfen.

Es wurde also dem Nordheimer zugemuthet, eine mindestens im Viertel nothwendige Schwenkung nach rückwärts auszuführen. Otto ließ antworten, daß dies nicht so rasch geschehen könne; Rudolf möge sich einstweilen behelfen, sobald er die Schwenkung vollzogen habe, werde er zur Unterstützung herbeieilen.

War wahrscheinlich in Folge des heftigen Schneesturmes König Heinrichs Angriff dem Gegner ganz unerwartet gekommen, so setzt jenem das plötzliche Erscheinen Otto's inmitten seines Siegeslaufes. Der vermeintlich schon errungene Sieg verwandelte sich in kürzester Zeit in eine empfindliche Niederlage.

Auf dem fluchtartigen Rückzug berührte Heinrich das königliche Lager, zu dessen Schutze er die Troßknechte und Waffenträger zurückgelassen hatte. Er fand es aber in den Händen der Gegner, welche die kleine Besatzung desselben theils niedergemacht, theils versprengt hatten.

Das Heer Heinrichs setzte daher den Rückzug bis in die Nähe des Hörselpasses fort, wo es durch die Besatzung der nahen Wartburg überfallen und all seiner Habseligkeiten beraubt wurde.

Betrachten wir uns nun die Details der Schlacht etwas näher.

Ueber den Ort, wo der Zusammenstoß stattfand, läßt sich wohl aus dem Terrain allein keine Sicherheit gewinnen. Von welliger Beschaffenheit, durchfurcht von parallelen, eingesenkten Bachläufen, die ihren Anfang meist südwestlich in den Schluchten des Hainich nehmen, senkt sich das Gelände von den in unbedeutender Erhebung die Gegend überragenden Waldhöhen in nordöstlicher Richtung allmälig gegen die Unstrut.*) Die eben erwähnten Bachläufe sind für die schwere Reiterei der damaligen Zeit nicht zu unterschätzende Terrain- und Bewegungshindernisse. Sie sind durchgängig nicht breit, aber fast senkrecht eingeschnitten und theilweise mit Gestrüpp, theilweise mit hohem

*) Privatmittheilung des Herrn Prof. Meyer von Knonau in Zürich und das Resultat eigener Augenscheinnahme.

[illegible] Sie gleichen eher nassen Gräben, die allerdings der leichten [illegible] keine Schwierigkeiten bereiten würden, anders aber dem [illegible] des 11. Jahrhunderts. Gegen die Mündung in die [illegible] diese Wasseradern mehr und mehr, so daß nur zwischen [illegible] Dorla und Flarchheim, sowie westlich davon in dieser [illegible] Annäherungshindernissen gesprochen werden kann. Was diese [illegible] für Reiterei besonders unangenehm, ja sogar gefährlich macht, [illegible] Lage. Man erkennt sie als nasse Gräben erst, wenn man [illegible]; namentlich dürfte zur Jahreszeit der Schlacht bei [illegible] die Schneedecke noch mehr dazu beigetragen haben, sie dem Auge [illegible] zu verstecken.

Das Heer des Gegenkönigs stand nach den gleichzeitigen Berichten an [illegible] Thalrande, also auf einer Höhe, und da die Wirkung der Geschütze für die damalige Zeit nicht in Rechnung kommt, auf einer Höhe, die dem anstürmenden Gegner möglichst viel Hindernisse und Beschwerlichkeiten bietet. Beherrschende Punkte in der fraglichen Gegend giebt es eigentlich nur zwei: die Mühlhauser Warte in der Nähe von Nieder-Dorla und die Höhe bei Flarchheim. Letztere erfüllt die verlangten Bedingungen in höherem Maße, denn einestheils ist ihr Abhang etwas steiler und zweitens hat sie ziemlich dicht am Fuße einen dieser vielen Gräben — Dorfbach genannt, welcher über Heroldshausen und Groß-Gottern in die Unstrut mündet. Der in Folge der Umgehung mehr nördlich erfolgende Zusammenstoß muß also zwischen Flarchheim und Nieder-Dorla, vielleicht bei Oppershausen, wo man auch die Reserve des Gegenkönigs vermuthen darf, stattgefunden haben. Hierfür bietet auch der Doppelname der Schlacht einen Beweis, da sie bald nach Nieder-Dorla, bald nach Flarchheim benannt wird.

Wenn auch Giesebrecht somit der Richtigkeit am nächsten kommt, so dürfen wir doch nicht mit ihm das königliche Lager bei Flarchheim suchen. Denn wenn dies seine Richtigkeit hätte, so wäre das eigentliche Schlachtfeld gerade deshalb nicht bei Flarchheim gewesen. Wir kommen also zu dem Schlusse, daß das königliche Lager weiter südlich gesucht werden muß. Bruno sagt zwar, daß die beiden Lager der Gegner nur durch einen zwar schmalen, aber tiefeingeschnittenen Bach von einander getrennt waren. Kaum aber dürfte man diesen Ausspruch wörtlich zu nehmen haben, denn dann hätte die Umgehungsbewegung Heinrichs früher entdeckt werden müssen.

Es dürfte also die Stellung des ersten Treffens der Sachsen bei Flarchheim zu suchen sein.

Die Bedingungen, welche der Ort der That erfüllen muß, werden durch die Erzählung der Schlacht selbst noch genauer festgestellt.

König Heinrich hatte mit seinem aus Schwaben, Bayern, Franken, Böhmen und Burgundern bestehenden, zwar nicht kleinen, doch aber minder starken Heere als das seines Feindes jene Gegend erreicht, welche ihm die

Erinnerung an die siegreiche Niederwerfung der Aufständischen lebhaft wachrufen mußte. Des Königs richtiger, taktischer Blick ließ ihn erkennen, daß diesmal an eine Ueberraschung nicht zu denken sei, denn der tapfere Otto von Nordheim hatte jenseits des Baches schon Stellung gefaßt. Bei der Ueberlegenheit und günstigen Position des Gegners war somit ein Angriff in der Front nicht durchführbar, nur eine Umgehung konnte zum Ziele führen.

Die lückenhafte Erzählung von der Schlacht zwingt uns, einige Zwischensätze als folgerichtige Verbindungen einzuschieben.

So werden wir von vornherein voraussetzen müssen, daß Heinrich einen, wenn auch noch so schwachen Theil des Heeres vor der Front belassen habe, denn sonst müßte es den Gegnern doch aufgefallen sein, warum der Angriff sich so lange verzögerte. Gleichzeitig läßt aber auch die Unkenntniß über die ausgeführte Umgehung darauf schließen, daß es bei den Sachsen mit der Aufklärung des Terrains schlecht bestellt gewesen sein müßte, sowie, daß Rudolf sich in der strengsten Defensive verhielt, denn sonst hätte ein Angriff auf das königliche Lager viel früher die Abwesenheit des Heeres konstatiren müssen. Wir erkennen daraus abermals, wie überlegen Heinrich seinen Gegnern in taktischer Hinsicht war.

Es wird sich für uns die weitere Betrachtung anreihen: In welcher Richtung mag Heinrich sein Heer in die Flanke des Feindes geführt haben?

Als Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Frage dürfte in erster Linie die Zeit, dann aber der Umstand, daß auch in dieser Schlacht der Gegner erst getäuscht und dann überrascht wurde, Ausschlag gebend sein.

Wenn wir den Aufbruch des Angreifers am Montag, den 27. Januar, auf früh 8 Uhr ansetzen, so blieben demselben bis Nachmittags 3 Uhr sieben Stunden zur Ausführung der Umgehung übrig. Alle Schwierigkeiten, die der damalige harte Winter und das Terrain der Bewegung entgegensetzten, in Anschlag gebracht, dürfte die Annahme von ca. 13 Minuten Zeit für jeden zurückzulegenden Kilometer unter Einrechnung der allenfalsigen Rasten ihre Berechtigung haben. Wir können also eine Marschlänge von ca. 32 Kilometer für die Umgehung in Anspruch nehmen. Es konnte sonach der Marsch hinter schützenden Terrainwellen, vielleicht auch von Nebel verschleiert, durch die Waldungen des Hainich bis in's Werrathal, welches allenfalls bei Mihla erreicht werden konnte, von hier auf der wahrscheinlich schon damals vorhandene Straße*) bis Nazza stattgefunden haben. Dann ging es durch die Waldungen, welche stellenweise auch von Reitern zu passiren sind, in nordwestlicher Richtung gegen Mühlhausen weiter und nach dem vollzogenen Aufmarsche in rein östlicher Richtung gegen die rechte Flanke des Gegners. Der Einwurf, daß dieses Terrain von einem Heere nicht überwunden werden könne, wird hinfällig im Hinblick darauf, daß sich ja der Landgraf Ludwig

*) Landau a. a. O., S. 47—50.

von Thüringen bei dem Heere befand, dem es die Kenntniß der Gegend verhältnißmäßig leicht machen mußte, als Führer zu dienen, wie er es auch war, der den König nach der Schlacht auf hessisches Gebiet geleitete.

Somit kommen wir auf dasselbe Resultat, welches auch Floto gefunden hat, allerdings ohne daß dieser es begründete. Zwei andere Umstände zwingen uns aber so zu sagen zu dieser Annahme. Erstens blieb die Umgehung einen halben Tag lang dem Gegner unbekannt, also konnte sie nicht in dem offenen Thale der Unstrut ausgeführt werden, und zweitens zog sich das geschlagene Heer nach dem Hörselpasse zurück, was unmöglich gewesen wäre, wollten wir eine Umgehung in der linken feindlichen Flanke voraussetzen. Hieraus dürfte auch folgern, daß man die Worte Bruno's, wonach der König im Rücken der Sachsen erschien, nicht buchstäblich nehmen darf, denn sonst wären ja die Flüchtenden nicht nach Südwesten, sondern im günstigsten Falle nach Nordwesten abgedrängt worden.

Was nun die Schlacht*) selbst anbelangt, so sind darüber so viel wie keine verwendbare Details bekannt. Immerhin finden wir aber folgende Resultate:

1. Die Schlacht erbringt einen neuen Beweis für die Schwerfälligkeit der damaligen Evolutionen, da es geraume Zeit bedurfte, bis Otto von Nordheim seine Front verändert hatte und in das Gefecht eingreifen konnte. Auch ihm mögen die schwer passirbaren Gräben, die Frontveränderung zu einer schwierigen Aufgabe gemacht haben.

2. Die rasch dem König entgegen geworfenen Schaaren entbehrten wohl der zu jenen Zeiten immer vorausgesetzten Ordnung, und mag hierin der Grund liegen, daß ihr Widerstand bald gebrochen war.

3. Der Herzog von Böhmen wird besonders rühmend erwähnt, weil er die Lanze des Gegenkönigs Rudolf erbeutet habe. Abweichend von der bisherigen Gepflogenheit müssen demnach die Böhmen im Vordertreffen gefochten haben. Sollte dies vielleicht darauf hindeuten, daß der Abmarsch aus der Queue stattfand? Sollte vielleicht dadurch die Bewegung verschleiert und der Gegner getäuscht werden?

4. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß der Mangel an Disziplin in den Armeen jener Zeit sich bitter rächte. So war es auch hier, als die bis jetzt siegreich in's Haupttreffen Eingedrungenen plötzlich neuen Kräften gegenüber standen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselben Terrainschwierigkeiten, welche Otto von Nordheim so lange Zeit vom direkten Eingreifen abhielten, auch hier mitspielten, und daß das königliche Heer wahrscheinlich nach dem alten taktischen Grundsatz, daß, „wer umgeht, selbst umgangen ist", von dem tapferen Sachsenführer in der rechten Flanke angepackt wurde, und zwar in dem Momente, in welchem sich die Reihen bei dem

*) Skizze und Reymann, Spezialkarte Blatt Hersfeld Nr. 144 und Erfurt Nr. 145.

Uebergange über einen der genannten Gräben gelockert hatten. Der Schneesturm mag auch die drohende Bewegung der Beobachtung entzogen haben.

Mit einem Schlage hatte sich das Blatt gewendet. Wie es bei solchen Katastrophen gewöhnlich der Fall ist, berechnet sich der Verlust für beide Theile sehr ungleich, wenn wir auch nicht Bertholds Angabe, der auf Seiten der Königlichen 3255, auf Seiten der Sachsen nur 38 Gefallene zählt, unbedingten Glauben schenken wollen. Von der Partei des Gegenkönigs wird der Burggraf Meginfried von Magdeburg, von den Königlichen der Burggraf von Prag und ein gewisser Tölkmar als Gefallene genannt.

Mit boshafter Entstellung berichtet Bruno, der König Heinrich habe sich zuerst auf die Flucht begeben. Es mag ja sein, daß, als der Verlauf des Gefechtes einen ungünstigen Ausgang voraussetzen ließ, der König frühzeitig genug seine Anordnungen zum Rückzuge traf. Der Vorwurf von Heinrichs Feigheit in dem parteiisch gefärbten Bericht Bruno's ist für uns gerade ein Beweis von des Ersteren Umsicht. Seinen Dispositionen wird auch jetzt noch die Richtigkeit zuerkannt werden müssen, wenn er durch einen Theil des Heeres den Rückzug decken ließ, während das Gros sich der Verfolgung entzog. Eines andern Fehlers aber hatte sich Heinrich schuldig gemacht, als er durch die falschen Anordnungen zum Schutze des Lagers seine Rückzugslinie vollständig preisgegeben hatte. Wohl mag dies in der Voraussetzung eines sicheren Sieges seinen Grund gehabt haben und mag ihn auch der anfänglich günstige Fortgang des Gefechtes darin bestärkt haben. Daß eine energische Verfolgung vorerst ausgeschlossen war, beweist die Intensität der ersten Erfolge, denn sonst hätte für Heinrich die Niederlage viel verhängnißvoller werden müssen.

Markgraf Ludwig von Thüringen übernahm nun wahrscheinlich zum zweiten Male die Führung des königlichen Heeres durch die Waldungen, bis die Gegend am Hörselpasse erreicht war.

Die Schlacht hatte sich in Einer Stunde entschieden gehabt und das ermüdete Heer Heinrich's mußte noch den in der Luftlinie ca. 25 Kilometer langen Weg bis in die Nähe der Wartburg zurücklegen. Erst spät Abends konnte es dortselbst angelangt sein, nachdem es an einem stürmischen Wintertag einen Marsch von ca. 60 Kilometer gemacht und einen, wenn auch kurzen, so doch heftigen Kampf bestanden hatte. Es ist daher nicht Wunder zu nehmen, daß das vor Hunger, Kälte und Anstrengung ermattete Häuflein von der Besatzung der Wartburg entweder noch in derselben Nacht oder wahrscheinlicher am nächsten Morgen überfallen und ausgeplündert wurde.

Die Sachsen machten im königlichen Lager große Beute, deren Aufzählung auf eine ziemlich reichhaltige Ausstattung der vermöglicheren Ritter hindeutet.

Es sind hier noch zweier Hypothesen Erwähnung zu thun, die auf den

Ort der Schlacht Bezug haben. Heim*) hat gelegentlich seiner Forschungen im Hennebergischen Archiv auf eine Wüstung — Fladen geheißen — zwischen Oernshausen und Georgenzell aufmerksam gemacht und glaubt hier den Ort der Schlacht zu erkennen. Es scheint aber die dortige Gegend keinerlei hervorragend taktische Vorzüge zu besitzen. Wir vermissen dortselbst vor allen die sehr gute und starke Stellung, welche Heinrich zur Ueberflügelung veranlaßte, sowie den vor der Front befindlichen Bach mit steilrandigen Ufern, wie überhaupt die ganze Schlachtbeschreibung wesentlich von den Mittheilungen der zeitgenössischen Schriftsteller abweicht.

Eine andere Anschauung finden wir bei dem anonymen Verfasser eines Artikels im Allgemeinen Anzeiger.**) Dieser sucht die erste Stellung, indem er sich auf eine Mühlhausener Chronik stützt, am Riesenberg, östlich Mühlhausen, und findet den Namen Flarchheim in jenem Theile des Unstrutthales, welcher vom Riesenberg und dem genannten Flusse einerseits, den Ortschaften Mühlhausen und Vollstedt andererseits begrenzt wird. Doch nicht allein in dieser Hinsicht, sondern auch in Bezug auf den ganzen Verlauf des Kampfes steht der anonyme Verfasser mit den Ueberlieferungen vollständig im Widerspruch.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hierauf näher einlassen. Zudem bleibt uns der Anonymus den Beweis für seine Annahme schuldig; denn wenn er sich wie Heim nur auf die Namen unbedeutender Lokalitäten stützt, so beweist dies so viel wie nichts. Ein solcher Versuch würde uns auf tausenderlei Annahmen führen. Wir werden bei der Schlacht an der Grune abermals Gelegenheit haben, auf die Unhaltbarkeit derartiger künstlichen Konstruktionen aufmerksam zu machen.

Im Grunde genommen werden beide von Heim und dem Anonymus aufgestellten Behauptungen durch den Sprachgebrauch widerlegt. In der Regel wird der Name der Schlacht von einem hervorragenden Terraintheil — Berg, Wald, Fluß — oder von dem in der Nähe befindlichen bedeutenderen Orte — Stadt, Burg, Schlüsselpunkt der Stellung — entlehnt, nie aber von einer unbedeutenden, nicht allgemein bekannten Lokalität.

Die Taufpathen sind aber bei Heim eine unbekannte Wüstung (Haide), beim Anonymus gar nur ein Feld oder Wiese, welche zudem noch in der Nähe einer damals gut bekannten Stadt liegt. Gewiß hätte man im ersten Fall von einer Schlacht bei Georgenzell, im andern aber von einem Treffen bei Mühlhausen gesprochen.

Der eben besprochene Kampf war die erste direkte Niederlage, welche der königliche Held erlitt, und doch hatte sie nicht jene weittragenden Folgen,

*) Zwei kurze Abhandlungen I. von derjenigen Schlacht bei Fladenheim, welche Kaiser Heinrich IV. u. s. w., von M. Joh. Ludw. Heim, Pfarrer zu Solms und Mehmels. Meiningen 1766.

**) Allgemeiner Anzeiger der Deutschen Nr. 119, Jahrg. 1826, S. 1294.

die man daran zu knüpfen berechtigt gewesen wäre; denn Rudolf fand im eigenen Lande genug des Zwistes, sodaß der König Zeit fand, neue Kräfte um sich zu sammeln.

Die Entscheidung, wer als Sieger aus diesem Bruderkriege hervorgehen sollte, schien von anderer Seite fallen zu sollen. Es war klar, daß Gregor endlich entschiedene Stellung nehmen mußte, wenn er sich nicht allen Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten begeben wollte. Er konnte der Friedensbringer oder der Rufer zum Streit werden. Seine Wahl fiel leider auf die Fortsetzung des Kampfes, indem er Heinrich neuerdings am 7. März 1080 mit dem Banne belegte. Die Wirkung dieser abermaligen Exkommunikation war ungleich weniger empfindlich, als das erste Mal. Es schloß sich im Gegentheil die königliche Partei enger zusammen und verstärkte sich wesentlich durch den offenen Abfall der Lombarden von der päpstlichen Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Frankreich.

Ob Lanze als Waffe für die ganze Kavallerie — oder ob nicht? Ob das VI. Armeekorps zu theilen sei — oder ob nicht? Ob Galliffetts Lagerübungen der Reiterei von Nutzen seien — oder ob nicht? Ob überhaupt es angebracht sei, Kavallerie-Divisionen im Frieden zur taktischen Massenverwendung zusammenzuziehen — oder ob nicht? Um diese und ähnliche Fragen drehen sich die etwas verlängerten Auslassungen der Fachblätter. Aber dieselben halten auch sonst scharfen Ausguck nach allen großen Staaten und Heeren und behandeln vieles Interessante in interessanter Form.

Daß „die Verjüngung der höheren Führer in Frankreich eine Nothwendigkeit erster Klasse", wird je und je wiederholt. Ja, und nicht nur zu alt sind die höchsten Generale, sondern großentheils — nach la France militaire — ungehorsam! „Leider müssen wir gestehen, — eine delikate Sache! —, daß zu viele Korpskommandanten sich über das Reglement erhaben dünken. Wir wollen, — um wahr zu sein — und man muß die ganze Wahrheit sagen —, hinzufügen, daß zu viel Korpskommandanten sich um das Reglement und gleichzeitig also um den

Kriegsminiſter, ihren Vorgeſetzten, nicht kümmern oder zu kümmern ſcheinen.“ Die Kommandanten handeln zweifellos im guten Glauben (?!). Der Augenblick iſt aber gekommen, die Armee den, wenn auch gut gemeinten Willkürlichkeiten zu entziehen und um den Glauben nicht Wurzel faſſen zu laſſen, es bedeute der Kriegsminiſter für gewiſſe Generale nur — eine Null. . . . Es läßt ſich gegen dieſe Forderung des Blattes, falls die Vorausſetzungen zutreffen, nichts einwenden. Aber es erinnert doch einigermaßen an den „kreiſenden Berg, der die Maus gebar“, wenn als Belagſtück, als einziges — (und doch wohl ganz beſonders für wirkſam gehaltenes — !), alſo wenn als Belagſtück für die Unbotmäßigkeit der Korpskommandanten beigebracht wird: Die in Kraft ſtehenden Reglements ermächtigen die Offiziere, nach ihrem Belieben Civilkleider zu tragen „außerhalb des Dienſtes und der militäriſchen Baulichkeiten oder Anſtalten.“ Wie kann da ein Korpskommandant ſich für berechtigt erachten, den Offizieren das Tragen der Civilkleidung zu verbieten, an den Wochentagen vor fünf Uhr Nachmittags, an den Sonntagen vor Mittag? Und zwar hat er die in dieſer Richtung erlaſſenen Befehle jüngſt wieder in Erinnerung gebracht! Dieſer General iſt ein Offizier von den höchſten Verdienſten; er flößt Vertrauen und Reſpekt nicht nur ſeinen Untergebenen, ſondern Jedermann ein, ſelbſt ſeinen zahlreichen religiöſen und politiſchen Gegnern! Wie kann er in dieſer Weiſe das Reglement vergewaltigen?! —

Unheimlich iſt dieſes Deutſchland — und ſein junger Kaiſer!

La France militaire tiſcht ſeinen gutgläubigen Leſern auf, daß das deutſche Militärbudget pro 1890/91 die Summe von 1208 Millionen Mark, = 1½ Milliarde Franks fordere! Und dieſes Budget kommt jetzt nach allen den Reiſen des Kaiſer Wilhelm, zumal nach ſeinen Beſuchen in England, Italien und der Türkei. Iſt das ein zufälliges Zuſammentreffen? Das wäre ſonderbar, wenngleich immerhin möglich. Aber was unleugbar iſt, was die allgemeine Aufmerkſamkeit erheiſcht, iſt die Thatſache, daß Deutſchland im Jahre 90/91 mit einem Ruck die ungeheuerliche Summe von 1½ Milliarden in den Abgrund ſeiner Militärausgaben wirft! . . .

Der deutſche Generalſtab hat mit ſeinen berühmten Reiſen im Jahre 1889 pauſirt; der Kaiſer miſchte ſich ein, hielt die Rekognoszirungsreiſen perſönlich ab und hat von denſelben Stoff zum Winterſtudium für ſeinen Generalſtab heimgebracht. Er, der paſſionirte Militär- und Marine-Kaiſer, hat faſt alle europäiſchen Heere inſpizirt: nach dem ruſſiſchen das öſterreichiſche, das däniſche, das italieniſche, das griechiſche und endlich das türkiſche. Seine eigenen Offiziere haben vor ihm die Soldaten des Islam manöveriren laſſen (Riſtow-Paſcha) und ſo ihrem Herrn ein Urtheil geſtattet über den Werth der militäriſchen Hülfsquellen des ottomaniſchen Reiches. Dieſe, wenn auch kurze Inſpizirung der türkiſchen Truppen und deren Ausrüſtung, hat dem Kaiſer Wilhelm zum genauen Vergleiche genügt, dieſer Truppen mit den Regimentern des kleinen helleniſchen Königreichs, Italiens und Oeſterreichs. Nachdem er die norwegiſchen und engliſchen Küſten beſichtigt; die engliſchen Flotten in der Nordſee, die italieniſchen Schiffe im mittelländiſchen Meere manöveriren ge-

ſehen; verſchiedene See-Etabliſſements dieſer Völker beſucht; das Archipel, das Marmara-Meer und den Bosporus durchforſcht, das ſchwarze Meer und die Hauptfeſtungen Italiens ſowie Venedig angeſchaut, hat der mächtige Kaiſer Bedauern empfinden müſſen, daß er für ſein Land nicht einen Hafen beſitzt am Adriatiſchen Meer oder im Golf von Genua. Wie hat er daran denken müſſen, daß, wenn Frankreich niedergeworfen und Belgien dem germaniſchen Kaiſerreich einverleibt wäre, ein neues Lothringen — ſich ausdehnend von Antwerpen bis Marſeille, umſchließend Flandern, Artois, die Champagne, die alte Franche-Comté, die Dauphiné mit Lyon, das Königreich Arles mit Marſeille, die Grafſchaft Nizza und Monaco, — in wundervoller Weiſe das politiſche, das ſteuerliche, ökonomiſche und Handels-Syſtem Deutſchlands vervollſtändigen würde! U. ſ. w. . . . Alſo ſpricht le Progrès militaire!

Einer ſehr bemerkenswerthen Auslaſſung über das Schießen, die Schießausbildung ſoll hier Raum gegeben werden. La France militaire urtheilt: Das Schießen, das einen weſentlichen Zweig der Friedensausbildung bildet, hat im Kriege nicht die gleiche Bedeutung. Das Kriegsfeuer — ausgenommen beim Feſtungskriege — iſt kein Präziſionsfeuer und kann es nicht ſein. Seitdem die Genauigkeit größer geworden und die Tragfähigkeit, haben die günſtigen Schußentfernungen betrefflich zugenommen, die Genauigkeit des Schießens iſt weniger erforderlich als vordem. Sonach konnte das neue Schießreglement vorſchreiben, daß das Kriegsſchießen („gefechtsmäßiges") auszuführen ſei mit dem Aufſatz 400 m für alle Entfernungen von 600 m und darunter. Das iſt eine ſehr kluge und praktiſche Vorſchrift; ſie bricht kurz mit Vorurtheilen und Einbildung. Sie macht es Jedem und Allen begreiflich, daß die Präziſion, die Vollkommenheit weder nöthig, noch wünſchenswerth ſind. Der in Reih und Glied befindliche Mann hat nicht ſpeziell mit dem ihm in den feindlichen Reihen genau gegenüberſtehenden Manne zu thun; er zielt und ſchießt nicht auf einen einzelnen, beſonderen Mann. Er zielt und ſchießt in den Haufen: das trifft faſt immer, entweder Dieſen oder Jenen. Und wenn es Niemanden trifft, ſo trifft es davor oder dahinter, pfeifend, beeinfluſſend und herabſtimmend die Moral des Gegners unter ſolchen Bedingungen, daß die Wirkung, obgleich materiell null, doch noch eine nützliche iſt. Dieſe Betrachtungen haben ihren Werth; ſie beweiſen ſchlagend die Möglichkeit, daß man mit Nutzen in Reih und Glied ſtellen kann die Leute, welche — der Reſerve oder Territorialarmee angehörend —, die Praxis des Schießens verlernt oder ſie überhaupt nur unvollkommen erlernt haben.

Wie dem aber auch ſein mag, — gut iſt es, wenn der Soldat des Dienſtſtandes im Frieden das Präziſionsſchießen lernt. Wer das Größere kann, kann auch das Kleinere. Der gut ausgebildete Schütze wird ſein Theil im gefechtsmäßigen Schießen, in der Schlacht, ebenſo gut leiſten, wie der weniger geſchickte Schütze; das iſt weſentlich eine Frage der perſönlichen Ruhe und Kaltblütigkeit.

Alſo: fahren wir in der Schießausbildung nach bisheriger Weiſe fort; unſer Schul- und Präziſionsſchießen iſt auch ſehr verſtändig, zweckmäßig eingetheilt

und angeordnet. Dagegen ist das Schießen mit Zielmunition, — auf den kurzen Entfernungen —, nur eine Verschwendung an Geld und Zeit. Und ungünstig wirkt die Bestimmung, daß unsere Leute, zumal die Rekruten (um mit dem beträchtlichen Patronenvorrath zu räumen!), sowohl mit dem Gewehr 1874, wie mit dem Gewehr 1886, schießen müssen: denn die Handhabung beider Modelle ist doch recht verschieden und so verwirrt dieser Wechsel die Schützen, anstatt sie zu bilden! . . . .

Eine lebhafte Bewegung ist im Gange zur Abschaffung des Unterrichtes im Degenfechten für die Unteroffiziere und Mannschaften — und des „Duells, des so grotesken aber reglementsmäßigen Duells zwischen Soldaten und Koporalen." Man erspart viel Zeit für nützlichere Dinge und die kriegsmäßige Ausbildung der Armee hat den Vorrang vor öffentlichem Schaufechten. Wenn man einer General-Inspizirung beiwohnt, hat man Gelegenheit sich zu überzeugen, wie gering und oberflächlich die Ergebnisse der heutigen Fechtausbildung sind. Viele Rekruten verstehen am Ende ihres ersten Dienstjahres noch nicht das Einnehmen der Fechterstellung. Am Ende des zweiten Jahres führen die Soldaten die allereinfachsten Bewegungen mit einer Ungelenkigkeit ohne Gleichen aus — und bei ihrer Entlassung haben sie von ihrer ersten Ungeschicklichkeit nichts abgelegt! Und wie sollte es auch möglich sein, in drei wöchentlichen Uebungsstunden allen Leuten eine so schwierige Sache gut beizubringen? Und was kostet die Unterhaltung des Materials, die Zulagen und Prämien? . Le Progrès militaire schließt mit dem Satze: Das Fechten müßte für die Unteroffiziere verbindlich, den Korporalen und Soldaten gestattet sein. —

Großes Aufsehen macht und gewaltige, berechtigte Erbitterung erregt das Erscheinen eines Buches, welches das Leben der Soldaten des französischen Heeres vergleicht mit den ihnen ganz gleichstehenden und eng verbundenen Freudenmädchen. Höchstens ein Unteroffizier in jedem Regiment ist ehrlich, brav. Alle andern plündern ihre Untergebenen systematisch aus, besonders die armen, zur Uebung eingezogenen Reservisten, diese „Halb-Civilisten". Der Unteroffizier stiehlt von Anfang des Jahres an bis zum Schluß, — er stiehlt an Fleisch, Brod, Tabak, an allem, was für den Soldaten durch seine Hände geht . . . . In dieser, allerdings empörenden Weise, schildert die Schrift die französischen Unteroffiziere, — als wäre buchstäblich das Heer mit solchen verpestet! Die Blätter fordern das Einschreiten des Kriegsministers gegen den Verfasser der Schmähschrift. 8.

Literatur.

Das Leben des Grafen August von Werder, Königlich preußischen Generals der Infanterie. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet von C. von Conrady, General der Infanterie z. D. Mit einer Uebersichtskarte. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Preis: 6 Mark.

General Graf Werder, — Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes, — der ruhmgekrönte „Retter Süddeutschlands" 1871: in der That, ein dankbarer Vorwurf für einen alten Freund, den General Conrady, das Leben, Wirken, Denken solches Mannes zu schildern und zu sorgen, daß — wo noch frisch die Erinnerung ist und die Zeugen leben, — aktenmäßig, der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechend, das Bild des großen Mannes gezeichnet und der Nachwelt überliefert werde. Wenn wir doch solche Arbeiten aus berufenen, zeitgenössischen Federn besäßen über die Helden des 7jährigen und des Befreiungskrieges! Also Dank schuldet Volk und Heer dem Herrn Biographen für das klare, treue Lebensbild des Helden; es ist eine Erquickung, das Buch zu lesen. Wir gehen auf Einzelheiten nicht ein, führen aber aus dem „Vorwort" die erfreuliche Mittheilung an, daß nach einer im Archiv zu Grüssow befindlichen Quittung General Graf Werder ausführliche Aufzeichnungen über den Krieg 1870/71 gemacht hat, welche im Archiv der Königlichen Regierung zu Merseburg mit der Bestimmung aufbewahrt sind, sie bis zum Jahre 1900 unter Klausur zu halten.

Das rauchfreie Pulver. Ergebnisse seiner Anwendung im Manöver. Berlin 1889. Verlag von R. Eisenschmidt.

Dies in Fachzeitschriften, politischen Blättern und selbstständigen Heften seit einigen Monaten in allen Ländern und Heeren behandelte Thema wird — begreiflicher Weise — noch sehr lange nicht zur Ruhe kommen. Eine Entscheidung der in dieser Richtung aufgeworfenen und stets neu auftauchenden Frage kann endgültig nur ein großer Krieg bringen. Aber . . . man muß doch vorher schon sich seine Rechnung machen! Das geschieht nun in mehr oder weniger gut begründeter oder einleuchtender Weise bisher — ohne die Grundlage praktischer Friedens-Erfahrung. Diesen Vorzug aber, einen recht erheblichen, hat die uns vorliegende Schrift, insofern sie die Erfahrungen verwerthet, die der Herr Verfasser und gute Kameraden bei den letzten Kaisermanövern gemacht haben. Uns scheinen die kurzen, ein klares und ruhiges Urtheil kundgebenden Erörterungen, die in ansprechender Weise sich von übertriebenen Behauptungen und Schlußfolgerungen freihalten, mit zu

den beachtenswertheſten der bisher veröffentlichten zu gehören. Was im Uebrigen die Schrift bringt, das kann und ſoll hier nicht aufgetiſcht werden: Jeder mag ſelbſt leſen. 5.

Lebensbeſchreibung des General-Feldmarſchalls Keith. Bearbeitet von v. Paczynski-Tenczyn, Sek.-Lieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 22. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis: 60 Pf.

Für die Unteroffiziere und Mannſchaften des 1. Oberſchleſiſchen Infanterie-Regiments Nr. 22, welches ſeit dem 27. Januar 1889 den Namen „Keith" führt, hat der Herr Verfaſſer das Lebensbild des Helden gezeichnet, der nunmehr dauernd mit dem Regiment innig verknüpft iſt. Lebensbild und Porträt des Feldmarſchalls, der bei Hochkirch den Schlachtentod für ſeinen Großen König erlitt, ſind gut ausgeführt. 131.

Winke für die Leitung des Infanterie-Feuers gegen Infanterie, Kavallerie und Artillerie von Heckert, Hauptmann und Kompagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Kirchbach (1. Niederſchleſ.) Nr. 46. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis: 70 Pf.

Das iſt wohl das Gediegenſte, was ich ſeither über dieſen Gegenſtand gehört oder geleſen habe. Das eingehendſte, ernſteſte Studium der kleinen Heckert'ſchen Schrift erſcheint geradezu Pflicht aller Zugführer, Kompagnie-Chefs, Bataillons-Kommandeure; — und kein höherer Führer, welcher Infanterie zu befehligen, ihre Ausbildung zu leiten oder zu überwachen, ihr Feuergefecht zu beobachten und zu beurtheilen hat, ſollte den Heckert'ſchen Anſichten die ſorgſamſte Prüfung verſagen. Gewiß bleiben genug ſtreitige Punkte, wie ſolche der Herr Verfaſſer ja ſelbſt mehrere bezeichnet: aber die Stellungnahme deſſelben, ſein Ausſprechen beſtimmter Meinung — mit Gründen — fördert die Klärung der Sache und der Meinungen. So freue ich mich ganz beſonders der energiſchen Befürwortung und Bevorzugung der zu erſtrebenden Feuerüberlegenheit, während das Zurückhalten des Unterſtützungstrupps — alſo faſt eines Drittels — auch bei der einzelfechtenden Kompagnie, einem gleichſtarken Feinde gegenüber, einen Verſtoß gegen den Geiſt des modernen Gefechts und gegen den Sinn des Reglements bedeutet und ſich nur aus einer allzu engherzigen Auffaſſung des Theils II, Nr. 92 des Exerzier-Reglements erklärt.

Ein Beiſpiel mag zeigen, wie aus ſeinen Erörterungen der Hauptmann Heckert zu ganz beſtimmten Sätzen gelangt. Am Schluſſe des erſten Abſchnittes, der „die Wahl der Stelle zur Aufnahme des Feuergefechts und die ſachgemäße Entwickelung der Truppe" behandelt, heißt es: Ein Rückblick auf das bisher Geſagte ergiebt, daß gegen Artillerie knieend, gegen Infanterie liegend, gegen Kavallerie in der Regel ſtehend am beſten geſchoſſen wird, daß gegen erſtere beiden Waffen die aufgelöſte Linie, gegen letztere die gerade innegehabte Ordnung und diejenige Formation

die empfehlenswerthe ist, welche am meisten Gewehre in Thätigkeit setzen läßt, daß schließlich bei Bekämpfung von Artillerie auf ein Geschütz ein Infanterie-Zug, von Kavallerie auf eine Eskadron ein Infanterie-Zug gerechnet werden kann, während Infanterie gegen Infanterie bei sonst gleicher Qualität numerische Ueberlegenheit der Gewehre anzustreben hat. — 127.

Kommando-Buch für jüngere Offiziere, für Reserve- und Landwehr-Offiziere, sowie für Offizier-Aspiranten und ältere Unteroffiziere der deutschen Infanterie. Nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet von Transfeldt, Oberstlieutenant a. D. Vierte Auflage. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn. Preis: 1 Mark.

Dieses Hülfsbuch haben wir in seinen drei ersten Auflagen als praktisch anerkannt und seine Verbreitung empfohlen; es gab aus dem bunten Gewirr des alten Exerzier-Reglements die überall zerstreuten, innerlich zusammengehörenden Dinge in logischer Uebersichtlichkeit und Kürze. Nun aber ist das neue Reglement selbst so kurz, klar, — es beschreibt das rein Exerziermäßige genau, es verlangt, daß Alles, was es bringt, geübt werde: da ist nun kein Raum mehr für das Kommando-Buch, welches in seinem I., fast neun Zehntel umfassenden, weitaus wichtigsten Theile „Exerzieren", — nach dem Vorworte des Herrn Verfassers, — „das Exerzier-Reglement im Auszuge und, wo dies wünschenswerth erschien, im Wortlaut wiedergiebt", während eigene Zusätze des Oberstlieutenant Transfeldt nur als Fußnoten beigefügt oder durch kleinen Druck als solche kenntlich gemacht sind. Und so sind die Schieß-, die Turn- und die Fechtvorschrift gleichermaßen herangezogen. Nun aber kann nicht mehr das „Exerzieren" auch nur des Zuges schon — des geschlossenen oder ausgeschwärmten — mit Verständniß und in kriegsmäßigem Sinne erfolgen, ohne Kenntniß, genaue Kenntniß des Theils II des Exerzier-Reglements, der vom Gefecht handelt und der im Transfeldt'schen Hülfsbuch nur in einigen dürftigen Bemerkungen figurirt, — wohlverstanden: auch nur dürftig figuriren kann! Es muß jetzt, wo die Reglements auf der Höhe stehen, durchaus verlangt werden, daß alle Offiziere und Offizier-Aspiranten unbedingt die Quellen selbst studiren. Die zu Zugführern auszubildenden Unteroffiziere, von denen nur ein Theil befähigt sein wird, den Geist des II. Theils des neuen Reglements aus diesem selbst zu begreifen, erhalten ja in dieser Hinsicht die nöthigen und möglichen, wirklich nutzenbringenden Unterweisungen durch ihre Vorgesetzten. — Die wenigen, durchaus brauchbaren Fußnoten sind ihrem Inhalte nach Gemeingut der Armee seit langen Zeiten, sehr viele Angaben werden streitig sein und bleiben: z. B. Abbrechen der Sektionen, ob 4 und 4 oder ob 3 und 5 Schritt u. dgl. — Und was soll z. B. die Fußnote für Werth haben, welche zur „Zielmunition" bemerkt: „Die Rekruten schießen damit von der 7. Woche ab. Sie müssen nach der Ringscheibe (1 : 5) mit 3 Patronen dreimal die Mannsbreite treffen, bevor sie zum Schießen mit scharfer Munition übergehen dürfen?" —

[redacted] das ehedem brauchbar gewesene Kommando-Buch
[redacted] Verfasser dagegen sein unentbehrliches In-
[redacted] 3.

[redacted] Übel) mit Reglement zum Preisfechten von Emil
[redacted] eidgenöss. Instruktionsoffizier. Zweite Auflage.
[redacted] von Orell, Füßli u. Comp. Preis: 1 Mark.
[redacted] gut begründetes Fechtsystem, das seinen Zweck —
[redacted] in der eidgenössischen Armee herbeizuführen —
[redacted] Im deutschen Heere werden wohl hie und da alte oder
[redacted] von der Schrift nehmen. 1.

[redacted] Meldedienst nach Art des Kriegsspiels. Ein Hülfsmittel
[redacted] zur Ausbildung der Unteroffiziere, Patrouillenführer
[redacted] Instruktionsklasse der Infanterie und Kavallerie im
[redacted] von Lewien, Hauptmann a. D. Mit zwei Beilagen in
[redacted] Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuch-
[redacted] Preis: 60 Pf.
[redacted] dieses kriegsspiel-ähnliche Ausbildungsmittel — nur bezweifeln
[redacted] heraus, ob es möglich ist, dasselbe anzuwenden — die Zeit
[redacted] Nutzen steht keinenfalls im Verhältniß zu dem Zeitaufwande.
[redacted] auf der großen Wandtafel thun etwa dasselbe! Und dann geht
[redacted] nach der Schrift vorgenommen werden soll, über den Horizont der
[redacted] hinaus (zumal das Spiel in zwei Parteien!) —, es seien denn
[redacted] Avantageure, für die aber das Ding auch wieder nicht recht geeignet
[redacted] müssen abwarten, wie die Truppe sich zu der Sache stellt, wieder-
[redacted] daß wir das Hülfsmittel nicht empfehlen können. 2.

[redacted] Felddienst des Kavalleristen. Leitfaden für den Unterricht des Kavalleristen im Felddienst. Heft I. Zweite Auflage. Mit Skizzen und Beilagen. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis: 90 Pf.

Auch diesem Hefte, trotzdem es nach der Mittheilung auf dem Titel nunmehr [redacted] Auflage erscheint, vermögen wir eine Existenzberechtigung nicht zuzuerkennen. [redacted] ein Rittmeister oder Lieutenant solche Sache zusammenstellt für seinen [redacted] schön! Aber dergleichen immerhin unbedeutende Arbeiten haben keinen [redacted] für alle andern Leute. Dieses Heft I enthält keinen Satz, keinen Gedanken, [redacted] nicht längst bekannt, befolgt wird, — der nicht in der Felddienstordnung, in den [redacted] lichen Büchern und Schriften von Poten, Pelet-Narbonne, Rohr, Hann von Weyhern, Haugwitz u. a. m. seit geraumer Zeit bei Weitem bessere Begründung und Ausführung erfahren hätte. — Wir bitten die Kameraden: „Haltet ein mit der Veröffentlichung derartiger immerhin wohlgemeinter, aber zweckloser Arbeiten!“ 2.

Unter den zahlreichen Adreßbüchern, mit welchen das neue Jahr jedesmal den deutschen Büchermarkt zu bereichern pflegt, nimmt das im Verlage von Adolf Hein, Berlin, erschienene „Berliner Gesellschaft von 1890“ eine ganz eigenartige Stellung ein. Das in sehr hübscher, eleganter Ausstattung vorliegende Buch enthält die ausgewählten Adressen des zu den besten und besseren Kreisen, kurz, zur „Gesellschaft“ zählenden Berliner Publikums. Es ist somit, als den wohlhabendsten und konsumfähigsten Theil der Berliner Bevölkerung umfassend, für den Geschäftstreibenden ein willkommenes und wichtiges Hülfsmittel zur Anknüpfung geschäftlicher Verbindungen. Die den zahlreichen im öffentlichen Leben stehenden Personen beigefügten zuverlässigen Daten über deren Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur, sowie die mannigfachen werthvollen Familiennotizen geben indeß der „Berliner Gesellschaft“ eine weit über den Rahmen eines Adreßbuches gehende Bedeutung und machen es zu einem vielfach unentbehrlichen Hand- und Gebrauchsbuch auch für jeden Privatmann, welcher zur Berliner Gesellschaft Beziehungen hat. 28.

Kleine Mittheilungen.

Schweiz. Die Rüstungen des kleinen Landes, um im Falle eines großen europäischen Krieges seine Neutralität zu schützen, verdienen das höchste Lob. So sind vor Kurzem über 3 Millionen Francs für die Befestigungen auf dem Gotthard und 17½ Millionen für die Beschaffung kleinkalibriger Gewehre mit Einstimmigkeit (!) vom Nationalrath und vom Ständerath bewilligt worden.

Italien. Kriegs-Vorbereitungen. Die alt-monarchische Zeitung „La Gazette de France“ giebt einem Alarmartikel des „Progrès militaire“ mit eigenen Zuthaten Verbreitung. Als kennzeichnend für die gegenwärtigen Beziehungen der beiden Mächte zu einander soll dieser Artikel hier festgelegt werden. La Gazette also sagt: Wir wußten, daß der König von Italien sein Heer unter die Aufsicht und Leitung des deutschen Kaisers gestellt hatte; wir wußten, daß die Generale Wilhelms II. dem Humbert I. einen neuen Mobilmachungsplan besorgt hatten; wir wußten, daß die italienische Regierung sich Allem fügte, was die deutsche Regierung von ihr verlangte; Alles dies war im Allgemeinen bekannt, aber es fehlten Einem die genauen Einzelheiten über die Ergebnisse des zwischen Rom und Berlin

geschlossenen militärischen Uebereinkommens. Nun veröffentlicht Le Progrès militaire einen sehr deutlichen Artikel, wahrscheinlich offiziösen Ursprungs, von außerordentlicher Tragweite. „Italien besitzt ein Eisenbahnnetz, das in Piemont und in der Lombardei vollständig ist, dagegen sehr lückenhaft auf der Halbinsel selbst; letzterer Umstand verzögert die Mobilmachung, aber nur der aus diesen Landstrichen kommenden Heerestheile. Und so haben unsere Nachbarn in der Po-Ebene in Garnisonen gelegt, wenigstens die Hälfte ihrer Infanterie, drei Viertel der Kavallerie, der Feldartillerie, des Geniekorps und der Verwaltungsbranchen, die ganze reitende Artillerie und die ganze Gebirgs-Artillerie und -Infanterie. Das konnten sie thun, weil die italienische Mobilmachung keine „regionale" ist. Nun kommt in der Po-Ebene die Schnelligkeit der Mobilmachung etwa derjenigen der französischen Armee gleich. Die 100jährige Trennung Italiens in unabhängige Königthümer, Herzogthümer und Fürstenthümer hat in demselben den Geist der Provinz und wesentlich verschiedenartige Fähigkeiten entwickelt. Man muß alle diese Elemente zusammenschweißen in dem Schmelztiegel der „nationalen Rekrutirung". So ist die Ergänzung in Italien, sowohl an Reservisten, wie an Rekruten, eine nationale. Jedes Regiment erhält seinen Antheil an Reservisten, die theils auf der Halbinsel, theils in der Po-Ebene ausgehoben sind.

In den ersten 24 Stunden der Mobilmachung mobilisiren alle Infanterie- und Kavallerie-Regimenter ihre Friedensstärke mittels der ganzen Geschwindigkeit, welche das Eisenbahnnetz gestattet. Diese Regimenter, versehen mit den ganzen für die Kriegsformation erforderlichen Fahrzeugen und Bespannungen, rücken nach den, den Heeren für die Grenzvertheidigung zugewiesenen Plätzen.

Um dieser ersten Truppenstaffel einen Rückhalt zu geben, kompletirt jedes Artillerie-Regiment an Menschen und Pferden einige Batterien mit Allem, was deren Auftreten auf dem Schlachtfelde erforderlich macht; es schickt diese Batterien unmittelbar zu Beginn der Mobilmachung an die Grenze, und beendet die Mobilisirung des Restes nach dem Eintreffen der Reservisten. Kurzum: nach Ablauf einer Woche befindet sich die ganze italienische Armee, auf dem Friedensfuße zwar, aber mit ausreichender Artillerie und mehr als ausreichenden Fahrzeugen versehen, am Fuße der Alpen versammelt.

Will sie dieselben überschreiten?

Nein! Sie wird sich nur einem französischen Vordringen widersetzen, — höchstens versuchend, auf den Höhen einige vortheilhafte Posten wegzunehmen. Wenn sie zur Defensive auch stark ist, die Offensive würde ihr gefährlich sein in dem Falle, daß sie dieselbe ohne ihre Trains und Reserven ergreifen wollte. Aber sicherlich wird diese Menschenmasse, welche 120—150 Tausend Infanteristen, 15000 Reiter und etwa 450 Geschütze zählen durfte, im Stande sein, jeden Angriff der beiden französischen, selbst noch halb-mobilen Armeekorps zurückzuweisen. Was die italienischen Reservisten betrifft, so werden die der Infanterie eingekleidet und bewaffnet von den Rekrutirungsbureaus, welche zugleich die Depôts für diese Regimenter verwalten. Eingetheilt in Detachements mit Offizieren und Unter-

offizieren, stoßen die Reservisten zu ihren Regimentern in dem Versammlungsgebiete der Heere, sowie jeder Mannschaftsnachschub im Laufe des Krieges dies thut. Jeder Tag Aufschub, besonders nach der ersten Woche, kann die Stärke der italienischen Armee um 40—60 Tausend Mann erhöhen.

Italien hat so sein besonderes Mobilmachungsverfahren, das ihm durch die Verhältnisse aufgenöthigt und durch die Beschaffenheit seiner Grenzen gerechtfertigt ist. Die Alpen begünstigen in ganz hervorragendem Maße die Vertheidigung der Grenzen, während der ersten Mobilmachungstage, mit den geringen Friedensstärken. Man muß gestehen, daß die italienische, so eigenartige Mobilmachung, ihren Schöpfern zu großer Ehre gereicht.

Die italienische Schlauheit, die bisher so geschickt großen Nutzen aus den Siegen der andern Nationen und selbst aus ihren eigenen Niederlagen gezogen hat, verhehlt sich nicht, daß — indem sie offen ein defensives und offensives (!) Bündniß mit Deutschland eingeht, — sie Gefahr läuft, falls letzteres sich in ein tollkühnes Unternehmen einläßt; sie weiß sehr wohl, daß sie ihre Freiheit als Nation aufgegeben hat, um der Trabant und nöthigenfalls der Geprellte einer andern ehrgeizigen, selbstsüchtigen und zänkischen Nation zu werden.

So hegt die italienische Diplomatie vielleicht im Geheimen den Gedanken, sich nicht allzu lebhaft beim Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland einzumischen, um noch die Zeit zu gewinnen, sich schließlich an die Seite des Siegers zu stellen. In diesem Falle würde die italienische Defensive, durch Mobilmachungs-Schwierigkeiten — von denen man in Rom so viel Aufhebens macht — begründet, von großem Nutzen für Italien sein. Die Diplomatie des Fürsten Bismarck hat diese Rechnung wohl vorausgesehen. Darum die Uebereinkunft von 1888, nach welcher zwei italienische Armeekorps, das 5. und das 6., auf der Brenner-Bahn nach dem Ober-Elsaß gebracht werden sollen, um sie dort als Geißeln zwischen die deutschen Bajonette zu bringen und ihnen die Befehle in der deutschen, von 1859 den Italienern so verhaßten Sprache zu ertheilen." — Diesen Ausführungen des Progrès militaire hängt la Gazette de France noch die Bemerkungen an:

So ist demnach fast die ganze italienische Armee bereits mobilisirt am Fuße der Alpen. So ist das deutsch-italienische Bündniß nicht nur ein defensives, sondern ein offensives! . . . 8.

Rußland. Grenzdouaniers. Kleinkalibriges Gewehr. Festungstruppe. Durch Kaiserlichen Ukas sind, auf Vorschlag des Kriegsministers Wannowsky, die an den Grenzen stehenden Zollwächter dem Kriegsministerium unterstellt worden. Diese Zollwachen werden also eine ganz militärische Organisation erhalten und 4 oder 5 Divisionen bilden.

Nun giebt das große Reich doch seinen Widerstand gegen Einführung eines neuen kleinkalibrigen Gewehrs; denn zur Beschaffung eines solchen sind dem russischen Kriegsminister 80 Millionen Rubel bewilligt worden.

[illegible] jeder russischen Festung eine mit den Festungs-[illegible] nothwendigen Dienst, Arbeiten u. s. w. [illegible] wurden in allen im Westgebiete befindlichen [illegible] Reservebataillone sogenannte Festungsregimenter [illegible] — [illegible] etwa fünfviertel Jahren — gebildet. Die [illegible] Warschau, Brest-Litowsk, Dünaburg, Wilna u. a. erhalten je [illegible] Festungsbataillone, kleinere Festungen 1—2. Die Regimenter resp. Bataillone [illegible] der betreffenden Festung an, wurden also ganz mit ihr ver-[illegible] Ein gewaltiger Vortheil ist es, wenn im Kriegsfalle keine Abgaben von [illegible] für Festungsbesatzungen nöthig sind, — und wenn man schon im [illegible] über einen so ausgezeichneten Stamm an eigentlichen Festungstruppen ver-[illegible] daß es genügt, demselben durch die in Rußland gleichfalls schon als Stämme [illegible] bestehenden Reservetruppen zu vervollständigen. Die unlängst über [illegible] Festungstruppentheile eingelaufenen Berichte lauten ausnehmend [illegible] für deren Nutzen und Dienstbetrieb. Durch diese Festungsregimenter, durch [illegible] Festungsartillerie und Festungspioniere, durch die in den Festungen Warschau, [illegible], Brest-Litowsk, Ivangorod und Dünaburg bereits im Frieden [illegible] Festungs-Ausfallbatterien besitzt Rußland eine so eigenartige, [illegible] Festungstruppe, wie keine andere Armee der Welt.

— Die Militärverhältnisse Australiens. In dem [illegible] England dem erstaunten Europa die „Armada [illegible] ist es wohl der Mühe werth, einen Blick auf seine Kolonien [illegible] den australischen Besitz, zu werfen und zu sehen, wie es um die [illegible] bestellt ist.

Mit „Australasien" bezeichnen die Engländer gemeinhin [illegible] australischen Kontinent „Neu-Holland", welcher fünf Kolonien [illegible] Neusüdwales, Viktoria, Südaustralien, Queensland und [illegible] Inselbesitzungen, welche aus Tasmanien, Neuseeland und [illegible] Westaustralien und die Fidschi-Inseln werden [illegible] während die anderen 6 Kolonien ihre eigenen [illegible] Diese letzteren sind beim Kolonialamt durch [illegible] vertreten.

Die Krone ist mit ihren australischen Kolonien [illegible] allen Parlamentsakten gegenüber [illegible] Mächten gegenüber verbunden. [illegible] Kolonien keine eigenen Vertreter [illegible] in London erledigt; doch [illegible] zwischen den Gouverneuren [illegible] in den Auslieferungsfällen [illegible] direkt erledigen.

[illegible]

der Maoriſtämme auf Neuſeeland im Jahre 1863 ſeinen letzten Soldaten aus Auſtralien zurückgezogen, ſeinen auſtraliſchen Kolonien eine verhältnißmäßige Selbſtregierung eingeräumt und ihnen ſomit auch den größten Theil der Sorge für ihre territoriale Vertheidigung ſelbſt überlaſſen.

Die den Kolonien für ihre Vertheidigung zur Verfügung ſtehenden Streitkräfte ſind zweierlei Art: erſtens die permanenten Streitkräfte mit äußerſt ſchwachem Effektivbeſtande, und zweitens die Milizen, die, den amerikaniſchen Milizen nachgebildet, ausſchließlich aus Freiwilligen beſtehen.

Die permanenten Streitkräfte beſtehen nur aus zwei in Sidney und Melbourne in prächtigen Kaſernen untergebrachten und von abkommandirten engliſchen Artillerie-Offizieren befehligten Batterien. Bei den Milizen dienen Mannſchaften und Offiziere freiwillig. Dieſelben werden bei ihrer Einziehung durch jede Kolonie bekleidet, ausgerüſtet und beſoldet und umfaſſen Infanterie-Regimenter, drei Schwadronen Kavallerie, Batterien und eine Flottenbrigade. Die Uniform iſt dieſelbe wie die der engliſchen Armeen in Indien und Egypten: ſcharlachrother Rock und weißer Helm; die Infanterie iſt mit dem Martini-Henry-Gewehr bewaffnet.

Die Maximalſtärke der Milizen, welche jede Kolonie aufzuſtellen im Stande iſt, beträgt: Viktoria 4 Regimenter Infanterie*) und Artillerie, 4000 Mann; Queensland 3200 Mann; Südauſtralien 2500 Mann; Neuſüdwales 4 Regimenter Infanterie, 5 Batterien à 4 Geſchütze, eine Diviſion Flottenbrigade, 5000 Mann; Weſtauſtralien 1000 Mann; Tasmanien 3000 Mann; Neuſeeland (die drei Inſeln) 2000 Mann, Summa 20 700 Mann.

Wenn man zu dieſer Zahl noch die beiden permanenten Batterien, die drei Schwadronen Miliz-Lanzenreiter von Sidney, ſowie die Poliziſten zu Fuß und zu Pferd, welche zum Militärdienſt geeignet ſind, hinzurechnet, ſo ergiebt dies eine Streitmacht von rund 22 000 Mann.

Dies iſt in der That Alles, was dieſes im Entſtehen begriffene Volk zur Vertheidigung ſeiner Küſten auf die Beine zu bringen vermöchte.

Die Uebungen der Milizen geſchehen mit vieler Sorgfalt, und zwar unter Leitung alter engliſcher Unteroffiziere. Theils haben ſie beſondere Säle zur Ausführung derſelben, theils ſieht man ſie auf öffentlichen Promenaden oder in den Parks üben, wobei es einen ſonderbaren Eindruck macht, Kapitäne und Lieutenants auf das Kommando der alten engliſchen Veteranen marſchiren, Wendungen machen und Evolutionen ausführen zu ſehen.

Auffallend iſt der Mangel an Kavallerie; er erklärt ſich jedoch aus dem Umſtande, daß eine europäiſche Bevölkerung und mit ihr Städte und Dörfer ſich nur an der Küſte befinden, und die Civiliſation, wenn auch der Ueberlandtelegraph von Port Darwin bis Adelaide den Kontinent durchquert, nicht weiter als 150 (See-) Meilen in das Innere deſſelben vorgedrungen iſt.

In fortlaufender Linie verbindet heute die Eiſenbahn die vier Hauptſtädte

*) Das auſtraliſche Regiment hat, wie das engliſche, etwa die Stärke eines Bataillons.

Adelaide (Südauſtralien), Melbourne (Viktoria), Sidney (Neuſüdwales) und Brisbane (Queensland). Bald wird die ſüdliche Linie ſich von Adelaide bis zum ſtrategiſchen Becken des König-Georgſundes fortſetzen, an welchem ſich der kleine Flecken Albany auf der Südweſtſpitze des Kontinents befindet. Schließlich hofft man, in nicht allzu ferner Zeit eine Eiſenbahnlinie parallel zur Linie des Ueberlandtelegraphen Neuholland von Norden nach Süden, mit Seitenlinien öſtlich nach Brisbane, weſtlich nach Perth, der Hauptſtadt Weſtauſtraliens, durchſchneiden zu ſehen. Schon die bereits jetzt vorhandenen Eiſenbahnen werden die Konzentration aller Kolonialtruppen auf einen beſtimmten Punkt in wirkſamer Weiſe unterſtützen.

Erſt in den letzten Jahren gab ein Gouverneur eine kräftige Anregung zur Bildung einer Kolonialkavallerie und zu einer vollſtändigen Militärorganiſation.

Die Veranlaſſung hierzu war folgende:

Im Jahre 1885 ſchlug ein Miniſter der Regierung von Neuſüdwales, Herr Dalley, der engliſchen Regierung, nachdem die britiſchen Truppen, faſt ohne einen Schuß zu thun, ſich des Delta's und Niederegyptens bemächtigt hatten und in den um die Fahne des Propheten geſchaarten Schwarzen Kordofan's andere Gegner, als in den demoraliſirten Horden Arabi Paſcha's vorgefunden, in dieſer für die engliſchen Waffen kritiſchen Periode, nachdem viele tapfere Offiziere ihren Tod ruhmvoll auf den verſchiedenen Schlachtfeldern gefunden, Herrn Gladſtone vor, ein Kontingent auſtraliſcher Kolonialtruppen in der Stärke von 4—5000 Milizen nach dem Sudan zu entſenden. Die Regierung des Mutterlandes nahm ſchleunigſt und mit Dank die angebotene Unterſtützung an und wurden die Milizen alsbald in Port Jackſon nach Suakim eingeſchifft. Sie brachten dann 6 Monate in dem ſumpfigen Lager, das an der Außenſeite dieſes Hafens angelegt war, ſowie in den Zeribas (Redouten) zu, die an der Straße von Handab nach Tamaï, der Kopfſtation der (vorläufig projektirten) Eiſenbahn von Suakim nach Berber, erbaut waren.

Das auſtraliſche Kontingent hat nicht Gelegenheit gehabt, ſich durch rühmliche Waffenthaten auszuzeichnen; die Zeriba bei Tamaï, in welcher ſich ein Konvoi von 1800 Kameelen befand, welcher von den auſtraliſchen Hilfstruppen bewacht wurde, ward in einer Mainacht vom Gegner überfallen; die Schutztruppen, die gänzlich den Kopf verloren hatten, wurden nur durch die im Laufſchritt unter dem General Sir Gerald Graham herbeieilenden 42 Hochländer gerettet. Die Haltung des auſtraliſchen Kontingents bei dieſer Gelegenheit kann als keine gute bezeichnet werden. Sechs Monate nach ſeiner Ausſchiffung ging es wieder nach Sidney zurück.

Das Faktum dieſer kolonialen Intervention brachte aber in London den beſten Eindruck hervor; man glaubte bei Hofe an einen durch die That bewährten Patriotismus in den Kolonien, beſonders in Neuſüdwales, und entſandte dorthin als Gouverneur einen ganz beſonders in Gunſt ſtehenden Mann, den Lord Carrington, der bereits den Prinzen von Wales bei ſeiner Reiſe nach Indien 1875 als Adjutant begleitet hatte.

Lord Carrington begann ſeine Thätigkeit ſofort mit der Bildung einer Kolonial-Kavallerie und ließ in Sidney ein Lanzierkorps errichten, zu deſſen Ehrenoberſt

man ihn, obgleich dieses Regiment nicht mehr als 65 Pferde zählte, ernannte; zur Remontirung dieses Korps nützte er die großen, in Nordaustralien angelegten Gestüte aus, die, da das australische Pferd mehr Reit- als Zugpferd ist, ein ganz vortreffliches Material liefern.

Wir sehen, daß, die Offiziere der beiden genannten Batterien und die wenigen englischen Instruktionssergeanten ausgenommen, die Streitkräfte rein koloniale sind. Die Kolonie Neuseeland, die seit vielen Jahren bereits um Ueberweisung britischer Truppen petitionirt, da sie nicht im Stande ist, den fortwährenden Beunruhigungen der Maori-Stämme die Stirn zu bieten, wird vom Mutterlande stets abschlägig beschieden.

Die Flotten-Streitkräfte, die bei Vertheidigung der australischen Küsten mitzuwirken berufen sind, bestehen aus einem schwachen englischen Geschwader, dem „westlichen Geschwader des Pacific" und einigen wenigen, den Kolonien selbst gehörigen Schiffen; der englische Vize- und Kontre-Admiral hat gewöhnlich seine Flagge auf dem in Port Jackson, dem Hafen von Sidney, liegenden Panzerschiffe gehißt. Zu dem englischen Geschwader gehört eine Anzahl kleiner Kreuzer, die in den zahlreichen Archipelen, wie Fidschi-Inseln, neue Hebriden, Schiffer-Inseln ꝛc. eine Art Polizei handhaben. Die Schiffe der Kolonien sind veraltet und klein; sie verdienen kaum der Erwähnung.

Im Falle der Blokade der australischen Küsten fällt England die Rolle zu, diese Blokade zu brechen, daher die Kolonien sich auch wohl davor hüten, ihre Einnahmen für große Flottenarmirungen zu vergeuden; ihre Rolle besteht vielmehr darin, Küstenbefestigungen anzulegen und Vertheidigungseinrichtungen zum Schutz ihres Handels, ihrer Absatzwege, ihrer Häfen zu treffen.

Ueber die Art und Weise wie die Kolonialregierungen vor der Ankunft des Lord Carrington diese Rolle der „Selbst"-Befestigung und „Selbst"-Vertheidigung auffaßten, führen wir folgendes verbürgte Beispiel an:

Die Einfahrt in Port Jackson, einem der malerischst gelegenen Häfen des Erdballes, wird durch einen engen, zwischen zwei fast senkrechten Felswänden eingezwängten Kanal gebildet, dessen größte Breite nicht voll 500 Meter beträgt. Um die Einfahrt feindlicher Schiffe zu verhindern, würde es genügen, einige Torpedos in diesem Kanal auszulegen, deren Drähte in der Länge von etwa 6—7 Kilometern das Hafenbecken durchschneiden und in dem Arsenal enden. Vor etwa 10 Jahren ward von der Kammer von Sidney eine sehr beträchtliche Summe, 125 000 Pfund Sterling, für diese Torpedo-Anlage bewilligt. Als nun im Jahre 1886 die englische Admiralität den Ingenieur-Oberst Crackwell nach Australien sandte, um sich von dem Zustande der kolonialen Vertheidigungs-Einrichtungen Ueberzeugung zu verschaffen, war es diesem Offizier unmöglich, auch nur eine Spur dieser Torpedodrähte zu entdecken; die zu diesem Zwecke bewilligten Gelder waren, wie man einstimmig annimmt, anderweitig verausgabt worden.

Lord Carrington betrieb sofort nach seiner Ankunft energisch nicht allein die Herstellung der Torpedo-Anlagen, sondern auch die der Landvertheidigung der Ein-

fahrt nach Port Jackson, so daß man sagen kann, daß heute Sidney, das durch seine geographische Lage inmitten des einzigen australischen Kohlenbeckens der Schlüssel von ganz Australien ist, gegen einen Handstreich geschützt ist. (Der Ertrag der Kohlenminen von Woolongong, Kiama, Katumba, New-Castle ꝛc., in deren Mitte Sidney ungefähr liegt, stieg von 1 466 100 Tonnen im Werthe von 615 336 Pfund Sterling im Jahre 1883 auf 2 878 863 Tonnen im Werthe von 3 340 319 Pfund im Jahre 1887.) Lord Carrington verlegte die fünf Territorialbatterien nach (1) Woolongong, (1) Kiama, (1) Katumba und (2) nach New-Castle. Sidney würde zwar durch seine mit Torpedos belegte Einfahrt nicht gegen ein Bombardement von der 10 Kilometer entfernten hohen See aus vollständig geschützt, aber durch seine Kohlenvorräthe im Stande sein, eine ihm zu Hilfe gesandte Vertheidigungsflotte, selbst wenn dieselbe augenblicklich selbst in Port Jackson blockirt sein sollte, zu unterhalten.

In Viktoria liegen hingegen die Verhältnisse anders.

Melbourne, die Hauptstadt von Viktoria, liegt 20 Meilen von der hohen See entfernt im Grunde einer großen Bai, der Hopson-Bai. Die Einfahrt in die Bai führt ebenfalls durch einen Engpaß, in dem sich auf der einen Seite der kleine Hafen von Queenskliff, auf der anderen eine Bergspitze befindet, auf welcher man jetzt ein kleines Fort mit dem eigenthümlichen Namen „Pope's-Eye" (Papstauge) erbaut hat.

Sicherlich ist dieser Paß wie der von Port Jackson unmöglich zu forziren, da sich aber mit Ausnahme der Vertheidigungseinrichtungen an der Einfahrt weiter keine in der Hopson-Bai befinden, so folgt daraus, daß ein, zwei, drei oder mehr feindliche Schiffe, denen die Durchfahrt gelungen, die Stadt ohne Weiteres bombardiren können. Unter diesen Verhältnissen kann man sich die Bestürzung der Viktoria-Leute vorstellen, als sie vor einem Jahre eines schönen Morgens die Wahrnehmung machten, daß zwei fremde Kriegsschiffe (der französische Kreuzer „Fabert" und die russische Korvette „Ryndia") sich gleichzeitig an der Hopson-Bai befanden. Es ist beim Parlament von Melbourne ein Antrag gestellt, demzufolge sich nie mehr als ein fremdes Kriegsschiff in der Hopson-Bai aufhalten darf.

Aber selbst wenn es den feindlichen Schiffen nicht gelingen sollte, den Paß von Queenskliff und Pope's-Eye zu forziren, so würde eine wenige Meilen östlich auf den niedrigen und sumpfigen Küsten von Gippsland ausgeführte Landung, die bei dem gänzlichen Mangel an Vertheidigungseinrichtungen auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen würde, die Stadt Melbourne aufs Aeußerste gefährden können. Im Falle einer Blokade würde Melbourne sich auf die erste Aufforderung ergeben müssen, wenn seine heroischen Vertheidiger es nicht vorziehen sollten, ihre prächtige Stadt in einen Ruinenhaufen verwandelt zu sehen.

Ein Admiralitätslord, Lord Brassey, machte kürzlich auf seiner eigenen Yacht eine Kreuzfahrt durch den Pacific. Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist, daß außer Sidney und Melbourne auch noch andere Punkte der Küste, vornehmlich am Königs Georgs-Sund und bei der Stadt Albany auf der Südwestspitze, an der

Baß- and an der Torresstraße, sowie an den Endpunkten des Ueberlandtelegraphen, bei Adelaide und Port Darwin, zu befestigen sind.

Eine im vergangenen Jahre ausgeführte Probemobilmachung ergab, daß es dreier Tage bedurfte, um die verschiedenen Streitkräfte der fünf Kontinentalkolonien in der ungefähren Stärke von 15 000 bei dem Städtchen Deniliquin im Norden von Melbourne an der direkten Linie Adelaide—Sidney, wo die Eisenbahnen dieser drei Hauptstädte am Murray zusammenstoßen, zu konzentriren. Diese 15 000 Mann sind Alles, was bei einer Blokade der Küste zur Vertheidigung des Territoriums aufgestellt werden kann, da die Inselkolonien Tasmanien und Neuseeland durch die Blokade isolirt sein würden.

Diesem einen kühnen und entschlossenen Feinde gegenüber, der auf diesem oder jenem Punkt in Massen landen könnte, vollständig ungenügenden Vertheidigungsverhältnisse sind der Hauptgrund, weswegen Australien nothwendiger Weise noch der britischen Krone unterthan bleibt. Ohne die Beihilfe einer englischen Flotte befindet sich Australien, auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen, der Gnade und Ungnade jedes ersten Besten Preis gegeben.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Grund muß in Betracht gezogen werden; es ist dies der Zustand chronischen Zerwürfnisses, der kommerziellen, politischen und ökonomischen Rivalität, in welcher die verschiedenen Kolonialregierungen unter einander leben. Sidney nimmt die Suprematie der Anciennität als Mutterkolonie in Anspruch, Melbourne die des Glanzes und des Reichthums, woraus ein permanenter Zustand gehässiger Eifersucht entspringt, der von gewissen Parteien in beiden Kolonien noch geschürt wird und dem Ganzen ungeheuren Schaden zufügt. Gerade dieser Zustand der Spaltung ist es, welcher die Stärke der Souveränität des Mutterlandes bildet. Niemals ward das Prinzip des „divide et impera“ günstiger angewendet, als da England sein australisches Gebiet in fünf verschiedene, auf einander eifersüchtige Staaten theilte.

Die Stunde der australischen Unabhängigkeit dürfte daher so bald noch nicht schlagen, denn es giebt vorläufig noch bei den anspruchsvollen oder engherzigen Regierungen zu viel Reibungen, zu viel Spaltungen und zu wenig Patriotismus.

(„Militär-Zeitung“ nach „France militaire“.)

— Die Naturalverpflegungs-Anstalten in Antwerpen. Ein sowohl nach seiner Organisation wie nach seiner Anlage mustergültiges Institut ist die den Zwecken der Belgischen Heeres-Verwaltung dienende Anstalt in Antwerpen, welches vorzugsweise dazu bestimmt ist, die Naturalverpflegung der Truppen in Kriegs- und Friedenszeiten sicher zu stellen.

Die genannte Anstalt zerfällt in eine Konserven-Fabrik, Brodbäckerei und eine Biscuitbäckerei.

Die Konserven-Fabrik erzeugt den gesammten Vorrath an Fleischkonserven, der erforderlich ist, um 40 000 Mann täglich zu ernähren. Die einzelnen Zweige, in welche die Arbeit hier zerlegt ist, beziehen sich auf den Ankauf von Fleisch auf

Belgiſchen Märkten, auf die Schlächterei, die Zubereitung von Bouillon und Wurſt, das Kochen des Fleiſches, die Verpackung deſſelben in Büchſen, die Aufſtellung und Konſervation der Büchſenvorräthe in dem Magazin, die Herſtellung der zur Aufnahme von Bouillon und von Fleiſch dienenden Blechbüchſen.

Das geſammte Perſonal der Anſtalt, das aus Fleiſchern, Köchen und Klempnern beſteht, iſt den Befehlen eines Intendantur-Beamten untergeordnet.

Das in das Haus gelieferte friſche Fleiſch wird zuerſt von Knochen befreit, dann zweimal gekocht und hierauf in Büchſen verpackt. Alsdann wird die Bouillon zubereitet. Die Erfahrungen, die man mit dieſer Zubereitungsweiſe gemacht, beſtätigen, daß das friſche Fleiſch bei weitem dem eingemachten La Plata-Fleiſch vorzuziehen iſt. Gleichzeitig hat man ſich auf dieſe Weiſe von dem Auslande unabhängig gemacht und vor Allem die Möglichkeit einer Kontrolle erlangt.

Die Einkäufe geſchehen direkt durch die Militär-Verwaltung, die ſo in der Lage iſt, die Qualität der Waare genau zu prüfen und ebenſo ſich zu überzeugen, ob auch die einzelnen Rationen das vorſchriftsmäßige Gewicht haben. Einer genauen Reviſion wird die Herſtellung der Blechbüchſen unterzogen, namentlich darauf hin, ob kein anderes Material als verzinntes Blech dazu genommen wird.

Die Herſtellung der Blechbüchſen geſchieht mit Hülfe von Maſchinen, welche das Blech ſchneiden, rollen, austiefen, und die mittelſt komprimirter Luft- und Gasöfen getrieben werden. Das Blech zu den Büchſen kommt aus England unter dem Namen „best Charcoal“. In den Magazinen werden zwei verſchiedene Arten Büchſen hergeſtellt; die eine davon enthält 300 Gramm und iſt für eine eiſerne Portion beſtimmt. Sie hat eine elliptiſche Form, um beſſer in die Packtaſche des Reiters, reſp. in den Torniſter des Infanteriſten verpackt zu werden. Der Soldat darf dieſelbe nur in dem Fall in Angriff nehmen, wenn es an Proviant fehlt. Die anderen Büchſen nehmen 3 Kilogramm Fleiſch auf; ſie ſind rund und werden an die Truppen bei Manövern, in Kantonnirungen ꝛc. vertheilt.

Die Brodbäckerei. Das Unterperſonal derſelben wird den Verwaltungs-Truppen entnommen.

Den Bäckerei-Betrieb vermittelt eine Dampfmaſchine von 30 Pferdekräften nach dem Syſtem Corlisz. Dieſelbe bewegt ſehr ſinnreich konſtruirte Kneter, welche ein Quantum von 1000 bis 1200 Kilo an Teig aufnehmen können. Die Backöfen ſind nach dem deutſchen Syſtem Wieghorſt konſtruirt und werden mittelſt Waſſerdämpfen geheizt. Zwiſchen den Dampfröhren liegt eine Platte von ſtarkem Eiſenblech, auf welche die Backwaare geſchoben wird. Dieſe Platte ruht ihrerſeits auf einem kleinen Wagen, der ſich auf einem Schienengeleiſe bewegt und leicht in den Backofen hineingeſchoben und aus demſelben entfernt werden kann, ſo daß es leicht iſt, den Teig aufzulegen und, nachdem er durchgebacken, wieder abzunehmen. Am anderen Ende des Ofens liegen die Herde der Dampfrohre, welche auf dieſe Weiſe unmittelbar mit den Flammen in Berührung ſtehen.

Die Brodbäckerei zählt 9 ſolcher Oefen, von denen jeder 6240 Brodrationen täglich liefern kann. Sie verproviantirt gegenwärtig Antwerpen nebſt den zuge-

hörigen Forts, d. h. im Durchschnitt eine Besatzung von 12 000 Mann, die pro Tag 6000 Brode zu je 1500 Gramm brauchen.

Im Kriege oder in einem Nothfall kann die Intendantur dank einer Hülfsbäckerei, die auf einem der Höfe eingerichtet, täglich 100 000 Brodrationen liefern. Außerdem ist jedes Fort von Antwerpen mit einer Bäckerei ausgestattet, die im Fall einer Belagerung den Anforderungen zu entsprechen vermag, die von der Besatzung an sie gestellt werden.

Die Biscuitbäckerei. Da das Brod erfahrungsmäßig nicht längere Zeit hindurch eßbar bleibt, so hat man darauf Bedacht genommen, ein Nahrungsmittel zu beschaffen, welches auch für längere Zeit genießbar ist. Die Biscuite sind mit Höhlungen versehen, damit die Luft dieselben durchdringen kann und ihre Konservation leichter ist. Um das vorzeitige Zerbröckeln des Biscuits bei dem Brechen zu verhindern, wird ein sehr einfaches Mittel angewendet. Man schlägt mit einem Messer zwei tiefe Rinnen in den weichen Teig, die auch bei dem Backen bleiben. Das Biscuit wird zum Gebrauch kurze Zeit in Salzwasser erweicht und dann mit Milch genossen, wo es eine nahrhafte Kost gewährt.

Hergestellt wird es mit gesiebtem Mehl (75 %) und Wasser. Drei Stück bilden eine Ration und wiegen nicht mehr als 550 Gramm.

Der Soldat liebt im Allgemeinen die Biscuit-Verpflegung nicht, die auch für Kriegszeiten bestimmt ist. Um die trocken und ungenießbar gewordenen Biscuit-Vorräthe auszunutzen, werden dieselben zerstampft, wieder zu Mehl gemahlen und im Verhältniß von 5 % als Zusatz zu dem Brod beigenommen. Asservirt sind die Biscuit-Vorräthe in großen, hellen und luftigen Speichern, welche häufig von den Beamten der Verpflegungs-Branche revidirt werden.

Außer den drei vorstehend kurz beschriebenen Werkstätten verfügt die Antwerpener Anstalt noch über mehrere große Mehl- und Fourage-Magazine, über eine Dampfmühle und geräumige Schuppen, in denen sehr ansehnliche Vorräthe von Körnerfrüchten gelagert sind.

Alle diese Vorraths- und Magazinsräume sind durch Schienengeleise mit einander verbunden. (Darmstädter Militär-Ztg.)

— Versuche mit pneumatischen Dynamit-Kanonen in Nordamerika. Das „Army and Navy Journal“ enthält den an das Sekretariat der Marine-Verwaltung gerichteten offiziellen Bericht der Kommission über die Versuche mit der 15zölligen (38 cm) pneumatischen Dynamit-Kanone für den „Vesuvius“, sowie den motivirten Beschluß des Ministers, nebst einem langen, an den Senat gerichteten Memorandum, in welchem die Gründe für die Konstruktion eines derartigen Schiffes und dessen Einrichtung dargelegt sind; endlich eine Widerlegung der Kritiken, denen das Objekt ausgesetzt war, und einen Vergleich der Wirkungsfähigkeit seiner Kampfmittel mit jenen der besten Aviso-Torpedoboote der verschiedenen Marinen.

Vorerst sei hier bemerkt, daß die praktischen Folgerungen aus dem bezüglichen

Berichte zur Anschaffung eines neuen Schiffes nach dem Typ des „Vesuvius", sowie von sieben pneumatischen Dynamit-Kanonen zur Vertheidigung der Küsten führten. Drei dieser letzteren sollen zur Armirung von „Sandy Hook", zwei für das Fort Schuyler und zwei für das Fort Warren (Massachusetts) Veranlassung finden.

Die Versuchs-Kommission konstatirte allgemein, daß die vielen Unzukömmlichkeiten, die bei den ersten Versuchen im Fort Lafayette auftraten, am Bord des „Vesuvius" sich nicht mehr wiederholen werden und sie hofft diejenigen wenigen Mängel, welche den 15zölligen Projektilen noch anhaften, durch eine bessere Fabrikationsweise zu beheben, sobald jene 8zölligen Projektile behoben sein werden.

Bezüglich der Wurfweite bestätigte die Commission, daß ein mit 500 Pfund Dynamit (Nr. 1 mit 75% Nitroglycerin) gefülltes Geschoß auf eine Distanz von einer Seemeile weniger 16 Yards geschossen wurde; ein anderes Geschoß, mit 220 Pfund Sand gefüllt, erreichte eine Distanz von $1^3/_4$ Seemeilen.

Außerdem wurden noch Schüsse auf Entfernungen von 90, 360, 500, 1200, 1360, 1490, 1660, 2100 und 3012 Yards abgegeben. Die Kommission war der Meinung, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo eine Schießtafel zusammenzustellen sein wird, in den angegebenen Grenzen das Schießen mit genügender Präzision durchzuführen möglich ist.

Bezüglich der Quantität der Sprengladung, welche die Geschosse aufzunehmen imstande sind, stellte sich für diejenigen mittleren Kalibers ein Rechnungsfehler heraus, der vom Fabrikanten des Dynamits hinsichtlich der Dichte dieses Stoffes gemacht wurde.

Ein Geschoß, welches 200 Pfund Sand enthielt, konnte bloß 170 Pfund Dynamit aufnehmen, was allerdings durch 201 Pfund Sprenggelatine ersetzt werden könnte.

Ueber die Schußpräzision folgen hier die hauptsächlichsten Daten. Das Ziel, 150 Fuß lang und 50 Fuß breit, wurde auf eine Distanz von 2100 Yards (1920 m) von neun Projektilen beschossen. Hiervon fielen vier in das von den Bojen abgegrenzte Rechteck, ein Geschoß explodirte während des Fluges; zwei andere versagten infolge eines Fehlers in der maschinellen Einrichtung der Kanone; man hofft, eine Wiederkehr dieser Unzukömmlichkeiten für die Folge hintanhalten zu können. Die photographischen Momentaufnahmen ergaben bei drei Geschossen dieselben Auftreffpunkte, während ein viertes nahe an diesen beobachtet wurde.

Auf der Distanz von 1700 Yards schoß man drei Projektile, wovon eines in's abgegrenzte Rechteck, ein zweites 24 Fuß zu kurz ging.

Desgleichen wurden drei Schüsse auf die Distanz von 360 Yards abgegeben; von denselben fiel ein Geschoß 30 Fuß innerhalb des Rechtecks, ein zweites 150 Fuß außerhalb.

Um Gewißheit darüber zu erlangen, ob es möglich sei, auf kleinere Distanzen als 200 Yards zu schießen, wurde ein Eisenröhrenstück mit Sandfüllung auf ein Gewicht von 158 kg gebracht und auf 90 Yards geworfen. Man versuchte weiter

das Geschoß auf noch kleinere Distanzen abzuschießen, fand jedoch, daß bei einem Drucke von 10 Pfund das Geschoß in der Bohrung liegen blieb.

Die Kommission hat ihren Bericht mit Zeichnungen belegt, welche die Treffsähigkeit verschiedener Geschosse gegen ein Schiff von 300 Fuß Länge, 48 Fuß Breite und 20 Fuß Tiefgang darlegen sollen und hieraus gewisse Folgerungen für die Trefferchance gezogen, die wir hier jedoch übergehen.

Dem Berichte ist auch eine Photographie beigeschlossen, welche die Stellung eines Geschosses am Ende seiner Bahn zeigt. Mit Bezug auf den Horizont, war die Geschoßaxe bloß um den Winkel von 15° nach abwärts geneigt. Weiters wurde die Beobachtung gemacht, daß das Geschoß nach dem Auftreffen am Wasser nicht weiter gellte, sondern unter Wasser die Bahn fortsetzte, welche sich flacher als in der Luft erwies. Mittels eines Theodolit wurde die Länge des unter Wasser zurückgelegten Weges, d. i. die Entfernung zwischen Auftreff- und Explosionspunkt, welch' letzterer sich durch die aufgeworfene Wassergarbe markirte, mit 53 Yards gemessen.

Das Marine-Sekretariat der Vereinigten Staaten erklärte sich, nach den Ausführungen dieses Berichtes, äußerst befriedigt von den erhaltenen Resultaten.

Der Kontrakt, welcher mit der Firma abgeschlossen wurde, umfaßte blos die Fertigstellung von 10½zölligen Kanonen, welche die Kraft besitzen sollten, Geschosse mit 200 Pfund Dynamit auf eine Meile (1855 m) weit zu schleudern. Die Gesellschaft hat, ohne hierfür eine Erhöhung des kontraktlichen Preises zu begehren, Rohre von 15 Zoll Kaliber und Geschosse mit 500 Pfund Explosivstoff, die ebenfalls auf eine Meile weit geschleudert werden sollten, zum Versuche bereit gestellt.

Die Geschosse des kleineren Kalibers wurden unterdeß verbessert.

Im allgemeinen haben also die Dynamitgeschütze ein befriedigendes Verhalten gezeigt.

Der „Vesuvius" wird 15 000 Pfund Explosivstoff bergen, die ihn befähigen, 30 Geschosse auf 6000 Fuß Distanz zu schleudern, und zwar drei Schuß in zwei Minuten.

„Ilgin" (russisch) führt 5000 Pfund Explosivstoff, resp. 21 Geschosse, deren jedes mit 180 Pfund geladen, nur auf 600 Fuß geschleudert werden kann; überdies beträgt die Feuer-Schnelligkeit sechs Minuten für einen Schuß aus jedem Rohre.

„Tripoli" (italienisch) hat blos 3600 Pfund Explosivstoff, resp. 20 Torpedogeschosse. Für die Schnelligkeit des Feuers gelten dieselben Daten wie für „Ilgin" angegeben.

„Sharpshooter" (englisch) ist so wie „Tripoli" armirt.

„Destructor" (spanisch) führt 2700 Pfund Explosivstoff, resp. 15 Torpedogeschosse, die „Bombe" 1800 Pfund, resp. 10 Geschosse.

Bezüglich der Kohlenausrüstung kann der „Vesuvius" nur mit dem „Tripoli" verglichen werden.

Man hat dem amerikanischen Schiffe die Unzulänglichkeit des Schutzes seiner

vitalen Theile zum Vorwurfe gemacht; das Memorandum gesteht zu, dies für die Schnelligkeit und nautische Qualität des Schiffes geopfert zu haben.

Derselben Schrift entnehmen wir, daß das neue Schiff, Type „Vesuvius", für den Preis von 2 250 000 Francs (der zehnte Theil des Preises eines großen Panzerschiffes) bestellt wurde und nur mit zwei 15zölligen (38 cm) pneumatischen Dynamit-Kanonen armirt sein wird. (Art.- und Genie-Wesen.)

— Mechanische Leiter für militärische Zwecke. Auf dem Uebungsplatz des Eisenbahn-Regiments bei Schöneberg fand vor einiger Zeit eine interessante Probe bezüglich der Verwendung der mechanischen Leiter für den nächtlichen Kundschafterdienst statt. Man verwendet zur Zeit nicht die bei der Berliner Feuerwehr eingeführten, sogenannten Witteschen eisernen Maschinenleitern mit Kette ohne Ende oder sogenannten Teleskopleitern, sondern aus vielen, praktischen Gründen die von der Berliner Feuerwehr verworfene, sogenannte Ulmer Leiter. Dieselbe besteht aus hölzernen Leitern, welche mittelst Falleisen verdoppelt sind, und durch Taue bewegt werden. Oben ist eine Sitzvorrichtung und ein kleines Tischchen angebracht. Die für militärische Zwecke in Frage kommenden Vortheile der Ulmer gegenüber der Witteschen Leiter bestehen in dem für den Felddienst sehr wichtigen, geringeren Gewicht und in der größeren Stabilität, welche bei Beoabachtungen und den damit verbundenen Arbeiten von Bedeutung ist. Die letzte Probe, bei der von der Spitze der 30 m hohen Leiter weite Strecken mit dem elektrischen Scheinwerfer beleuchtet wurden, verlief durchaus befriedigend und dürfte sich ihre Einführung dann empfehlen, wenn man keinen Fesselballon und vor Allem keinen gefüllten Ballon zur Stelle hat, um von ihm aus des Nachts mittelst elektrischer Reflektoren das umliegende Gelände zu beleuchten. (Deutsche Heeres-Zeitung.)

— Beachtenswerthe Spannweite. Der den Hafeneingang von Dartmouth in England überspannende Telephondraht der Western Counties und South Wales Telephone Company hat die bedeutende Spannweite von nahezu einer halben englischen Meile, nämlich 730 m. An der Dartmouther Seite erhebt er sich 101 m über der Hochwasser-Marke, in der Nähe von Kingswear sinkt er bis auf 60 m und erhebt sich dann wieder bis zur Höhe von 63 m. Der Draht ist sehr fein und leicht (Nr. 17 Silicium-Bronze) und wiegt in der ganzen Spannungslänge 12 kg. Er hat bereits mehrere heftige Böen in sehr befriedigender Weise überstanden.

(Zeitschrift für Elektrotechnik.)

Der Feldzug der ersten deutschen Armee im Norden und Nordwesten Frankreichs 1870|71.*)

I.

Wenn ich erzähle, daß ich diesen Feldzug — von Anfang bis zu Ende — in der Stellung eines Adjutanten bezw. bei einem Divisionsstabe mitgemacht, so will ich damit nicht meine Berechtigung zum „Mitreden" erbringen, sondern die Erklärung dafür, daß und warum mir die gediegene Arbeit des Herrn Major Kunz einen absonderlichen Genuß bereitet hat.

In den Weihnachtstagen jetzt war es und in den darauffolgenden zwei, drei Wochen, also in der Zeit lebendigster Erinnerung an die Schlachttage von Amiens (oder an der Hallue), von Bapaume und Péronne und St. Quentin, als ich die Kunz'sche Darstellung jener denkwürdigen Zeiten und Vorfälle erhielt und studirte: als Mensch und als Soldat habe ich große Freude gehabt durch diese Lektüre — und ich habe sehr Viel gelernt. Und für Beides sage ich dem Herrn Kameraden Kunz hiermit herzlichen Dank, gewiß, damit zugleich der Empfindung zahlreicher anderer Leser Ausdruck zu geben.

Es fehlt uns ja nicht die gediegene Feldzugsdarstellung des Generalstabes; — nicht eine Anzahl anderer Beschreibungen wissenschaftlicher, belehrender, populärer 2c. Art; — nicht eine Fülle betrachtender, vergleichender, kritischer Schilderungen einzelner Schlachten, Züge, Gefechte aus dem Nordfeldzuge: und doch, so ganz anders wirkt — packender, überzeugender — die Kunz'sche Darstellung sofort und dauernd auf den Leser ein. Prunklos, bescheiden, einfach tritt sie auf, — sie fesselt durch die schlichte Wahrheit, durch die Fülle gesunder Gedanken.

Das klassische Generalstabswerk giebt nicht „die" Geschichte des Krieges, sondern eine möglichst zuverlässige, objektive Unterlage für die in späterer Zukunft zu schreibende Geschichte: von einer Kritik der Vorgänge, der Maßnahmen, der Persönlichkeiten ist mit Fug und Recht abgesehen worden; denn diese Kritik konnte, da die Verhältnisse noch lange nicht geklärt, die Führer noch am Leben waren, keine unbefangene und begründete sein. Doch — das bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung.

---

*) Von Hermann Kunz, Major a. D. Mit sechs Skizzen. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Aber: wir sollen und müssen doch lernen aus den jüngsten Kriegen und es wäre geradezu ein Verbrechen an Ehre, Pflicht, Patriotismus, wenn all' die Erfolge, die wir 1870/71 erzielt, — die Fehler und Mißgriffe, die wir begangen, — die schweren Opfer, die wir gebracht haben, nicht auf das Ernsteste von uns erwogen, überdacht, nutzbar gemacht würden für die Folge. Also: wir müssen Kritik üben an Männern und Thaten, — wir dürfen nichts beschönigen und vertuschen, — wir müssen die Wahrheit, die volle Wahrheit, sei sie auch bitter, erforschen und festlegen. Nur auf diese Weise nutzen wir die Erfahrungen aus und die Lehren der Vergangenheit und befähigen uns und das nachwachsende Geschlecht, unter möglichst geringen Verlusten dereinst wiederum des Feindes Herr zu werden. Die Männer, welche in den höheren Führerstellungen damals den Hauptantheil an der Entscheidung hatten, sind mit wenigen Ausnahmen aus dem Leben geschieden: sollte es nicht gestattet sein, nunmehr Kritik zu üben an ihren Thaten oder Unterlassungen? Bleibt ein Manteuffel, ein Steinmetz darum nicht doch ein bedeutender, hochverdienter General, selbst wenn man ihm nachweist, daß er auch Fehler begangen hat? Erheben die deutschen Offiziere den Anspruch auf Unfehlbarkeit? Sicherlich nicht!

Also: die Kritik ist nöthig, — sie kann nicht mehr verletzen, — sie ist aber obenein jetzt zeitgemäß! Unsere heutigen Korpskommandeure waren 70/71 Stabsoffiziere, — unsere heutigen Divisions- und Brigadegenerale waren damals Hauptleute oder junge Majors: sie Alle, — (vielleicht Diejenigen, die als Generalstabsoffiziere in hohen Stäben sich befanden, in etwas ausgenommen) — haben aus ihren Kriegserfahrungen und Leistungen keinen besonderen Anhalt mehr für ihren jetzigen bedeutenden Wirkungskreis im Ernstfalle. Und nun gar die weitaus große Zahl des Offizierkorps, die Lieutenants und der überwiegende Theil der Hauptleute: ihnen thut es dringend, sehr dringend noth, daß sie aus dem kritischen Studium die Lehren der großen Feldzüge sich zu eigen machen. Es ist eine ganz auffallende und schwer zu erklärende Erscheinung, daß so wenig Kriegsgeschichte gelesen und studirt wird: damit bleibt die ergiebigste Quelle der Belehrung unbenutzt. Und so müssen wir denjenigen Männern ganz hervorragenden Dank sagen, die es verstehen, anzuregen zum Studium der Kriegsgeschichte und die eine gute kritische Geschichte uns bieten.

Es sei hier eine Bemerkung des Herrn Major Kunz angeführt aus einer andern Studie desselben „über die Feldzüge des Feldmarschalls Radetzky in Oberitalien, 1848 und 1849;" sie lautet: „Wie wenig die Kriegsgeschichte studirt wird, dafür ist Custozza ein recht schlagendes Beispiel. 1848 hatten die Piemontesen die ernste Absicht, die Lombardei und Venetien zu erobern; sie strengten zu diesem Endzwecke alle ihre verfügbaren Mittel auf das Aeußerste an, sie scheiterten dennoch vollständig, weil ihre Heeresleitung in keiner Weise ihrer großen Aufgabe gewachsen war. Dennoch gaben

die Piemonteſen keineswegs die Hoffnung auf, in ſpäteren Jahren daſſelbe Ziel zu erreichen. Nun ſollte man meinen, der piemonteſiſche Generalſtab hätte es als ſeine wichtigſte Aufgabe betrachten müſſen, das Studium der Urſachen auf das Gründlichſte zu betreiben, welche die Mißerfolge von 1848 herbeigeführt hatten. Dies ſcheint aber keineswegs geſchehen zu ſein. Wir haben erlebt, daß die Italiener 1866 auf ganz demſelben Schlachtfelde ſich eine blutige Niederlage geholt haben, und zwar aus ganz denſelben Gründen, wie 18 Jahre vorher, nämlich in Folge der Zerſplitterung ihrer an und für ſich dem Gegner weit überlegenen Streitkräfte."

Liegt in dieſen ſchlichten Sätzen nicht eine furchtbare Anklage und zugleich Verurtheilung derjenigen italieniſchen Offiziere, welche in ſchuldhafter Weiſe ſich die Lehren ihrer eigenen Kriegsgeſchichte nicht dienſtbar machten!?

Und darum ſollen unſre „Neuen militäriſchen Blätter" an ihrem Theile auch ganz ausdrücklich und ausführlich hinweiſen auf die Bedeutung des kriegsgeſchichtlichen Studiums und auf die treffliche kritiſche Schrift des Major Kunz.

Dieſelbe iſt, nach des Verfaſſers Abſicht, ganz ausſchließlich vom taktiſchen Standpunkte aus verfaßt, und die ſtrategiſchen Geſichtspunkte ſind nur in ſo weit berührt, als dies zum Verſtändniß des Ganzen unbedingt erforderlich erſchien. Nun iſt ja aber die Grenzlinie von Taktik und Strategie theoretiſch im Allgemeinen meiſtens, praktiſch ſeltener ſcharf zu erkennen und einzuhalten und es hat zu unſerer Freude Herr Major Kunz nicht engherzig ſich auf die Taktik geſteift, ſondern auch den „höheren" Geſichtspunkten ganz nach Gebühr Gerechtigkeit angethan. Aber ich kann dieſe Selbſtbeſchränkung des Meiſters auf das taktiſche Gebiet im Grundſatz nur loben: die Schrift dient nunmehr Allen, ſelbſt den jüngſten Lieutenants, die ihren Kriegsſchulkurſus beſtanden haben, — während die „berufenere Feder, welche dereinſt die ſtrategiſche Seite der neueren Feldzüge ſchildern ſoll", ſich naturgemäß an eine kleine Gemeinde älterer und ſpeziell geſchulter Offiziere wenden würde. Daß Letzteres, — ich meine eine ſtrategiſch-kritiſche Darſtellung der Feldzüge, — einem recht lebhaft empfundenen Bedürfniſſe abhelfen und einen hervorragenden Nutzen ſtiften würde, will ich beiläufig, aber recht lebhaft betonen. Es kam aus der Mode, das ſtrategiſche Denken und Arbeiten — aber ſehr mit Unrecht! Wenn man die Klippen der Einſeitigkeit, des Doktrinarismus, der Methode und der vorgefaßten Meinungen vermeidet, — welche ſchließlich jedwedem theoretiſchen Studium in höherem oder geringerem Grade drohen oder Gefahr bringen, — dann iſt die Betrachtung, zumal die kritiſche, der kriegsgeſchichtlichen Ereigniſſe unter ſtrategiſchem Geſichtspunkt, wohl das Höchſte, Schönſte, Förderndſte mit, was einem gebildeten Offizier von rechtem Schrot und Korn und von wirklicher Berufsfreudigkeit dargeboten und von ihm geleiſtet werden kann! Man kann alſo nur wünſchen, daß die Strategie

— das Studium derselben in unseren Offizierkorps wieder die gebührende Rolle spiele; und solches wird um so schneller und umfassender geschehen, je eher der Wunsch des Majors Kunz sich verwirklicht, „daß eine berufenere Feder dereinst die strategische Seite der neueren Feldzüge schildern möge." —

Der Herr Verfasser hat, auf desfallsige Anregung von maßgebender, befreundeter Seite hin, eine kurze Charakteristik der drei zur Sprache kommenden Oberbefehlshaber der Deutschen und Franzosen gegeben, und zwar, wie ich zugestehe, in knapper, trefflicher, würdiger, gerechter Zeichnung. General von Manteuffel wird geschildert als „ein glücklicher Soldat, ein gewandter Diplomat, ein kluger und thatkräftiger Mann." An die vergleichende Uebersicht, in welchen Lebensjahren Manteuffel und Göben zu den einzelnen höheren Chargen befördert wurden, knüpft der Herr Verfasser die Bemerkung: „Wir sehen hier, daß General von Göben, obschon ein homo ignotus, dem bei Hofe bekannten und beliebten General von Manteuffel im Erklimmen der höheren Rangstufen doch immer um einige Jahre voraus war, zugleich wieder ein Beweis für den Adlerblick, mit welchem König Wilhelm es verstand, die richtigen Männer zu wählen. General von Göben war im Jahre 1870 wohl der kriegserfahrenste General des preußischen Heeres. Begabt mit Feldherrngenie, wie nur wenige Sterbliche es gewesen sind, von zähem, unbeugsamem Charakter, voll Güte und Liebe für seine Untergebenen, war er zugleich wohl auch einer der wenigen, welche die Gefahr der Massenaufgebote Gambettas von Anfang an richtig würdigten. Er hatte in Spanien selbst erfahren, was improvisirte Truppen leisten können, wenn sie von Vaterlandsliebe beseelt sind und von tüchtigen Offizieren geführt werden."

Und dann der „würdige Gegner der beiden deutschen Feldherrn, Faidherbe"; — schade, daß derselbe wohl nicht mehr die Freude gehabt hat, vor seinem unlängst erfolgten Abscheiden Kenntniß zu nehmen von der Schrift des Major Kunz und von der darin ihm voll und ganz erwiesenen Anerkennung seines Führerthume!

Faidherbe übernahm am 3. Dezember 1870 in Lille das Oberkommando der französischen Nord-Armee. „Er war der richtige Mann am rechten Platze. Seine zähe, ausdauernde Thatkraft, seine unerschütterliche Beharrlichkeit und Ruhe theilte sich unwillkürlich den Truppen mit. Am meisten leistete Faidherbe als Organisator. In der denkbar kürzesten Zeit schuf er eine wirkliche, kleine Armee. Den Mangel an Ausbildung ersetzte er durch eine verhältnißmäßig gute Disziplin und durch die verständige Verwendung der massenhaft aus deutscher Gefangenschaft entflohenen Offiziere der französischen Rhein-Armee. Auch wurden die Kriegsgesetze unter Faidherbe mit großer Strenge angewendet. General Faidherbe klammerte sich nicht ängstlich an das Althergebrachte, er schuf sich seine eigenen Vorschriften, worin er freilich durch die Trennung des nördlichen Frankreichs von dem übrigen nicht in deutschen Händen befindlichen Reiche wesentlich unterstützt wurde. Nordfrankreich lag wie eine Insel im

[illegible]

Abgesehen von dieser Charakteristik der [illegible] Kunz, wie er sagt, „sich jeglichen Hineinziehens persönlicher Momente enthalten. Ich habe dies unterlassen, weil ich das Berühren [illegible] für unbescheiden halte und weil es meiner eigenen Ansicht [illegible] Weise entspricht. Ich will nichts weiter bringen, als das Thatsächliche und statistische Material, beides möglichst kurz, [illegible] und möglichst leicht verständlich." Das Letztere ist ihm [illegible] vollstem Maße gelungen, — jedoch das „Hineinziehen persönlicher Momente" hat er mit nichten vermeiden können, weil sich [illegible] Maßnahmen nicht loslösen läßt von derjenigen [illegible] aber seine Kritik vermeidet nach Möglichkeit [illegible] unsachliche Schärfe.

In erfreulicher Weise ist der Kunz'schen [illegible] die Benutzung der verschiedenen französischen [illegible] des Generalstabswerkes erschlossen haben. [illegible] sie sind meist nicht ganz ungetrübt, aber doch [illegible] Ausbeute. Eine solche lieferte auf jeder Seite [illegible] ganz vortreffliche, ebenso genaue, wie maßvoll [illegible]

Pierre Lehautcourt*), deſſen Lektüre ich Jedem dringend abermals empfehle, der ſich für den Nordfeldzug intereſſirt. . . .

Was die der Kunz'ſchen Schrift beigegebenen ſechs Skizzen anbetrifft, ſo muß ich allerdings bekennen, daß dieſelben nicht die auf ſie geſetzte Hoffnung erfüllen, „dem Zwecke leiblicher Zurechtfindung zu genügen"; vielmehr hat beim Verleger „die Rückſicht auf möglichſt geringe Vertheuerung des Büchleins derart hemmend eingewirkt" auf die Ausſtattung der Karten, daß letztere ſelbſt mit Hülfe einer Lupe an vielen Stellen nicht zu entziffern ſind. So wünſchenswerth es mir aus verſchiedenen Gründen erſcheint, daß ein derartiges kriegsgeſchichtliches Werk von Werth ſelbſtſtändig gemacht werde auch durch die unentbehrlichen Karten, ſo halte ich dafür, daß letztere nicht unter das Niveau ſinken dürfen. Wer ernſtlich will, findet in allen Militärbibliotheken, in verſchiedenen Werken, das zum Studium des Kunz'ſchen Buches nöthige Kartenmaterial; — das der Schrift jetzt beigefügte bliebe beſſer ganz weg, ſo daß der Preis ſich noch verringerte. . . .

Der erſte Abſchnitt des Buches zählt in Kürze die Ereigniſſe bei der I. deutſchen Armee auf, vom Falle von Metz an bis zur Schlacht von Amiens.

Nach einem Schreiben der oberſten Heeresleitung vom 31. Oktober, welches durch eine Verſpätung der Feldpoſt erſt am 9. November beim General von Manteuffel einging, ſollten die Landwehrtruppen fortan überall nur als Beſatzungs- und Etappentruppen verwendet, daher vorm Feinde abgelöſt werden. In Folge deſſen trat eine vollſtändige Zerſplitterung der Linientruppen der I. Armee ein, welcher ohnehin ſchwierige, nach Raum und Zeit umfängliche Aufgaben geſtellt waren. Am 15. November 1870 zählte dieſe Armee 81 Bataillone, 48 Schwadronen, 282 Geſchütze; davon waren ihr zunächſt 50 Bataillone, 21 Schwadronen und 132 Geſchütze entzogen, ſo daß zur ſofortigen Verwendung im freien Felde nur 31 Bataillone, 27 Schwadronen, 150 Geſchütze übrig blieben. „Was wäre wohl aus der franzöſiſchen Nordarmee geworden, wenn General von Manteuffel am 27. November bei Amiens alle ihm unterſtellten Streitkräfte auch wirklich zur Stelle gehabt hätte?" — fragt Major Kunz, — und ich entnehme ſeinen bezüglichen Ausführungen noch einige markante Sätze.

Man ſieht, daß auch von der oberſten Heeresleitung zu Anfang des November der Ernſt der franzöſiſchen Maſſenaufgebote und die den Deutſchen durch dieſelben drohende Gefahr noch nicht in ihrem vollen Umfange erkannt worden war. So wie die Dinge damals lagen, durfte an eine ſonſt ja ſo voll

*) Campagne du Norden 1870—1871. Histoire de la défense nationale dans le nord de la France par Pierre Lehautcourt. Avec sept magnifiques cartes tirées hors texte. Paris 1886 chez Henri Charles-Lavauzelle. — Ich habe dieſem Werke die wohlverdiente Anerkennung und Empfehlung im Septemberheft 1887 der „Neuen militäriſchen Blätter" zu Theil werden laſſen. —

berechtigte Schonung der Landwehrtruppen nicht gedacht werden. Alle mobilen Truppen der Feldarmee mußten vielmehr auch wirklich für die Aufgaben des Feldkrieges frei gemacht werden und dies ließ sich nur ermöglichen, wenn für die Belagerung der kleinen Festungen ausschließlich Landwehrtruppen verwendet wurden. Zu diesem Zwecke war die Heranziehung zahlreicher, bisher immobiler Landwehrtruppen aus dem Innern Deutschlands — und deren Ablösung dort durch die erst spät aufgestellten Garnisonbataillone und Landwehrdepotschwadronen erforderlich. Hätte man gleich nach der Schlacht von Sedan ahnen können, welche gewaltigen Massen gut bewaffneter, gut ausgerüsteter, opferfreudiger und im Ganzen doch auch recht tapferer Männer Gambetta ins Feld stellen würde, dann würden die Maßnahmen der deutschen Heeresleitung in Bezug auf Neuformationen ohne Zweifel umfassender, von Anfang an, ausgefallen sein. Allein man konnte im September 1870 nicht voraussehen, daß es einem Advokaten gelingen würde, stärkere Heere aufzustellen, als dies der straff centralisirten Regierung des französischen Kaiserreichs möglich gewesen war. „Heute liegen die Ereignisse wie ein Buch vor uns, man braucht nur darin zu lesen. Vor 18 Jahren stand das anders. Wir wollen aber lernen, und dazu gehört eine offene Klarlegung der Thatsachen. Wir wissen sehr wohl, daß die großen Männer, in deren Händen damals das Geschick Deutschlands lag, sicherlich oft ganz anders gehandelt haben würden, wenn sie das gewußt hätten, was heute, 18 Jahre später, jeder Freund der Kriegsgeschichte ohne Mühe wissen kann und wissen muß."

An die Verlängerung des französischen Widerstandes nach Sedan hat dazumal wohl Niemand geglaubt. Als die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons mit seiner letzten Feldarmee am 3. September 1870 uns im Lager bei Metz bekannt gemacht wurde, da sagte ein höherer, sehr ernster und besonnener Offizier: „Nun kann Se. Majestät „das Ganze sammeln" blasen lassen; das Manöver ist zu Ende; die Herren Generale zur Kritik;" — und er gab mit diesen drastischen Worten nur der allgemeinen Überzeugung Ausdruck, die Entscheidung sei gefallen, Frankreich müsse Frieden schließen.

Nun, wie Major Kunz sehr treffend ausführt, — „Erfahrungen, wie diejenigen der Massenaufgebote Gambettas, waren (1870) noch niemals gemacht worden;" — aber nun haben wir gelernt und wissen hinfort Bescheid: „denn, was geschah, kann wiederum geschehen!"...

Auch den sehr interessanten Bemerkungen des Majors Kunz muß ich beipflichten, welche derselbe an das Vorgehen Manteuffels gegen Amiens ohne vorherige Sammlung seiner Streitkräfte knüpft. Am 15. November stand der rechte Flügel der ersten Armee in der Gegend von Réthel, der linke in der Gegend von Reims. Bei dem Vormarsche gegen die Oise konnte der rechte Flügel der I. Armee nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, bis St. Quentin, sondern nur bis Guiscard sich ausdehnen, weil die Kräfte nicht ausreichten. Am 20. November erreichte die erste Armee die Linie Guis-

card-Chauny-Compiègne. Hier traf die Weisung des großen Hauptquartiers ein, den Vormarsch bis Rouen fortzusetzen. An der Oise marschirte die erste Armee in den nächsten Tagen auf, während die 3. Kavallerie-Division das Gelände jenseits des Flusses durchstreifte. Es ging die Nachricht ein, daß in Amiens 15 000 Mann aller Waffen sich befänden und daß von Rouen und Lille anscheinend fortwährend Truppen mit der Eisenbahn nach dieser Stadt befördert würden. General von Manteuffel beschloß daher die Vereinigung mit dem 1. Armeekorps an der Oise nicht erst abzuwarten, sondern sofort auf Amiens vorzugehen. „Wir glauben, sagt Major Kunz, daß dieser Entschluß nicht den Umständen entsprach."

Und diese Behauptung wird — a posteriori! — wohl beweisen, — (man lese die Beweisführung in der Schrift selbst!) — und vor allen Dingen unterstützt durch die damals baldigst sich abspielenden Ereignisse selbst. Indessen muß ja auch hier wieder ehrlich bekannt werden, daß es leichter ist, nachträglich das Richtige zu finden, als inmitten der unklaren, sich widersprechenden und den Führer mit schwerer Verantwortung belastenden Nachrichten, Vermuthungen, Vorgänge. Das Wesentliche ist, daß wir aus der kriegsgeschichtlich-kritischen Erörterung für die Zukunft die in diesem Falle klar zu Tage liegende Lehre ziehen! Im Uebrigen führt Pierre Lehautcourt einige Erklärungen bezw. Gründe für Manteuffels Vorgehen an (S. 53 und 54), welche Kunz vielleicht in den Rahmen seiner Erörterungen ziehen konnte . . . . . .

„Am 9. September, sagt unser Buch weiter, besetzte die 6. Kavallerie-Division Laon. Es erfolgte die bekannte Explosion des Pulvermagazins in der Citadelle, welche schreckliche Verheerungen anrichtete. Die Deutschen verloren dabei 15 Offiziere, 99 Mann todt und verwundet, während „die wahnsinnige That" des Artillerieaufsehers Henriot den Franzosen weit mehr Opfer kostete, nämlich 19 Offiziere und 350 Mann todt und verwundet."

Mit dieser Bezeichnung der Handlungsweise Henriots werden Viele nicht einverstanden sein; auch ich nicht. Nehmen wir den Franzosen Lehautcourt als Berichterstatter. Er erzählt, daß die Vertheidigungsarbeiten der Festung Laon ganz unzulängliche; die Ausbildung und die Disziplin der Besatzung eine geradezu jämmerliche und die Stimmung der Zivilbevölkerung nichts weniger als opferfreudig war. Am 6. September hatten Marodeure des nach Paris zurückeilenden Korps Vinoy, im Verein mit allen Strolchen der Gegend, den Bahnhof Laon und die Kellereien eines Weinhändlers geplündert und es bedurfte der Dazwischenkunft des Maires (!), um die vom Korps Vinoy auf dem Bahnhofe zurückgelassenen Vorräthe an Munition und Fourage zu retten. Der Kommandant, General Théremin d'Home, — that nichts! Er gab dem Parlamentär des Herzogs von Mecklenburg auf die Einladung zur Uebergabe einen ausweichenden Bescheid; er bat um 24 Stunden Bedenkzeit; kaum war der Parlamentär wieder fort, da bildeten sich lärmende Zusammenrottungen

vor der Wohnung des Generals Théremin; man drohte ihn festzunehmen und dem Feinde auszuliefern, wenn er dabei beharren würde seine Pflicht zu thun. Der Maire — abermals — mußte dazwischentreten und die Menge beschwichtigen; er telegraphirte über die Lage an den Kriegsminister und dieser gab dem Kommandanten Freiheit des Handelns nach den Umständen. Letzterer wollte weiter nichts; er setzte mit dem Maire die Kapitulationsverhandlung auf. Und doch lag, — außer dieser jämmerlichen Gesinnung der Besatzung und der Bürgerschaft — kein zwingender Grund zur Uebergabe des Platzes vor: die 6. preußische Kavallerie-Division mit einem Jägerbataillon und den wenigen Feldgeschützen konnte weder bombardiren, noch stürmen. Der Kommandant brauchte nur ein, zwei Tage die Thore geschlossen halten, dann setzten die Deutschen ihren Marsch auf Paris fort. Da der Besitz von Laon für sie durchaus nicht nothwendig war, so konnte die Festung bei einiger Energie dem Lande noch geraume Zeit erhalten bleiben. Es kam anders: der Herzog von Mecklenburg diktirte dem General Théremin die Bedingungen: die Soldaten der aktiven Armee wurden Kriegsgefangene, die Offiziere und die Mobilgarden auf Ehrenwort freigelassen. Das Material sollte den Deutschen ausgeliefert werden, — während doch die allereinfachste Vorsorge und gleichzeitig die Beobachtung der Vorschrift des Reglements die Zerstörung desselben geboten hätten.

Nun zieht die 6. Kavallerie-Division, hinter ihr das 4. Jägerbataillon in die Stadt ein und besetzt die Citadelle. In dem Augenblick, in welchem die letzten Mobilgarden durch das Thor derselben schreiten, erfolgen plötzlich zwei furchtbare Explosionen: ein Pulvermagazin ist in die Luft gesprengt, die Citadelle, die Vorstadt Vaux, ein Theil der Stadt liegt in Trümmern. Die Verluste an Menschenleben hat Kunz oben schon angegeben.

Zweifellos hat Henriot insofern über das Ziel hinausgeschossen, als auch seine Landsleute so stark in Mitleidenschaft gezogen wurden: man kann ihm den Vorwurf der ungeschickten Wahl des Augenblicks nicht ersparen. Aber will man das tadeln, daß er sich mit seinen Feinden in die Luft sprengt? Lehautcourt sagt: „Ein einzelner Mann war der Urheber dieser heldenhaften (!) Handlung des Wahnsinns und zugleich deren erstes Opfer, der Artillerieaufseher Henriot; ein glühender Patriot, hatte er nicht ohne Thränen der Wuth die schmachvolle Feigheit der Garnison und der Bevölkerung sehen können. Er hatte sich unter den Trümmern seines Pulvermagazins begraben. Das Andenken dieses Mannes, dem man zu anderen Zeiten Bildsäulen errichtet hätte, ist Gegenstand der heftigsten Angriffe seitens der Lokal-Schriftsteller geworden.*) Und doch verkündete die Explosion der Citadelle

*) Ein Aufsatz in der Revue des Deux-Mondes nennt ihn einen „Veteranen, dem das Unglück des Vaterlandes den Verstand verwirrt hatte". Ein sehr geachteter Lokalschriftsteller behandelt ihn etwas als „Narr und Mörder". Diese strengen Urtheile sind nicht von Allen gebilligt: eine von der Militärbehörde (!) in der Citadelle von Laon ange-

zum den Beginn des Volkskrieges. Hinter dem in den Staub sinkenden [illegible]reich erhob sich plötzlich, gegen die deutschen Heere, das große Bild des [illegible]zösischen Vaterlandes, das nicht untergehen wollte. Anstatt von Sieg zu [illegible] bis an das Portal von Notre-Dame zu ziehen, wie die Deutschen nach [illegible]dam rechneten, fanden sie nunmehr vor sich ein ganzes Volk in Waffen; [illegible] Monate lang hatten sie zu ringen gegen den riesenhaftesten Widerstand, [illegible] jemals für die Unabhängigkeit eines Volkes geleistet worden ist."

Sehen wir von der Emphase dieses Ausspruches ab: ich halte die That [illegible]s Henriot, der mit seinem Leben zahlt, für eine an sich hohe und rühmens[illegible]rthe — wohl dem Volke, daß im Nothfalle viele solche Männer besitzt! [illegible] anders hätte der Artillerieaufseher wohl den ihm anvertrauten Platz ver[illegible]digt, als dies der schwache Kommandant Théremin that! Ein Henriot [illegible]ätte Péronne sicherlich noch mehrere Tage gehalten — die Folgen wären [illegible]schwerwiegender Art gewesen für den Krieg in Nordfrankreich. Hätten unsre Festungen nur in den Unglücksjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts Männer [illegible] Kommandanten gehabt von der todesmuthigen Energie des Henriot. Und — wer kann in die Zukunft blicken, wer kann wissen, ob nicht in dem bevorstehenden Weltkriege wiederum deutsches Gebiet von den Feinden heimgesucht wird? Sollte das eintreten, dann möchte es Gott geben, daß alle unsre Männer, — alte und junge —, beseelt wären von dem Geiste der Vaterlandsliebe, der persönlichen Unerschrockenheit und Aufopferung, der *für mich* — und wohl für manchen Andern — hervorleuchtet aus der „That heldenhaften Wahnsinns" von Laon!

Wenn die bürgerliche Bevölkerung dem eingedrungenen Feinde Widerstand leistet, so handelt sie — so zu sagen — „unklug" in den weitaus meisten Fällen, sie unterliegt nach dem Völkerrecht den härtesten Repressalien; — und doch, erfreut es nicht ein Soldatenherz zu sehen, wie sich 1870/71 hie und da in Frankreich tapfere Männer zusammenthaten, um Haus und Hof, Weib und Kind, den „geheiligten Boden des Vaterlandes mit den Waffen in der Hand zu schirmen?!" Darüber berichtet Lehautcourt eingehend in seinem Kapitel IV. und Major Kunz, der u. a. die beiden Gefechte bei Isle Adam in Kürze anführt, bemerkt dazu: „Man sieht aus diesen beiden kleinen Gefechten, wie unbequem mitunter eine Handvoll Franctireurs werden konnte, wenn sie es verstanden, die Vortheile des Geländes geschickt auszunutzen."

Ein Hauptort des „lokalen Widerstandes" war die große Stadt St. Quentin, in welche sich der Präfekt der Aisne und die meisten Beamten des Departements begeben hatten. Unter persönlicher Anfeuerung durch den Präfekten, Anatole de la Forge, wurden Befestigungsarbeiten ausgeführt, — und

---

[illegible]brachte Bronceplatte verewigt das Gedächtniß Henriots mit diesen Worten: „Zum Andenken [illegible] Henriot — den Artillerie-Aufseher — der sich im Jahre 1870 unter den Trümmern [illegible] Pulvermagazins von Laon begraben hat". —

eine kleine, von der Besatzung Laon nach St. Quentin geschickte deutsche Abtheilung mußte sich vor dem unerwarteten Widerstande der Nationalgarde, der Pompiers und der Franctireurs der Stadt am 8. Oktober mit Verlust von 1 Offizier und 15 Mann todt und verwundet, 6 Mann gefangen, zurückziehen, während die Franzosen 3 Mann todt und 12 verwundet zählten, unter letzteren „die Seele des Widerstandes", Herr Anatole de la Forge.

„Die materiellen Ergebnisse dieses kleinen Kampfes waren fast null, sagt Pierre Lehautcourt; anders stand es hinsichtlich seines moralischen Einflusses auf die National-Vertheidigung. Saint-Quentin war die erste offene Stadt, welche ohne Mitwirkung der Armee den Deutschen Widerstand geleistet hatte; wenn dies Beispiel befolgt wurde, konnten die Fortschritte der deutschen Truppen außerordentlich erschwert und ihre Verbindungen unsicher gemacht werden. So mußte also das erste Ergebniß dieses Scharmützels darin bestehen, daß das Land zum Widerstande ermuthigt und andererseits die Deutschen vorsichtiger gemacht wurden. In dieser Hinsicht war der Erfolg des Tages vom 8. Oktober ein ganz beträchtlicher: er fand in ganz Frankreich und bis in das umschlossene Paris hinein lebhaften Widerhall."

Allerdings: als 13 Tage später ein größeres deutsches Detachement vor Saint-Quentin erscheint und durch einige Granatschüsse die Stadt säubert, da wird derselben die Zahlung von fast einer Million Francs auferlegt .... also nochmals: „klug" war der Widerstand vom 8. Oktober nicht, aber trotzdem — ich für meine Person ziehe den Hut vor der mannhaften patriotischen Gesinnung und That! . . .

Die Folgen — müssen getragen werden! Und wenn die gleichzeitig an die Stadt Saint-Quentin erlassene deutsche Ankündigung: „für jeden Schuß, der auf die Deutschen abgegeben würde, sollten sechs Einwohner die Todesstrafe erleiden," von Pierre Lehautcourt: „eine Proklamation unwürdig eines zivilisirten Volkes" genannt wird, so ist dies einer der wenigen Fälle von Sentimentalität und wohl der einzige Fall logischer und völkerrechtlicher Inkonsequenz, den ich bei diesem gediegenen Kriegsberichterstatter gefunden habe.

Wir kommen zur „Schlacht von Amiens". 127.

der Kompagniekolonne in rechts- oder linksum oder in abgeschwenkten Sektionen: es kann daher, u. E., kein Vorgesetzter von einer Kompagnie verlangen, daß diese Bewegungen im Tritt und scharf ausgeführt werden, noch weniger darf er „zur Erzielung*) gesteigerter äußerlicher Gleichmäßigkeit mündliche oder schriftliche Zusätze" und Vorschriften für die Ausführung dieser „Schwenkungen der Kolonne nach der Flanke" geben. Also: im Tritt das auszuführen ist, u. E., nach dem N. R. ganz unzulässig und gehört zu den verpönten „Künsteleien". Wohl aber ergiebt die Praxis die Forderung, daß eine mit Sektionen abgeschwenkte Kompagniekolonne geringe (1/16—1/8) Schwenkungen in der Flanke auszuführen verstehen müsse und somit wird eine gewandte Kompagnieführung hier und da solche Uebung ohne Tritt und unter ungefährer Beibehaltung der Ordnung, der Abstände u. s. w. zweifellos einflechten, zumal der Vorgesetzte, gestützt auf den Kardinalsatz: „die Kompagnie muß auch das auszuführen befähigt sein, was vorher nicht besonders eingeübt war," in gewissen Grenzen, zumal im Gelände und „ohne Tritt", zu tadeln berechtigt bezw. verpflichtet ist, wenn eine Kompagnie im gegebenen Falle die in Rede stehenden Schwenkungen nicht oder nur unter Preisgabe der Ordnung ausführen kann."

Wenn schon bei der einzelnen Kompagnie-Kolonne das N. R. diese Forderung nicht stellt, wie viel weniger bei den drei Kolonnen des Bataillons — wohlgemerkt: für die Ausführung einer Tritt-Schwenkung z. B. der Breitkolonne „nach der Flanke" sind ganz bestimmte Regeln und Festsetzungen nöthig, wenn anders nicht die Sache mit völliger Unordnung oder Auflösung endigen soll. Nun, das Reglement schweigt über die ganze Bewegung und dieses beredte Schweigen kann man doch eigentlich nur so auffassen, daß es von der friedenskünstelnden Uebung nichts wissen will. Im Gefechtsverhältniß, außerhalb des feindlichen wirksamen Feuers — (denn ein solches würde ja die sofortige Zerlegung der Bataillons-Kolonne in die Kompagniekolonnen zur Folge haben müssen!) — kann man sich Fälle denken, wo ein geschlossenes Bataillon, sei es allein, sei es in größerem Verbande, mit seiner Kolonne eine kurze Schwenkung in der Flanke auszuführen sich veranlaßt sieht, — aber dann doch ohne Tritt. Aber aus diesen seltenen, andersliegenden Fällen darf man doch nicht die Berechtigung herleiten für die Forderung einer lediglich „friedens-künstlichen" Drillerei im Tritt auf dem Exerzierplatz! Denn wir sind doch wohl über die Zeit und die Anschauung glücklich hinaus, das „Bataillons-Exerzieren"**) diene insonderheit dazu, daß der Bataillons-Kommandeur „Zug" und „Strammheit" in das Bataillon hineinbringe!

Mithin, wie bei der einzelnen Kompagniekolonne bereits, lehnen wir die Schwenkungen der drei Bataillonskolonnen nach der Flanke im Tritt ab

*) Einführungsordre Sr. Majestät zum Exerzier-Reglement.

**) Man sollte überhaupt nicht mehr vom Bataillons-„Exerzieren" sprechen, sondern von der „Bataillons-Ausbildung auf dem Exerzierplatz" — bezw. im Gelände!

beiden*) vorderſten (bezw. beiden hinterſten) Züge im Tritt-Schwenken rechts und links auszubilden: — eine zeitraubende Quälerei, deren kriegsmäßiger Werth durchaus beſtritten werden muß, da die Doppelkolonne, — „die zur Verſammlung und zu Bewegungen außerhalb des Feuerbereichs dient", — wahrlich nie in die Lage kommen wird, innerhalb dieſes Feuerbereichs eine Schwenkung auszuführen. Es haben ſich gewichtige Stimmen erhoben, die dafür ſind, daß das N. R. auch für die Schwenkungen der Doppelkolonne das „ohne Tritt" vorſchreibe: der Werth — s'il y en a — der Schwenkungen im Tritt wiegt ſchwerlich den dazu erforderlichen Verbrauch an Zeit, Kraft, Fröhlichkeit auf. Mit der Tritt-Schwenkung der Doppelkolonne fiele aber nur eine Friedenskünſtelei fort, ein aus der Urväter Hausrath in das N. R. übernommenes Stück.

Aber — es beſteht nun einmal die Beſtimmung, darum wird die Schwenkung geübt — und da iſt es jedenfalls als ein Fortſchritt zu betrachten, daß jetzt über die Ausführung Genaues vorgeſchrieben iſt: wohl gemerkt, immer nur für die Schwenkung in der Front und im Kehrt!

Das N. R. ſagt: „Die Veränderung der Marſchrichtung erfolgt durch die Wendung, durch Ziehen auf Kommando oder Angabe eines neuen Marſchrichtungspunktes, Abſchwenken mit Sektionen und außerdem durch Schwenken." Indem auf die frühere, eine einzelne Kompagniekolonne behandelnde Ziffer (169) hingewieſen wird, gewinnt auch deren Beſtimmung Kraft für die 3 Kolonnen des Bataillons: „Seitwärtsbewegungen finden nur auf kurze Entfernungen mit rechts- (links-) um, ſonſt (!) mit abgeſchwenkten Sektionen ſtatt." — Es kann alſo auf dem Exerzierplatz gezeigt und verlangt werden eine mit rechtsum im Tritt marſchirende Breit- (Tief-, Doppel-) Kolonne, aber — ſowohl im wie ohne Tritt — nur auf wenige Schritte. Für die mit Sektionen abgeſchwenkten Kolonnen des Bataillons — mit oder ohne Tritt — iſt eine Beſchränkung der Strecke vom Reglement nicht vorgeſehen: im Gelände, ohne Tritt, entſcheidet der zu erreichende Punkt, — für die Uebung im Tritt auf dem Exerzierplatze empfiehlt ſich, aus naheliegenden Gründen, eine weiſe Sparſamkeit. Nun aber entſteht die Frage hinſichtlich der Schwenkungen „nach der Flanke" in den drei Grundformationen des Bataillons! Das iſt ein viel und ſtark umſtrittener Gegenſtand, deſſen Erörterung hier nicht unterlaſſen werden darf. Wir ſtehen auf demſelben Standpunkt jetzt, nach den Regiments- und Brigade-Exerzitien in einer großen Garniſon, wie lange vor denſelben hinſichtlich der gleichen Frage bei der Kompagnie. Damals**) ſagten wir — unwiderlegt bisher — wie folgt: „Weder bei dieſem Kapitel (Schwenkungen der Kompagniekolonne in Front und Kehrt), noch irgendwo anders erwähnt das N. R. Schwenkungen

*) Und da die Kompagnien an jeder Stelle der Bataillonskolonne ſtehen dürfen, ſo ſind in vielen Fällen neue Züge in der erſten oder letzten Staffel!

**) Im Maiheft 1889 unſerer Blätter, im Artikel IV.

der Kompagniekolonne in rechts- oder linksum oder in abgeschwenkten Sektionen: es kann daher, u. E., kein Vorgesetzter von einer Kompagnie verlangen, daß diese Bewegungen im Tritt und scharf ausgeführt werden, noch weniger darf er „zur Erzielung*) gesteigerter äußerlicher Gleichmäßigkeit mündliche oder schriftliche Zusätze" und Vorschriften für die Ausführung dieser „Schwenkungen der Kolonne nach der Flanke" geben. Also: im Tritt das auszuführen ist, u. E., nach dem N. R. ganz unzulässig und gehört zu den verpönten „Künsteleien". Wohl aber ergiebt die Praxis die Forderung, daß eine mit Sektionen abgeschwenkte Kompagniekolonne geringe ($^1/_{16}$—$^1/_8$) Schwenkungen in der Flanke auszuführen verstehen müsse und somit wird eine gewandte Kompagnieführung hier und da solche Uebung ohne Tritt und unter ungefährer Beibehaltung der Ordnung, der Abstände u. s. w. zweifellos einflechten, zumal der Vorgesetzte, gestützt auf den Kardinalsatz: „die Kompagnie muß auch das auszuführen befähigt sein, was vorher nicht besonders eingeübt war," in gewissen Grenzen, zumal im Gelände und „ohne Tritt", zu tadeln berechtigt bezw. verpflichtet ist, wenn eine Kompagnie im gegebenen Falle die in Rede stehenden Schwenkungen nicht oder nur unter Preisgabe der Ordnung ausführen kann."

Wenn schon bei der einzelnen Kompagnie-Kolonne das N. R. diese Forderung nicht stellt, wie viel weniger bei den drei Kolonnen des Bataillons — wohlgemerkt: für die Ausführung einer Tritt-Schwenkung z. B. der Breitkolonne „nach der Flanke" sind ganz bestimmte Regeln und Festsetzungen nöthig, wenn anders nicht die Sache mit völliger Unordnung oder Auflösung endigen soll. Nun, das Reglement schweigt über die ganze Bewegung und dieses beredte Schweigen kann man doch eigentlich nur so auffassen, daß es von der friedenskünstelnden Uebung nichts wissen will. Im Gefechtsverhältniß, außerhalb des feindlichen wirksamen Feuers — (denn ein solches würde ja die sofortige Zerlegung der Bataillons-Kolonne in die Kompagniekolonnen zur Folge haben müssen!) — kann man sich Fälle denken, wo ein geschlossenes Bataillon, sei es allein, sei es in größerem Verbande, mit seiner Kolonne eine kurze Schwenkung in der Flanke auszuführen sich veranlaßt sieht, — aber dann doch ohne Tritt. Aber aus diesen seltenen, anderswo liegenden Fällen darf man doch nicht die Berechtigung herleiten für die Forderung einer lediglich „friedens-künstlichen" Drillerei im Tritt auf dem Exerzierplatz! Denn wir sind doch wohl über die Zeit und die Anschauung glücklich hinaus, das „Bataillons-Exerzieren"**) diene insonderheit dazu, daß der Bataillons-Kommandeur „Zug" und „Strammheit" in das Bataillon hineinbringe!

Mithin, wie bei der einzelnen Kompagniekolonne bereits, lehnen wir die Schwenkungen der drei Bataillonskolonnen nach der Flanke im Tritt ab

*) Einführungsordre Sr. Majestät zum Exerzier-Reglement.

**) Man sollte überhaupt nicht mehr vom Bataillons-„Exerzieren" sprechen, sondern von der „Bataillons-Ausbildung auf dem Exerzierplatz" — bezw. im Gelände!

als durch das Reglement nicht vorgesehen, nicht verlangt, — als dem Sinne desselben und den Anforderungen des Krieges widersprechend, mithin als unzulässig, zeitraubend, gekünstelt und schädlich. — Was aber die Ausführung ohne Tritt anbelangt, so ist ein Nutzen irgend welcher Art bei der Flankenschwenkung der Breit- und der Tiefkolonne nicht abzusehen: man hilft sich einfacher, schneller und genau nach dem N. R., wenn man die „grobe Korrektur" durch den Marsch [in rechts (links) um oder mit Sektionen abgeschwenkt] ausführt, oder „6, 8, 10 Schritt rechts (links) Marsch Marsch!" kommandirt und die „feine Korrektur" durch entsprechendes Ansetzen der Points in der beabsichtigten neuen Front spielen läßt.

Die Doppelkolonne ist jedenfalls — wenigstens in Friedensstärke — noch so handlich, daß man in derselben (d. h. wenn sie mit Sektionen abgeschwenkt ist, oder in Reihen rechts [links] um), ohne Tritt sie eine geringe, höchstens 1/8 Schwenkung, ausführen lassen kann: die Nöthigung dazu zeigt sich bei dem später zu behandelnden Regiments- und Brigade-Exerzieren.

Unter allen Umständen wäre es, um Zweifeln, Mißstimmungen, Künsteleien vorzubeugen, angebracht, daß das N. R. in wenigen kurzen Sätzen sich zu der Frage äußerte. . . . .

Für die in Front oder Kehrt marschirende Breitkolonne giebt der Major das Ankündigungskommando: „1/8 (1/16) Schwenkung rechts (links)! Ohne Tritt!"

„Die betreffende Flügelkompagnie führt die Bewegung auf Kommando des Kompagnieführers ohne weiteres aus, rückt eine Kolonnentiefe vor (!) und hält" so lange, bis die anderen Kompagnien, welche zunächst halblinks (halbrechts) ziehen, auf dem kürzesten Wege im Schritt die neue Richtung aufgenommen haben und auf gleiche Höhe gelangt sind." Hier vermißt man den Abschluß oder die Fortsetzung der Bewegung, wie bei dem in der Front schwenkenden Regiment die Ziffer 224 vorschreibt: „Der Regimentskommandeur kommandirt die Fortsetzung der Bewegung". Dieser Satz — mit der gebotenen Abänderung in „Bataillons"-Kommandeur wäre für die Schwenkung der Breitkolonne erwünscht; denn die Fassung: „die Flügelkompagnie hält so lange — bis . . . gelangt sind", läßt allerdings die freilich entfernter liegende Deutung zu, daß, nachdem dies eingetreten ist, der Flügelkompagnie-Führer von Neuem antritt, und die andern seinem Beispiel folgen. Wir meinen allerdings, daß nach der successiven Schwenkung der 4 Kompagnien in veränderter Front die „Breitkolonne" wieder dasteht, welche einheitlich durch das Kommando des Bataillons-Kommandeurs geführt wird. Auch erscheint es unzulässig — wie dies hie und da geschehen ist — daß die Flügelkompagnie, sobald sie geschwenkt und Halt gemacht hat, von. selbst Gewehr ab nimmt, wohl gar auch rührt: es bietet das N. R. dazu keinen Anlaß bei Schwenkungen, sondern bestimmt Derartiges nur für den Uebergang aus einer Grundformation in die andre (I, 199).

Schwenkt die normale Breitkolonne $^1/_8$ links, in der Front, so muß die 11., dann die 10. und endlich die 9. Kompagnie nach dem „Gerade — aus" kommandiren: „Augen links", damit Abstand und Richtung von der 12. Kompagnie aufgenommen wird. Ist dies schnell geschehen, so ist nach dem Halten kompagnieweise wieder „Augen geradeaus" zu kommandiren.

Man sieht hie und da, daß eine stehende Doppelkolonne — sogar im Tritt — eine Schwenkung ausführt: selbstredend ist das, wie schon bei der einzelnen Kompagniekolonne, nicht möglich, am allerwenigsten im Tritt — und die für das Schwenken in der Bewegung gegebenen reglementarischen Vorschriften passen nur zum Theil für die vorderste Staffel, — es entsteht auch jedesmal ein ungeordnetes Schieben, Zurücktreten, Drängen u. s. w., weil das nicht anders sein kann. Handelt es sich, unter Festhaltung des Platzes, um eine geringe ($^1/_{32}$, $^1/_{16}$, $^1/_8$) Frontveränderung der haltenden Doppel- (auch Tief-) Kolonne, so genügt ein entsprechendes Ansetzen der Points und Einrichten für schnelle Ausführung des Gewollten. Es tritt aber für die stehende Doppelkolonne, besonders im Verbande, zuweilen die Nöthigung auf, daß — bei Raummangel — sie unter Festhaltung ihres Fleckes Erde unter einem rechten Winkel die Front verändern soll. Die hierzu manchmal noch ausgeführte Schwenkung ist ein Unding. Da entsteht die Frage: ist es verboten, die Doppelkolonne — im Marsche oder im Stehen — rechts (links) um machen und „in der Kolonne links (rechts) aufmarschiren" zu lassen, wie solches für die einzelne Kompagniekolonne nach I, 171 reglementarisch geordnet ist? Jedenfalls machen es viele Bataillons-Kommandeure so, weil diese Art der Frontveränderung unter Beibehalt des Platzes den schnellsten und geordnetsten und an das Reglement sich nach Analogie am besten anschließenden Ausweg aus der Klemme darbietet.

Auch hier wäre eine ausdrückliche Stellungnahme des N. R. erwünscht! ... Die Vorschriften bezw. Grundsätze des N. R. über die „Gefechts-Entwickelungen" sind so kurz, klar und, unter Gewährung großen Spielraums, so erschöpfend, daß eine Erörterung darüber kaum erforderlich ist. Alle Künsteleien und Friedensabmachungen, wie sie vordem so lebhaft im Schwunge waren, sind beseitigt durch die bündige Festsetzung: „Eine Feststellung von Formen der Entwickelung für bestimmte Fälle ist verboten." —

Wenn das N. R. sagt: „Die Bewegungen des zum Gefecht auseinander gezogenen Bataillons regeln sich durch Bezeichnung des gemeinschaftlichen Marschrichtungspunktes. Nur so lange ein solcher nicht feststeht, ist eine Richtungskompagnie zu bestimmen," so muß allerdings zugestanden werden, daß auf sehr vielen, wenn nicht auf den meisten Exerzierplätzen die Ausnahme zur Regel wird. Denn der Marschrichtungspunkt muß sehr weit in der Ferne liegen, also auch zum Sichtbarwerden sehr hoch liegen oder hoch sein, wenn es verhütet werden soll, daß die auseinandergezogenen Kompagnien durch Lossteuern auf diesen Punkt bald zu nahe aneinander kommen. Und

solcher Richtungspunkte in der Ferne giebt es doch nicht viele auf allen Plätzen und nach allen Direktionen hin! Also wird der Behelf der „Richtungskompagnie" sehr häufig eintreten müssen!

Für den Bataillons-Kommandeur sind beachtenswerthe Punkte (I., 200): Bestimmung im Befehl, ob das Auseinanderziehen mit oder ohne Tritt zu erfolgen hat; — bei Uebung eines Gefechtes die Bestimmungen, ob der Exerzierplatz als Gelände zu benutzen ist (II., 8) und ob die unteren Führer befreit sind von der Verpflichtung, „ihre Befehle von derjenigen Stelle und in derjenigen Körperlage zu ertheilen, die sie im Ernstfalle einnehmen würden" (II., 53).

Das N. R. erledigt „**das Regiment**" auf nur vier Druckseiten. Klassisch sind die Grundsätze und Regeln nach Inhalt und Form. Da heißt es unter „Allgemeines": „Die im vorigen Abschnitt — Bataillon — angegebenen Bewegungen muß ein Bataillon nicht nur für sich allein, sondern auch in Verbindung mit andern Bataillonen in Ordnung ausführen können. Dazu dienen die Uebungen im ordnungsmäßigen und leichten Uebergang aus der Marsch- in die Versammlungs- oder Gefechtsformation und umgekehrt, — sowie in denjenigen geschlossenen Bewegungen, welche bei größeren Truppenverbänden gebraucht werden. Doch ist zu berücksichtigen, daß die einheitlichen Bewegungen in geschlossener Ordnung im Ernstfall nur selten vorkommen, eine völlige Gleichmäßigkeit in der Ausführung nur innerhalb der Bataillone zulassen und deshalb auf das Einfachste zu beschränken sind." —

Vorgreifend sei der ganz entsprechende Satz (228) für die Brigade hier schon angeführt: „Die Bewegungen der Brigade in der Versammlungsformation sind auf die einfachsten Formen zu beschränken und entsprechen im Allgemeinen denen des Regiments."

Für letztere*) sagt das N. R. nun kurz: „Die Bewegungen bestehen in einfachen Vor- und Rückbewegungen, Schwenkungen, sowie Abmärschen (!) nach der Flanke" —, fortgelassen, mit Vorbedacht und Absicht, sind die noch beim Bataillon erwähnten „Veränderungen der Marschrichtung durch die Wendung (rechts- oder linksum) und durch Ziehen auf Kommando (also halbrechts [links]) oder Angabe eines neuen Marschrichtungspunktes."

Verpönt also ist für die Versammlungsformationen des Regiments und der Brigade der „Schrägmarsch" — oder der Marsch seitwärts im rechts- oder linksum! — und zwar dürfen beide Bewegungen weder im Tritt noch ohne Tritt vollzogen werden —: nur das „einfache Vor- und Zurückgehen"

*) „Geschehen die Bewegungen im Tritt, so halten die Bataillone nicht untereinander, sondern nur in sich Tritt"; — und: „die vordersten Züge aller nebeneinander befindlichen Kompagnien müssen unter sich gerichtet sein; bei den übrigen Zügen ist eine durchlaufende Richtung nicht zu fordern": — Das sind recht wesentliche und dankenswerthe Vereinfachungen des N. R. gegen die früheren engherzigen Satzungen und Gepflogenheiten!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

N. R. oder zulässig auf Grund der Ziffern 169, 152 und 105, die ja allerdings nur vom einzelnen Zuge sowie von der Kompagnie in Linie oder in Kolonne handeln. Wir sind der Ansicht, daß es durchaus in der Befugniß des Majors liegt, für seine Bataillons-Kolonnen auch vorübergehend durch das Kommando „Augen links" die Richtung und Fühlung nach links anzuordnen. Aber gut wäre es, wenn das Reglement darüber einen Vermerk enthielte!

Zu erwähnen ist beim Kapitel „Regiment" noch die Bestimmung: „Der Regiments-Kommandeur giebt nur Ankündigungskommandos oder Befehle, worauf seitens der Bataillonskommandeure die entsprechenden Kommandos erfolgen."

Es ist also falsch, wenn auch heute noch man festhalten wollte an dem alten, indianischen Messerspiel: der Oberst und die Majors heben den Degen hoch; Ersterer ruft: „Regiment", Letztere: „Bataillon"; — Pause! Ersterer ruft, den Degen energisch nach unten schlagend*): „Marsch" — und die Majors rufen, unter gleichartiger Verwendung ihrer Waffe, möglichst à tempo auch „Marsch" u. s. w. Nur Ankündigungskommandos jetzt seitens des Obersten, ohne Degenspiel! Also: „Antreten!" — „Halten". — „Rühren". — „Stillstehen": Alles in der Form des Infinitivums, während die Majors „Bataillon — Marsch", — „Bataillon — Halt" u. s. w. kommandiren, wobei es ja allerdings gerathen ist, möglichst gleichzeitig Kommandos und Pausen eintreten zu lassen.

Für die Frontschwenkung des Regiments kann nicht — falls die 3 Bataillone in einem Treffen versammelt stehen — die Analogie der Breitkolonne gelten, bei welcher die Flügelkompagnie die Schwenkung für sich ausführte, die drei Nebenkompagnien aber zunächst halbrechts (links) ziehen mußten, um sich nicht gegenseitig zu behindern; — es sind ja eben nicht 3, sondern 20 Schritte Zwischenraum zwischen den Bataillonen. Angenommen: das Regiment, in einem Treffen normal aufgestellt, soll $^1/_8$ rechts-Schwenkung machen; nun, das erste Bataillon schwenkt gleich ein Achtel herum, das 2. und 3. gehen nicht erst halblinks, sondern schwenken gleich $^1/_{16}$, gehen dann etwa 40 bezw. 75 Schritt geradeaus und schwenken dann nochmals $^1/_{16}$, also sie zerlegen die eine Schwenkung des Flügelbataillons in zwei halb so große. Das ist praktisch — befehlen jedoch kann es kein Vorgesetzter!

Ob es sich lohnt und empfiehlt, fortwährend „Points — vor" zu nehmen nach allen Bewegungen, wie solches früher mit Vorliebe geschah, steht dahin. Uns scheint es zeitraubend und auf Pedantismus hinauslaufend. Nur die Têtenstaffeln der Bataillone brauchen ja gerichtet zu sein unter einander:

*) Nach Ziffer 7 der „Einleitung" zum N. R. hat das Senken des Degens jetzt eine gerade entgegengesetzte Bedeutung: „Der Offizier kann ev. zum Halten Winke mit dem Degen geben; zu diesem Zwecke dient Hochheben und unmitelbar darauffolgendes Senken des Degens."

das wird sich auch ohne Vornehmen von Points schnell erreichen lassen! —

Es sei zum Beschlusse unseres Artikels die sehr zutreffende, beachtenswerthe Bemerkung des mehrfach zu Worte verstatteten Schweizer Obersten Hungerbühler hier angeführt über den Begriff und die Bezeichnung: „Treffen", — d. h. in Bezug auf die auseinandergezogenen Kompagnien bezw. Bataillone: —

Das deutsche Exerzier-Reglement hat jetzt die früher üblich gewesenen Ausdrücke „Vortreffen" und „Haupttreffen" fallen lassen; es führt statt dessen Worte im Munde, die den Charakter technischer Ausdrücke nicht mehr haben, sondern mehr einer Umschreibung des betreffenden Begriffs gleichkommen. Es wird das Nämliche nicht immer mit dem nämlichen Wort bezeichnet; vielmehr wechselt der Ausdruck von Stelle zu Stelle. So ist die Rede von: „vorderer Linie", „Gefechtsfront", „ein, zwei, drei Tiefenabstufungen", „Staffeln", „Reserve", „zurückgehaltene Kraft" u. s. w. Damit ist zweifelsohne die Absicht noch einmal und mit verstärkter Betonung ausgesprochen, Jegliches vermeiden zu wollen, was als Wegweiser zur Schablone aufgefaßt werden könnte.

Die Namen Vor- und Haupttreffen hatten den Vortheil, daß sie, vermöge ihrer einen bestimmten Begriff denkenden Präzision, in der Befehlssprache gute Dienste leisteten. Man wird sie dort vermissen. Wenn aber ihr Untergang zur Folge hätte, daß er die Schablone in den Strudel mit hinabrisse, so läge mehr Grund vor, sich über ihren Hinschied zu freuen, als ihn zu betrauern. Mitunter führte ihre Anwendung denn doch zu schwer faßlichen Sonderbarkeiten: Wenn ein Bataillon sich so getheilt hatte, daß zwei Kompagnien in der ersten und ebensoviel in der zweiten Linie standen, so stieg schon der Zweifel auf an der Richtigkeit der Bezeichnung: Haupttreffen. Wenn nun aber gar drei Kompagnien in die erste Linie vorgeschoben waren und nur noch eine in der zweiten zurückblieb, so brachte man den Namen Haupttreffen kaum mehr über die Lippen. Es hat eben Alles auf der Welt zwei Seiten, eine Licht- und eine Schattenseite. Eine Zeit lang sieht man nur jene. Doch „die Welt ist rund und muß sich drehen". Unmerklich verändert sich unser Standpunkt; wir erblicken die andre Seite der Dinge und sehen nun schwarz, was kurz vorher noch schön weiß war! . . . 5.

Die Reiterei in künftigen Kriegen.

(Nach dem „Ruſſiſchen Invaliden".)

Der Reiterei iſt in künftigen Kriegen eine hervorragende Rolle zu ſpielen vorbehalten.

Noch vor nicht langer Zeit meinten viele, daß ſie bei den gegenwärtigen balliſtiſchen Eigenſchaften der Waffen ihre frühere Bedeutung verlieren werde. Die lebhafte und lange Zeit andauernde Polemik, welche über dieſe Frage in der Militär-Literatur entſtanden war, iſt verſtummt — und die ruhmreiche Waffe früherer Kriege tritt von Neuem hervor. In allen Armeen ſchafft man thätig für die Kavallerie, indem man ihr glänzende Thaten prophezeit.

Eine Waffengattung, deren innerſtes Weſen, moraliſche Energie und materielle Kraft — der Entſchluß und der Choc — ſind, wird im Kampfe nie ihre Bedeutung einbüßen und alle Vervollkommnung der Balliſtik wird nicht im Stande ſein, dieſe Eigenſchaften zu verändern. Friedrich der Große und Napoleon bedienten ſich wie Alexander und Hannibal der Kavallerie und die Fortſchritte, welche durch Jahrhunderte ſich angehäuft hatten, haben ſie nicht gehindert, dieſelben, wenn nicht ſogar noch größere Reſultate zu erzielen.

Folglich iſt die Taktik der Reiterei nicht verändert, nur die Gelegenheit und die Mittel ihrer Verwendung im Kriege können andere geworden ſein.

Die geringen Erfolge, welche durch die Reiterei im Kriege von 1866 erreicht worden waren, hatten die Aufmerkſamkeit aller Militärs auf ſich gezogen. Die preußiſchen Kavalleriſten beſchäftigten ſich thätig mit dem Feldbienſte und ſchon im Feldzuge von 1870 erfüllte die deutſche Reiterei in glänzender Weiſe ihre ſtrategiſche Aufgabe. Aber dieſe war noch nicht bis zum Ende — zum Kampfe — geführt. Während die deutſche Kavallerie in großen Verhältniſſen den Aufklärungsdienſt vor der Front der Armeen ausführte, traf ſie nicht auf einen in derſelben Weiſe im Feldbienſte ausgebildeten Gegner. Auf dem geſammten Kriegsſchauplatze und während der Dauer des ganzen Krieges wurde der ſtrategiſche Dienſt nur von einem der beiden kämpfenden Theile durchgeführt, ohne jedes Entgegentreten von Seiten des Gegners, was die Aufgabe weſentlich erleichterte. Im Kampfe ſelbſt wurde die Reiterei noch ſelten und nicht geſchickt verwendet.

Seit jener Zeit haben ſich die Verhältniſſe geändert. Nach dem Jahre 1870 haben die Reitereien aller Armeen angefangen, ſich mit aller Energie für den Feldbienſt auf dem Kriegstheater vorzubereiten. Alle Mächte ſtellten an ihren Grenzen große Maſſen von Kavallerie in voller Bereitſchaft auf, um auf den erſten Befehl hin die Friedensgrenze, welche ſie noch vom Gegner

trennt, zu überschreiten. — Indem die Kavallerie das Zusammenziehen und die Bewegungen der eigenen Armee deckt, soll sie zu gleicher Zeit die Kräfte und Absichten des Gegners aufklären. Wenn sie hierbei die feindliche Kavallerie, welche dieselbe Aufgabe hat, trifft, muß sie, um aufklären zu können, unvermeidlich in einen Kampf mit ihr eintreten. Folglich setzt sich die Thätigkeit der Kavallerie im Anfange zusammen aus „Decken, Aufklären und Angreifen".

Anfangs nach dem Jahre 1870 ging die soeben neu aufgelebte Thätigkeit der Reiterei nicht weiter als bis dahin. Nachdem sie den ersten Theil ihrer Rolle, den strategischen, erfüllt hatte, begann sie sich auf die taktische Verwendung der Massen im Gefechte vorzubereiten.

Auch das war nichts Neues; zu allen Zeiten haben die besten Reitergenerale die glänzendsten Resultate erreicht, wenn sie Massen von Reiterei in den Kampf führten. Bei Kollin und Roßbach attakirten Ziethen und Seidlitz mit 65 und mit 48 Eskadrons, bei Prag waren auf beiden Seiten 70 und 80 Eskadrons, bei Aspern und Preußisch Eylau attakirten Bessières und Murat mit 40 und 80 Eskadrons.

Nachdem die seiner Zeit so glänzende Kavallerie Friedrich des Großen in den Jahren 1806/7 geschlagen und zur Hälfte vernichtet worden war, wendete sich im Jahre 1816 der Feldmarschall Blücher an alle Kavallerie-Generale, welche die Hoffnung auf eine Zukunft noch nicht verloren hatten, mit folgender Frage: „Weshalb leistete die preußische Kavallerie in den Napoleonischen Kriegen nicht diejenigen Dienste, die man in Wahrheit von ihr erwarten konnte? Durch welche Maßregeln kann man ihre Bedeutung wieder herstellen?" Alle antworteten: „Anstatt seine Kavallerie durch Vertheilung an die Infanterie-Brigaden und Divisionen zu zersplittern, vereinigte sie Napoleon zu großen Massen. Daraus folgte, daß dort, wo von uns ein Regiment war, deren drei sich bei den Franzosen befanden; wo bei uns eine Division war, bei ihnen mehrere waren. Diese Ueberlegenheit an Kraft sicherte den Erfolg, und Dank diesem Erfolg vertraute die französische Reiterei so sehr auf ihre Kraft, daß sie in der Folge auch nicht anstand, uns nicht nur mit gleichen, sondern auch mit geringeren Kräften anzugreifen. Die preußische Kavallerie, sagten sie, erlitt ihre Niederlage, weil ihr nicht eine regelrechte Erziehung, Ausbildung und Organisation, welche ihr erlaubt hätten in großen Massen zu fechten, zu Theil geworden war."

Durchdrungen von der Richtigkeit dieser Anschauung, suchten die größeren Kavallerie-Generale der neueren Zeit — Wrangel, Schmidt, Friedrich Carl — alle in dieser Richtung hin zu handeln.

Aber noch im Kriege 1870 war das von der preußischen Kavallerie erreichte Resultat nicht vollständig. General von Schmidt, welcher der deutschen Reiterei ungeheure, große Dienste erwiesen hat, schrieb bald nach dem Kriege: „Am Tage einer Schlacht zog Friedrich der Große seine Kavallerie-Korps zusammen und gab ihren Führern selbstständige Aufträge. Die Korps attakirten

in mehreren Linien und in jeder Linie waren 30, 50, 60, ja bis 90 Schwadronen. Aber wir, wenn wir 84 Eskadrons zur Verfügung haben, wir zertheilen sie in Theile und attakiren mit 4, 6 höchstens 8 Eskadrons ohne jede Unterstützung in Reserve. Es ist nicht zu verwundern, daß unsere Kavallerie trotz ihrer grenzenlosen Selbstverleugnung doch nur schwache Erfolge erzielte." Nach dem Kriege beschäftigte sich die preußische Kavallerie wieder lebhaft mit dieser Sache. Die Manöver der Jahre 1873, 74, und 75, welche zur Ausbildung der Kavallerie im Manövriren bestimmt waren, führten die Ausgabe des Reglements von 1876 herbei, durch welches endgültig die Taktik der Massen für die Kavallerie festgestellt wurde. Im vergangenen Jahre nahmen an den Manövern des Garde- und III. Korps bei Berlin 60 Eskadrons unter einer Führung theil. Diese ganze Masse attakirte an einem und demselben Tage sowohl die Kavallerie, als auch darauf die Infanterie des markirten Feindes. Schließlich ist, soweit man aus den letzten Nachrichten schließen kann, die gesammte preußische Kavallerie mit Lanzen bewaffnet worden, dieser ausschließlichen Waffe für den Choc, welche für den Einzelkampf nicht geeignet, sondern nur auf den moralischen Eindruck beim Angriff von Kavallerie-Massen berechnet ist. Nachdem sie sich auf diese Weise vorbereitet haben, rufen die Preußen aus: „Die Reitermassen stets voraus!" Sie sind für den Kriegsfall bereit, sie erwarten und rufen zum Zweikampf heraus, zum großartigen Turnier der Reiterei!

Von den ersten Tagen eines Krieges an werden die Kavallerien sich vorwärts bewegen, da sie beide ein und dasselbe Ziel verfolgen, werden sie unvermeidlich auf einander treffen, in den Kampf eintreten müssen. Vom Ausgange dieses Zusammenstoßes hängt der Erfolg der ersten Operationen ab. Die Reiterei eröffnet die Kampagne, sie genießt die Ehre, als erste in den Kampf einzutreten, auf ihr liegt aber auch die ganze Verantwortlichkeit.

Während dieser ersten Periode des strategischen Dienstes wird die Kavallerie nicht, wie manche annehmen, als ein dichter Vorhang auf die ganze Front der Armee zerstreut sein. Sie wird vielmehr in Theile zerfallen, welche den Hauptrichtungspunkten und den Operations-Objekten entsprechen, die von der Oberleitung ausgewählt worden sind. Gemäß diesen werden starke Kavallerie-Abtheilungen, Divisionen und mehr, vorgehen, welche auf den Seiten durch kleinere Detachements verbunden und gedeckt werden. Die erste Entwickelung wird also etwa sein: einige Massen von Kavallerie, welche zum Kampfe zusammengezogen sind, umgeben von einem Netze von Patrouillen zum Zwecke der Aufklärung, Deckung und Verbindung.

Wer kann diese Bewegung aufhalten? Detachirte Forts? Vorgeschobene Bataillone? Festgebannt an ihre Vertheidigungspunkte, werden sie gegenüber der Kavallerie sein. Wenn diese sie nicht durch unerwartete Angriffe zertrümmern kann, so wird sie dieselben, wenn auch mit Mühe, umgehen müssen. Nur die Reiterei des Gegners, welche die

und Kraft besitzt, wird die Bewegung unterbrechen können. Beide Seiten müssen den Kampf suchen und sich den Weg in das Innere hinein durchschlagen, um die Kräfte des Gegners auszukundschaften. So wird sich also der erste strategische Dienst zu einem entscheidenden Reiterkampfe zuspitzen.

Von allen Aufgaben, welche der Kavallerie zu Theil werden, ist der Kampf mit der Kavallerie die schwierigste. Gegen die anderen Waffengattungen kann sie die Zeit abwarten, den geeigneten Augenblick für eine Attake aussuchen, sich im Falle der Nothwendigkeit opfern. Als Entschluß — eine Heldenthat in der Ausführung — möglichst einfach!

Anders ist das mit der Kavallerie; dort ist die Hauptsache geschicktes Manövriren. Die Schnelligkeit, eine Folge der Bewegungen des Gegners, verdoppelt sich; Raum und Zeit existiren fast nicht. In wenig Sekunden muß ein Entschluß gefaßt, weiter gegeben und ausgeführt sein. Attaken auszuweichen ist unmöglich, Attaken eutgegenzugehen ist nicht hinreichend, man muß ihnen zuvorkommen. Die Preußen veränderten für das Zusammentreffen mit Kavallerie im neuen Reglement von 1886 die tiefe Gliederung der Division in 3 Linien: die ganze Kraft in die erste Linie, schwache Unterstützungen und besonders nahe herangezogen, sodaß im Moment der Attake Alles mit einer Masse vorstürzt. Dieses Verfahren ist riskirt, aber äußerst entschieden.

Durch das Zusammenstoßen der Kavallerie wird ihre strategische Rolle noch nicht begrenzt. Wenn die Kavallerie der einen Seite geworfen und die Absichten des Gegners enthüllt sind, dann rücken die einzelnen Korps und Armeen vor. Die Bewegungen auch dieser müssen gedeckt und unter sich verbunden werden, das Gelände aufgeklärt und der Gegner erkundet werden. Hierzu muß die Reiterei der Bewegung vorangehen, indem sie sich wieder möglichst vereinigt hält. Jedes Korps schickt auf 2—3 Tagemärsche vor seine Avantgarde, eine Kavallerie-Division oder -Brigade.

Im Kriege von 1870 gab die vorgeschickte 4. Kavallerie-Division der III. Armee die Möglichkeit, ungefährdet in breiter Front vorgehen zu können. Bei den Kämpfen vor Metz leisteten die 4 Kavallerie-Divisionen, welche der II. und III. Armee beigegeben waren, wesentliche Dienste, indem sie das Gelände zwischen Metz und Verdun und die Richtungen auf Nancy und Toul aufklärten. Auf diese Weise muß nach den ersten entscheidenden Kämpfen bei Eröffnung des Feldzuges die Kavallerie noch weiter die Bewegung der einzelnen Kolonnen decken und aufklären. Hierin besteht ein zweiter, wohl leichterer, aber nicht weniger wichtigerer Theil ihrer strategischen Rolle. Hinter den selbstständigen Kavallerie-Divisionen, welche bei Eröffnung des Feldzuges behufs Erkundung des ganzen Kriegsschauplatzes vorgeschickt worden sind, wird eine zweite Linie folgen, auch von Kavallerie-Divisionen und -Brigaden gebildet, welche den Korps beigegeben und zur Deckung von deren Märsche bestimmt sind.

Wenn endlich die Hauptkräfte zusammenstoßen, dann beginnt die taktische

Thätigkeit der Kavallerie. Man behauptet häufig, daß bei der gegenwärtigen Bewaffnung der Armeen die Kavallerie nicht unmittelbar am Kampfe werde theilnehmen können, daß ihre Verluste durch das Feuer zu groß, während die von ihr herbeigeführten Verluste zu unbedeutend seien. Indem man die von der Kugel und die vom Säbel herbeigeführten Verluste miteinander verglich, kam man zu dem Trugschlusse, daß die Wirkung der blanken Waffe nichtsbedeutend sei. Aber eine Kavallerie-Attake kann man *nicht* durch den *materiellen*, vom Säbel herbeigeführten Verlust, sondern nur durch den *moralischen* Eindruck beurtheilen und abschätzen. Die 5000 Küraſſiere, welche bei Aspern attakirten, die 84 Eskadrons, welche sich bei Preußisch-Eylau auf das Centrum unserer Armee warfen, die Kavallerie der Verbündeten, die 6 Eskadrons von Bredow, welche bei Vionville untergingen, sie Alle brachten dem Gegner keinen großen Verlust bei, sie wirkten aber Alle entscheidend auf den Ausgang des Kampfes ein und bewahrten ihre eigenen Armeen vor größeren Verlusten. Die großen Heerführer, wie Friedrich und Napoleon, erzielten *immer* mit ihrer Kavallerie große Resultate, und wenn in den letzten Kriegen die Fälle der Verwendung von Kavallerie seltener sind, so ist das vor Allem in Folge des geringeren Verständnisses, sie zu verwenden. Demungeachtet waren auch in den letzten Kriegen die Erfolge, wo Kavallerie-Attaken geschickt geführt und entscheidend bis zu Ende durchgeführt wurden, thatsächliche. Bei Custozza warf sich die österreichische Kavallerie auf die Tete der Kolonne des III. italienischen Korps und 16 Eskadrons schlugen 25000 Mann vollständig. Als bei Königgrätz am Ende des Gefechts die Oesterreicher auf der ganzen Linie geschlagen zurückgingen, warfen sich 2 Kavallerie-Divisionen mit Selbstverachtung auf die Preußen und brachten jede weitere Verfolgung zum Stehen. Die Brigade Bredow hielt den Angriff des VI. französischen Korps auf. In unseren Kämpfen mit der Türkei attakirte bei Basch-Kadüklar Bogowut mit 2 Divisionen Nischninowgorod-Dragonern und 9 Sotnien Linien-Kasaken in einem entscheidenden Augenblicke und warf nicht nur die türkische Kavallerie, sondern brachte auch den Angriff der Infanterie zum Stehen. Bei Kürük-Dara führten die Twer'schen und sodann die Nischninowgoroder Dragoner eine Reihe kühner Attaken auf die Infanterie aus. Nachdem sie fast alle Offiziere und die Hälfte der Mannschaften verloren hatten, hielten sie die Türken auf. Bei Kars im letzten Feldzuge, im Gefecht von Aranwardansk, stürzten sich die Sewerschen Dragoner unter einem mörderischen Artilleriefeuer durch 5 feindliche Linien und warfen die türkische Infanterie.

Die technischen Vervollkommnungen sind nicht im Stande, die Natur des Menschen zu ändern und deshalb werden in einem Kriege immer Fehler und Irrthümer möglich sein, Truppentheile in Unordnung kommen und ihr moralischer Werth erschüttert werden können. So lange der Mensch der Hauptfaktor im Kampfe bleiben wird, so lange wird auch die Kavallerie auf Erfolge rechnen können.

Im Kampfe selbst wird die Kavallerie unter Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse theilnehmen im Anfange des Gefechts, während desselben und am Ende desselben. Schon im Jahre 1870 schickten die Preußen ihre Artillerie unter Bedeckung einer Kavallerie-Division bei Sedan vor. Bei dem Massenfeuer der Artillerie wird sich das öfter wiederholen. Auf diese Weise deckt die Kavallerie die in Position gefahrenen Batterien. Zu dieser Zeit sind Zusammenstöße mit Kavallerie möglich, die Fälle von Attaken auf Infanterie selten, sie können aber entscheidend in ihren Folgen sein. (Custozza.)

Wenn das Infanteriegefecht beginnt, muß die Kavallerie den Platz frei machen. Napoleon nahm zu dieser Zeit seine Kavallerie zurück, zog sie zusammen, um im entscheidenden Momente die Masse der Pferde in die Attake zu werfen. Gegenwärtig ist das infolge der großen Schußweiten der Infanterie und Artillerie nicht möglich. Hier kommt sie aus der Hand des obersten Führers, seine Befehle werden sie nicht mehr rechtzeitig erreichen; aber deshalb muß im höchsten Grade die Selbstständigkeit der obersten Kavallerieführer entwickelt sein.

Dem Gange des Gefechts folgend, müssen sie, ohne Befehle abzuwarten, ihre Truppe zur Attake vorwerfen, indem sie sich der großen Wahrheit erinnern, daß für einen Kavallerieführer ein unverzeihlicher Fehler es ist — unthätig zu sein.

In der letzten Periode eines Gefechtes ist die Rolle der Kavallerie genau vorgezeichnet. Im Falle des Mißerfolges wirft sie sich aufopfernd vorwärts, um den Rückzug der Infanterie zu decken und ihr Zeit zu verschaffen, sich zu sammeln. Bei einem Erfolge erhöht sie die Niederlage durch eine energische und andauernde Verfolgung. So einfach diese letzte Aufgabe auch zu sein scheint, so häufig pflegt man sie doch zu vergessen, und in dem letzten Augenblicke des Kampfes nutzt man selten alle Vorzüge der Kavallerie aus.

In allen Fällen vor, während und nach dem Kampfe wird die Kavallerie nur dann glänzende Erfolge zu verzeichnen haben, wenn sie mit großen Massen thätig ist. Dabei muß aber immer der Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit die Kavallerie des Gegners sein; nur wenn sie diese zurückgeworfen hat, kann sie ihre anderen Aufgaben erfüllen.

Und so hat sich denn die Rolle der Kavallerie im zukünftigen Kriege nicht nur nicht verringert, sondern sie ist im Gegentheil sogar eine größere geworden. Der strategische Dienst liegt ihr vollständig ob; ihre taktische Thätigkeit im Kampfe selbst kann entscheidende Bedeutung haben.

In Rücksicht hierauf muß die Kavallerie in gleicher Weise für das Einzelgefecht, wie für das Manövriren in Massen vorbereitet sein. Alle ihre Erziehung, Ausbildung und auch ihre Organisation in Friedenszeiten muß den gegenwärtigen Anforderungen des Krieges genügen, indem sie als Endziel den Kavallerie-Kampf haben.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch einige Wünsche in dieser Beziehung auszusprechen:

1. In Rücksicht auf die Erziehung der Kavallerie muß man alles das bevorzugen, was dazu beitragen kann, die Kühnheit, Verwegenheit, Unternehmungslust und den Muth, sowie die Liebe zur Waffe zu erhöhen. In dieser Beziehung sind alle Arten von Sport nützlich, das ritterliche Verständniß für Ehre aber unumgänglich nöthig.

2. Das Verständniß kühn zu reiten und die Waffe geschickt zu führen, die Liebe zum Pferde und zum Säbel müssen allem voran gestellt werden.

3. Der Kampf mit der blanken Waffe zu Fuß und zu Pferde, das Hauen gegen Puppen, das Fechten in Eskadrons sind unumgänglich nöthige Ausbildungszweige für den Kavalleristen. Man kann die Anforderungen bez. des Schießens, des Fußdienstes und der Gewehrgriffe herabsetzen, aber es bleibt wünschenswerth, daß die Mannschaften den Säbel gut führen, ganz besonders, da der Gegner jenseits der Grenze mit Lanzen bewaffnet ist.

4. Der Galopp muß die gefechtsmäßige Gangart der Kavallerie werden. Alle Pferde müssen durchgeritten, soweit trainirt sein, daß sie in Reih und Glied im Galopp nicht hitzig werden, nicht durchgehen, nicht den Athem verlieren und vollständig ruhig große Strecken in einem geräumigen, ausgiebigen Galopp zurücklegen können.

5. Für die Einzelausbildung der Leute ist das beste Mittel, ein häufiges Ausschicken auf Patrouille mit den verschiedenartigsten Aufträgen.

6. Bei Ausbildung der Truppen in der Eskadron und im Regiment muß man möglichst oft Attaken auf Kavallerie ausführen und praktische Annahmen durchnehmen bezüglich der Zeit, Schnelligkeit und Richtung des Chocs. Man muß im Auge behalten, daß Attaken auf die Flanken immer gefährlich für die Kavallerie sind und namentlich, wenn sie mit Lanzen bewaffnet ist. Divisionen und Brigaden müssen möglichst in Massen manövriren und sich nicht zersplittern. In der Gefechtsformation muß man hinten starke Reserven haben, um im Falle des Einbruches auf die Flanken oder den Rücken zu wirken. Wenn der Gegner Alles für die Attake in die erste Linie wirft, so giebt das einen momentanen Erfolg; nachdem er die erste, die zweite Linie durchbrochen hat, kann er von den Reserven aufgehalten werden.

7. Da für die Kavallerie das Gefecht gegen Kavallerie das Wichtigste ist, so müssen alle Abtheilungen, von der Eskadron bis zur Division, beständig darin geübt werden. Dabei ist es wünschenswerth, daß der Kavallerie-Kampf von beiden Seiten geführt wird. Ein markirter Gegner geht ganz anders vor und verändert seine Bewegungen in ganz anderer Weise, was falsche Ansichten hervorrufen kann. Diese Uebung gehört zu dem anfänglichen Unterricht auf dem Exerzierplatze; beim Manövriren müssen die Abtheilungen auf beiden Seiten geführt werden.

8. Man muß so selten wie nur möglich absitzen und das Feuergefecht

führen. Für die Kavallerie ist das Fußgefecht eine zweischneidige Waffe. Es kann unter Umständen Nutzen bringen, es kann aber auch die Kavallerie zu Grunde richten. Ein häufiges Zufußfechten führt unbemerkt zu der verderblichen Gewohnheit, sich defensiv zu verhalten, welche für die Waffe der Attake ungeeignet ist.

9. In Rücksicht auf die gegenwärtige Taktik der Kavallerie-Massen und die Selbstständigkeit ihrer höheren Führer, ist es wünschenswerth, daß ein Theil der Kavallerie-Divisionen in selbstständige Kavallerie-Korps zusammengezogen wird, mit Korps-Kommandeuren und Stabschefs an der Spitze.

10. Alle diese und noch viele andere Maßnahmen unterliegen der Beurtheilung und können in größerem oder geringerem Grade günstig auf den Erfolg einwirken. Da allen Kavallerie-Führern, vom obersten Kommandeur an bis zum Zugführer ihre Plätze vor der Front angewiesen sind und sie ihre Abtheilungen selbst in der Attake führen müssen, so muß die Kavallerie in Ansehung ihrer wichtigen Rolle und der furchtbaren Verantwortlichkeit, welche sie im Falle eines Krieges auf sich hat, die Grenze mit dem festen Entschlusse überschreiten, entweder als Siegerin zurückzukehren oder im Kampfe unterzugehen. Nur mit solcher Entschlossenheit im Herzen kann sie auf den Erfolg rechnen. gez. „Wilderling“.

Die literarische Mobilmachung.*)

III.

Die Zeit der „Kabinetskriege“ ist vorüber. Die großen Interessen der Staaten und Völker entscheiden über Bündnisse, über Krieg und Frieden. Die Herrscher besuchen sich, auch wenn sie wissen, daß sie damit nur einer Form der Höflichkeit genügen, daß sie vielleicht bald an der Spitze ihrer Heere sich feindlich entgegentreten werden.

Es wäre thöricht — aber der Deutsche neigt in seiner Gutgläubigkeit dazu —, anzunehmen, der seit Jahren in Europa angesammelte Zündstoff zum gewaltigsten aller Kriege habe sich verflüchtigt, die Kriegsgefahr sei verschwunden oder mindestens sehr verringert, weil die Oberfläche des Völker- und Herrscher-Verkehrs keine sonderliche Bewegung gegenwärtig zeige.

*) Siehe das Septemberheft 1889 unserer Blätter.

Die Gährung unter der Oberfläche nimmt eher an Stärke zu, als ab; die „Blasen“ steigen allenthalben auf. Da ist u. A. das neue französische Wehrgesetz mitsammt der Vermehrung der Artillerie und der Kadres, die bevorstehende „Verdoppelung“ des VI. Korps, das „die Wache“ an der deutschen Grenze hält. Da wird die Antwort der deutschen Heeresleitung durch Neubildung von Generalkommandos u. dgl. nicht lange ausbleiben, womit im Zusammenhange steht das weitere Vorschieben von Truppen an die russische Grenze. Was soll man über die planmäßige, geräuschlose Mobilmachung der russischen Armee in Europa noch ein Wort verlieren! Wie sichert sich Oesterreich je mehr und mehr! Was geht in den großen und kleinen Staaten der Balkan-Halbinsel vor sich!

Von den staunenswerthen Fortschritten in der Waffentechnik u. s. w., — von den sonstigen, zahlreichen Zurüstungen für den „Weltkrieg“ soll hier nicht die Rede sein. Wir befassen uns, nach wie vor, mit den in der Militär-Literatur zum Ausdrucke kommenden, besonders bedeutenden und wirksamen Mitteln der Vorbereitung zum Kampfe. Und da steht in vorderster Linie eine in deutscher Uebersetzung jüngst herausgegebene Schrift, deren Einfluß auf die dereinstigen Leistungen der russischen Armee ein tiefgehender ist und sein wird. Hoch über der Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung und der technischen Ausbildung des Soldaten steht seine Erziehung zum schneidigen Kämpfer, die Förderung seiner Disziplin und Moral; und was für den gemeinen Mann, das gilt in noch höherem Maße für dessen Führer, die Offiziere aller Grade. Auf dieser Ueberzeugung beruht, in dieser Richtung wirkt das neue Exerzier-Reglement für die deutsche Infanterie, dem sich, als nahezu ebenbürtig, jetzt das österreichische Infanterie-Reglement anreiht.

Die Schrift also, deren Bedeutung für die russische Armee eine gewaltige ist und welche in ihren Hauptpunkten kennen zu lernen, aus naheliegenden Gründen, für die deutschen Offiziere aller Waffen ebenso nothwendig, wie interessant ist, führt den Titel:

„Leitfaden für die Vorbereitung der Russischen Truppen zum Kampf“, von M. Dragomirow, Kaiserl. russischem General-Lieutenant u. s. w. II. Theil. Vorbereitung des Bataillons.*)

Dragomirow, dessen Name wohl in allen Heeren bekannt, ist ein Gesinnungsgenosse von Suwarow, von Skobeleff; seine Person bedeutet ein System — und wenn er, seit neuester Zeit an die Spitze des ausgedehnten Militärbezirkes Kiew berufen, als Generalissimus eines Riesenheeres gegen Oesterreich-Ungarn in's Feld ziehen sollte, dann weiß man, daß die Energie seiner Kriegführung nichts zu wünschen übrig lassen wird. Er hat als Chef der Generalstabsakademie Schule gemacht: die letzten zehn Jahrgänge der

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Freiherr von Tettau, Lieutenant im Braunschweig. Infanterie-Regiment Nr. 92. Hannover 1889. Helwing'sche Verlagshandlung. Preis: 1,50 Mark.

Generalſtabsoffiziere, alſo der größeſte Theil aller vorhandenen, ſind in ſeinen Geſinnungen und fachmänniſchen Anſichten erzogen und ſchwören, mit wohl wenigen Ausnahmen, auf die Worte ihres Meiſters; und letzterer hat auf die weiten Kreiſe des Heeres faſt nicht minderen Einfluß ausgeübt oder angeſtrebt durch ſeine umfängliche Schriftſtellerei: ſind doch faſt alle neueren Vorſchriften für das ruſſiſche Heer durch ihn oder wenigſtens in ſeinem Geiſte verfaßt! . . . .

Und nun ſollen aus der oben erwähnten Schrift die Schlußſätze hier wiedergegeben werden, deren Richtigkeit im Ganzen und Großen man zugeſtehen, deren packende Energie man als Soldat freudig begrüßen, deren Einfluß auf die Erziehung von Offizieren und Mannſchaften man ohne Einſchränkung anerkennen muß. Es erſcheint uns dabei eine Ehrenpflicht, dem Herrn Ueberſetzer den Dank Vieler hier auszuſprechen dafür, daß er uns eine derartige, Belehrung und Genuß bringende Arbeit zugänglich gemacht hat.

1. Wir leben in einer ſchwierigen Zeit — ſagt Dragomirow; Schickſalsaufgaben werden gelöſt, welche ſich überdies noch unverſehens heranſchleichen. Und glücklich löſt ſolche Aufgaben nur der, welcher ſich durch lange und hingebende Arbeit hierzu im Frieden vorbereitet hat. Da man nicht weiß, wann das Urtheil kommt, muß man ſtets bereit ſein, ihm mit reinem Herzen, ruhigem Gemüth und mit dem Bewußtſein zu begegnen, daß man nichts verabſäumt hat, um des Sieges würdig zu ſein.

2. Hierzu wird in der jetzigen Zeit von dem Offizier ſehr viel verlangt. Ich werde dieſe Anforderungen in Kürze aufzählen und die unten folgenden Worte werden von den Kameraden und Dienſtgefährten ebenſo von Herzen aufgenommen werden, wie ſie von Herzen geſprochen ſind . . . Denn es iſt nicht möglich, den Tag noch die Stunde jener furchtbaren Prüfung zu wiſſen, bei welcher ein Jeder nicht als ein Solcher erſcheinen wird, wie er ſich in der Friedenszeit gezeigt hat, ſondern als der, welcher er in Wirklichkeit iſt; und wo er jeden Fehler, jeden Mangel an Kenntniß oder Energie bezahlen wird: mit ſeinem Kopf, ja das wäre nicht ſchlimm — die Todten empfinden ja die Schande nicht; manchmal aber auch mit ſeiner Reputation; in jedem Falle aber mit den Köpfen ſeiner Untergebenen . . . . Murren Sie nicht über den Ton der Sprache; beeilen Sie ſich nicht zu ſagen: wer iſt er denn, um ſo ſprechen zu dürfen? Darauf kommt es nicht an, *wer* und *wie* er ſpricht, ſondern darauf, *was* geſprochen wird.

3. Der Offizier muß vor Allem und hauptſächlich ſeine Leute in der Hand zu halten verſtehen; zu halten mehr durch die Kraft des Willens, als durch Maßregeln phyſiſchen Zwanges (ſie ſind auch im Frieden nur für Taugenichtſe angebracht, im Gefecht aber iſt von ihnen nichts zu erhoffen); ſo zu halten, daß ſie außer ſeiner Stimme keine andere Stimme, außer ſeinem Willen keinen anderen Willen kennen, daß ſich in allen ſchwierigen Fällen ihre Augen und Gedanken inſtinktiv auf ihn richten, um zu erfahren:

— was thun? Alsdann verschmilzt er mit ihnen zu einem Körper und zu einer Seele. Hierzu ist es nothwendig, daß die Soldaten ihm, wie ihrem Kopfe, als ihrem würdigen Leiter vertrauen; dann werden sie ihn auch lieben: und nichts wird unserm Soldaten unmöglich sein.

4. Dieses wird durch die geistige und moralische Ueberlegenheit erreicht, welche wir über jene Leute besitzen, deren Leben im Gefechte uns anvertraut ist. Wenn sie in allen Lagen in uns ihren Lehrer sehen werden, der die Sache gründlicher und besser kennt als sie; wenn sie in uns einen Menschen sehen werden, der bereit ist, als Erster das zu thun, was er von ihnen verlangt, dann werden sie uns auch unweigerlich und unbedingt überallhin folgen, wohin wir sie auch führen mögen; und eher sterben sie, als daß sie die Sache im Stiche lassen, um derentwillen sie mit uns gehen.

5. Betrachten Sie den Soldatenstand als die unterste Stufe der großen militärischen Kameradschaft, aber immer doch als Kameradschaft; vergessen Sie nicht die heiligen Worte, daß „Soldat ein allgemeiner, berühmter Name ist; daß sowohl der erste General wie der letzte Gemeine Soldat genannt wird." Um der Kameradschaft willen, schonen Sie den Soldaten, aber verwöhnen Sie ihn nicht; seien Sie aufmerksam auf seine kleinsten Bedürfnisse (nicht zur Schau, sondern in Wirklichkeit), aber mit der vollen Strenge des Gesetzes strafen Sie Vergehen, welche dem Soldatenstande Schande bereiten, und halten Sie die Zügel fest. Lehren Sie eine Sache auszuführen, nicht aber über die Sache zu schwatzen; mit Gerede schlagen wir den Feind nicht!

6. Seien Sie dem Soldaten in Allem ein Beispiel: alsdann geht ihm in Fleisch und Blut jene Pflichterfüllung über, welche die gleiche ist vor den Augen der Vorgesetzten, wie hinter seinem Rücken; indem Sie Sich von der Pflicht durchdrungen zeigen, heben Sie auch ihn auf die Höhe der Pflicht, und alsdann werden ihn weder Entbehrungen, noch Gefahr, noch Krankheit von diesem Wege abbringen. Das Pflichtgefühl wächst nicht von unten nach oben, sondern verbreitet sich von oben nach unten!

7. Um in einer solchen Stellung zum Soldaten zu stehen, ist nothwendig: volle und tiefe Kenntniß und erhöhte Erfüllung aller Vorschriften des inneren und des Garnison-Wachtdienstes; nicht nur Kenntniß aller Zweige der Einzel- und Front-Ausbildung, sondern auch Verständniß sie zu lehren, indem man das Nothwendige kurz und verständlich auseinandersetzt. Hierzu ist die Kenntniß der Frontreglements allein nicht ausreichend, sondern man muß noch wissen: wozu, gegen was für einen Feind und in welchem Gelände ist diese oder jene Form tauglich. Dieses setzt, außer dem Gesagten, noch Kenntniß der Eigenschaften der Artillerie und Kavallerie voraus; Kenntniß der Gefechts-Eigenschaften des Geländes und des zur Werthschätzung desselben nothwendigen Hülfsmittels — des Kartenlesens.

Die letztere Sache ist äußerst einfach, wenn man sich nur beharrlich und oft damit beschäftigt; dennoch erlangt der hierin Bewanderte eine bedeutende

Ueberlegenheit: der Unterschied zwischen einem Karten zu lesen Verstehenden und Einem, der dieses nicht vermag, ist der gleiche, wie zwischen einem kurzsichtigen Menschen und Einem, der fähig ist auf zehn und hundert Werst zu sehen. Mit Hülfe der Karte kann man im Voraus fast genau bestimmen, wo am leichtesten zur Attake vorzugehen ist; wo und wie man sich am vortheilhaftesten zur Vertheidigung aufstellen wird; wo das Biwak zu beziehen ist, wo die Vorposten aufzustellen sind, und sogar, wieviel Mannschaften hierzu nöthig sein werden. Welch ein Zeitgewinn! In einer oder anderthalb Stunden machen Sie, Dank der Karte, dasselbe, was Sie durch Abreiten manchmal in mehreren Tagen nicht machen würden! Ja, beim Abreiten gelangen sie nicht einmal an jede Stelle. Auf diese Weise geht der im Kartenlesen Kundige da sicher, wo der es nicht Vermögende unsicher umhertappen wird. Natürlich auch beim Verständniß die Karte zu gebrauchen, können Fehler vorkommen; aber ganz zu vermeiden sind sie nirgends; es kommt nur darauf an, daß man sie nach Möglichkeit wenig macht.

Endlich muß es der Frontoffizier verstehen, da, wo keine Deckungen vorhanden sind, solche schnell und sachgemäß zu schaffen. Hierzu ist wieder nichts weiter erforderlich als die Thätigkeit des einfachen gesunden Verstandes: auf dem für die Schützenlinie ausgewählten Platze — Erdaufwürfe oder kleine Gräben für die Schützen; für die Artillerie — Gräben für die Bedienungsmannschaften und Erdaufwürfe, und wenn genügend Zeit und Arbeiter vorhanden sind — sogar Geschütz-Emplacements. Man wird sagen: aber die Figur der Befestigung? — Im Felde kann dieselbe weder regelmäßig noch scharfsinnig ersonnen sein, sondern sie wird nach zwei Grundsätzen bestimmt: lege die Feuerlinie senkrecht zu den Richtungen, welche Du am stärksten unter Feuer nehmen willst; lege sie dabei so, daß der Feind sie nicht der Länge nach beschießen kann. Auf diesen zwei Grundsätzen beruht die ganze Fortifikation; kein Spezialist wird Ihnen einen dritten enthüllen können.

Indem man aber derartige Arbeiten vornimmt, muß man sich nur auf die wirklich nothwendigen beschränken; man muß stets bedenken, daß diese Aufführungen bei alle dem Hindernisse in der Position bilden, welche im Falle des Übergehens zum Angriff auch uns hinderlich sein können; daß außerdem das Aufschütten derselben die Leute, deren Kräfte für das Gefecht aufgespart werden müssen, ermüdet: und daß folglich das Bauen derselben gut ist — aber nur mit Maaß. Aus diesem Grunde bin ich auch nicht ganz mit dem Aufführen von Erdwällen für die Reserven einverstanden. Die Reserve ist eine bewegliche Abtheilung; sie kann während des Gefechts mehrmals den Platz wechseln: lohnt es sich die Kräfte der Mannschaften dazu zu vergeuden, um vielleicht auf einige Augenblicke gedeckt zu sein? Lohnt es sich namentlich in Anbetracht dessen, daß ein verständiger Führer,

unter 100 Fällen in mindestens 95 eine Deckung für seine Abtheilung in jeder beliebigen Position findet?

8. Wieviel auch gesagt worden, es ist trotzdem nicht genügend: auch die vollständigsten und umständlichsten Instruktionen bieten Lücken und nicht Ausgesprochenes; und deshalb darf man sich nicht auf die Kenntniß der Reglements und Instruktionen beschränken, sondern man muß lesen, lesen und lesen: vorzüglich ausführliche kriegsgeschichtliche Werke und Arbeiten von Leuten, welche nicht nur den Krieg mitgemacht, sondern auch über ihn geschrieben haben. Namentlich lesen Sie sich in das Werk des unvergeßlichen, unseres großen Suwarow ein: nur wenn Sie von seinem Geiste durchdrungen sind, werden Sie die Kunst erlangen, mit dem Soldaten einfach, verständlich und von Herzen zu Herzen zu reden.

Aber was Sie auch lesen mögen, nehmen Sie von Niemandem ohne Weiteres etwas als mehr an. Beruhigen Sie sich nie bei dem Gedanken: der und der sagt es, folglich ist es wahr; sondern stellen Sie sich die Frage: weshalb spricht er so? Wenn Sie dieses „weshalb" gefunden, oder der Verfasser es Ihnen mit seinen Beweisgründen gegeben hat, dann geben Sie sich zufrieden: und alsdann wird seine Idee die Ihre, denn Sie haben selbst jenen Weg zurückgelegt, auf welchem sich der Verfasser zu ihr herangedacht hat. Haben Sie aber das „weshalb" nicht entdeckt, so glauben Sie dem nicht, was der Verfasser sagt, und wäre es Napoleon selbst. —

Kenntniß und Verständniß geben im Gefecht Selbstvertrauen; Selbstvertrauen giebt Kraft sich schnell und ohne Schwanken zu entscheiden, mit Ungestüm und ohne zurückzuschauen — auszuführen. „Der Soldat muß gesund, tapfer, fest, entschieden, wahrhaft, gottesfürchtig sein. Bete zu Gott: von Ihm kommt der Sieg; Gott führt uns; Er ist unser General." (Suwarow). . . . . .

Dringe vorwärts, wenn auch die Vorderen geschlagen werden. . . .

Gehe Selbst zu Grunde, aber befreie den Kameraden.

Fürchte den Untergang nicht, so schwer es Dir auch ankommen mag; so wirst Du sicher siegen. . . . .

Eine ordentliche Truppe hat weder einen Rücken, noch Flanken, sondern überall eine Front, woher der Feind auch kommen mag. . . .

Welche unerwarteten Hindernisse Du auch auf dem Wege zum Ziele antreffen magst, denke, wie Du sie überwindest, nicht aber, daß die Sache schlecht steht. . . .

Denke nicht, daß der Sieg mit einem Male gegeben wird; auch der Feind pflegt standhaft zu sein; manchmal gelingt es auch zum zweiten und dritten Male nicht. Alsdann muß man es zum vierten Male und weiter versuchen, bis man zu dem Seinigen gelangt. Im Gefecht siegt, wer standhafter und kühner, nicht aber wer stärker oder geschickter ist; wer bis zu Ende aushält, trägt den Sieg davon. . . .

Mehr oder minder geschickte Anordnungen erleichtern die Erreichung des Zieles mit geringeren Verlusten, aber sie erleichtern nur; nur der erreicht es, welcher entschossen ist lieber unterzugehen, als nicht zu dem Seinigen zu gelangen. . . .

Wird es Dir schwer, so wird es dem Feinde nicht leichter, vielleicht aber noch schwerer als Dir; Dein Schweres nur siehst Du, das des Feindes siehst Du nicht. Daher niemals verzagt, — stets aber kühn und beharrlich. . . .

Selbst in der Vertheidigung denke niemals nur daran, abzuschlagen; sondern auch unbedingt daran, zu schlagen. . . .

So lange Du Dich schlägst, hilf dem Gesunden aus; erst wenn der Feind geschlagen, erinnere Dich der Verwundeten. Wer um sie während des Kampfes sorgt und sein Glied verläßt — ist ein Feigling und Schuft, aber kein barmherziger Mensch. Nicht seine Kameraden sind ihm theuer; seine Haut ist ihm theuer. Zum Auflesen der Verwundeten giebt es stets besondere Kommandos. . . .

So unerwartet auch der Feind erscheinen mag, das Eine braucht man nicht zu vergessen: daß man ihn entweder mit dem Bajonnet oder durch Feuer schlagen kann. Unter zweien erscheint die Wahl nicht schwer; die Formation aber kommt erst in zweiter Linie — sie wird Dir durch die Umstände und durch jene Art des Kampfes, welche Du gewählt hast, diktirt. Ist der Feind nahe — stets das Bajonnet; ist er weiter entfernt — im Anfang Feuer, und alsdann das Bajonnet. . . .

Mische Dich nicht in eine fremde Sache, so lange Du siehst, daß sie verständig geführt wird; im Gefecht hat man mit dem Seinigen genug zu thun. Kümmerst Du Dich um das, was Andre thun sollen, unterlässest Du das Eigene. Der Bataillons-Kommandeur kann nicht vier Kompagnie-Chefs sein. Jede Charge muß ihren Kreis von Selbstständigkeit und ihre Verantwortlichkeit haben. Erkennst Du die erstere nicht an, so nimmst Du die zweite. Der Vorgesetzte aber muß darauf achten, daß Jeder das Seinige thut und Nichts ungeahndet lassen. . . .

Rechne die Uebung nicht von dem Augenblicke, wenn Du zu der Abtheilung fortgehst oder fortreitest, sondern von dem, wenn der Soldat aus seinem Quartier fortgeht; und nicht bis zu dem Augenblick, wo Du selbst nach Hause gehst, sondern bis zu dem, wenn er nach Hause kommt. . . .

Komme zur Uebung früher als der Soldat und reite später fort: Du siehst um so mehr. Verfolge, als das der Schonung der Soldaten Schädlichste und Widrigste, das Heraustreten zum Dienste lange vor der angesetzten Stunde. Du setzest zu 6 Uhr Morgens an, der Kompagnie-Chef befiehlt um 5, und wenn er eifrig ist, um 4 Uhr anzutreten; der Feldwebel aber treibt um 2 heraus. Zwei — drei Stunden Uebung, vier Quälerei, manchmal noch mehr. Treibt man es so eine und die zweite Woche, — kommt, wer schwächer ist, ins Lazareth, vielleicht noch weiter. Ein Mann ist verloren, die auf seine

Ausbildung verwandte Mühe ebenfalls; Staat gieb einen Andern! Man muß lehren, aber nicht quälen. . . .

Erwägt man, — so fügen wir diesen Kernsprüchen Dragomirows hinzu — wie tapfer der russische Soldat im Gefechte ist, wie anspruchslos in seinen Bedürfnissen, wie ausdauernd in Strapazen und wie willig und lenksam gegenüber seinen Vorgesetzten, so kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß eine Einwirkung auf dieselben im Sinne Dragomirows ganz wesentlich zur Hebung der Moral, des „Schneids" der Truppe beitragen muß, — zumal nicht daran zu zweifeln ist, daß auch und in erster Linie die russischen Offiziere selbst, — so verschiedenartig ihr geistiger und moralischer Standpunkt und ihre militärische Tüchtigkeit sonst sein mögen —, gewiß nach und nach sich von den Lehren ihres energischen Altmeisters völlig werden durchtränken lassen.

Die „Mobilmachung der Herzen und Geister" auf literarischem Wege wirkt Ungeheures in aller Stille! 6.

Aus dem Entwickelungsgange des Artilleriewesens.

Militärhistorische Skizzen.

VI.

Die schlesischen Kriege dieser Epoche bilden in Bezug auf die Zahl- oder Stärkeverhältnisse der Artillerie gegenüber den anderen Truppengattungen überhaupt eine Veränderungszeit. Die ältere Schulmeinung in der Kriegsführung hatte auf 1000 Mann ein Geschütz gerechnet, gegen Ende des siebenjährigen Krieges und dann zur Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges rechnete man sogar 8—10 Geschütze auf 1000 Mann. Anno 1756 hat die preußische Armee auf 1000 Mann 3, Anno 1762 schon 4 und 1778 dann 4,5 Geschütze.

Man hat über die Bezeichnung „reitende Artillerie" viel gewitzelt, dennoch sind Versuche, in des Wortes verwegenster Bedeutung eine reitende Artillerie einzuführen, zu verschiedenen Zeiten und in diversen Gegenden gemacht worden. Die Türken wollten 1690 eine Artilleriegattung leichtester Art einführen, deren leichte, kleine Geschützläufe an den Sätteln der Pferde befestigt werden sollten. Die Perser versuchten Aehnliches mit ihrer Kameel-

artillerie gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, und in Frankreich machte man beim Beginn der Revolutionskriege verwegene Versuche, nach dem Vorschlage Mirabeau's, vom Pferde aus mit leichtem Geschütz zu feuern. Versuche ergaben indessen, daß eine Ladung von 16 Unzen Schießpulver genügte, um Roß und Reiter total über den Haufen zu werfen. Athleten wie General Favrat bei der preußischen Armee zu dieser Zeit, sind eben nur selten vorhanden, um solchen Versuchen gegenüber angeführt zu werden.

Zu den ältesten Versuchen, berittene Artilleriemannschaften mit entsprechend bespannten Geschützen im Felde zwischen oder neben Kavalleriemassen zu verwenden, zählt der des Herzogs von Enghien 1544 in der Schlacht von Cerisoles. Dann die Sendung brandenburgischer Zwölfpfünder im Jahre 1675 gegen die Schweden, wobei die Bedienungsmannschaften dieser Geschütze beritten und nach Art der Dragoner bewaffnet sind. Diese Einrichtung wird zwar wieder aufgegeben in der folgenden Zeit und dann wieder mehr der althergebrachten Methode der Artilleriebewegung gehuldigt, aber im Allgemeinen beschäftigt das „Problem", wie man sich damals hierin noch auszudrücken pflegte, doch die Heerführer in besonderer Weise. Als die Russen im Beginn des siebenjährigen Krieges bei jedem Dragonerregimente zwei Einhorngeschütze (Haubitzenart verschiedenen Kalibers, mit ursprünglich einem Delphinhenkel zum Heben) mit berittener Bedienungsmannschaft ins Feld schicken, erregt die Sache wieder allgemeinere Beachtung in den Kreisen der Fachmänner.

Friedrich der Große (1759), sowie der Prinz Heinrich (1760) unternehmen dann, ohne gegenseitige vorherige Besprechung oder gemeinsam etwa empfangene Anregung die Versuche mit berittenen Bedienungsmannschaften, denen immer noch recht eigenartige Bedenklichkeiten von diversen Seiten entgegengestellt wurden, die aber endlich doch Erfolge aufwiesen, die zur Nachahmung reizten.

Nach der alten Methode berechnete man die Bewegungsfähigkeit der Fußartillerie im Schritt: auf 108 Schritt in der Minute, 324 Schritt in drei Minuten, und auf 2480 Schritt in 22 Minuten.

Bei der reitenden Artillerie wurde dagegen die gewöhnliche Bewegungsart schon auf 300 Mannsschritte per Minute, 1100 Mannsschritte in drei Minuten, sowie auf 6000 Mannsschritte (= 4,5 Kilometer) in 22 Minuten beziffert. Beim Galopp auf kurze Entfernung konnte und sollte sogar reitende Artillerie im entsprechenden Terrain mit mindestens dreifacher Beschleunigung gegenüber der Fußartillerie den Stellungswechsel vollziehen können.

Hatten wir Rußland bei Einführung reitender Artillerie erwähnen können, so können wir auch melden, daß im Jahre 1740 in St. Petersburg zur Unterhaltung ein recht pikantes artilleristisches Kunststück dort aufgeführt wurde. Auf der Newa hatte man einen Eispalast errichtet mit Eisstatuen 2c.; ferner wurden nach allen Regeln der Kunst dabei zwei sechspfündige Kanonen-

läufe aus massivem Blockeise erzeugt, und deren Festigkeit beim Feuern mit sechspfündigen Kugeln unter Verwendung von je ein Viertelpfund Schießpulver pro Schuß erprobt. Auf sechszig Schritt Distanz durchbohrten die Geschosse gerade noch Bretter oder vielmehr Bohlen von fünf Centimeter Durchmesser; russische Originalität hatte hier wieder mal eine Befriedigung seltenster Art gesucht und gefunden.

Noch längere Zeit hindurch finden wir bei verschiedenen europäischen Heeren damaliger Zeit die Regiments- bezw. Bataillonskanonen als eine Art Infanteriegeschütze, sowie als ein Erbtheil der Zeit Gustav Adolphs. Friedrich der Große war kein besonderer Freund dieser Neben- oder Beiwaffe; die Konzentrirung seiner Artillerie in Ausbildung und bei erfolgender Verwendung schätzte er höher.

Auffällig muß es erscheinen, daß nicht schon in dieser Epoche wieder Versuche bezüglich Erzeugung von Hinterladgeschützen angestellt wurden, nachdem doch schon die Vorzeit hierin Bemerkenswerthes geleistet hatte. Diese alten, doch noch ziemlich gemüthlichen Vorderladgeschütze werden kommenden Zeiten noch als besondere Typen der Kriege Friedrichs des Großen, Napoleons I., sowie der deutschen Befreiungskriege von 1813, 1814 und 1815 gelten! Ladekolben mit Wischer, Lunte und „Puderbüchse" gehören dieser Zeit so recht eigenthümlich an. Und wie gemüthlich und beinahe drollig gestaltete sich zum Beispiel hinsichtlich Artilleriewirkung das von dem damals in russischen Diensten stehenden Admiral Elphinstone am 26. Juli 1770 unternommene Einsegeln in die Dardanellen. Derselbe verfolgte zwei flüchtende türkische Schiffe mit solchem Eifer, daß er mit seinem aus drei Linienschiffen und vier Fregatten bestehenden Geschwader an den ersten Dardanellenschlössern vorbeisegelte und somit in die Meerenge eindrang.

Wohl feuerten die türkischen Batterien von den Uferbefestigungen her gegen die eingedrungenen feindlichen Schiffe, doch hatten ihre Leistungen keine Wirkung, da die morschen, verwahrlosten Laffeten der Riesengeschütze bei den Entladungen zumeist in Trümmer sanken und mit den versuchten Salven gegen die Gegner mehr Unheil in den eigenen Positionen angerichtet, als wie wirkliche Abwehr geleistet wurde.

Admiral Elphinstone faßte die Sachlage äußerst gemüthlich auf, indem er einige Zeit in der Meerenge rastete und durch seine Schiffsmusikanten mit Trompetengeschmetter und Paukenbegleitung dieses Ereigniß feiern ließ. Die türkischen Positionsgeschütze feuerten je einmal auf die kecken Eindringlinge, ohne einen einzigen Treffer zu erzielen.

Als die türkischen Artilleristen dann auch noch im blinden Eifer auf glatter Erde liegende Kanonenläufe schweren Kalibers und von 22 Fuß Länge abfeuerten, war das Aeußerste zur Schädigung ihrer eigenen Stellung geleistet worden und unter hellschmetternden Fanfaren fuhren nun in Parade die eingedrungenen russischen Schiffe wieder aus dieser interessanten Meerenge

in das Mittelmeer hinaus, ohne auch nur eine einzige Schädigung hier erhalten zu haben.

Durch dieses Ereigniß gewarnt, war jetzt die hohe Pforte den Ermahnungen des Barons Tott geneigt, beauftragte denselben mit der Neuausrüstung der Dardanellenbefestigungen, worauf nach stattgefundener Beendigung der zu diesem Zwecke erfolgten Arbeiten, diese Positionen wieder ihre vorliegenden Durchfahrtsstrecken durch vollständige Beherrschung sperren konnten.

Der ordnungsgemäße Zustand der Dardanellenschlösser verfiel in den folgenden Friedensjahren jedoch wieder ziemlich schnell. Nach drei Jahrzehnten waren diese Positionen in artilleristischer Beziehung wieder so wehrlos, daß der britische Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten, sowie mehreren Brandern und Bombardierbooten am 19. Februar 1807 ungehindert die Meerenge durchsegelte, vor Konstantinopel bei weiterer Fortsetzung seiner Fahrt vor Anker ging, und dort, mit seiner Kriegsbereitschaft demonstrirend, einen merkwürdigen Vertrag erzwang.

Diese Fahrt hatte den Briten kein Opfer gekostet, die Mängel damaliger türkischer Positionsartillerie aber wieder arg charakterisirt. War es doch bei derselben noch zuweilen in dieser Epoche der Brauch, die vielleicht im Geschützlauf nicht genug Führung findenden Geschosse mit Fetzen von Schaffell zu umhüllen.

Das Feuern mit den alten, großen Vollkugeln gegen die Holzschiffe der Kriegsflotten, die noch in der Mitte dieses Jahrhunderts mit ihrem Etagenbau bedeutende Zielflächen boten und bis zu allgemeiner Verwendung der Dampfkraft ziemlich unbeholfen waren, hat manche interessante Theorie gezeitigt. Neben der Verwendung glühender Kugeln von Küstenbatterien aus, schlug man vor: „mit schwacher Pulverladung schwere und umfangreiche Vollkugeln gegen diese hölzernen Schiffskolosse zu senden, damit dieselben seeuntüchtig würden."

Dabei ging man von der Ansicht aus: „daß kleinere, sowie mit kräftiger Pulverladung entsandte Geschosse sowohl die Schiffswände, Stützbalken, Masten 2c. 2c., als auch das Segelwerk mit Kraft und Schnelligkeit durcheilen und dabei nur geringe Durchschlagsöffnungen verursachen würden." „Die älteren, schweren Vollkugeln dagegen sollten, mit sogenannter tauber Kraft an die Schiffswandung, sowie gegen das innere Balken- und Stützwerk anschlagend, ganze Bohlen- und Balkenlagen aus dem Gefüge bringen, direkt betroffene Planken mehr zerschmettern oder ganz herausschlagen anstatt abgerundete kleinere Oeffnungen zu erzeugen, und auf diese Weise ein größeres Kriegsfahrzeug erheblich schädigen, ein kleineres womöglich total vernichten."

Möglich, daß die türkische Positionsartillerie bei den Dardanellen diesen Ansichten allzuweit Rechnung trug, und dann bei dem verwahrlosten Zustande der „verfügbaren" Geschütze, weder am 26. Juli 1770 noch am 19. Februar 1807

auch nur ein einziger Treffer gegen die eingedrungenen feindlichen Segelschiffe erzielt wurde.

Wie haben sich seitdem auch hierin die Zeiten geändert? Ein deutsches Etablissement erzeugt für die größten Reiche der heutigen civilisirten Welt die Geschütze, Geschosse und auch Panzerbestandtheile, die für die Kriegstechnik der großen Kämpfe in den letzten ereignißreichen Jahrzehnten, eine unbestritten typische Bedeutung erlangten, und den Monstre- oder Schnellfeuergeschützen der Küstenbatterien und schwimmenden Panzerkolosse, sekundirt die submarin heranschwimmende oder auch stabil verankerte Seemine in Gestalt des Torpedo's bei der Abwehr feindlicher Schiffe und Geschwader in derartigen Seegebieten.

Wie primitiv erscheint den Fachleuten und Laien der heutigen Generation der Artilleriekampf zur See wie zu Lande in der noch in der Mitte dieses Jahrhunderts üblich gewesenen Hauptart und Urform, die sowohl auf die Anwendung mechanischer Hülfsmittel, als auch auf Verwendung diverser Zünd- oder Sprengstoffe formidabelster Art, noch verzichtete.

Als charakteristische Erscheinungen dieser Gattung gegenüber den heutigen Artillerieverhältnissen verdienen zwei Artilleriekämpfe, die in der Bucht von Eckernförde stattgefunden, hier eine Skizzirung. Alte und neue Zeit scheidet sich auf artilleristischem Gebiete da ziemlich genau.

In dem am 5. April 1849 in der Bucht von Eckernförde stattgefundenen Artilleriekampfe zweier deutscher Strandbatterien und einer nassauischen Feldbatterie gegenüber dem dänischen Linienschiffe „Christian VIII." (84 Kanonen), der dänischen Fregatte „Gefion" (46 Kanonen) und einem dänischen Dampfer (mit 10 Kanonen armirt), erblicken wir (entgegen den vorher angeführten Dardanellenereignissen) das damals entschieden hervorgetretene Uebergewicht geringerer, aber gut geleiteter Landartillerie gegenüber schwimmender Uebermacht im ungleich geführten Kampfe.

Trotzdem die Dänen damals hier die zur Verwendung gelangten 140 Schiffsgeschütze wacker gegen die beiden Küstenbatterien und gegen die am Kampfe sich betheiligende nassauische Feldbatterie gebrauchten, unterlagen sie der Einwirkung der auf dem Lande befindlichen Geschütze vollständig. Das Terrain bei den Landbatterien wurde von den Geschossen der Dänen so bestrichen, daß es an einigen Stellen „wie frisch gepflügt" erschien, auch Geschütze der Küstenbatterien wurden demolirt bei den starken Breitseitenentladungen der dänischen Schiffe. Endlich kam die Entscheidung. Das Linienschiff „Christian VIII." gerieth in Brand, die dänische Fregatte „Gefion" strich die Flagge und ergab sich, dem Dampfer gelang es hingegen, noch rechtzeitig zu entkommen und in die Ostsee hinauszudampfen, ehe „Christian VIII." aufflog.

Der Schlag von Eckernförde erlangte trotz seines verhältnißmäßig geringen Umfanges betr. der betheiligt gewesenen Streitkräfte doch eine erhebliche

Bedeutung. In dem ein halbes Jahrzehnt darauf von der alliirten französisch-englischen Flotte in die Ostsee gegen russische Positionen und Küstenplätze unternommenen Angriffszuge unterließ es Lord Napier wohlweislich, mit seinen schwerfälligen, großen Holzschiffen die Seefestung Kronstadt anzugreifen, deren Batterien hinreichend zur Abwehr eines Angriffs eingerichtet waren und den großen Etagenflächen der damaligen Linienschiffe wohl arge Treffer beigebracht haben würden.

Als aber ein Jahrzehnt darauf das deutsche Einigungswerk beginnt und wieder brandenburgische Landeskinder wie in der Vorzeit in die Herzogthümer Holstein und Schleswig einrücken, um unter ihren heimathlichen Fahnen für deutsche Interessen zu kämpfen, zeigt sich vor Eckernförde ein anderer, schneller verlaufender Artilleriekampf. Wieder sind es am 1. Februar 1864 drei dänische Kriegsschiffe, die die Bucht von Eckernförde behaupten wollen, preußische Sechspfünder nach damals neuester Art (gezogene Hinterlader von Krupp) erscheinen jedoch am Strande und nöthigen nach Eröffnung ihres Feuers die feindlichen Schiffe zum Weichen.

Die neue Zeit brachte sich da zur Geltung, und als wenige Monate darauf die Werke von Düppel bezwungen wurden, erstaunten die Artilleriemannschaften preußischer Belagerungsbatterien über die alten, dänischen Vorderladgeschütze in den eroberten Positionen nicht wenig. Diese primitiv gestalteten Kanonen und Mörser erschienen ihnen gegenüber den mitgebrachten Kruppgeschützen denn doch zu altväterisch und unbeholfen, und wie später dann diese Geschütze vorübergehend in Berlin zwischen dem Lustgarten und dem Königlichen Schlosse aufgestellt wurden zur Schau weiterer Kreise, konnte so Mancher sich zu der Meinung veranlaßt finden, hier einen in „guter alter Zeit" erbeuteten Artilleriepark zu erblicken, dessen Verwendung etwa noch in eine Zeit fiel, wo Kanoniere, Bombardiere und Offiziere löblicher Artillerie-Bataillone und Kompagnien noch Haarbeutel, Zöpfe und Gamaschen als unentbehrliche Attribute militärischen Auftretens betrachteten. Tapfer und hartnäckig hatten die Dänen trotz dieser mangelhaften Ausrüstung gekämpft, auch schon bei Missunde den preußischen Stahlgeschützen zu trotzen versucht, die dann zu größeren Aktionen herangezogen wurden und darauf weithin die höchste Anerkennung nicht blos im alten Welttheile Europa, sondern auch in den entlegensten Weltgegenden fanden.

Die Idee, gezogene Geschütze mit Hinterladsystem zu erzeugen, hat im ersten und zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts vielfach hervorragende Mechaniker sowie artilleristische Fachleute beschäftigt.

Georg von Reichenbach, geboren 1772 als Sohn eines Ober-Stückbohrmeisters und in der Militärschule zu Mannheim ausgebildet, sowie durch Beihülfe des Kurfürsten Karl Theodor in seinen Studien, Reisen ꝛc. ꝛc. gefördert, experimentirte in praktischer Weise während den Jahren 1809 und

1816 mit einem gezogenen Gebirgsgeschütz, dessen Explosivgeschoß aus Blei erzeugt war.

Georg Bodmer, geboren 1786 in Zürich, gestorben daselbst 29. Mai 1864, muß jedoch eher als bahnbrechendes Genie in dieser Hinsicht betrachtet werden. Er zählt unbestritten zu den ersten Mechanikern dieses Jahrhunderts und erlebte noch in den ereignißreichen Frühlingstagen des Jahres 1864 mit dem Empfang der Kriegsnachrichten vom schleswig-holsteinischen Kriegsschauplatze den Sieg seiner Idee.

Der Genannte hatte im Jahre 1808 eine Hinterladekanone mit gezogenem Laufe erzeugt, aus der er Granaten feuerte, die mit Kapseln und Knallpulver derartig ausgestattet waren, daß sie beim Anschlagen oder Eindringen in ein Ziel zweckmäßigst explodirten!

Dieses Geschütz war als Versuchsmodell einpfündig, wurde im Beisein, sowie unter amtlicher Protokollaufnahme einer französischen und einer badischen Sachverständigenkommission praktisch geprüft in den Jahren 1810 und 1814, und bei Feststellung der Versuchsergebnisse als ein durchaus verwendbares Geschütz befunden. Das Geschütz ging bei einem Brande zu Grunde und Georg Bodmer wandte sich jetzt der Civiltechnik zu, in der er selbst in Großbritannien Außerordentliches leistete.

Gleichzeitig wurden in dieser Epoche Schnellfeuermaschinerien eigenthümlichster Art erzeugt, die den Kartätschentladungen der Geschütze wie den Pelotonfeuerwirkungen der Infanterie größere Leistungen gegenüberstellen sollten. Der französische General Girard hatte mehrere Schnellfeuermaschinerien im Jahre 1814 zum Zwecke der besseren Vertheidigung von Paris erstellt, und nannte diese Schnellschießapparate des Treibmittels wegen: „Dampfbatterien." Schon im Jahre 1813 waren dieselben erprobt worden in Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit bei ungestörter Funktionsdauer, und ergab sich dabei Folgendes:

Ein kleiner Dampfkessel bediente sechs Flintenläufe, die man nach Belieben dem Dampfdruck öffnen oder sperren konnte. Bereitliegende Kugeln traten in das betreffende Rohr mit dem Dampf zugleich ein und erhielten dann sofort durch die eintretende Dampfspannung auch die Triebkraft.

Die größten Durchschlagsstärken, Anfangsgeschwindigkeiten und Tragweiten erreichte man bei langsamer Abgabe der Dampfschüsse, weil dann die Spannung des Dampfes nicht so schnell und nicht so direkt erschöpft werden konnte. Durchschnittsleistung per Minute war Abgabe von 180 Schüssen, die natürlich geräuschlos, sowie ohne Rauchentwicklung an der Rohrmündung abgegeben wurden. Bei jedem Apparate befanden sich zwei Munitionswagen.

Am Tage des ersten Einzuges der siegreichen Verbündeten in Paris (31. März 1814) wurden diese Girard'schen Dampfbatterien auf höhere oder vielmehr höchste Ordre zerstört und die derartigen Spekulationen in der Waffentechnik ruhten nun geraume Zeit hindurch.

Ausführlichere Beschreibungen dieser Dampfgeschütze gaben dann die „Annales des sciences militaires“, sowie die „Annales de l'industrie“ für das Jahr 1828.

Die Umständlichkeiten der Verwendung und die Beschwerlichkeiten beim Transporte oder Stellungswechsel, sowie das Schwierige bei der Benutzung gedeckter Stellungen mit diesen Apparaten 2c. 2c., ließen dieselben bald in Vergessenheit gerathen.

Mehr Beachtung, sowie auch fachmännisches Aufsehen erregte dann der Amerikaner Parkins mit seiner „Dampfflinte“ fahrbarer Art, die nach Artilleriemanier befördert und bedient, sowie daher auch „Parkins'sche Dampfkanone“ genannt wurde.

Diese etwas hochgebaute Schnellschießmaschinerie wurde im Jahre 1835 in der Adelaide Galerie in London ausgestellt und leistete mit ihrem einzigen, langen und starken Flintenlaufe Staunenswerthes. In vier Sekunden entsandte diese Maschine 70 Kartätschkugeln, brauchte ebenso wenig Zeit zum Sammeln und Einbringen der Geschosse und konnte daher in der Minute 420 oder in der Stunde 25 200 Schüsse ohne Knall und Rauchentwickelung aus dem Laufe abgeben.

Dabei konnte die Absendung der hier zur Verwendung gelangenden Kartätschkugeln nach Erforderniß vereinzelt oder in Masse erfolgen. Auf 50 Schritt Entfernung gegen massive Ziele (Eisenblöcke 2c. 2c.) abgefeuert, zerstäubten diese Geschosse unter der enormen Wucht des Anpralles. Eisenplatten von 6 bis $7\frac{1}{2}$ Millimeter Stärke wurden von den Kugeln der „Parkins'schen Dampfkanone“ durchschlagen und ebenso Bretter, 11 an der Zahl, von je 3 Centimeter Stärke und mit Zwischenräumen von je 3 Centimeter Abstand hintereinander aufgestellt, durchlöchert.

Durch Anschrauben eines Magazinrohres an den abfeuernden Lauf erreichte man eine bis dahin noch nie dageweſene Geschwindigkeit in der Aufeinanderfolge der Schüsse. Die Kraft der Maschine (bei 65 Atmosphären) wurde nach damaliger Manier der Engländer auf 900 Pfund per Quadratzoll berechnet, doch konnte man bis zu 200 Atmosphären Druck vorgehen und wollte behaupten, daß diese mit guter Magazin-Vorrichtung versehene Schnellschießmaschinerie dann die Wirkung von dreißig mit Kartätschen feuernden Kanonen damaliger Zeit erreichen oder auch noch besser und präziser leisten könne.

Die Verwendung der Dampfkraft stand in dieser Periode immer noch auf so eigenthümlicher Stufe, daß selbst für näherliegende civiltechnische Zwecke — namentlich im Beförderungswesen zur See wie zu Lande — die dauernde Ausnutzung des Dampfes in Zweifel gezogen und die Parkins'sche Schießmaschinerie daher nur als etwas „recht Besonderes“ betrachtet wurde.

Gegenwärtig, wo in unseren Panzerkolossen auf den Oceanen wie in den Küstengewässern enorme Dampfkraft aufgespeichert ist, dürfte für engbegrenzte

Zwecke die Parkins'sche Dampfschießmaschine in vielleicht erheblich verbesserter Konstruktion nochmals zu praktischen Versuchen reizen. Ein bedeutend höherer Dampfdruck ist da jedenfalls immer während einer Aktion vorräthig, wenn das Fahrzeug seine Bewegungsschnelligkeit vermindert oder vielleicht auch gänzlich still steht, um einen Landungsversuch seiner Bootsmannschaften durch lebhaftes Feuer zu unterstützen 2c. 2c. Vielleicht könnte da in obenskizzirter Weise diese momentan dann sonst brachliegende Dampfkraft der großen Panzerschiffe derartige Schießapparate bedienen und mit geräuschlosen Schnellfeuerleistungen bedeutende Effekte erzielen.

Den gezogenen Hinterladgeschützen der Neuzeit folgt in gegenwärtiger Epoche die Gattung der Schnellfeuer- oder vielmehr Magazingeschütze, die dem Kampfe zur See wie zu Lande noch manche Ueberraschung und Beschleunigung in der Herbeiführung des Erfolges bescheren wird.

Für den Positionskampf im Gebirge wie im Artilleriekampfe zur See und an den Küsten, wird die jetzt zur Verwirklichung gelangende Erstellung und Verwendung größerer Magazingeschütze nachgerade maßgebende Bedeutung erlangen. Der Begriff: Zeit, wird da in gedrängtester Weise mit der Präzision von Thätigkeit und Wirkung verbunden, und darin wird sich die Artillerie in der nächstfolgenden Epoche schon höher unterscheiden und abgrenzen vielleicht von der heutigen, als diese (d. h. die gegenwärtige) von der Artillerie der „guten, alten" Zeit, die noch mit dem Kanonenwischer und Ladekolben, oder wohl gar noch in früherer Zeit mit der Ladeschaufel in Ermanglung von Kartuschen manipulirte.

Die Frage: „ob in Zukunft beim Gebirgskriege, der doch zumeist in hartnäckigen Positionskämpfen sich bewegen wird, Angriff und Durchbruchsvorbereitung mit den leichten Gebirgsgeschützen der Neuzeit auf Erfolg rechnen kann?" bewegt fachmännische Kreise jetzt umsomehr, als Panzerthürme und starke, geschlossene Werke in wichtigen Alpengegenden Pässe, Zugänge und wichtige Terrainabschnitte sperren und sichern.

Vor einem Jahrhundert hat Friedrich der Große bei dem Angriff auf die verschanzten Berge bei Burkersdorf (1762) diese Frage praktisch gelöst, indem er eine gewaltige Artilleriemasse (fünfundvierzig Haubitzen und zwölf große Kanonen von der Ebene her, dreißig schwere Kanonen von einem Hügel aus) auf die gegnerischen Stellungen einwirken und dann in seiner Weise mit bestem Erfolge die feindlichen Stellungen erstürmen ließ.

Ein bedeutendes Thätigkeitsgebiet entfaltet sich heutiger Artillerie um so weiter und größer, als der Hauptzweck dieser Waffe: die Erzielung formidabelster Fernwirkung heute zwar durch neuere, furchtbarere Sprengstoffe erheblich gefördert, andererseits aber vielseitig auch durch Panzerkonstruktionen wieder erschwert wird. Wird auch da schließlich der „Apothekerkrieg" (wie z. B. beim nordamerikanischen Dynamitkreuzer „Vesuvius", der mit Luftdruck schleudert!) die Oberhand behalten?

Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges.

Eine strategisch-taktische Studie.

VI.

B. Taktische Lehren.

1. Die Gefechtsleitung.

Die vornehmste kriegerische Handlung ist die Schlacht.

Eine einzige große Schlacht kann einen ganzen Feldzug entscheiden; so die Schlacht von Königgrätz 1866. Wie Alexanders Schwert den gordischen Knoten, so löst sie die schwebenden Fragen und schafft eine neue strategische, zuweilen sogar eine neue politische Situation.

Die Bedeutung einer Schlacht macht es im höchsten Grade wünschenswerth, möglichst alle Kräfte dazu einzusetzen. „Wenn Ihr eine Schlacht liefern wollt," sagte Napoleon zu seinen Marschällen, „so versammelt alle Eure Kräfte und vernachlässigt keine derselben; ein Bataillon entscheidet bisweilen einen Tag." Ebenso schreibt er: „Man schreibt mir etwas mehr Talent als Anderen zu, und doch glaube ich, wenn ich den Feind schlagen will, nie genug Truppen zu haben und rufe mir Alles heran, was ich vereinigen kann."

Wer auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes stark auftreten will, hat nirgends einen durchschlagenden Erfolg. Kleine Mißerfolge auf den nicht entscheidenden Punkten dürfen den Feldherrn nicht schrecken; eine gewonnene Schlacht macht Alles wieder gut.

Diese entscheidende Bedeutung der Schlacht scheint das serbische Oberkommando unterschätzt zu haben. Infolge der strategisch falschen Verwendung der 5 Divisionen auf verschiedenen Kriegstheatern und dadurch herbeigeführten Theilung der Kräfte, kämpfte die serbische Armee an allen Entscheidungstagen des Feldzuges mit einer Minderheit gegen eine Mehrheit.

Es nahmen am Feldzuge in Bulgarien Theil 53 000 Serben gegenüber 55 000 Bulgaren und Rumelioten. Wenn man von den Gefechten bei Trn, Breßnik, Gorgulata, bei Zaribrod und Karaula, bei Ablije und Belogradschik absieht und nur die beiden gewöhnlich als „Schlachten" bezeichneten Entscheidungstage von Slivnitza und Pirot betrachtet, so waren an den beiden ersten Tagen von Slivnitza die Serben den Bulgaren allerdings an Zahl überlegen; es kämpften am 17. November 18 000 Serben gegen 15 000 Bulgaren, und am 18. November 25 000 Serben gegen 21 000 Bulgaren. Durch ihre gewaltigen Verschanzungen unterstützt, waren aber die Bulgaren thatsächlich

ihren Gegnern in der Vertheidigung vollkommen gewachsen, und als am dritten Schlachttage, am 19. November, ihre Stärke auf etwa 30 000 Mann stieg, gingen sie mit der numerischen Uebermacht auf ihrer Seite zum Angriff über. In der zweitägigen Entscheidungsschlacht bei Pirot vollends konnten die vereinigten Bulgaren, 55 000 Mann stark, die nur 34 000 Mann starke Nischawa-Armee angreifen.

Man unterscheidet in der Regel das Zufalls- oder Begegnungs-Gefecht, d. h. den für beide Gegner mehr oder weniger unerwartet oder unvorbereitet eingetretenen Zusammenstoß, von dem geplanten Gefechte, in welchem der Angreifer seine Kräfte von vornherein auf Grund eines Schlachtplanes verwendet, während der Vertheidiger den Angriff erwartet und sich in vorbereiteter Stellung befindet.

Das Begegnungsgefecht ist im Kriege die Regel, das geplante Gefecht die Ausnahme. Die Einleitungsgefechte der Schlachten von Slivnitza und Pirot gehören beide in die Kategorie der Zufallsgefechte. Erstere entspann sich aus einem Vorpostengefecht, letztere aus den Kämpfen der serbischen Arrieregarde mit der bulgarischen Avantgarde.

Die Zufallsschlacht erschwert zwar die obere Leitung, erleichtert aber dafür der Truppe den Angriff und zwar um so mehr, als der Vertheidiger auf denselben nicht vorbereitet ist; hieraus ergiebt sich für den strategischen Angreifer das Gesetz, durch rücksichtsloses Vorgehen den strategischen Vertheidiger in ein Zufallsgefecht nach dem andern zu verwickeln.

Diesen Vortheil haben weder die serbische noch die bulgarische Armee auszubeuten verstanden. Als die serbische Armee am 16. November auf die Verschanzungen von Slivnitza stieß, machte sie Halt, ja, sie beschloß für den nächsten Tag einen Rasttag, um am 18. einen geplanten Angriff zu unternehmen. Durch den Rekognoszirungsvorstoß des bulgarischen rechten Flügels, den Fürst Alexander nicht beabsichtigte, sondern Hauptmann Bendereff auf eigene Faust unternommen hatte, entstand aber am 17. eine Zufallsschlacht.

Nur wird in jeder Zufallsschlacht derjenige Theil das Uebergewicht erlangen, der zunächst im Stande ist, für die weitere Durchführung des begonnenen Gefechtes irgend einen bestimmten Plan zu fassen. Dies ist um so schwerer, je unerwarteter das Gefecht gekommen, und je größer die Ungewißheit über die Stärke und Absichten des Feindes ist.

Eine Fülle von Anfragen und Entscheidungen bedrängen plötzlich den Feldherrn, und so läuft dieser Gefahr, bei Erledigung zahlreicher Details das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Gar zu leicht schwankt er dann zwischen Details hin und her, giebt vielleicht jedem einzelnen Truppentheil treffliche Befehle, die aber des Einklangs entbehren. Falls dann nicht die Intelligenz und Initiative der Unterführer instinktartig auf den entscheidenden Punkt hinarbeitet, ist Zersplitterung die unfehlbare Folge.

Den Belag hierzu zeigt deutlich der erste Schlachttag von Slivnitza. Der

Führer der Nischawa-Armee, General Jowanowitsch, hatte, als der bulgarische rechte Flügel vordrang und die serbischen Vorposten zurückwarf, die Wahl, entweder ein hinhaltendes Gefecht zu führen und sich auf die Vertheidigung des Dragomanpasses zu beschränken, oder aber den eigentlich erst für den nächsten Tag geplanten Angriff sofort auszuführen. Immerhin befand er sich in einer üblen, weil unerwarteten Lage, der er sich nicht gewachsen zeigte. Er besaß offenbar nicht die Geistesgegenwart, einer unvorhergesehenen Situation die Stirn zu bieten; schwankend zwischen dem Entschluß, anzugreifen, und der damit verbundenen Verantwortlichkeit, ließ er erst einen Theil, schließlich die ganze Donau-Division vorgehen, und erst als deren Angriff zum Stillstand gebracht war, auch die Drina-Division angreifen, doch nicht um die Donau-Division zu unterstützen, sondern um sich gegen das Centrum der Bulgaren zu versuchen.

Hätte er rasch den Entschluß zu fassen vermocht, seine ganze Kraft sofort in einer gemeinsamen Richtung — in diesem Falle am besten gegen den bulgarischen rechten Flügel — zu verwenden, so konnte, ja mußte beinahe der Verlauf des Kampfes zu Gunsten der Serben ausfallen. Auch eine bloße Vertheidigung des Dragomanpasses, um sich, entsprechend der leitenden strategischen Ideen, dort defensiv zu verhalten und am nächsten Tage den bulgarischen linken Flügel umfassend anzugreifen, hätte sich vollkommen rechtfertigen lassen, wie ja überhaupt der Feldherr nicht gerade den allerbesten, sondern nur rasch überhaupt einen verständigen Entschluß zu fassen und diesen kräftig durchzuführen braucht.

Ganz anders sehen wir den Fürsten Alexander bei Einleitung der Schlacht von Pirot verfahren. Auch hier war die Lage keineswegs geklärt, im Gegentheil wäre die allzu unvorsichtig vorgehende bulgarisch-ostrumelische Armee in dem Thalkessel von Pirot beinahe in einen Hinterhalt gerathen. Als dann aber die bulgarische Avantgarde südöstlich Pirot auf die serbische Arrieregarde stieß, erkannte Fürst Alexander die Nutzlosigkeit, an einem November-Nachmittage sich noch in ein größeres Gefecht einzulassen, das im besten Falle gewonnen, in keinem Falle aber ausgebeutet werden konnte. Er ertheilte daher der Avantgarde den Befehl, sich unter keinen Umständen in ein ernstes Gefecht einzulassen, und ließ das Gros 4 Kilometer südöstlich Pirot bei Rsane aufmarschiren, um am nächsten Tage einen geplanten Angriff zu unternehmen. Auch als sowohl die Avantgarde, wie die Flügelkolonnen trotz der vorgerückten Tagesstunde noch in ziemlich heftige Kämpfe verwickelt wurden, blieb er seinem Entschlusse treu, die Entscheidung auf den nächsten Morgen zu verschieben, und setzte keine weiteren Kräfte ein.

Im Gegensatz zu diesen Zufallsgefechten charakterisiren sich sowohl der zweite und dritte Schlachttag von Slivnitza, wie der zweite Schlachttag von Pirot als geplante Schlachten.

Von einer geplanten Schlacht kann man selbstverständlich nur in

bedingtem Sinne sprechen. Denn keine Schlacht verläuft genau so, wie sie geplant war; jede bringt Ueberraschungen und nimmt einen Verlauf, welcher den ursprünglichen Plan in einzelnen Punkten als nicht zweckmäßig erscheinen läßt und umstößt. Was theoretisch richtig erschien, erweist sich praktisch als unzweckmäßig. Der leitende Gedanke bleibt bestehen, aber die Ausführung ändert sich vielleicht vollständig. Es zeigt sich, daß der entscheidende Punkt an ganz anderer Seite liegt. Der Angreifer stößt auf Hindernisse, die er unmöglich vorhersehen konnte, der Vertheidiger wird von einer Seite her angegriffen, auf die er am wenigsten gefaßt war. Da ist es für den Feldherrn oft schwer, sich von dem Bilde loszureißen, welches er sich von dem Verlaufe der Schlacht gemacht hatte, und den Hauptgedanken rasch wieder in eine ganz andere, den eingetretenen Verhältnissen entsprechende Form zu bringen. Dazu gehört schnelle Fassungsgabe, Geistesgegenwart, Urtheilskraft und Entschlossenheit.

Am zweiten Schlachttage von Slivnitza ging der serbische Angriffsplan dahin, mit dem linken Flügel, der Donau-Division, die Bulgaren frontal zu beschäftigen, mit dem rechten Flügel, der Drina-Schumadja- und eventuell auch noch eintreffenden Morawa-Division, dagegen den feindlichen linken Flügel umfassend anzugreifen und aufzurollen.

Die Bulgaren ihrerseits waren sich vollständig im Klaren darüber, daß ihr linker Flügel nicht allein der strategisch wichtigere war, weil die Rückzugslinie nach Sofia schräg hinter demselben hinweglief, sondern auch der taktisch leichter angreifbare. Sie hatten daher ihre Hauptkräfte hier aufgestellt.

So theoretisch richtig und zweckmäßig der serbische Angriffsplan indessen auch war, so scheiterte er doch an der Ausführung. Die Demonstration der Donau-Division wurde als solche erkannt und entsprechend ignorirt. Die beiden anderen Divisionen griffen zwar den bulgarischen rechten Flügel gleichzeitig umfassend an, doch erfolgte der Angriff mit so wenig Energie und fand so kräftigen Widerstand, daß er in wenig Stunden schon als völlig abgewiesen, und der Angriffsplan als gescheitert zu betrachten war. Während aber die beiden abgewiesenen Divisionen in ihre Stellungen zurückkehrten, unternahm die Donau-Division auf eigne Faust einen Angriff gegen die Front der Bulgaren, der nicht nur zum Stehen gebracht wurde, sondern den bulgarischen rechten Flügel sogar zu einem neuen Vorstoß gegen den Dragomanpaß veranlaßte.

Am dritten Schlachttage hatte das serbische Oberkommando seinen Angriffsplan geändert. Da an den beiden ersten Tagen der bulgarische rechte Flügel durch Vorstöße gegen den Dragomanpaß eine entscheidende Rolle gespielt hatte, und durch eine beständige Bedrohung der serbischen Rückzugslinie jeden Versuch, den feindlichen linken Flügel zu umfassen, lähmte, so sollte er zunächst angegriffen und mit zurückgedrängt werden, wobei der weitere Gedanke nicht

ausgeschlossen erschien, die bulgarische Stellung vom rechten Flügel aus ganz aufzurollen.

Während der äußerste rechte Flügel, die Schumadja-Division, vor dem bulgarischen linken Flügel zu demonstriren suchte, griffen die Donau- und Drina-Division umfassend den feindlichen rechten Flügel an. Dieser aber ging, als sich die Donau-Division Mittags verschossen hatte, abermals zur Offensive über, warf die Donau-Division auf den Dragomanpaß und drängte die Drina-Division südlich ab.

Die Schumadja-Division raffte sich zwar angesichts der Mißerfolge des linken Flügels wirklich einmal zu einem kräftigen Angriffe gegen den feindlichen linken Flügel auf, war aber allein zu schwach, um einen durchschlagenden Erfolg zu erringen, so daß auch am dritten Schlachttage der serbische Angriffsplan vollständig als gescheitert zu betrachten war.

Wie die beiden letzten Schlachttage von Slivnitza, so trug auch die zweite Schlacht von Pirot den Charakter einer geplanten. Der Vertheidiger, die Nischawa-Armee, befand sich in einer theilweise vorbereiteten Stellung und erwartete den Angriff. Die bulgarische Armee war in der Ebene von Pirot aufmarschirt und beabsichtigte, die Nischawa-Armee zurückzudrängen. Nur über das Wie? war sich Fürst Alexander Anfangs offenbar im Unklaren, sonst würde er nicht bis zum Mittag unausgesetzt seine Avantgarde zur Weiterführung des Frontalangriffes verstärkt und sich dann erst zu einem Vorstoß der noch übrig gebliebenen Reserven gegen den feindlichen rechten Flügel entschlossen haben.

Wie bei Slivnitza, so dürfte auch bei Pirot die Haupturſache, weshalb die geplanten Angriffe theils unzweckmäßig waren, theils nicht den erwarteten Verlauf nahmen, in zwei Ursachen zu suchen sein, die beide der Gefechtsleitung zur Last fallen, nämlich erstens, in dem mangelnden Ueberblick über die Situation, und zweitens, was daraus hervorgeht, in einer nicht sachgemäßen Verwendung der Reserven.

Es war ein Grundsatz Napoleon's, erst zu sehen, dann zu schlagen. Heute, wo die Zufallsschlacht die Regel geworden ist und viel größere Massen gegen einander kämpfen, kann der so nothwendige Ueberblick höchst selten und nur in kleineren Verhältnissen durch persönliche Rekognoszirung seitens des Feldherrn genommen werden. Das richtige Bild muß vielmehr zunächst aus den Meldungen der Kavallerie mit Hülfe des Generalstabes konstruirt, dann aber durch die Einleitung des Gefechtes selbst gewonnen werden.

Man braucht den Einfluß des Geländes auf den Verlauf eines Gefechtes noch durchaus nicht zu überschätzen; nichtsdestoweniger tritt der taktische Einfluß desselben, die plastische Gliederung des Bodens sowohl wie der Bedeckung in jedem Gefechte zu Tage. Schon daß der Vertheidiger seine Stellung dem Gelände mehr oder weniger anpaßt, macht es dem Feldherrn zur Pflicht, mit seinem körperlichen wie seinem geistigen Auge, unter Zuhülfenahme der Karte

und der ihm zu Gebote stehenden Phantasie das Schlachtfeld zu zergliedern. Bringt er dann seinen Gefechtszweck unter einen großen Gesichtspunkt, so ergiebt sich daraus die Verwendung der Truppe meist ganz von selbst.

Diese Rekognoszirung des Geländes, verbunden mit der Aufklärung über die Stellung des Feindes, kann, wie gesagt, selten *vor* dem Gefecht, sondern meist erst bei Einleitung desselben stattfinden, ja die Einleitung des Gefechtes wird oft lediglich dazu dienen, überall vorzufühlen, zu sehen und dann erst die eigentliche Durchführung in der als zweckmäßig erkannten Richtung anzuordnen.

Wollte man mit allen Kräften vorgehen, bevor man die Richtung des entscheidenden Punktes erkannt hat, so würde man nicht nur von Anfang an enorme Verluste haben, sondern sich auch Luftschlössern aussetzen. Hieraus folgt die Nothwendigkeit der Gefechtsgliederung in mehrere Treffen, die ja auch auf dem Marsche durch eine Gliederung in Avantgarde und Gros zum Ausdruck gelangt. Das erste Treffen bez. die Avantgarde ist dazu da, den Aufmarsch des Haupttreffens zu decken, um dieses mit richtiger Front und Entwickelung vorzuführen und schließlich mit Hülfe der auf dem Entscheidungspunkte zuletzt eingesetzten Reserve einen wuchtigen Stoß führen zu können.

Die Theorie behauptet zwar, daß der gleichzeitige Gebrauch aller Kräfte die größten Wirkungen ergiebt, und hiernach würde eine Gliederung in mehrere Treffen überhaupt fehlerhaft erscheinen. Allein die Praxis lehrt, daß man dieser Gliederung bedarf, um den unerwarteten Wendungen und Zufällen, die jedes Gefecht mit sich bringt, entgegenzutreten, daß sie ein nothwendiges Uebel ist. Ist die Lage ungewiß und Ueberraschungen möglich, so muß man starke Reserven ausscheiden; je übersichtlicher dagegen die Lage ist, desto weniger Reserven braucht man. Folglich sind nicht die *starken* Reserven unbedingt die zweckmäßigsten, sondern die der jedesmaligen Lage entsprechenden. Zu starke Reserven sind eine Kräftezersplitterung, zu schwache ein Wagniß. Der Feldherr muß sich also in jedem einzelnen Falle zu fragen haben, wie stark er seine Reserve machen *muß*, und wie schwach er sie halten *darf*.

Wohl kann es sich ereignen, daß die im Gefecht zuerst engagirten Truppen viele, viele Stunden lang den Anprall des Feindes aushalten müssen, daß sie dabei stark dezimirt werden, immerhin wird dafür die Hauptmasse viel weniger Verluste bei viel mehr Erfolg haben. Ein Meister in dieser Taktik war Napoleon. Beim Angriff verstärkte er unausgesetzt die Richtung des Stoßes. Ein Korps fesselte oft stundenlang den Feind auf einem Punkte und brannte in diesem unfruchtbaren Kampfe zur Schlacke zusammen; gegen alle Bitten der Unterführer um Unterstützung blieb er taub.

Während dessen dirigirte er aber seine übrigen Korps zum Eingreifen am entscheidenden Punkte, setzte sie im rechten Moment ein und führte so seinen eigentlichen Schlachtplan durch. Ganz denselben Zweck wie die Stoßtaktik Napoleons verfolgten die Lineartaktik Friedrichs und die schiefe Schlachtordnung des Epeminandes. Jede dieser Schlachtformen sollte ein und denselben

Grundgedanken verwirklichen, ganze Heerestheile planmäßig vorn zu verbrauchen, um dann die Reserven überraschend auf den als entscheidend erkannten Punkte einzusetzen.

Bei Slivnitza hatte das serbische Oberkommando das Gelände richtig erkannt, und demgemäß auch in dem Kriegsrath am 16. den Angriff für den 18. November angeordnet. Daß derselbe nicht glückte, lag in dem Unterschied zwischen dem Fassen und der Ausführung eines Angriffsplanes. Die Ausführung scheiterte neben anderen Gründen an strategischen Rücksichten; das Oberkommando der Nischawa-Armee konnte sich nicht entschließen, die Rückzugsstraße Dragoman-Pirot vorübergehend preiszugeben, um dafür alle Kräfte auf dem entscheidenden Punkte einsetzen zu können. Zu einer Tiefengliederung auf der ganzen Front viel zu schwach, mußten die drei serbischen Divisionen zusammen gegen einen Flügel bezw. eine Flanke der bulgarischen Stellung eingesetzt werden, statt dieselben einzeln in isolirten Angriffen auf die feindliche Front verbluten zu lassen. Konnte man sich durchaus nicht entschließen das strategisch Wünschenswerthe dem taktisch Nothwendigen zu opfern und mit allen 3 Divisionen gegen den strategisch wichtigeren und taktisch leichter angreifbaren linken Flügel der Bulgaren umfassend vorzugehen, nun, so mußten eben alle drei Divisionen gegen den rechten Flügel eingesetzt werden, indem zwei in erster Linie angriffen, und die dritte als Reserve zurückgehalten, an der entscheidenden Stelle den Ausschlag gab.

Auffallend und interessant ist dagegen die Verwendung der bulgarischen Reserven bei Slivnitza. Am ersten Tage wurde die kleine Reserve — zwei Bataillone — gleich zu Beginn des Gefechts zur Verlängerung und Verstärkung des rechten Flügels verwendet, und da auch alle aus Ostrumelien neu eintreffenden Bataillone nicht auf einem Punkte aufmarschirten, um so wieder neuen Rückhalt zu schaffen, sondern jedes einzeln in die Feuerlinie vorgeworfen wurde da, wo die Gefahr grade am größten schien, so kämpften die Bulgaren am ersten Tage eigentlich ganz ohne Reserve. Alle Kräfte waren in der vordersten Feuerlinie aufgelöst, und der Erfolg gab dieser ungewöhnlichen Taktik Recht.

Am zweiten Tage wurde eine Reserve hinter dem gefährdeten linken Flügel aufgestellt und der Hauptsache nach defensiv zur Festhaltung des von zwei Seiten angegriffenen Dorfes Wladomirovze verwendet.

Am dritten Tage dagegen wurde aus den neu eintreffenden Truppen eine starke Reserve hinter dem rechten Flügel angehäuft und mit dieser Nachmittags die Offensive ergriffen. —

In der Schlacht bei Pirot fehlte offenbar die Rekognoszirung des Schlachtfeldes durch den Fürsten Alexander, und damit der Ueberblick über die Situation. Der erste Schlachttag glich ja einer gewaltsamen Rekognoszirung, welche die eigentliche Schlacht den zweiten Tag einleitete. Schon am ersten Tage durfte es dem militärischen Scharfblick des Fürsten nicht entgehen,

daß der entscheidende Punkt sowohl der strategischen Lage, wie dem Gelände nach, auf dem linken Flügel des Feindes lagen, ein Forziren seines rechten Flügels dagegen, oder gar der Versuch, sein Centrum zu durchbrechen, bei großen Anstrengungen und Verlusten immer nur untergeordnete Resultate bringen konnte.

Trotzdem wurden am zweiten, dem eigentlichen Schlachttage von der 52 000 Mann starken bulgarischen Armee 28 000 Mann im Centrum, 13 000 Mann auf dem rechten, und nur 11 000 Mann — obendrein meist Rumelioten — auf dem linken Flügel verwendet. Die ganze mittlere Hauptkolonne wurde bis auf 10 000 Mann gegen Pirot eingesetzt und konnte die Stadt trotz der furchtbarsten Anstrengungen nur mit wechselndem Erfolge behaupten. Als dann Mittags Fürst Alexander erkannte, daß die Entscheidung auf dem feindlichen linken Flügel zu suchen war, da war es zu spät; die 8000 Mann, welche eiligst dahin vorgeschickt wurden, kamen nur eben noch recht, um mit knapper Noth den bulgarischen linken Flügel vor einer Niederlage zu bewahren und den Gegner überhaupt zum Weichen zu bringen.

Freilich war auch dieser zweifelhafte Sieg nur ermöglicht worden durch die Verwendung, oder besser gesagt Nichtverwendung der serbischen Reserve der Morawa-Division, die hinter dem strategisch wichtigen und taktisch gefährdetsten rechten Flügel bei Blator sehr zweckmäßig aufgestellt war. So lange eine Reserve aber nicht in Aktion tritt, stellt sie naturgemäß nur eine todte Kraft dar und hat höchstens einen moralischen Werth. Eine solche todte Kraft repräsentirte die Morawa-Division während der Schlacht bei Pirot, bis auf ein Regiment, welches auf dem rechten Flügel zu einem Offensivstoße verwendet worden war. Hätte die ganze Morawa-Division, statt richtig bei Blator stehen zu bleiben, den gegen Bari Tzifluk herumschwenkenden bulgarischen linken Flügel durch einen kräftigen Offensivstoß in der Flanke gefaßt, so wäre die Niederlage desselben unausbleiblich und damit der Ausgang der Schlacht ein ganz anderer geworden. —

Auf bulgarischer Seite war es wiederholt die Selbstständigkeit der Unterführer, welche den glücklichen Ausgang der Gefechte herbeiführte. Vor Kurzem noch Lieutenants unter russischen Vorgesetzten, waren sie jetzt ebenso schnell wie unerwartet in deren Stellen eingerückt. Von glühendem Ehrgeize und dem Wunsche sich auszuzeichnen getrieben, wagten sie, wo es irgend anging, auf eigne Verantwortung hin, kühne Unternehmungen, die in der Regel von Erfolg gekrönt waren. Bei Slivnitza war es besonders Hauptmann Bendereff, ein früherer preußischer Offizier Namens Binder, und derselbe Bendereff, welcher später bei der Entthronung des Fürsten eine so elende Rolle spielte, welcher sich durch die ebenso kühnen wie gelungenen Offensivstöße des bulgarischen rechten Flügels auszeichnete, und bei Pirot war es Hauptmann Popoff, derselbe, der später in eine Untersuchung wegen Unterschleife verwickelt, aber freigesprochen wurde, welcher mit der linken

Flügelkolonne durch einen Marsch quer über das Gebirge in der rechten Flanke der Serben erschien, diese in der Dunkelheit angriff, nach kurzer Rast mitten in der Nacht zum zweiten Male überfiel und durch den Druck gegen den feindlichen rechten Flügel die Entscheidung des Tages wirksam vorbereitete. Auch andre unter den bulgarischen Unterführern haben sich im Laufe des Feldzugs durch diese kühne Initiative ausgezeichnet, welche den Mangel an höherer Leitung und einheitlicher Gliederung nirgends hervortreten ließ. Neben dem Fürsten Alexander selbst bildeten sie die treibende Kraft in der bulgarischen Armee.

Gewiß wird man heutzutage mehr als je mit der Selbstständigkeit der Unterführer rechnen müssen. Die gewaltige Heeresmaschine der Neuzeit arbeitet unglaublich schneller, wenn jeder Theil von selbst thätig ist, als wenn überall erst Befehle abgewartet werden. Passiver Gehorsam genügt für einen Offizier nicht. Clausewitz nennt ihn ein Zeichen von Mittelmäßigkeit. Jede Schlacht löst sich heute in viele Theilgefechte auf, die in ihrer Gesammtheit wieder das Resultat der Schlacht ergeben. Die obere Führung hat auf den Verlauf der Schlacht nur durch Einsetzen frischer Kräfte Einfluß. Daß aber die bereits eingesetzten Kräfte in verschiedenen Richtungen sich ohne Zusammenhang verbrauchen, und die Schlacht so zu einem planlosen Ringen wird, das müssen die Unterführer verhindern, indem sie den gegebenen Moment benutzen, und auch ohne Befehl von oben zugreifen.

Freilich kann die Initiative und Selbstständigkeit der Unterführer auch einmal die Pläne des Feldherrn kreuzen und ihn wider seinen Willen engagiren. Allein dies bleibt immer das kleinere Uebel. Wollte man, um dasselbe zu vermeiden, die Selbstständigkeit der Unterführer beschneiden, so würde man vielleicht einige Mißgriffe verhüten, dafür aber sicher zahlreiche Impulse ersticken und so an Kraft außerordentlich verlieren. Die Scheu vor der Verantwortung und Mangel an Selbstvertrauen wirken so wie so schon dem selbstständigen Auftreten der Unterführer entgegen. Diesen Einflüssen zu begegnen, muß der Führer gegenüber den selbstständigen Handlungen seiner Untergebenen eine bewußte Generosität zeigen, und vollendete Thatsachen ohne zu hadern, mit in die Rechnung aufnehmen. So entsteht jenes gegenseitige Vertrauen, jene Entschlußfreudigkeit und Thatenlust, welche die Kräfte eines Heeres verdoppeln.

Fordern wir doch heutzutage schon vom gemeinen Mann im Gefecht selbstständiges Handeln und sehen die Gewandtheit, mit der eine Truppe das Gefecht auch ohne Führer durchzuführen vermag, als einen wichtigen Bestandtheil ihrer taktischen Ausbildung an! Wie viel mehr also müssen die Unterführer zur Selbstständigkeit erzogen sein! Eine Armee ohne selbstständigen Unterführer gleicht einer weichen Masse, die sich zwar beliebig und widerstandslos kneten läßt, dafür aber auch der Federkraft entbehrt, ohne die nichts Großes vollbracht werden kann!

2. Offensiv- und Defensiv-Taktik.

Die Taktik muß einerseits nationalen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen, andererseits aber auch mit der Kampfart des Gegners rechnen. Die preußischen Grenadiere von 1806 verloren die Fassung gegenüber den französischen Tirailleuren, die Türken und Spanier galten als zähe Vertheidiger hinter Wällen und Mauern, die Franzosen als kühne und gewandte Angreifer. Unsere Stärke ist die große Schlacht und die davon unzertrennliche Offensive.

Die Vertheidigung bietet hauptsächlich materielle Vortheile. Der ermüdende und oft verlustreiche Anmarsch fällt weg; die Ausnutzung der schnell und sicherschießenden Feuerwaffen, die Verstärkung des Geländes kommt dem Vertheidiger zu Gute. Der Munitionsersatz ist erleichtert. Die Ordnung und Disziplin sind leichter aufrecht zu erhalten. Taktisch braucht der Soldat weniger Selbstständigkeit und wird mehr zur Feuer-Maschine. Die Vertheidigung stellt daher geringere Anforderungen an die Ausbildung desselben; schnell für den Kriegsbedarf aufgestellte Massen, die zu einem Angriff ganz unbrauchbar sein würden, leisten in der Vertheidigung Gutes, dafern sie nur im Feuer des Angreifers zähe aushalten.

Trotz dieser materiellen Vortheile will indessen heutzutage Niemand die Rolle des Vertheidigers übernehmen, und wer sie spielt, der wird durch die Noth dazu gedrängt; die Vertheidigung ist also ein aufgedrungener Nothzustand. Der Zweck eines jeden Kampfes, die Niederwerfung des Gegners, läßt sich nur durch den Angriff erreichen; der Vertheidiger kann im günstigsten Falle immer nur den Angriff abwehren, und selbst dieser negative Erfolg wird ihm nicht leicht gemacht. Er darf nie darauf rechnen dort angegriffen zu werden, wo er es wünscht. Der Angreifer kann den Ort und die Zeit des Angriffs wählen. Leicht kommt der Vertheidiger mit seinen Maßnahmen zu spät. Auch hat jede Vertheidigungslinie einen schwachen Punkt. Kommt dieser in die Hände des Angreifers, so gleicht die Stellung einer zerrissenen Kette, deshalb gelingt auch die Vertheidigung von Flüssen und Gebirgen auf die Dauer nicht.

Der Vertheidigung fehlt das Zielbewußte, welches den Angriff charakterisirt und alle geistigen und moralischen Kräfte des Angreifers zur Geltung bringt; der Angreifer kann sein Feuer konzentriren, der Vertheidiger wird es meist zersplittern. Die Chancen des Angreifers wachsen mit jedem Schritt vorwärts, während die des Vertheidigers sinken; das Gefühl theilt sich selbst dem gemeinen Mann mit und wirkt Wunder. Die Unternehmungslust wird gereizt, die Selbstständigkeit des Einzelnen kommt zur Geltung, alle Kräfte werden entfesselt. Der Vertheidigung fehlt dieses treibende Element; sie bindet die Kräfte, der Soldat sieht der Gefahr entgegen ohne zu wissen, wann und wo sie eintreten wird. Dies erweckt in ihm die Empfindung, daß seine Führer im Gefühl ihrer Schwäche sich vom Gegner das Gesetz vorschreiben lassen.

Andrerseits stellt der Angriff viel größere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppe. Neben einem intelligenten zur Selbstständigkeit erzogenen Offizierkorps ist eine durchgebildete Truppe erforderlich. Geringwerthige Truppen leisten beim Angriff nichts, weil sie höchstens Anläufe unternehmen, die auf halbem Wege stecken bleiben; da jeder solche Stoß ungenügende Wucht hat, muß der Anprall wieder und wieder erneuert werden. Ein kräftiger Angriff nützt aber mehr als zehn matte. Ja, leicht kann der Vertheidiger durch die zu Tage tretende Schwäche des Angreifers gereizt werden, seinerseits zum Angriff überzugehen und die Initiative an sich zu reißen.

Für alle diese Fälle bringt der serbisch-bulgarische Krieg höchst interessante Belege. Schon daß der Eine der beiden Gegner die ausgeprägteste Defensivtaktik vertrat, während der andere ein ausgesprochener Anhänger der Offensivtaktik war, berechtigt zu sehr lehrreichen Schlüssen.

Nach der Katastrophe von Plewna hielt man in Serbien das Schnellfeuer für das allein Entscheidende im Gefecht. Obgleich der serbische Soldat, ähnlich dem Franzosen, zur Offensive überaus befähigt ist, so war ihm doch eine Ueberschätzung der Kugel und eine Unterschätzung des Bajonnets eingeimpft, die noch dazu mit seiner Schießfertigkeit in einem argen Mißverhältniß stand. Da man ihm gesagt hatte, daß sein Gewehr jedem andern europäischen Modell weit überlegen sei, so erwartete er, daß sein bloßes Schnellfeuer als solches ihm den Sieg verbürgen müsse. Ungeübt in der Verwendung seiner Waffe eröffnete er, um die vielgerühmte Tragweite seines Gewehrs und das bis 2000 m reichende Visir auszunutzen, beim Angriff auf die bulgarischen Stellungen sein Feuer schon auf übergroße Entfernungen und steigerte dasselbe beim weiteren Vorgehen derartig, daß ihm oft die Munition schon ausging, wenn er an die bulgarischen Stellungen erst auf die entscheidenden Entfernungen herangekommen war. Da nun die Bulgaren vor seinem Gewehre nicht zurückgingen, wurde er an der Brauchbarkeit desselben irre, und trat, statt den durch das verlustreiche Vorgehen errungenen Vortheil nun durch einen Bajonnetangriff auszubeuten, wieder den Rückzug an.

Gleich am ersten Schlachttage von Slivnitza ging die Donau-Division zum Angriff gegen den bulgarischen rechten Flügel vor, wurde aber durch 4 Bataillone und 2 Batterien zum Stehen gebracht. Sie verschoß sich dann auf eine Entfernung von etwa 1200 m beinahe vollständig, ohne weiter vorzurücken. Nur wenige Abtheilungen gelangten, im Thalkessel vorgehend, bis an den Fuß der von den Bulgaren besetzten Höhen, und kamen dort in den todten Winkel. Statt aber diesen Vortheil zu benutzen, um sich neu zu ordnen und durch einen entschlossenen Bajonnetangriff vielleicht das Signal zu einem allgemeinen Sturm zu geben, schoben sie sich entschlußlos im todten Winkel hin und her und gingen zurück, als sie auf den Höhen zu ihrer Linken das Hurrah stürmender Bulgaren hörten.

Ebensowenig gelang an diesem Tage der Angriff der Drina-Division auf

den bulgarischen rechten Flügel. Zwar glich das Anrücken der serbischen Division einer feuerspeienden Linie, der nichts Stand halten zu können schien; das Schnellfeuer, gemischt mit Kompagnieſalven, raste in geradezu betäubender Weise. Nichtsdestoweniger wurde der Angriff durch das kaltblütige Feuer der in ihren Schützengräben gedeckten Bulgaren, unterstützt durch eine Batterie, auf 400 Meter zum Stehen gebracht. Die bulgarische Infanterie schoß zwar nicht viel besser, als die serbische, und vielfach drückten die Leute ihre Gewehre ab, ohne den Kopf aus der Deckung zu erheben und zu zielen, aber sie sparten ihre Patronen auf die näheren Entfernungen, und hatten deren überdies genug.

Wie am ersten Schlachttage, so trugen auch am zweiten die Angriffe der serbischen Divisionen auf die Stellung von Slivnitza lediglich den Charakter gewaltsamer Rekognoszirungen. Da auf die mit großer Munitionsverschwendung verbundenen Kanonaden kein Sturmangriff folgte, so fehlte die Hauptsache, die Durchführung. Zwei Divisionen griffen das im Thale des Slivnitzabaches am Fuße der von den Bulgaren besetzten Höhen gelegene Dorf Wladomirovze mit dreifacher Uebermacht umfassend an. Durch das vom Dorfe her abgegebene Schnellfeuer auf 500 Meter Entfernung aufgehalten, konnten sie sich zu einer Weiterführung des Angriffs nicht entschließen und traten nach mehrstündigem erfolglosen Feuergefecht unter einem verheerenden Verfolgungsfeuer der Bulgaren wieder den Rückzug an.

Ganz ähnlich war der Verlauf des Gefechtes, als am dritten Schlachttage zwei Divisionen den bulgarischen rechten Flügel umfassend angriffen. Auch hier kamen die serbischen Schützenlinien nirgends näher als 400 Meter heran und wurden, nachdem sie sich gänzlich verschossen hatten, von den Bulgaren weit zurückgeworfen.

Dieselben Gründe, welche die serbische Infanterie nicht zum Angriff befähigten, ließen sie selbst in der ihr anerzogenen Kampfesart, der Vertheidigung, nichts besonderes leisten. Auch hier eröffneten die serbischen Schützen ihr Feuer auf die vorrückenden Bulgaren meist auf übergroße Entfernungen. Wenn nun die Bulgaren trotzdem vordrangen, so vergaßen die Serben vor Aufregung darüber das Visir niedriger zu stellen. Dafür verdoppelten sie ihre Feuergeschwindigkeit, um endlich die Bulgaren halten und zurückgehen zu sehen. Da aber diesen das mit viel zu hohen Visiren abgegebene Schnellfeuer hoch über die Köpfe hinwegging, so konnten sie, zumal auf den näheren Entfernungen, fast ungehindert vorgehen. Je näher aber die Bulgaren vorrückten, desto schneller und ungezielter schossen die Serben und desto mehr wuchs ihr Erstaunen und ihr Schrecken über die Wirkungslosigkeit ihrer vielgerühmten Waffe. Wenn nun die Bulgaren vollends zum Bajonnetangriff übergingen, so verloren die Serben unter dem moralischen Eindruck der langen Linie, die mit tosendem Hurrah auf sie losstürmte, den letzten Rest von Selbstvertrauen und wandten meist sich zur Flucht. Nur so sind die bei-

spielloſen Erfolge der bulgariſchen Bajonnetangriffe bei Slivnitza erklärlich, ſo auch die Einnahme des etagenförmig beſetzten Pregledischte-Berges.

Die bulgariſche Infanterietaktik befolgte das der ſerbiſchen entgegengeſetzte Extrem. Von ſeinem ruſſiſchen Lehrmeiſter war dem Bulgaren jene Geringſchätzung der Kugel und jene Hochachtung vor dem Bajonnet anerzogen worden, die nach dem bekannten Worte Suwaroffs: „die Kugel iſt eine Thörin, aber das Bajonnet iſt ein wackerer Burſche," auch heute noch die Quinteſſenz der ruſſiſchen Infanterietaktik bildet. Dieſelbe hat viel für ſich! Es handelt ſich im Gefecht nicht ſowohl um ein Vernichten der feindlichen Streiter, als um ein Vernichten des feindlichen Muthes. Man hat geſiegt, ſobald man dem Gegner die Ueberzeugung beibringt, ſeine Sache ſei verloren. Dieſe Ueberzeugung gewinnt er, wenn der Angreifer trotz des Feuers immer näher rückt und ſein Feuer immer mehr verſtärkt. Erfolgt nun gar aus der letzten Stellung der Anlauf des Gegners mit der blanken Waffe, ſo treiben ihm die Schauer der Todesfurcht in die Flucht.

Die Leichtigkeit, mit welcher gleich der erſte Bajonnetangriff bei Slivnitza glückte, machte auf die Bulgaren einen ungeheuren Eindruck. Sie ſahen mit Verwunderung, daß die Serben zwar im Feuer zähe Stand hielten, ſich aber vor dem Bajonnet fürchteten, und erlangten dadurch ein außerordentliches Selbſtbewußtſein, welches durch das Gefühl größerer Körperkraft noch gehoben wurde. So wurde jener erſte improviſirte Vorſtoß des bulgariſchen rechten Flügels der Anfang jener wilden, rückſichtsloſen Offenſive, über welcher die ſerbiſche Invaſion ſchließlich zuſammenbrach.

Bei allen folgenden Angriffen ging das Streben der Bulgaren dahin, den Serben möglichſt bald nahe zu kommen, um mit dem Bajonnet angreifen zu können. Wenn ein Angriff angeordnet wurde, ſo waren die betreffenden Truppen kaum noch zurückzuhalten. Inſtinktiv hatten die Leute die Theorie des todten Winkels erfaßt und begriffen, daß ſie auf weitere Entfernungen größere Verluſte hatten, als am Fuße eines Berges. Dies veranlaßte ſie, bis an den Fuß der von den Serben beſetzten Höhen mit großer Geſchwindigkeit vorzulaufen; dort angekommen, erholten und ordneten ſie ſich, und erſtiegen dann die Höhe ſelbſt, um den Gegner mit dem Bajonnet hinunter zu werfen.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß taktiſche Mißſtände vor dem Ernſt des Krieges meiſt von ſelbſt verſchwinden, und daß die Truppe inſtinktartig zu dem richtigen Mittel greift, um ihre Waffe voll zur Geltung zu bringen, und die feindliche Waffenwirkung möglichſt abzuſchwächen. 1870 hatte die deutſche Infanterie Anfangs bedeutende Verluſte, weil ſie mit geſchloſſenen Abtheilungen in wirkſames Feuerbereich trat. Dieſe auf dem Exerzierplatz anerzogene Taktik fiel ganz von ſelbſt auseinander; dafür wurde ein lockeres, breit ausgedehntes Vortreffen vorgeſchickt, welches die feindlichen Geſchoſſe auf ſich zog, und doch ſeiner Lockerheit halber nur geringe Verluſte erlitt; hinter dieſem konnte das Haupttreffen weniger gefährdet vorrücken.

Je mehr bei der serbischen Infanterie das Vertrauen auf die siegverheißenden Eigenschaften ihres Gewehrs erlosch, desto mehr neigte sie dem Bajonnet zu, und gewöhnte sich an dasselbe. Schon am dritten Schlachttage von Slivnitza wurde ein Bajonnetangriff des bulgarischen Centrums gegen die Höhen von Solinsche abgewiesen.

Am 24. November, bei der Erstürmung des Pregledischte, eröffneten die den Berg besetzt haltenden Serben zunächst ihr übliches Schnellfeuer, welches, mit viel zu hohen Visiren abgegeben, den anstürmenden Bulgaren hoch über die Köpfe hinweg ging und infolgedessen wirkungslos blieb. Die Bulgaren drangen ungestüm vor, warfen die Serben aus ihrer Stellung und trieben sie dem Gipfel des Berges zu. Doch in diesem Augenblick führte ein in Reserve gehaltenes serbisches Bataillon einen Vorstoß mit dem Bajonnet aus und warf die bulgarischen Schützen wieder den Berg hinunter. Erst als drei bulgarische Bataillone den Serben in den Rücken kamen, gelang es, nochmals den Berg zu erstürmen. Oben auf dem Gipfel aber kam es — bis dahin unerhört — zu einem wirklichen Bajonnetkampf und Handgemenge!

Auch bei Pirot hielten die Serben dem bulgarischen Bajonnet weit besser Stand, als bei Slivnitza. Dies zeigte sich nicht nur bei den Kämpfen um Pirot selbst, sondern namentlich auch bei Erstürmung des Höhenrückens östlich Bari Tzifluk, des Schlüsselpunktes der serbischen Stellung. Zwei Mal wurde hier der Angriff der bulgarischen Schützenlinien durch das Feuer der eingegrabenen Drina-Division und den Gegenstoß eines vorgezogenen Regiments der in Reserve stehenden Morawa-Division abgewiesen. Auch als die vom Fürsten Alexander nach dem als Entscheidungspunkt erkannten Höhenrücken abgeschickte Reserve eintraf und von drei Seiten die Höhe östlich Bari Tzifluk nochmals gestürmt wurde, da ging abermals das Regiment der Morawa-Division nach einem kurzen Salvenfeuer zum Gegenstoß vor und warf die durch die vorhergegangenen Anstrengungen erschöpften bulgarischen Linien wieder den Hang hinunter. Erst als Fürst Alexander sich nochmals selbst an die Spitze der Stürmenden stellte, da riß die Begeisterung die Bulgaren zu den unerhörtesten Leistungen hin. Im feindlichen Geschoßregen erklommen sie nochmals den Berg, griffen blindlings mit dem Bajonnet an und warfen nach kurzem Handgemenge die Serben den Berg hinunter.

Bei allen diesen Beispielen, welche in gewissem Sinne als Belag für die Wahrheit des Suwaroff'schen Wortes dienen können, darf man indessen nicht die mangelhafte Ausbildung der serbischen Infanterie im Schießen und in der Verwendung ihres Gewehres, sowie die geringen Munitionsvorräthe, mit denen Serbien den Feldzug eröffnete, außer Augen lassen. Ein Augenzeuge der Erstürmung des Pregledischte-Berges schreibt: „300 Türken würden den fast uneinnehmbaren Berg besser vertheidigt haben, als die 3000 Serben." Schlecht ausgebildete, aber sonst körperlich kräftige Soldaten leisten vielleicht mit dem Bajonnet mehr als mit der Kugel, ob dagegen das russische Bajonnet

gegen unsere im Schießen gut ausgebildete Infanterie die gleichen Erfolge haben würde, das darf füglich bezweifelt werden. Die Erfahrungen von Plewna haben gelehrt, daß auch der opferfreudigste Sturmangriff vor dem Geschoßregen der modernen Gewehre zerstäuben muß. 68.

(Fortsetzung folgt.)

Die kriegerische Thätigkeit Kaiser Heinrichs IV.

Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte des elften Jahrhunderts.

Von

K. Köstler, Oberst.

VII.

VI. Schlacht an der Grune (Hohen-Mölsen) am 15. Oktober 1080.

Wohl wissend, daß Gregor VII. der unversöhnlichste Gegner des Königs bleiben würde, entschloß sich auch dieser zu einem entscheidenden Schritt, indem er ihn auf einer bischöflichen Versammlung am 25. Juni 1080 zu Brixen absetzen und Tags darauf den Erzbischof Wibert von Ravenna als Gegenpapst aufstellen ließ.

Wie verwirrt mußten sich die Verhältnisse in Deutschland jetzt gestalten. Zwei Könige und zwei Päpste bekämpften einander und gaben so das Beispiel für viele Bisthümer, die ebenfalls Gegenbischöfe — königliche und päpstliche — zu verzeichnen hatten, ja selbst um das Herzogthum Schwaben rangen zwei Herzöge — Friedrich und Berthold. —

Alle bisherigen Waffenthaten hatten zu keiner Entscheidung geführt, sie mußten aber endlich fallen und so begegnen wir den allseitigen Rüstungen. Heinrich sammelte in den Monaten August und September ein bedeutendes Heer bei Mainz.

Von fürstlichen Theilnehmern werden uns genannt: der Herzog Friedrich von Staufen, der Graf Heinrich von Laach, welcher später Pfalzgraf in Lothringen wurde, der bayerische Graf Rapoto von Vohburg, dann die Erzbischöfe von Trier und Köln nebst sechszehn andern Bischöfen. Die Bayern und Lothringer hatten sich am zahlreichsten eingefunden, die Böhmen ihre Hilfe zugesagt, waren aber noch nicht erschienen. Auch Markgraf Eckbert hatte seine Hilfe versprochen.

Fast wollte es scheinen, als ob Heinrich zum dritten Male an der Unstrut die Entscheidung suchen werde, denn er zog durch Hessen und Thüringen gegen die bei Cancula gelagerten Sachsen.

Dieser Ort wird von Pertz, dem verdienstvollen Herausgeber der Monumenta Germaniae, sowie von Wattenbach, dem Uebersetzer Bruno's, in Groß-Keula nördlich von Mühlhausen, von Giesebrecht (a. a. O. Bd. III. S. 517) in Küllstädt südlich von Dingelstedt vermuthet. In des letzteren Werk heißt es: „die Sachsen hatten den Fluß (nämlich die Unstrut) überschritten und bei einem Orte, der Cancul genannt wird u. s. w." dann weiter unten: „heimlich sandte er (nämlich König Heinrich) Reiterschaaren über die Unstrut u. s. w. Beide Stellen zwingen uns das sächsische Lager westlich der Unstrut zu suchen, weshalb es Groß-Keula nicht sein kann, denn dann hätten die Sachsen die Unstrut noch nicht überschritten gehabt. Auch hätte in diesem Falle das königliche Heer anstandslos den Fluß überschreiten können und wäre eine Demonstration durch einzelne Abtheilungen — wie wir gleich sehen werden, garnicht nothwendig geworden. Auch bietet die Unstrut bei der Höhe von Keula nur ein unbedeutendes Hinderniß.

Aber auch Küllstedt scheint mir nicht recht zu passen, da seine Lage keinen taktischen Werth hat, um in vorbereiteter Stellung — denn eine solche müssen wir bei den Sachsen voraussetzen — den Gegner zu erwarten. Beide Stellungen konnten aber auch keinen wesentlichen Einfluß auf Heinrich's Absicht, den Marsch auf Erfurt fortzusetzen, haben und zwar aus folgenden Gründen.

Wir dürfen ja sicher annehmen, daß Heinrich, der durch Hessen nach Thüringen zog, den wohlbekannten Weg über Eisenach einschlug. Nun ist es aber höchst wahrscheinlich, daß er diesmal die Absicht hatte, dem Gegner auszuweichen und erst nach seiner Vereinigung mit den Böhmen Stand zu halten. Diesen Entschluß konnte er aber ungestört ausführen, wenn sein Gegner bei Küllstedt oder Groß-Keula stand; denn von beiden Orten ist bis an die Straße bei Behringen nach damaligen Begriffen ein großer Tagemarsch zurückzulegen. Heinrich konnte also um diese Zeit Gotha schon passirt und sich Erfurt's ohne Schwertstreich bemächtigt haben, ehe der Gegner ihn erreichte.

Es erscheint also die Interpretation Witzschel's*), der, wie schon in der Schlacht an der Unstrut bemerkt wurde, beim Künkelhof an der Straße von Eisenach nach Langensalza zwischen Groß-Lupnitz und Behringen das Cancula des Mönches Bruno erkennt, von großer Wahrscheinlichkeit. Nicht allein der Sprachgebrauch, den Witzschel als Basis für seine Beweisführung wählt, sondern noch vielmehr die militärische Lage geben dieser Annahme den Vorzug. In

*) Witzschel: Der Ortsname Cancul: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. Neue Folge. 23. Jahrg. 1876. S. 5.

der Stellung beim Künkelhof konnte das Debouchiren aus dem Thüringer Wald bedeutend erschwert und dadurch der Vormarsch auf Erfurt gehemmt werden.

Eine persönliche Rücksprache mit dem Besitzer des Künkelhofes*) ergab, daß noch heute die Felder nördlich der Straße „Königsthal" genannt werden, im Volksmunde heißt sogar dieser Theil der Straße von Eisenach nach Langensalza „die Straße über den Künkel". Nun ist aber Künkel offenbar verstümmelt; in früheren Karten lautet dieser Name Kungkel, Konickel, Könickel, also soviel wie Königsgrube, Königslager. Schon im dritten Kapitel haben wir auch das Lager vor der Schlacht an der Unstrut dahin verlegt, was gerechtfertigt erscheint, wenn Bruno von dem Sachsenlager bei dem Feldzuge des Jahres 1080 als von einem schon bekannten und bemerkenswerthen Orte spricht.

In der That war es König Heinrich sehr unangenehm, den Gegner hier zu treffen. Nicht lange im Zweifel, was zu thun sei, schickte er ein Detachement seiner Leute — sämmtlich beritten — auf einem Umweg über die Unstrut, um in der Richtung auf Goslar — also in des Feindes Rücken — durch Brandlegung in mehreren Dörfern die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin zu lenken, indeß Heinrich noch diesseits des Passes bei Eisenach den Erfolg abwartete. Wir begegnen abermals einer richtigen taktischen Anordnung des geborenen Feldherrn, welche auch ihre Wirkung nicht versagte. Immer und überall sehen wir den Erfolg auf Seite Heinrich's, wenn es sich darum handelt, durch richtig angelegte Dispositionen den Zweck zur erreichen. Alle seine Niederlagen sind nicht etwa eine Folge von minderem taktischen Geschicke, sondern (wie heute noch beim entfesselten Nahekampf auch beim Waldgefecht) das Resultat vereinzelter Thaten, welche Tapferkeit oder Verzagtheit diktiren, das Resultat des richtig erfaßten Zeitpunktes zu überraschenden Entschlüssen — oder anders ausgedrückt, das summarische Ergebniß von Zufälligkeiten und individuellen Eigenschaften einzelner Führer, wie des einzelnen Mannes, wobei eine Vorausberechnung und Abwägung des Endresultates vollständig unmöglich ist. Bruno nennt die Schlauheit des Königs Bosheit und Tücke, was allerdings in unsern Augen nur als Vorzüge gelten können.

In der That hatte Heinrich richtig gerechnet; denn als die Sachsen, welche in zahlreichen Massen, theils zu Roß, theils zu Fuß sich eingefunden hatten, in ihrem Rücken die brennenden Dörfer erblickten, ließ sich ein großer Theil derselben zum Abzug aus der vortheilhaft gewählten Stellung locken, während der Rest sich wohl zu schwach fühlen mochte, dem ansehnlichen Heere Heinrich's ein Gefecht zu liefern. Zu spät erkannte man die Täuschung und suchte nun durch Eilmärsche das Versäumte nachzuholen.

König Heinrich rückte mittlerweile durch das Difilee gegen Erfurt, welches

*) Graf Uetterodt von Scharfenfels.

den Flammen übergeben wurde und weiter nach Osten, weil es ihm einestheils darum zu thun war, den Kriegsschauplatz auf feindliches Gebiet zu verlegen, anderntheils aber gleichzeitig sich den erwarteten Böhmen zu nähern. Unbeanstandet kam er in die Nähe Naumburg's, dort war aber schon ein Theil des sächsischen Heeres in Eilmärschen eingetroffen; das Fußvolk konnte natürlich nicht folgen, ja selbst eine Anzahl Berittener mußte zurückbleiben. Da aber Heinrich seine Vereinigung mit den Böhmen immer noch nicht bewerkstelligt hatte, wollte er abermals dem Kampfe ausweichen und überschritt deshalb die Saale. Erst in der Nähe der Elster machte er Halt und bezog auf dem linken Ufer ein Lager. Diese Sünde gegen die Taktik rächte sich in der Folge sehr schwer, denn nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes fiel das ganze Lager unvertheidigt in die Hände des Siegers, der unermeßliche Beute dadurch gewann.

Gewiß ist anzunehmen, daß der König freiwillig diese Wahl getroffen habe, wahrscheinlich in dem Glauben, daß er den Uebergang über die damals sehr angeschwollene Elster nicht mehr unbehelligt bewerkstelligen könne und deshalb Stand halten müsse.

Er rückte daher Donnerstag, den 15. Oktober 1080, früh Morgens, um das gefährliche Defilee nicht unmittelbar im Rücken zu haben, dem Feinde entgegen, der ebenfalls den Vormarsch angetreten hatte, bis der sumpfige Grund des Grunebaches dem weiteren Vordringen beiderseits Halt gebot. Schon fielen gegenseitige Schmähreden. Otto von Nordheim ließ nun, entweder wegen Mangels an Fußvolk, welches den Gewaltmärschen nicht folgen konnte, oder vielleicht auch wegen Ermüdung der Pferde, seine Ritter absitzen. Es scheint nämlich sehr wahrscheinlich zu sein, daß bei der Schnelligkeit der Bewegung das Mitführen des Palefrids ausgeschlossen war, der Ritter also sein Schlachtroß ausnahmsweise während dieses Eilmarsches reiten mußte. Es mag also die Ermüdung der Pferde, wie die Vorliebe der Sachsen für den Fußkampf diese Maßregel veranlaßt haben.

Der ausgezeichneten Bearbeitung dieser Schlacht in Bezug auf den Kampfplatz durch Herrn Professor Meyer von Knonau*) tritt der Verfasser auch aus eigener Anschauung vollkommen bei und wurde deshalb auch die Bezeichnung „Schlacht an der Grune“ — abweichend von der gewöhnlichen Benennung „Grona“ oder „Hohen-Mölsen“ — gewählt.

Mit Meyer von Knonau ist anzunehmen, daß der erste Aufmarsch in der Gegend des heutigen Dorfes Gruna, dessen Kirche auf dem dominirenden rechten Bachufer gelegen ist, zu beiden Seiten des damals versumpften Grunebaches stattgefunden habe.

Gegenwärtig ist die Grune ein ganz schmales Bächlein, welches durch

*) Schlacht an der Grune 15. Oktober 1080 von Meyer von Knonau in den Forschungen zur deutschen Geschichte. XXII. Bd. (1882), S. 215—218.

üppige, künstlich entwässerte Wiesen langsam dahinfließt. Von dem Sumpfe sind noch einige Weiher übrig, und zwar bei Grune, in der Nähe des Wirthshauses, bei Bösau und bei Dobergast. Dort ist sicher das Ende des Sumpfes zu suchen, denn die ganze Configuration des Terrains, das muldenförmig den Südrand dieses Weihers abschließt, zwingt uns zu dieser Annahme; es ist jene Stelle, wo sich die Straße von Dobergast gegen Hohen-Mölsen in den Grund herabzieht.

Beim Vorrücken mußte Heinrich aus dem Lager an der Elster, das man sich allenfalls bei Pegau denken kann, über den damals noch nicht vorhandenen Floßgraben bis in die beherrschende Stellung bei Grune gekommen sein, wo er sich nicht allein des sumpfigen Grundes, sondern auch der besseren Chancen wegen in der reinen Defensive zu schlagen beabsichtigte.

Bei Grune ist wahrscheinlich der rechte Flügel zu suchen, da für eine Centrumsstellung die Kirchenhöhe zu wenig Verbindung nach beiden Seiten hat und der beherrschende Punkt nur Raum für eine kleine Reiterabtheilung bietet. Für den rechten Flügel dagegen eignet er sich als vorzüglicher Stützpunkt. Daß Heinrich nicht bis an die Rippach, also bis Hohen-Mölsen vorgerückt ist, lag wohl nicht in seinem Willen. Die Sachsen sind ja von Naumburg her im Anzug gewesen und waren so nahe, daß sich Heinrich ohne die Anwesenheit der Böhmen und Meißener unter Eckbert, zur Schlacht genöthigt sah. Er wird daher mit der Stellung an der Grune sich haben begnügen müssen, die in ihrer Art ebenfalls eine vortreffliche Defensive zuließ. König Rudolf kannte aber die Gegend wohl genauer und wußte oder erfuhr durch seine Kundschafter, daß eine kleine Strecke südwärts der zum Aufmarsch gewählten Stellung die Quelle des kleinen Baches und somit das Ende der versumpften Wiese sich befinde. Er ließ nun das Heer dorthin abrücken, welcher Seitenbewegung König Heinrich nothgedrungen folgen mußte, wenn er nicht von seiner Rückzugslinie gänzlich abgeschnitten werden wollte. Es kam mithin etwa zwischen Steingrima und Dobergast zum Kampfe.

Hatte Heinrich ursprünglich die Elster $7^1/_2$ Kilometer hinter sich und die Brücke bei Pegau zur Benutzung, so dürfte ihn wohl kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er ein Defilee im Rücken hatte. Mit dem Seitenmarsch aber näherte er sich dem damals hochangeschwollenen Flusse bis auf 4 Kilometer und entfernte sich gleichzeitig von jeglichem Uebergangspunkte, woraus wir uns auch das verhängnißvolle Resultat der Schlacht erklären können.

Auch bei diesem Treffen war der anfängliche Verlauf des Angriffes der Königlichen ein glücklicher. Es muß die ganze Sachlage den Eindruck des schon erfochtenen Sieges gemacht haben, da wir Nachricht haben, daß die im Lager des Königs zurückgebliebenen Erzbischöfe und Bischöfe das Te deum anstimmten.

Doch bald änderte sich die Lage. Mit dem Zurückbringen des während des Kampfes gefallenen Helden Rapoto ertönte der Ruf: „Fliehet, fliehet!“

Eine allgemeine Panik bemächtigte sich der Reserve, so daß sie in wilder Flucht, mit den zurückeilenden Rittern des geschlagenen Haufens vermengt, der Elster zuströmte.

Der Frage, wie es kam, daß ein derartiger Umschlag möglich war, müssen wir eine bestimmte Antwort schuldig bleiben und können, wie schon öfter, nur aus Folgerungen auf die Grundursache zurückschließen. Das Haupthinderniß der definitiven Entscheidung besteht in der Unkenntniß, wie die Schlachthaufen geordnet waren und wer auf den verschiedenen Flügeln kommandirt hatte. Wie oben schon gesagt, finden wir bei den Königlichen außer dem König Heinrich selbst noch Herzog Friedrich von Schwaben, Graf Heinrich von Laach und Graf Rapoto.

Wir wissen nicht, war das Heer in zwei oder mehrere seitlich getrennte Schlachthaufen getheilt. Floto nimmt allerdings zwei Flügel an, ohne uns jedoch hierfür einen Beweis zu erbringen. Nach seiner Mittheilung hätte den rechten Flügel Graf Heinrich von Laach, den linken der König befehligt.

Wir werden später nachzuweisen suchen, daß dieses wohl nicht möglich gewesen sein kann.

Damit würde sich das schon einige mal beobachtete Verfahren, wonach der König den 5. Heerhaufen befehligte (vergleiche namentlich die Schlachten auf dem Lechfelde und an der Unstrut), nicht vereinigen lassen. Können wir aber diese Gewohnheit als feststehend oder wenigstens als die gebräuchlichste betrachten, so ist es klar, daß der König nicht nur einen Flügel, sondern das ganze Heer führte. Rechnen wir die erwarteten Schaaren der Böhmen und Meißener als 7. und 8. Heerhaufen, so erübrigt uns, noch 5 weitere Glieder der Schlachtordnung zu finden, um die uns schon öfter begegnete Zahl von acht zu erreichen. Da helfen uns nun die Nachrichten für drei derselben die Führer zu bestimmen.

1. für die Schwaben den Herzog Friedrich,

2. für die Bayern den Graf Rapoto, denn daß dieser ein hervorragender Führer gewesen sein muß, beweist die durch seinen Tod eingetretene Panik bei jenem Theile des königlichen Heeres,

3. für die Lothringer den Graf Heinrich von Laach.

Die beiden fehlenden Kampfeinheiten — wenn wir sie so nennen dürfen — könnten wir, nachdem Lothringer und Bayern in besonders zahlreichen Haufen erschienen waren, entweder durch diese vertreten annehmen, oder ein weiteres deutsches Stammesglied — die Franken einschieben.

Bauen wir auf der Analogie weiter, so hätten gemäß des schon erwähnten Vorrechtes in der ursprünglichen Aufstellung auf dem rechten Flügel des ersten Treffens die Schwaben, auf dem linken die Bayern gestanden, im zweiten Treffen vielleicht rechts die Franken, in der Mitte der König, links die Lothringer, das dritte Treffen hätte dann der Rest des Heeres gebildet.

Wenn wir diese Aufstellung zur Grundlage unserer weiteren Schlüsse machen, so ergiebt sich der Gang der Schlacht naturgemäß und folgerichtig.

Durch den Abmarsch nach der Flanke in südlicher Richtung mußte der linke Flügel der Bayern mit dem rechten Flügel der Gegner zuerst zusammentreffen und zwar sobald es das Terrain gestattete. Dadurch blieb für den nachrückenden rechten Flügel der Schwaben kein Platz mehr, sie kamen von selbst in das zweite Treffen, was auch den Umstand erklärt, warum Herzog Friedrich im ganzen Verlauf der Schlacht keine Erwähnung findet.

Aus demselben Grunde aber schob sich der linke Flügel des zweiten Treffens in die Verlängerung des ersten und stieß nun hier mit dem vom Gegenkönig befehligten Flügel zusammen. Wir wissen, daß anfänglich der Fortgang der Schlacht für die Königlichen günstig war; es wird sich also Otto von Nordheim mit den zu Fuße Fechtenden dorthin gewandt haben, wo die Unterstützung am nothwendigsten war, also gegen denjenigen Flügel, wo die Bayern kämpften. So kam es, daß sich dort die Uebermacht der Sachsen geltend machte und der erste partielle Sieg errungen wurde.

Aus dem Gange der Schlacht ergiebt sich, daß hier eine Unterstützung gefehlt hat, vielleicht war auch das Ende des sumpfigen Grundes, wenn auch nicht für schwere Reiter, so doch für Fußvolk passirbar, so daß Otto auf die rechte Flanke der Bayern drücken konnte, oder der Angriff konnte, weil vom Terrain begünstigt, sehr überraschend ausgeführt werden.

Heinrich scheint sein Hauptaugenmerk auf den linken Flügel der Schlachtordnung gerichtet zu haben, dort vielleicht eine Umgehung fürchtend. Durch die Niederlage des rechten Flügels war aber der Rückzug für den linken, also für die Lothringer, über die Pegauer Brücke abgeschnitten, weshalb König Heinrich und Herzog Friedrich, wahrscheinlich selbst in den Rückzug verwickelt, eilen mußten, um bei dem Uebergang über die reißende Elster nicht vollständig aufgerieben zu werden.

Mittlerweile hatte Heinrich von Laach mit seinen Lothringern glücklich gekämpft und das Schlachtfeld behauptet. Hier war es, wo der Gegenkönig die Todeswunde erhielt, die ihn noch am selben Tage aus diesem Leben abrief. Früher schon war ihm die rechte Hand abgehauen worden, in deren Verlust man eine göttliche Strafe für den gebrochenen Eid und die Bestätigung der rechtmäßigen Ansprüche des Königs erkannte.

Heinrich von Laach hatte, wie erwähnt, das Schlachtfeld behauptet und war in Unkenntniß geblieben über die Niederlage des Heeres; er mochte wohl meinen, der Sieg sei errungen. Umsomehr mußte er überrascht sein, als ihn vom Rücken her, die von der Verfolgung des rechten Flügels zurückkehrenden Schaaren Otto's angriffen. Es erscheint begreiflich, daß große Bestürzung sich im Heere der Lothringer verbreitet haben wird. Nach kurzer Vertheidigung wurden auch diese in die Flucht geschlagen.

Durch diese Erörterungen werden wir darauf geführt, die Annahme

Floto's, der den linken Flügel als den erst geschlagenen betrachtet, näher zu untersuchen. Setzen wir den Fall, es wäre so gewesen, so wäre Otto von Nordheim dem Pfalzgrafen fast in den Rücken gekommen und hätte ihn dann eher von der Elster abgeschnitten, als ihn gegen den Fluß gedrängt.

Um letzteres zu erreichen, hätte er eine der Flanken umgehen müssen, was doch nicht vorauszusetzen ist, weil der Angriff vom Rücken noch viel Ausschlag gebender gewesen wäre, als eine Bedrohung der Flanke. Wurde dagegen der rechte Flügel geschlagen und wie wir annehmen, gegen Pegau verfolgt, so stieß Otto von Nordheim, wenn er auf das Schlachtfeld zurückkehrte, mehr von Norden kommend auf die rechte Flanke des Pfalzgrafen und konnte ihn nach Südwesten gegen die Elster werfen.

Die Flucht des königlichen Heeres war allgemein, die Niederlage vollständig. Das mit der Beute von Erfurt und anderen Städten bereicherte Lager fiel in die Hände der Gegner, die auf diese Weise das ihnen Geraubte wieder zurückgewannen und andere Beute dazu machten. Die Verfolgung setzten die Sachsen, wahrscheinlich der vorausgegangenen Strapazen, des lang andauernden Kampfes und auch des nahenden Abend wegen, nur bis an die Elster fort, indem sie es dem Fluß überließen, die Verluste des Gegners noch zu steigern, und in der That bewirkte er auch die gänzliche Auflösung des geschlagenen Heeres. Nur wenige, darunter der König selbst, hatten sich auf das jenseitige Ufer gerettet. Die Stelle des Uebergangs über die Elster mußte steile, mit Gebüsch bewachsene Ufer haben, sie kann also nicht bei Pegau, aber auch nicht, wie Landau meint, bei Grana-Zeitz, sonder höchst wahrscheinlich weiter südlich gesucht werden. —

Es erübrigt uns noch auch die Ansichten anderer Forscher zu beleuchten.

In erster Linie kommt Giesebrecht in Betracht, der der Ansicht Meyer's von Knonau am nächsten kommt, indem er Hohen-Mölsen als den Ort des feindlichen Zusammenstoßes betrachtet. Deßungeachtet sucht er den die Heere trennenden Sumpf an dem Grunebach. Es mußte nun, da Hohen-Mölsen an der Rippach, also weiter westlich liegt, Heinrich den Sumpf überschritten haben, was gegen die Schlachtbeschreibung Bruno's wesentlich verstößt. Der Fund von Sporen und Lanzenspitzen in jener Gegend und noch weiter bei Nödlitz dürfte nicht genug beweisen. Man könnte nun den Sumpf an der Rippach selbst suchen, woselbst für die Defensive eine ebenso günstige, ja sogar noch festere Stellung als an der Grune zu finden ist. Doch erheben sich zwei wesentliche Bedenken dagegen. Erstens ist der Rippach-Grund viel breiter als der Grune-Grund, weshalb man schwerlich die gegenseitigen Schmähreden hören, also auch nicht erwidern konnte, und zweitens mußte, was noch wichtiger erscheint, ein viel größerer Weg — wahrscheinlich bis in die Nähe Teuchern's zurückgelegt werden, um das Sumpfende zu umgehen. Dann hätte Otto von Nordheim mit seinen unberittenen Schaaren nach den vorausgegangenen anstrengenden Eilmärschen an dem Schlachttage selbst eine

Strecke von ca. 65 km zurücklegen müssen; denn soviel repräsentirt ungefähr der Marsch von Naumburg nach Hohen-Mölsen, die Umgehung des Sumpfes bis in die Nähe Teucherns, die Verfolgung in der Richtung auf Pegau, die Rückkehr auf das Schlachtfeld und die zweite Verfolgung des Pfalzgrafen bis an die Elster. Verlegen wir aber den Kampf in die Nähe von Dobergast, so entziffert sich eine Weglänge von 42 km — eine ganz respektable, immerhin aber noch ausführbare Leistung.

Ganz unwahrscheinlich ist aber die Ansicht Landau's.*) Wenn wir auch seinen ersten Folgerungen, daß Heinrich das vom Gegner besetzte Naumburg südlich umgeht, wenn wir selbst zugeben, daß die Deduktionen über den Ort Grana, gegenüber von Zeitz, viel Bestechendes haben, so ist seine Auffassung über den Gang des Kampfes, vom militärischen Standpunkt aus beurtheilt, ganz unmöglich. Zum besseren Verständniß setzen wir den Wortlaut der Abhandlung Landau's bei: „Jene Straße von Droyssig**) (bezw. über Osterfeld nach Droyssig) führt an dem südlichen Rande des Thales hin. Das kaiserliche Heer befand sich deshalb anfänglich südlich des Thales. Da aber auch die Sachsen sicher auf derselben Straße dem kaiserlichen Heere folgten und wir dennoch nachher beide Heere durch den Sumpf getrennt finden, so muß das königliche Heer nothwendig den Sumpf überschritten oder denselben umgangen haben, um sich nördlich desselben zu lagern, wodurch es eine so treffliche Deckung seiner Front erlangte, daß ein Angriff auf dieselbe beinahe unmöglich wurde. Auch gaben sich die Sachsen diesem Wagniß keineswegs hin. Sie zogen sich vielmehr dem Thale entlang an den Dörfern Kretzschau und Döschwitz hin, und umgingen zwischen Groitzschen und Gladitz durchziehend das sumpfige Thal, so daß sie ihre Linie nunmehr zwischen Groitzschen und Weidau entfalteten. Dadurch war auch die Stellung des kaiserlichen Heeres eine wesentlich andere geworden. Hatte dasselbe anfänglich mit seinem linken Flügel sich an die Elster gelehnt, so hatte es jetzt den Fluß im Rücken. Sein Rückzug war demnach abgeschnitten und die Stellung eine höchst gefahrvolle. Geschlagen bot sich ihm kein andrer Weg, als durch die Fluthen der Elster, denn eine Brücke war noch nicht vorhanden. Wäre eine solche schon gestanden, so würde der Kaiser nicht durch die Anschwellung verhindert worden sein, sein Heer auf das jenseitige Ufer zu führen. Ja, es wäre unsinnig gewesen, sich hinter dem Sumpfe aufzustellen und den Uebergang über den Fluß, welcher südlich des Sumpfes lag, ohne Weiteres dem Feinde zu überlassen.“ So Landau.

Wenn man die Märsche auf der Karte verfolgt, so ergiebt sich, daß beide Theile zuerst südlich des Sumpfes anmarschirt sein sollen, um dann das Westende, woran beide ja vorübermarschirt waren, wieder zu umgehen. Also mußten beide ein Stück desselben Weges, den sie gekommen, wieder zurück-

*) Schlacht bei Crona 15. Oktober 1080. Correspondenzblatt des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine. X. Jahrg. 1862. S. 38, 39.

**) Vergl. Reymann, Spezialkarte, Blatt 146, Jena; sowie die Skizze.

legen. Bei König Heinrich wird aber das Verhältniß noch draſtiſcher, denn er mußte bei der Umgehung des Sumpfes die Richtung einſchlagen, woher der Gegner kam, um dann — wie man ſich militäriſch ausdrückt — keine Flankenſtellung einzunehmen. Es iſt ſchwer verſtändlich, daß Heinrich dem Gegner die naive Abſicht imputirt haben ſollte, er werde ſich erſt jenſeits des Sumpfes aufſtellen, um dann denſelben wieder zu umgehen. Man kann auch nicht den Einwurf gelten laſſen, daß die anrückenden Heeresmaſſen den Sumpf nicht geſehen haben ſollten; denn wenn man in der Richtung von Naumburg gegen Grana und Zeitz anrückt, muß man von dem weſtlich überhöhenden Gelände deutlich ſowohl die Terrainverhältniſſe als auch die Stellung des Gegners erblicken. Wir haben aber in der ganzen Kriegsleitung Heinrichs geſehen, welch richtigen, taktiſchen Blick er hatte; ſollte er jetzt auf einmal alle Regeln der Kriegskunſt vergeſſen haben und ſich mit der Flanke gegen die Anmarſchlinie des Gegners aufgeſtellt, und nicht genug damit, auch demſelben die Höhe überlaſſen haben, von wo er volle Einſicht und Waffenwirkung hatte?

War die Zeit gegeben, daß die von Landau erzählten Stellungsänderungen vorgenommen wurden, ſo wäre es dem König auch noch gelungen, das Lager bei Pegau und damit den Uebergang über den Fluß zu erreichen. Ebenſo iſt eine Anſicht Ernſt Schäfer's, welche in einem Programm des Progymnaſiums zu Weißenfels niedergelegt iſt, zu bekämpfen. Derſelbe verlegt die Schlacht in das Dreieck Deuben-Reuden-Zeitz und die Entſcheidung dicht an die Elſter*).

Wie Meyer von Knonau, ſo können auch wir uns nicht von der Richtigkeit dieſer Anſicht überzeugen, um ſo mehr nicht, als wir in Heinrich einen zu gewandten Heerführer erkennen, als daß er ſich mit dem Rücken dicht an einem unüberſchreitbaren Fluß aufſtellen und ſo die einfachſten Sätze der taktiſchen Erfahrung ganz außer acht laſſen würde.

Das Ergebniß der Schlacht kam für Heinrich's Heer einer Vernichtung gleich. Was nicht das Schwert der Feinde tödtete, wurde theils gefangen, theils von den Wellen verſchlungen.

Jener kleinere Theil des Heeres, dem es gelang über den Fluß zu ſetzen, war damit aber noch nicht gerettet, denn nun fielen die ſächſiſchen Bauern mit Beilen und Knütteln über ſie her und ermordeten noch viele.

So hatte denn Heinrich nunmehr wenige der Seinigen zur Verfügung, welche er den Böhmen zuführen konnte, um, wie er beabſichtigte, gemeinſchaftlich mit ihnen in Sachſen einzufallen. Welch' ungebeugte Standhaftigkeit Heinrich's im Moment eines ſo großen Unglücks! Nicht ſo muthig und willfährig zeigte ſich ſein kleines Häuflein; es weigerte ſich weiter zu ziehen und Heinrich mußte den Widerwilligen nachgeben.

*) Leider war es nicht möglich, dieſe Schrift zu erhalten. Prof. Meyer von Knonau theilte aber dem Verfaſſer in einem Privatbriefe mit, daß ihn dieſelbe von ſeiner Meinung nicht abgebracht habe.

Den Sachsen hatte die Schlacht dagegen auch keinen Vortheil gebracht, insofern sie durch den Tod Rudolf's das Haupt ihrer Partei verloren hatten.

Als man später zur erneuten Wahl eines Gegenkönigs schritt, fiel sie auf eine Persönlichkeit, die sich zur Puppe für Fürsten und Bischöfe herbeiließ.

VII. Die Kaiserkrone und die Schlacht bei Pleichfeld. 1080—1090.

Obwohl auch nach dem Tode des Gegenkönigs die Feinde Heinrich's nicht an Unterwerfung dachten, gestalteten sich doch die Verhältnisse für den König günstiger, als man nach dieser großen Niederlage zu hoffen berechtigt war. Die Zwietracht war in die Reihen der Gegner gefahren und wie sie Egoismus und das Vorherrschen ihrer Sonderinteressen zum Kampfe gegen das Reichsoberhaupt getrieben hatte, so waren es dieselben Beweggründe, welche jetzt die Partei in sich selbst zersetzten.

Vorherrschend lassen sich dreierlei Strömungen erkennen, die wir füglich die sächsische, welfische und päpstliche bezeichnen können.

Die erste wollte Otto von Nordheim als Gegenkönig, die zweite gerade diesen nicht, weil Welf fürchtete das Herzogthum Bayern einzubüßen, während die päpstliche endlich die Interessen Deutschlands den kirchlichen untergeordnet wissen wollte.

Unter solchen Verhältnissen war es dem Könige Heinrich ermöglicht, Deutschland sich selbst zu überlassen und an jenes Werk zu gehen, was ihm schon längst als wünschenswerth vorgeschwebt hatte, dessen Ausführung aber bislang die Umstände verboten hatten.

Ehe Heinrich indeß die Romfahrt antrat, sorgte er, nachdem sein Streben um Erreichung eines Waffenstillstandes für Deutschland unerreichbar geblieben war, daß wenigstens in jedem seiner Lande eine starke Partei für seine Interessen kämpfte. In Bayern, Franken und Lothringen waren die königlichen Anhänger stark genug, in Schwaben jedoch hatte Herzog Friedrich einen sehr schweren Stand, seine Ansprüche aufrecht zu erhalten. Das königliche Interesse in Sachsen aber sollte Heinrichs anfänglicher Gegner und Vetter Eckbert von Meißen vertreten. Dieser, ein feuriger, junger Mann, hatte sich bald nach der Unterwerfung der Sachsen von der Partei Otto's zurückgezogen und war zur Zeit der Schlacht bei Mellrichstadt ein thatenloser Zuschauer, ja er wendete sich nach derselben ganz der Sache Heinrichs zu, als ihm dieser seine abgesprochene Markgrafschaft wieder übertragen hatte, Wratislaw von Böhmen aber mit der Ostmark entschädigt worden war. Hierdurch schuf sich Heinrich gleichzeitig eine Grenzwache gegen den abermals abtrünnig gewordenen Markgrafen Luitpold und dessen ungarischen Verbündeten. Wahrscheinlich fanden diese Uebertragungen am 18. März 1081 in Regensburg statt.

Ende März 1081 brach der König mit einem mäßigen aber aus-

erlesenen*) Gefolge zum Römerzuge auf. Einige ergebene Bischöfe, sowie schwäbische Ritter — seine alten treuen Freunde — hatten sich eingefunden. Nach ungewissen Nachrichten soll der Herzog Wratislaw 300 Ritter geschickt haben, die sich bei Ulm mit dem königlichen Heere vereinigten. Den Oberbefehl über die Böhmen führte Graf Wiprecht von Groitsch, der selbst 60 Bewaffnete gestellt hatte.

Mit offenen Armen in Oberitalien empfangen, schien es, als ob nur kurze Zeit benöthigt wäre, um Rom, das Ziel der Wünsche zu erreichen und mit der Kaiserkrone geschmückt, in Bälde den deutschen Boden wieder betreten zu können. Ostern (4. April) feierte Heinrich in Verona und begab sich zur Krönung mit der eisernen Lombardenkrone nach Mailand (14. April). Nachdem sich dann in Ravenna der Gegenpapst dem Könige angeschlossen hatte, ging es verwüstend durch die Besitzungen der „großen" Gräfin Mathilde, welche länger als man von weiblicher Standhaftigkeit erwarten sollte, die treueste Bundesgenossin Gregors war und noch unverzagt den Kampf fortsetzte, als Männer schon denselben als aussichtslos aufzugeben bereit waren.

Ohne wesentliche Verstärkungen langte Heinrich auf der neronischen Wiese vor Rom (21. Mai) an. Dort aber erwartete ihn die erste Enttäuschung. Statt wie gehofft offene Thore, wie vorher offene Alpenpässe, zu finden, traf er Rom in den Händen der feindlich gesinnten Päpstlichen, Normannen und Toskaner.

Gregor hatte sich in die feste Burg der Crescenties, einer ihm sehr ergebenen römischen Familie zurückgezogen, und feuerte von hier aus seine Anhänger zum Kampfe auf.**)

Nicht stark genug, einen Sturm wagen zu können, war Heinrich nach fruchtlosen Verhandlungen mit den Römern einer- und Robert Guiscard, dem Normannenfürsten, andererseits gezwungen, den gesundheitsgefährlichen Sommermonaten ausweichend, sich über Siena und Pisa nach Lucca zurückzuziehen, wo wir ihn am 19. und 20. Juli treffen.

Obwohl nicht besiegt, kam dieser Abzug doch einer Niederlage gleich und äußerte sofort in der Wahl eines Gegenkönigs in Deutschland die empfindlichste Wirkung gegen Heinrich. Nach dem waffenlos erfochtenen Siege Gregors in Rom, feierte er einen gleichen Triumph in den deutschen Landen durch die Wahl des der Kirche ganz ergebenen Schattenkönigs Hermann von Luxemburg.

---

*) Die Ann. Seligenstad. M. G. SS. XVII. S. 31 sagen: Henricus imperator valida manu Romam venit, wobei valida häufig mit stark — groß übersetzt wird; es kann aber auch gerade so gut tüchtig — gut ausgerüstet bedeuten.

**) Die näheren Ausführungen über die in Rom stattgefundenen Verhandlungen und Kämpfe siehe: Bonizo: Liber ad amicum. Ponitificum, Romanorum vitae I. p. 339 ff., Benzo; Panegyricus ad Henricum IV., Mon. Germ. XI. und Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.

Zum zweiten Male sehen wir Heinrich in Italien zu einer Zeit festgebannt, in welcher in den heimathlichen Gauen seine Anwesenheit am nothwendigsten gewesen wäre. Zudem zeigte sich auch, daß die Vorbereitungen für das große Werk viel zu mangelhaft waren, so daß ihm nicht erspart blieb, auch von der Belagerung von Florenz resultatlos abzulassen. Er mußte sich über den Po zurückziehen.

Dort endlich gelang es ihm, sein Heer bedeutend zu verstärken, weniger durch deutsche Truppen, als vielmehr durch lombardische Zuzüge und byzantinisches Geld. Noch im Winter setzte er über den gefrorenen Po*) und begann mit dem Beginn der Fastenzeit, in der zweiten Hälfte des März 1082, die Belagerung Roms.

Nachdem eine gewaltsame Eroberung keine Aussicht auf Gelingen bot, wählte der König die damals vielfach angewendete Einschließung der Stadt und unterwarf während dieser Zeit die Besitzungen der widerspenstigen Großen in der Campagna und der Sabina. Durch deren Besiegung gedachte er eine Deckung gegen Mathilde von Toskana zu gewinnen, wie ihm der Besitz von Latium die lateinische Straße offen hielt.

Bald war Heinrich Herr des umliegenden Landes. Inzwischen war auch Bresche gelegt worden und ein am Palmsonntag (17. April) in St. Peter entstandener Brand schien den Sturm zu begünstigen. Doch scheiterte er an der Wachsamkeit der Römer. Der König übertrug nun dem Gegenpapste die Fortsetzung der Einschließung, während er selbst, den Berg Soracte umgehend, nach einem schwierigen Uebergang über den Tiber mit einem kleinen Gefolge in die Lombardei rückte. Wahrscheinlich fürchtete er, daß der Gegenkönig auf italienischem Boden den Kampf um die Krone ausfechten wolle, welche Absicht dieser in der That gehabt hatte.

Die Zeit bis nach Ostern 1083 füllten fortwährende Kämpfe zwischen den Anhängern des Königs und denen der großen Gräfin aus. Um die genannte Zeit brach Heinrich zum dritten Male gegen Rom auf und lagerte wie das erste Mal auf dem Campus Neronis.

Unter heftigen Kämpfen und fortgesetzten Bedrängungen der Stadt durch die Belagerungswerkzeuge wurde ein Sturm auf die Burg bei St. Paul und zwei weitere auf die Leostadt abgeschlagen. Allenthalben erhoben sich Belagerungsthürme und Sturmdächer, hier arbeiteten Widder gegen die Mauern, dort versuchte der Krieger die Leitersteigung, während die Belagerten Geschosse, Steine, brennende Pfähle und Feuer auf die Angreifer schleuderten, zuweilen auch Ausfälle machten und Mann gegen Mann kämpften.

Bei einem derartigen Ausfall wurden die vordersten Linien mit Ungestüm bis zum Lager des Königs zurückgedrängt, hier aber trafen die Städter auf das gesammelte Heer, an dessen Spitze der König selbst mit wuchtigen Hieben

*) Benzo, a. a. O., S. 607: Spectamen pulchrum Moyses it per mare Rubrum Rex calcat dorsum Padi, fremit unda deorsum.

auf die Gegner einbrang, und so seinen Kriegern ein ihren Muth neu belebendes Beispiel gab. Die Städter wichen in wilder Flucht durch den Tiber. Viele raffte das Schwert hin, Viele verschlang der Fluß, gar Mancher endete unter den Hufen der Pferde. Nur Wenige konnten sich hinter die schützenden Mauern Roms zurückziehen. Allmälig ließ theils Muthlosigkeit, theils Unlust an den Mühseligkeiten die Römer nicht mehr die gewohnte Wachsamkeit pflegen, was von den Posten mit gleicher Ueberraschung wie Freude bemerkt wurde. Sofort wurde die erste günstige Gelegenheit benutzt, um durch Ueberraschung sich der Stadt zu bemächtigen.

Es war am 2. Juni, daß die Thebald'schen, Mailänd'schen und Wibertischen Vasallen als die Ersten mittelst Leiter die Mauern erstiegen und einen Thurm besetzten. Die Schaaren Heinrich's ergossen sich nun unaufhaltsam in die Leostadt; zu spät erkannten die Römer ihre Nachlässigkeit. Ihr heftiger Widerstand, den sie auch den kommenden Tag fortsetzten, erlahmte schließlich und die Leostadt mit Ausnahme der Engelburg war für Gregor verloren. In diese, an und für sich sehr stark befestigte Burg hatte sich der Papst unter dem Schutze Pierleone's geflüchtet; sie sollte ihm als eine Deckung gegen die Angriffe seines Gegners dienen.*)

Unter den Augen des eingeschlossenen Papstes, der am 24. Juni den Bannstrahl über Heinrich neuerdings aussprach, führte der König seinen Gegenpapst nach St. Peter, um ihn dort als Clemens III. am 28. Juni 1083 anerkennen zu lassen.

Es kam weder zu einer Krönung des neuen Papstes, noch zu seiner eigenen Kaiserkrönung, da Heinrich eine Verständigung noch immer für möglich gehalten hatte. Und wirklich kam es zu einem Vertrag zwischen ihm und den Römern, wonach der König sich einem Schiedsspruch unterwerfen wolle, wenn die Römer sich anheischig machten, ihm 20 Geiseln zu stellen, und bis zum November entweder Gregor zur Krönung Heinrichs bewegen, oder ihn verjagen zu wollen. Infolge dieses Vertrages zog Heinrich am 1. Juli von Rom wieder ab, nachdem er die Mauern der Leostadt niedergelegt und seinen getreuen Ulrich von Godesheim mit 400 Rittern dortselbst zurückgelassen hatte. Die Besatzung verschanzte sich in der Nähe von S. Michele de Laßia auf dem Hügel Palatiolus**) in der Leostadt.

Am 4. Juli sehen wir Heinrich schon in Sutri, von wo Clemens nach

---

*) Landulf: Historia Mediolanensis III. c. 32. M. G. SS. VIII. läßt die Entdeckung der schlafenden Römerposten durch zwei Mailänder geschehen; er führt sogar ihre Namen an, nämlich den Bäcker Amicus und den Kämmerer Ugo. Die Vita Henrici (a. a. O.) verlegt dieses Ereigniß in die Mittagszeit und schreibt die Entdeckung einem Krieger, den die Annal. Pegavienses Raz nennen, zu, der an die Mauer herankam, um Pfelle zu sammeln. Dessen Leute und einige Böhmen, 14 an der Zahl, sollen die Ersten auf den Mauern gewesen sein.

**) Heute Palazzuola am Tiber beim Kastell S. Angelo.

Ravenna, Heinrich unter vielfachen Kämpfen mit Mathilde nach der Lombardei ging. Dort wollte er die Ergebnisse des Schiedsgerichtes abwarten.

Nachdem dieses aber durchgängig aus Gegnern des Königs zusammengesetzt wurde, sich deshalb der Spruch voraussehen ließ, auch die Römer nur in einer für ihn schmachvollen Weise ihr Versprechen zu erfüllen gedachten, machte er sich zum vierten Male gegen Rom auf; diesmal aber in der ausgesprochenen Absicht nicht eher zu weichen, als bis er die treulose Stadt gedemüthigt habe.

Mittlerweile hatten die römischen Fieber die zurückgelassene Besatzung bis auf 30 Mann zu den Todten gebettet gehabt; auch Ulrich von Godesheim war nicht mehr unter den Lebenden. Die verlassene Festung hatten die Römer dem Boden gleich gemacht.

Schon war Heinrich Anfangs Februar gegen Apulien aufgebrochen, um seinem dem byzantinischen Kaiser gegebenes Versprechen nachzukommen, als ihn ein Umschwung in der Gesinnung der Römer zum schleunigen Erscheinen vor der ewigen Stadt veranlaßte.

Drohungen und Geldspenden hatten endlich die wankelmüthigen Römer besiegt, so daß sie den König jetzt selbst einluden, von der Stadt Besitz zu nehmen. Mit einem Schlage schien die Situation verändert. Unter dem Jubel der Städter zog er durch die Porta asinaria, heute S. Gio, ein und nahm vom Lateran Besitz.

Nach einer nochmaligen Absetzung und Exkommunikation Gregors (23. März) folgt die förmliche Weihe Wiberts zum Papste (24. März) und die Kaiserkrönung Heinrichs und seiner Gemahlin am Ostersonntag, den 31. März. Nach diesen feierlichen Handlungen mußte aber der Kampf wieder aufgenommen werden, denn noch war Rom nicht ganz in den Händen des Kaisers. So hielt sich Rusticus, einer der ergebensten Anhänger Gregors, in dem zu einer förmlichen Festung umgewandelten Septizonium, welches am südlichen Fuße des Palatinus lag, während die Frangipani einen Thurm — Cartularia genannt — beim Titus-Bogen behaupteten und die Familie der Corsi auf dem Capitol Befestigungen aufgeworfen hatte. Ebenso blieb auch die Tiberinsel in den Händen der päpstlich gesinnten Pierleone.

Die Kämpfe in der Osterwoche, welche sich an der Brücke der Engelsburg abspielten, blieben zwar erfolglos,*) dagegen wurde der Kaiser Herr der Tiberbrücke und des Capitols, so daß er am 29. April dortselbst Gericht halten konnte.

Bald darauf fiel auch der Thurm der Frangipani; am verzweifeltsten

*) Bernold (Man. Germ. SS. V. S. 440) spricht von 40 Todten auf Seiten des Kaisers, der Rest habe die Flucht ergriffen. Auf päpstlicher Seite sei nur einer gefallen. Er verschweigt ferner nicht nur die Eroberung und Einnahme der oben genannten festen Punkte der Stadt, sondern springt gleich von den vergeblichen Kämpfen auf die erst einige Wochen später nach dem Abzug erfolgende Einnahme Roms durch Robert Guiscard.

wehrte sich Gregors Neffe Rusticus in dem Septizonium, ein aus mehrfachen Bogenreihen übereinander bestehendes Gebäude.*) Alle damals üblichen Belagerungswerkzeuge kamen zur Anwendung; erst nach tapferer Gegenwehr und theilweiser Zerstörung der Säulengänge gelang es den Widerstand zu brechen.

Nun galt es, das letzte Bollwerk, die Engelsburg zu bemeistern. Um die Absperrung zu einer vollkommenen zu machen, wurde das römische Volk in Massen aufgeboten. Schon erhoben sich ringsherum Mauern, welche den Verkehr mit der Außenwelt unmöglich machen sollten, als Hilfe für Gregor von dem schlauen Herzog Guiscard kam. Seine Annäherung wurde durch den Abt Desiderius von Monte Cassino sowohl dem Papste, als auch dem Kaiser mitgetheilt. Letzterer fühlte sich nicht stark genug, dem neuen Gegner, der mit 30 000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern angerückt kam, entgegen zu treten, zumal er sich dadurch noch auf ungewisse Zeit in einen Kampf verwickelt und an der Rückkehr nach Deutschland, wo seine Anwesenheit wünschenswerther denn je war, verhindert gesehen hätte. Er ließ vor seinem Abmarsche das Capitol und die Mauern in der Leostadt niederreißen und beauftragte die Römer mit der Vertheidigung der Stadt. Als Grund seines Abmarsches schützte er Verwickelungen in Deutschland vor und versprach den Römern baldmöglichst zurückzukehren.

So verließ er denn am 21. Mai mit dem Gegenpapste die Stadt, während die Belagerung der Engelsburg ihren Fortgang nahm. Die Kämpfe um Rom sind für uns um so interessanter, als sie uns ein Beispiel aller damaligen gebräuchlichen Methoden des Belagerungskrieges geben. Wir sehen zuerst den Versuch scheitern, die Uebergabe der Stadt auf gütlichem Wege zu gewinnen. Das zweite Mal schreitet Heinrich IV. zu einer Einschließung und versucht während eines Brandes die Leostadt zu überrumpeln, aber ebenfalls vergebens. Nachdem aber ein Ausfall der Römer abgeschlagen worden war, gelingt es mittelst Leitererersteigung die Stadt zu gewinnen.

Im Vertrauen auf die angebahnten Verhandlungen zieht der Kaiser wieder ab, sieht sich aber, nachdem er schändlich hintergangen worden war, zu einer dritten Belagerung genöthigt. Da öffnen sich ihm zwar die Thore der ewigen Stadt, im Innern derselben setzt sich aber der Kampf fort. Es muß daher zur regelmäßigen Belagerung mittelst Sturmwerkzeugen geschritten werden und nur auf diesem Wege gelingt es, die festen Gebäude, welche sich noch in den Händen der Anhänger Gregor's befanden, zu bezwingen.

Das Glück hatte dem Kaiser nur kurze Zeit gelächelt. Wie oft er auch glaubte das lang erstrebte Ziel endlich erreicht zu haben, jedesmal entschwand es ihm in scheinbar unerreichbare Ferne.

---

*) Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, IV. Bd. S. 232. Eine Zeichnung vor dem Abbruche desselben zur Zeit Sixtus V. (1585—1590) zeigt noch drei Kolonnaden übereinander.

Gregorovius bezeichnet Heinrich IV. als den Tantalus des Mittelalters und hat damit einen Vergleich aufgestellt, wie er wahrer und kürzer nicht gedacht werden kann.

Der Rückmarsch des Kaisers, auf welchem er noch einige Tage vom Gegenpapste begleitet wurde, ging rasch von statten. Während sich Wibert in Tivoli festsetzte, woselbst ihm ein Theil des kaiserlichen Heeres zur Verfügung gestellt wurde, marschirt der Kaiser über Sutri (23. Mai), Siena (28. Mai) nach Verona (17. Juni), von wo er seine Ankunft in Regensburg auf den Peter- und Paulstag (29. Juni) ankündigen ließ.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn die Abwesenheit des Reichsoberhauptes benahm seiner Partei die nöthige Einheit.

In Oesterreich war der Widerstand trotz der Niederlage Luitpolds bei Mailberg wieder erstarkt, Welf hatte in Schwaben die Oberhand gewonnen und sogar Augsburg durch Verrath in Besitz genommen, Eckbert von Meißen abermals die Sache des Kaisers verlassen, während Westfalen wieder in die Hände des vertriebenen Bischofs Hermann gelangt war.

Andrerseits fehlte es auch nicht an Anzeichen, daß man des langen Kämpfens müde war, was in den Bemühungen, einen Gottesfrieden aufzurichten, zu Tage trat.

Der Gottesfrieden ist wohl zu unterscheiden vom Landfrieden, der nur von weltlichen Machthabern ausging, während ersterer eine gemeinschaftliche Schöpfung von Kirche und Staat war. Er war ein auf einzelne Zeiten und Tage ausgedehnter Waffenstillstand, während dessen das Tragen von Waffen und jede Gewaltthat verboten war. Diese sogenannten „heiligen" Zeiten dauerten von Advent bis Weihnachten und vom Fastenanfang bis zur Pfingstoktave. Außerdem aber mußten an den Tagen vom Freitag bis Montag Morgen, sowie endlich jedesmal zwei Tage vor und nach jedem Feste die Waffen ruhen.

Man ersieht aus diesen Bedingungen, daß der Gottesfriede — streng gehalten — eigentlich jeden Feldzug im größeren Maßstabe unmöglich machen mußte und seine Wirkung — wie er auch eigentlich sollte — mehr in Bezug auf die kleineren Fehden äußerte.*)

(Schluß folgt.)

---

*) Ausführlich hierüber: Nitzsch: Heinrich IV. und der Gottes- und Landesfrieden. Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. XXI. S. 269—299.

Correſpondenz.

Frankreich.

Die Blätter geben, wie dies auch außerhalb Frankreichs geſchieht, Biographien der beiden letzthin zu Korpskommandanten ernannten Generale de Kerhué und Cailliot. Erſteren ſagt le Gaulois am Schluſſe nach: „Der General wartete ſeit langer Zeit auf ein Korps und ſeine Ernennung wird von allen Seiten gut aufgenommen werden. Er iſt einer unſerer beſtberittenen Generale; er hat ſtets prächtige Pferde.“

Im letzten November hat der Kriegsminiſter de Freycinet die Theilnahme der Offiziere an den im Laufe von 1890 ſtattfindenden Hindernißrennen des franzöſiſchen Reitervereins unter folgenden Bedingungen geſtattet, welche das deutſche Muſter unſchwer erkennen laſſen:

Die Preiſe dürfen niemals in Geld beſtehen. Die „militäriſchen“ Rennen erfolgen ausſchließlich unter Theilnahme von aktiven Offizieren, welche in Uniform Offizier-Truppenpferde reiten. Gleicherweiſe ſind Offiziere berechtigt, in Civilkleidung ſich an den „Herren-Reiten“ zu betheiligen, aber nur, indem ſie auf Pferden, die in der Armeeliſte nicht eingetragen ſind, reiten und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr Offizierscharakter im Programm nicht erwähnt wird. Außerdem iſt es den Offizieren der Kavallerie oder der Spezialwaffen aller Armeekorps zugeſtanden, daß ſie — u. zw. ein Offizier von jeder Kavallerie- oder Artillerie-Brigade — bei dem Pariſer „Centralrennen“ um die „Großen Armeekorps-Preiſe“ ſich betheiligen, mit höchſtens 8tägigem Urlaub . . . .

Einig ſind Alle in der unbedingten Verdammung des — inzwiſchen degradirten — Territorial-Feldwebels, der das von den ſchnödeſten und gemeinſten Verläumdungen und Beſchimpfungen der Unteroffiziere ſtrotzende Buch: „Les Sous-Offs“ geſchrieben hat; derſelbe iſt nach recht langer Wartezeit endlich in den Anklagezuſtand verſetzt. Aber das Gift hat doch an vielen Stellen das Anſehen dieſes wichtigen Gliedes in dem Heeres-Organismus geſchadet — semper aliquid haeret! . . .

Sonſt wird an der Hebung des Waffen- und Korpsgeiſtes wohl gearbeitet und l'Avenir militaire hält das, mit Recht, für äußerſt wichtig und geradezu nothwendig, um der Auflöſung des inneren und ſchließlich auch des äußeren Truppengefüges bei den Rieſenheeren der Zukunft entgegen zu wirken, — und ſpendet vollen Beifall den Ausführungen des Korreſpondenten des Journal des Débats. Nicht ohne Hinblick und Anlehnung an die deutſchen Armeeverhältniſſe wird vorgeſchlagen, jedem Regiment, an Stelle der einfachen Zahl, einen Eigennamen zu geben. „Es war ein großer Fehler, daß man am 1. Januar 1792 die

Namen der Regimenter der Königlichen Armee abschaffte; denn diese Eigennamen werden stets eine besondere Bedeutung, Physiognomie, Größe behalten."

So sollen also den Regimentern beigelegt werden die Namen von Siegen, welche uns ja in überreicher Zahl zur Verfügung stehen, — wobei es zweckmäßig ist, nicht über die Zeit Ludwig des Vierzehnten zurückzugreifen. Uebrigens brauchte man die Namen verlorener Schlachten nicht auszuschließen, wenn dieselben für die Armee im Allgemeinen, für gewisse Truppentheile im Besonderen die Erinnerung an leider ohne Erfolg vollbrachte Heldenthaten wachrufen; wir würden „Küraſſiere von Mont-Saint-Jean" und auch „Küraſſiere von Reichshofen" haben. Und neben den Siegen dürfte man auch wohl die Sieger im Gedächtniß festhalten. Das 38., 56. und 90. Infanterie-Regiment würden die Namen Turenne, Condé, Berwick wieder annehmen, die sie im 18. Jahrhundert trugen. Die Namen Villars, Catinat, Fabert gebührten der Infanterie; Vauban dem Genie; Eblé den Pontonnieren; Gribeauval, Lariboisière der Artillerie; Marceau, Ney, Pajol, Murat der Kavallerie. Wer kann etwas einwenden gegen ein Regiment Bugeaud, Peliſſier, Chanzy? Und das ehemalige Regiment La Fère, das jetzige 1. Artillerie-Regiment, wäre ohne Widerrede „das Regiment Bonaparte." Die Benennung nach Provinzen dürfte nicht stattfinden, außer in zwei ohne Weiteres begreiflichen Ausnahmen u. zw.: das frühere „Regiment Lothringen" (48. Linien-) und das frühere „Regiment Elſaß" (54. Linien-Regiment). Und aus gleichen Gründen könnte Niemand eine Einwendung machen, daß das 2. und das 8. Artillerie-Regiment ihre früheren Benennungen als „Regiment Metz" und „Regiment Straßburg" wieder annähmen.

Sehr energisch und bissig greift nun le Progrès militaire, das demokratische Blatt, den vom konservativen l'Avenir militaire so warm befürworteten Vorschlag an: „wenn die Regimenter Namen hätten in unserer Armee, würden wir für ihre Abschaffung nicht stimmen; aber sie haben keine und es ist ebenso unmöglich, wie überflüssig, ihnen solche zu geben . . . . Den Korps- und Soldatengeist im Heere kann man einzig und allein auf der Grundlage erzielen und festigen. Der Soldat muß als Reservist weiterhin zu dem Regiment gehören, bei welchem er aktiv gedient hat —; das erheischt also zunächst: die Rekrutirung nach Heimathsbezirken, sodann die Stetigkeit der Garnisonen."

Doch genug davon: die politischen Parteiungen des Landes spiegeln sich vielfach im Heere wieder!

So bekämpft le Progrès militaire in einem Artikel: „Ueber die Heranbildung der Offiziere" gewisse „Uebertreibungen und Utopien" hinsichtlich der allgemeinen Wehrpflicht, indem es schreibt: „Die Formel: „Jedermann in die Kaserne" und: „die Prieſter den Torniſter auf dem Rücken" ist nun einmal in unsere Gesetze hineingekommen. Nun aber fassen die absoluten Geister das Wort „Kaserne" im engsten Sinne auf und möchten alle Zöglinge von Saint-Cyr und der polytechnischen Schule durch dieselbe treiben vor dem Eintritt in die Schulen. Als ob diese großen Militäranstalten nicht wahre Kasernen wären und nicht einmal sehr fröhliche! Wir bekämpfen die Behauptung, „daß es nothwendig sei, alle Offizieraspiranten einem

vorhergehenden Probedienſt in den Regimentern zu unterwerfen, um ſich zu vergewiſſern, ob ſie die für den Offizierberuf unerläßlichen natürlichen Eigenſchaften beſitzen.“ Inwieweit die Polemik des Progrès militaire ſachlich überwiegt, ſteht dahin! —

Daſſelbe Blatt verkündet, daß in dieſem Herbſt das I. Armeekorps (General Jamont) und das II. (General de Cools) gegeneinander manöveriren ſollen unter der Oberleitung des Generals Billot, Mitgliedes des Oberſten Kriegsrathes. Die Uebungen werden in der Zeit vom 9. bis 23. September in der Gegend zwiſchen Péronne und Cambrai ſtattfinden. Der Kriegsminiſter hat für mehrere Korps (alſo nicht alle!) die Anwendung der Patronen mit rauchſchwachem Pulver während der Herbſtübungen angeordnet. Le Progrès begrüßt beide Maßregeln mit beſonderer Freude, unter dem Geſichtspunkte der Vorbereitung zum Kriege. „Die Manöver zweier Armeekorps gegeneinander ſind eine unentbehrliche Schule für die Generale und Stabsoffiziere. Und unerläßlich iſt auch die Verwendung des neuen Pulvers, aus der man Schlüſſe hinſichtlich der neuen Gefechtsformation wird ziehen können“...

Die Verdoppelung des 6. Armeekorps iſt wohl endgültig aufgegeben, dagegen ſind Aenderungen dahingehend zu erwarten, daß mehrere Armeekorps mit der ſchmalen Stirnſeite an die Grenze ſtoßen: ſicherlich würde dadurch ein ſchnellerer Ausmarſch größerer Truppenmaſſen im öſtlichen Gebiet gewährleiſtet. 8.

Literatur.

Einige taktiſche Aufgaben, geſtellt und beſprochen an der K. K. Kriegsſchule von Carl Ritter Mathes von Bilabruck, k. k. Oberſt des Generalſtabs-Korps. Mit fünf Karten. 2. Auflage. Wien 1889. Verlag von L. W. Seidel u. Sohn. Preis: 4 Mark.

Dieſe applikatoriſch-taktiſchen Aufgaben ſind ausgewählt aus der Zahl der im Laufe des 88er Uebungsjahres von den Zöglingen des Oberſt Mathes an der Wiener Kriegsakademie ausgeführten bezw. gelöſten. In hohem Grade anregend und feſſelnd ſind die angenommenen Kriegslagen, die daran geknüpften Aufgaben, die Beſprechungen und Löſungen, ſoweit letztere gegeben oder angedeutet werden.

Die Aufgaben ſollen, ihrer Beſtimmung und Entſtehung nach als Beiſpiele dienen für die Illuſtrirung einzelner Grundſätze der Taktik. Beachtung verdienen die Geſichtspunkte, die bei dem Entwurfe, der Durchführung und Beſprechung der

Aufgaben maßgebend waren. Jeder Aufgabe soll ein bestimmter, relativ eng begrenzter Belehrungszweck zu Grunde liegen und hierdurch die Klippe vermieden werden, in der Absicht, die Aufgabe in allen Theilen zu erschöpfen, an einem Tage zu viel lehren zu wollen. Man gehe nach Maßgabe, wie der theoretische Unterricht fortschreitet, bald zur praktischen Anwendung des Erlernten über durch Stellung von Aufgaben, halte sich hierbei indessen vor Augen, daß erst aus der klaren Erkenntniß des Wesens des Gefechts das volle Verständniß für die Aufgaben und die Verwendung der einzelnen Waffen hervorgeht. Man stelle hierbei den Ausarbeitenden Anfangs vor ganz bestimmte, scharf umgrenzte Aufgaben, bei welchen es sich lediglich um die geschickte und umsichtige Durchführung eines erhaltenen Auftrages handelt, übergehe dann zu Aufgaben, welche die Entschlußkraft, d. i. die Fähigkeit zum Entwurfe des Gefechtsplanes entwickeln und festigen sollen und kombinire erst bei vorgeschrittener Uebung den Gefechtsplan mit der Durchführung desselben. Auch hierbei empfiehlt es sich, das Hauptgewicht auf eine konsequente, energische und geschickte Durchführung zu legen, denn auch minder gute Entschlüsse können bekanntlich bei zielbewußter, kräftiger Durchführung gelingen und der schönste Plan mißglückt, wenn er ungeschickt und kraftlos ausgeführt wird. —

Während bei den anfänglichen Arbeiten die Erwägungen, aus welchen der Entschluß hervorgeht, an die Spitze der Arbeit gestellt werden sollen, empfiehlt es sich bei vorgeschrittener Uebung die Arbeit mit der unvermittelten Wiedergabe des kurz und präzise gefaßten Entschlusses beginnen zu lassen; denn die Gewandtheit und Sicherheit in der Abwickelung des geistigen Prozesses, welcher zum Entschlusse führt, soll nach und nach derart gesteigert werden, damit endlich die Entschließung bei voller Klarheit über die Elemente, auf welchen sie sich aufbaut, so rasch und unmittelbar erfolge, wie dies in zahlreichen Kriegslagen durch die Verhältnisse thatsächlich geboten ist. Erst wenn es die entwickelte Entschlußkraft und erhöhte Geschicklichkeit in der Befehlgebung gestatten, soll schon zu Beginn der Arbeit die unmittelbare Wiedergabe der Dispositionen gefordert werden. Die Begründung des getroffenen Entschlusses oder der ertheilten Disposition kann dann hinterher verlangt werden . . . .

Die Grundsätze der Taktik sind in ihrer Anwendung sehr flüssig. Das erste und oberste Gesetz derselben ist jenes der Zweckmäßigkeit. Was aber zweckmäßig ist, das muß in jedem Falle konkret ermittelt werden; hiervon können die bestausgeklügelten Grundsätze nicht dispensiren. Es wäre freilich weit einfacher, aber auch nicht halb so interessant, Taktik zu treiben, wenn sich diese in starre Gesetze kneten ließe. Ein Lehrer erzielt nur anfangs Scheinerfolge, wenn er seine Schüler in allen Sätteln der Methode, welche jenen der Schablone meist verzweifelt ähneln, zurechtsetzt; in der That aber schafft er sich nur Schwierigkeiten, wenn er eine Reihe von fragwürdigen Grundsätzen aufstellt, die der erste Versuch der Anwendung über den Haufen wirft. Man bilde und entwickele richtige Anschauungen über den Krieg und seine Anforderungen, man würdige die Elemente,

die physischen, technischen und vor Allem die moralischen, die sich im Felde gegenübertreten, man schärfe das militärische Urtheil und vervollkommene dessen Anwendung. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel . . .

Uns war es ein Genuß, die Aufgaben des österreichischen Generalstabsobersten durchzuarbeiten, welche ein neuer Beweis, zu vielen andern, sind, daß drüben die taktischen Meinungen und die Offiziersausbildung im Ganzen und Großen der unsrigen gleich kommen. 132.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848 bis 1871. Von J. Hartmann, Kgl. preußisch. General-Lieutenant z. D. I. Theil: Aus zwei annektirten Ländern. II. Theil: Per aspera ad astra. Dritte unveränderte Auflage. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1890. Preis beider Theile: 6,80 Mark.

Das ist ein fesselndes Buch, das — wie Horaz es als höchste Leistung hingestellt — gleichzeitig den Leser belehrt, fördert im Wissen und unterhält, das Gemüth anregt und bereichert! Der würdige Herr Verfasser — ein deutscher Patriot, ein vornehm-gesinnter, hochgebildeter Mann, voll tiefen Gemüthes und mit schalkhaftem Humor begabt — ist geborener Hannoveraner, focht als Offizier bei Langensalza und trat dann in preußische Dienste, woselbst seine erste Garnison Kassel war: daher die Ueberschrift des I. Theils: „Aus zwei annektirten Ländern." — Es ist seit mehr denn 2 Jahrzehnten bei uns, im Volk und Heer, bekannt und anerkannt, wie tüchtige und gebildete Offiziere das ehemalige Königreich Hannover den preußischen Korps zugeführt hat. Einer der hervorragendsten Vertreter war jedenfalls der Herr Verfasser der beiden Erinnerungsschriften, der uns tiefen Einblick gewährt in das soziale, politische, militärische Leben und Treiben zur Endzeit des selbstständigen Hannover: man sieht, wie die körperliche Blindheit und persönliche oder Familien-Eifersucht des an sich edlen Königs Georg denselben an der klaren Erkenntniß des Richtigen und Nöthigen hindern und ihn unwissentlich unter die Leitung einzelner Rathgeber bringen. Und dann sieht man die tapfere Armee unentwegt in Vasallentreue zu ihrem Kriegsherrn stehen, für ihn kämpfen und — im Siege untergehen.

Es muß wahrlich eine schwere Aufgabe gewesen sein für die ehemals Hannoverschen Offiziere — und das gilt gleicherweise für die Kurhessen und Nassauer! — sich voll und ganz einzuleben in den preußischen Dienst mit seiner straffen Eigenthümlichkeit, in die völlig andersgestalteten Reglements, — vor allem aber auch in Haltung und Ton, in Gesinnung und Empfindung des preußischen Offizierkorps. Daß wir mancherlei Ecken und Kanten besitzen; daß unser wohlberechtigtes Selbstbewußtsein bei einzelnen Mitgliedern äußerlich stärker, — selbst verwunderlicher — in die Erscheinung tritt, als gerade durchaus nöthig ist, das wollen wir keinesfalls abstreiten. General Hartmann benutzt auch mit liebenswürdigem Humor manche Gelegenheit, diese kleinen — meist harmlosen — Auswüchse zu streifen und an Vorkommnissen darzustellen. Aber — er erkennt und schildert meisterhaft das ihm sympathische innerste Wesen des Heeres und so wirken seine kleinen Sarkasmen

nur erheiternd, nie verletzend! — Und endlich — nach der schweren geistigen und politischen Verwirrung in Hannover, den „Welfenumtrieben“, — das große, auch für das jüngstgeschmiedete Neupreußen so bedeutsame, aus dem gemeinsam vergossenen Blute überall Versöhnung der Gegensätze bringende Ereigniß: der deutsch-französische Krieg. — Und die Form der Erzählung!? „Nicht mit Unrecht hat man das Buch hier und da einen historischen Roman genannt, mit mehr Recht ist es zu den Memoiren gezählt worden. Denn es schildert zwar ein Stück norddeutschen Familienlebens in novellistischer Gestalt, die politischen und kulturgeschichtlichen Zustände jedoch, wie sie thatsächlich waren; es bewegt wohl mit Freud und Leid die Herzen der Frauen, aber es wendet sich bei der Erzählung von den Kämpfen, die in Wort und That, in Frieden und Krieg bestanden werden mußten, mit ernster Wahrheit an die Männer.“ So der Herr Verfasser, dem wir im Namen aller unserer Leser herzlich dankend die Hand schütteln für seine prächtige Gabe! 127.

Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge. Von B. Poten, Kgl. preußischem Oberst z. D. Erster Band: Allgemeine Uebersicht, Baden, Bayern, Braunschweig, Colmar. Berlin 1889, bei Hofmann u. Comp.

Dieses Werk bildet den X. Band der unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten von Karl Kehrbach herausgegebenen: „Monumenta Germaniae paedagogica“ —, d. h. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge.

Wenn irgend Jemand, so war Herr Oberst Poten, — ein Offizier umfassendster allgemeiner sowohl, wie fachlicher Bildung, — der Mann dazu, solche Arbeit zu leisten und der General-Inspekteur des Preußischen Militär-Erziehungs- und Bildungs-Wesens, General der Infanterie von Strubberg, wußte wohl, warum er seinen früheren Adjutanten zur Uebernahme dieser Arbeit veranlaßte.

Nach dem allgemeinen Plane der Monumenta sind nur diejenigen Anstalten und Einrichtungen in den Kreis der Besprechungen gezogen, bei denen die wissenschaftlichen Ziele im Vordergrunde standen oder stehen; alle, welche in der Hauptsache die körperliche Ausbildung zum Gegenstande hatten oder haben, wie Turn-, Reit-, Schieß- ꝛc. Schulen mußten ausgeschlossen werden. Der Ausdruck „Militär“ ist im eigentlichen Sinne des Wortes genommen, nicht auf Militär-Heilkunde, -Rechtspflege, -Verwaltung ꝛc. und eben so wenig auf die Marine ausgedehnt.

Sehr richtig hat der Herr Verfasser die Staatenbildung als Grundlage seiner Darstellung genommen und — dem Alphabet gemäß — im ersten Bande Baden, Bayern, Braunschweig und Colmar besprochen, während über den nächsten Band nichts verlautet.

In der „allgemeinen Uebersicht“ wird ein kurzer Abriß der Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den verschiedenen deutschen Staaten und der Schweiz gegeben. Artillerieschulen sind die ältesten militärischen Bildungsanstalten: die erste wurde 1506 zu Venedig errichtet; erst 100 Jahre später

finden wir die Anfänge umfassenderer Kriegs- und Ritterschulen. Wir übergehen das Folgende; um aber auch in dieser kurzen, andeutungsweisen Besprechung einem hochverdienten Manne gerecht zu werden, führen wir — das Gesammtwerk im Uebrigen dem Studium aller Kameraden von nur einigermaßen wissenschaftlichem Interesse empfehlend — eine Stelle des Buches hier an: Aus einer jener kleinen Militärschulen, welche ihr Dasein der durch den 7jährigen Krieg gehobenen Anregung verdankten, ging der Mann hervor, welcher auf die Gestaltung des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als je einer vor oder nach ihm. Es war Scharnhorst. Der Weg, den er von der Inselschule im Steinhuder Meere bis an die Spree zurückzulegen hatte, zeigt zwei denkwürdige Haltestellen: die erste zu Nordheim in der Offizierschule eines Reiter-Regiments, also derjenigen Waffe gehörend, deren wissenschaftliche Bestrebungen und Leistungen bis auf die neueste Zeit im allgemeinen Minderwerthige waren, und welche hier mit der Einrichtung einer Anstalt, die ein Seydlitz vergeblich erstrebt hatte, voranging; die zweite zu Hannover an der Artillerieschule, von wo er die Vorbilder nach Berlin mitbrachte, welche er bei dem großen Werke der Neugestaltung des preußischen Heerwesens nach dem Frieden von Tilsit verwerthete. Er hatte bei seinem Uebertritt an höheren Bildungsanstalten, außer dem Kadettenkorps, die 1765 errichtete Academie des nobles, später Academie militaire genannt, die 1788 begründete Ingenieur-, die 1791 eröffnete Artillerie-Akademie und verschiedene in größeren Garnisonen oder auch bei einzelnen Regimentern bestehende Einrichtungen zur Heran- und Fortbildung der Offiziere vorgefunden. Auch eine Aufsichtsbehörde für den gesammten Dienstzweig war vorhanden. Prüfungsvorschriften, welche den Besitz eines gewissen Maßes von Kenntnissen als Bedingung für die Beförderung gefordert hatten, gab es noch nicht. Bald nach seinem Eintritt erfolgte die Errichtung von Junkerschulen und einer Akademie für junge Offiziere, an welcher Scharnhorst selbst als Lehrer thätig war. Allen bestehenden Einrichtungen, das Kadettenkorps und das Potsdamer Waisenhaus ausgenommen, machte der Niedergang der Monarchie in den Jahren 1806/7 ein Ende. . . . . Aber es erblühte in Preußen aus der blutgetränkten Saat des Jahres 1806 frisches Leben. Die gesammten Heereseinrichtungen wurden auf veränderten Grundlagen aufgebaut, die Verhältnisse der Offiziere neu geordnet. Nur Kenntnisse und Bildung gaben Anspruch auf Beförderung; der geforderte Besitz mußte durch das Bestehen von Prüfungen nachgewiesen werden; die Vorbereitung auf diese wurde durch die Errichtung von Lehranstalten erleichtert, um nicht zu sagen ermöglicht. Es waren Kriegsschulen, für die allgemeine und für die fachwissenschaftliche Ausbildung von Offizieranwärtern und von Offizieren bestimmt; eine der Anstalten vermittelte zugleich höhere Bildung. Ferner ward eine Artillerie- und Ingenieurschule errichtet. Von den früheren Anstalten waren das Kadettenkorps und das Militärwaisenhaus erhalten; 1812 ward angeordnet, daß auch bei der Infanterie und Kavallerie Mannschaftsschulen errichtet werden sollten. Scharnhorst war die Seele der Neugestaltung, welche in ihren Grundzügen noch heute in Wirksamkeit ist. . . .

Es ist eine Freude, an der Hand eines Führers, wie der Oberst Poten ist, den Gang der Entwickelung der militärischen Bildungsanstalten zu verfolgen — und dieser Führer hat sich durch seine Arbeit wieder einmal um die militärische Wissenschaft hoch verdient gemacht! 129.

„Français et Russes vis-à-vis de la Triple-Alliance“ nannte sich ein gegen Ende des Novembermonats 1889 erschienenes Buch des französischen Artilleriehauptmanns Paul Morin. Zwar hatte genanntes Werk einen Verleger in Paris gefunden und dann wegen seines Inhalts auch Aufsehen erregt in den weitesten Kreisen, aber die Presse Frankreichs fand es zumeist für angezeigt, ein eisiges Stillschweigen gegenüber dieser allzu aufrichtig beschaffenen Leistung eines französischen Offiziers und Militärschriftstellers zu beobachten.

Ein einziges Pariser Blatt brachte bald nach Erscheinen erwähnten Buches eine kurze Besprechung desselben, aber auch nur, um seine Leser vor der Lektüre dieses „livre néfaste“ zu warnen und sein Entsetzen kund zu geben, daß dergleichen in Frankreich und gar in Paris erscheinen, sowie gläubige Leser finden könne.

Die Ursache dieser Abneigung gegen das Buch des Hauptmanns Morin ist hauptsächlich in dem Umstande zu finden, daß dasselbe durchweg als ein Symptom gesunder Gegenbewegung wider die Pflege gewisser „national“ und „international“ angehauchter Revanchegelüste aufgefaßt werden muß. Hauptmann Morin scheint wenig auf die Gunst jener Preßmajorität zu achten, die in Frankreich wie auch in anderen Ländern mehr der „Stimmung der Zeit“, und den nicht immer besonders empfehlenswerthen „Empfindungen“ der „großen Masse“ zum „berechtigten Ausdruck“ dient. Unverblümt und mit entschiedenster Schärfe, legt der Artilleriekapitain Paul Morin seine Ansichten über den von seinen Landsleuten eigenthümlich bemessenen Werth einer französisch-russischen Angriffs- und Vertheidigungsallianz als Fachmann und nüchterner Forscher dar. Er verspricht sich wenig oder vielmehr gar nichts Gutes von einem französisch-russischen Bündnisse, und das muß an der Seine in gewissen Kreisen natürlich arg verschnupfen.

Als kaltkritisch gestimmter Autor weist er nach, daß die geographische und topographische Lage in Polen dem russischen Heere durchaus nicht günstig sei. „Wie Sadowa, Wörth und Spicheren Europa überraschten, ebenso werden die künftigen Schlachten in Polen eine Ueberraschung sein,“ schreibt Hauptmann Morin wörtlich in oben angedeutetem Sinne.

„Rußland — schreibt er in Weiterem — ist viel weiter von uns getrennt als Deutschland! Das panslavistische Rußland — und nur dieses könnte Frankreich in Betracht ziehen — denkt nur an Eroberungen, an Eroberungen an der Donau, in Kleinasien, in Turkestan sowie am Japanischen Meere. Krieg und Eroberung ist der feste Glaube der Slaven. Für ihn giebt es keinen Frieden, kein Schiedsgericht, er will nur die Macht der Waffen. Und nur zu seinem Nutzen! Ganz anders ist die Geistesanlage des Deutschen. Er will bewahren, was er erwarb. Deutschland waffnet auf's Aeußerste, weil es einen Krieg für möglich hält, in dem

seine Erwerbungen in Frage gestellt werden könnten. Es wird aber keinen einzigen Soldaten bezahlen, um in Europa neue Provinzen zu erobern. Es will verhindern, durch Waffengewalt der Provinzen beraubt zu werden, deren es sich durch Waffen bemächtigt hat. Es ist das weit ungefährlicher für den Nachbar, als die russische Anschauung, welche die ganze Türkei und Centralasien haben will, weil sie Rußland für stark genug hält, um diese Länder zu nehmen. Man muß seine Nachbarn nach Gebühr würdigen. Der Deutsche trägt uns unsere beleidigenden Auslassungen nach und hat Besorgniß vor unseren Launen, aber er bewaffnet sich gegen uns nur für den Fall, daß wir von den Worten zu Thaten übergehen sollten. Der wahre Grund des allgemeinen Unbehagens in Europa liegt an einer anderen Stelle: Rußland will die Donau, wenn nicht als russischen Strom, so doch als einen Strom, der Provinzen durchfließt, die Rußland unbedingt gehorchen ꝛc. ꝛc." „Wenn es hierüber zum Zusammenstoß zwischen Rußland und Oesterreich kommt," schreibt der französische Militär und Fachgelehrte Paul Morin ebenfalls wörtlich, „so wünschen wir, daß Frankreich neutral bleibe und es dem slavischen Ergeize überlasse, den Kampf aus eigener Kraft zu führen, gleichviel, ob Oesterreich in ihm allein bleibt oder von seinen Bundesgenossen unterstützt wird." „Ob Rußland in diesem Kampfe siegt oder geschlagen wird, — es kann Frankreich von gar keinem Nutzen sein!" lautet ein kühler und deutlicher Schlußsatz des französischen Offiziers, der hier seine Meinung ungeschminkt kundgiebt und nicht um die Gunst oder um den Beifall derer wirbt, die nur mit dem großen Strome zu schwimmen wagen.

Paul Morin begründet seine Ansichten auch durchaus fachmännisch. „So viel Rußland auch für die Erweiterung seines Eisenbahnnetzes gethan habe, so stände dieses doch weit hinter dem deutschen und österreichischen zurück, das in drei Tagen dieselbe Arbeit zu verrichten vermöge, als das russische Bahnnetz während voller sieben Tage. Die russische Mobilmachung müsse sich unter allen Umständen langsamer vollziehen als die deutsche und die österreichische, einmal wegen der Unzulänglichkeit der Eisenbahnen (und Straßen möchten wir hinzufügen), sodann aber, weil man nicht wagen könne, die polnischen Reservisten in die in Polen stehenden Regimenter einzustellen, sondern die Reserven für diese aus dem Innern des russischen Reiches im gegebenen Falle herbeiholen müsse." „Polen ist von Rußland durch Ströme Blutes getrennt," schreibt der französische Artilleriehauptmann im November 1889 (!), „und diejenigen Revanchepolitiker," fährt er fort, „die von einer Aussöhnung dieser beiden slavischen Nationen träumen, möchten doch einen Vergleich anstellen zwischen der Behandlung Elsaß-Lothringens und den entsetzlichen Martern, welche die Polen erduldet hätten." Das Zahlenverhältniß der Streitkräfte, welches gewöhnlich in Frankreich für die Macht Rußlands angeführt wird, fertigt Hauptmann Morin gleichfalls ab, und behauptet auch hier zum Schlusse: eine Niederlage Rußlands stehe außer Zweifel!

Vorläufig steht freilich auch „außer Zweifel", daß der genannte Autor mit seinem Werke und seiner Absicht daheim in Frankreich, gleich dem Schäfer im

bekannten Sonntagsliede, „allein auf weiter Flur" steht. Aber ein Ereigniß auf dem Gebiete französischer Militärliteratur bleibt sein Werk deswegen erst recht, da dieser Mann den moralischen Muth und die Fähigkeit besitzt, seine eigene Meinung würdig zu verfechten. 36.

Taschenkalender für Schweizerische Wehrmänner 1890. Vierzehnter Jahrgang. Frauenfeld, Verlag von J. Huber.

Ein alter lieber Bekannter ist dieser reichhaltige Taschenkalender mit seinen vielseitigen fachmännischen Angaben und praktisch verwendbarem Inhalte dem Rezensenten, der bei literarischen Arbeiten häufig genug im Laufe der Jahre die Nützlichkeit dieses Büchleins erprobte, sowie bei Gebirgstouren oder größeren Ausflügen stets ein gutes Unterhaltungsmittel in demselben erblickte. Der neue Jahrgang ist mit dem sympathischen Bildniß des weiland Obersten und Bundespräsidenten Hertenstein geschmückt, wobei ganz richtig jede Unterschrift oder Personalbenennung des Dargestellten, der allgemeiner Verehrung im In- und Auslande sich erfreute, weggelassen wurde.

Umgearbeitet sind viele Abschnitte, die aus früheren Jahrgängen des Wehrmannskalenders herübergenommen wurden. Ganz neu aufgenommen sind noch mehr, die zum Theil speziell heutiger Zeitlage entstammen. In dieser Beziehung fehlt auch nicht der leider zur Bedeutung gelangte: „Allgemeine Dienstbefehl betr. Munitionsverheimlichung."

Ausstattung und Einrichtung des Ganzen mit eingefügten Schieferpergament-Platten, leicht abtrennbaren Befehls- und Meldezetteln, Illustrations-, Tabellen- und Kartenbeilagen ꝛc. ꝛc., sind vorzüglich und können als musterhaft gelten.

36.

Kleine Mittheilungen.

Frankreich. Kabelbruch. Probefahrten des unterseeischen Bootes „Gymnote". — Mehrere französische Blätter bringen um die Mitte Januar folgende Mittheilung:

Vor einigen Wochen lenkten wir die Aufmerksamkeit der berufenen Personen auf die zahlreichen Brüche des einzigen Kabels, das uns im Falle eines allgemeinen Krieges mit Rußland in Verbindung halten wird.

Dieses Kabel ist soeben wieder gerissen, — oder zerrissen worden! — in der Nordsee; zum sechsten Male in einem Jahre. Wir glauben nicht, daß diese

Brüche von Heringen verursacht werden. Man müßte doch der Sache recht ernstlich auf den Grund gehen, um so mehr, als unsere telegraphischen Verbindungen mit Petersburg, wie man uns versichert, ausschließlich durch Deutschland gehen, wenn das französisch-dänische Kabel zerrissen ist. . . . .

Ende Dezember v. J. hat der „Gymnote" Probefahrten unter Wasser zur vollsten Zufriedenheit gemacht. Es sei kurz erwähnt, daß dies kleine Boot die Gestalt einer Spindel hat; — eine Länge von 17 m., einen Durchmesser von 1⅓ m., gerade die erforderliche Innenhöhe, um aufrecht zu stehen; — daß es 30 000 kg. wiegt; daß sein Motor eine elektrische Maschine von 55 Pferdekräften ist, nach den Plänen des Kapitän Krebs konstruirt und durch Accumulatoren in Thätigkeit gesetzt. Dieser Motor bewegt eine Schraube. Der „Gymnote" hat bereits Ende 1888 Proben abgelegt, die seine Seetüchtigkeit erwiesen: inzwischen sind durch kleine Aenderungen geringe Konstruktionsmängel beseitigt worden. Die jetzigen Versuche verliefen folgendermaßen:

Nachdem man eine kurze Ausfahrt gemacht hatte, um festzustellen, daß Alles an Bord gut funktionirte, und einige Male mit aller Leichtigkeit untergetaucht war, kehrte der „Gymnote" in den Hafen zurück, woselbst man seine Accumulatoren lud. Den zweiten Tag darauf ging die Fahrt um die Mittagsstunde vor sich. Man hatte den Theil der kleinen Rhede von Toulon ausgewählt, der zwischen der Bakentonne von Saint-Mandrier und dem Feuerschiff liegt. Dort ist hinlängliche Wassertiefe und man brauchte nicht zu besorgen, Booten zu begegnen. Man hatte eine Strecke von 1200 bis 1500 Metern, die man hin- und herdurchlaufen wollte. Der „Gymnote" wurde übrigens von einer Dampfschaluppe begleitet, welche den Befehl hatte, die den Kurs etwa kreuzende Boote fernzuhalten. Am Abfahrtplatz wurden alle Maßregeln getroffen zum Tauchen, — auf Befehl des Kommandanten, eines Schiffslieutenants, begann die Sache, indem das Horizontalsteuer sanft bewegt wurde. Der „Gymnote" neigte sich vorn und sank nach und nach; bald bemerkte man nur noch eine Schaufel und einen Theil der Schraube über dem Wasser; dann verschwand Alles. Es war vorher abgemacht, daß man sich etwa 2½ m unter dem Wasserspiegel halten sollte. Dies wurde, unter Abweichungen von etwa 20 cm, mit Leichtigkeit ausgeführt. Die Richtung gab der Gyroskop mit mathematischer Genauigkeit an. Der zurückgelegte Weg wurde nach der Zahl der Drehungen der Schraube geschätzt und man wußte so, wann man sich am Ende der Strecke befand. Der „Gymnote" kam dann wieder an die Oberfläche, wechselte das Ziel und tauchte wieder unter. Um 2½ Uhr erschien der Seepräfekt; der „Gymnote" erwartete ihn hart unter dem Wasserspiegel. Sobald er die Dampfschaluppe des Admirals bemerkte, tauchte er und fuhr soweit umher, als es die Tiefe der Rhede gestattete. Er blieb 10 Minuten unsichtbar. Der „Gymnote" hinterläßt auf dem Wasserspiegel keine Spur seiner Fahrt und da er, wenn grau gefärbt, durchaus unsichtbar ist, so hatte man ihm diesmal einen weißen Anstrich gegeben, sodaß man aus der Nähe seinen Lauf unter dem Wasser verfolgen konnte. Mit einiger Gewandtheit bemerkte man in der That einen weißen

Streifen. Der Bootsführer des Präfekten verlor ihn nicht aus den Augen, denn sobald der „Gymnote" an die Oberfläche kam, war die Schaluppe stets ganz in der Nähe. Kurz nach 4 Uhr kehrte der „Gymnote" in das Vauban-Bassin zurück und die Luft unter Deck war ebenso leicht zu athmen, wie bei der Abfahrt; er hatte in seinen Akkumulatoren noch Elektrizität für mehrere Stunden. Er ist nach seiner im letzten Jahre erfolgten Verbesserung der erste Typ eines mit Sicherheit unter Wasser fahrenden Bootes. Es sei bemerkt, daß er erbaut ist nach den Entwürfen des pensionirten Schiffsbaudirektors Zédé; daß sein elektrischer Motor vom Kapitän Krebs konstruirt ist und einzelne Verbesserungen geringfügiger Art von dem Kommandanten des „Gymnote", dem Lieutenant Baudry Lacantinerie herrühren. Bei der hier beschriebenen Probefahrt waren diese drei Offiziere an Bord des „Gymnote" und hatten zu ihrer Unterstützung nur einen einzigen Matrosen bei sich. (Le Temps.) 8.

— Befestigung der spanisch-französischen Grenze. Wenn man sieht, daß jedes andere Land in Europa schon Jahre lang fortwährend mit der Organisation seiner militärischen Kräfte und der Grenzvertheidigung beschäftigt ist, so hat es vielleicht nichts Befremdendes, wenn man findet, daß Spanien der Vertheidigung seiner Nordgrenze, für welche die Natur in den Pyrenäen bereits so viel gethan hat, einige Aufmerksamkeit zuwendet. Seit 1876 sind jährlich einige Millionen Pesetas für die unter Leitung eines königlichen Ingenieur-Departements ausgeführten Befestigungs-Arbeiten ausgegeben worden. Der Hauptzweck der Befestigung der Pyrenäenpässe ist natürlich gewesen, dieselben einem von Norden kommenden Feinde zu verschließen; man beabsichtigt aber auch sich der neuen Werke als Stützpunkte und Grundlage für die Operationen einer aktiven Armee zu bedienen.

Die Befestigungen sind verschiedener Art — Redouten, Rundforts ꝛc. und besonders an solchen Punkten angelegt, wo sie Fahrstraßen und Eisenbahnlinien beherrschen. Sie dehnen sich von Katalonien bis Guipozcoa aus einige der hauptsächlichsten befinden sich bei Val Carlos, Val de Batzan, Canfranc, in Ober-Navarra, Ober-Arragonien und weiter östlich und an den Hauptpässen und Engwegen der Provinzen Lerida, Gerona und Katalonien. Es sind nicht allein Forts errichtet worden, um die bereits vorhandenen Bahnen, sondern auch die der geplanten Strecken Canfranc—Oleron und Noguera—Pallares zu decken. Stellungen für verschanzte Lager sind bei diesen Forts in jedem einzelnen Falle ausgesucht worden, und bei einigen die nothwendigen Erdwerke und sonstigen Befestigungen bereits vollendet. Anstatt der alten Befestigungen solch' wichtiger Plätze wie Gerona, Pamplona und San Sebastian sind neue von erprobter Stärke und in Uebereinstimmung mit den Anforderungen des modernen Krieges errichtet worden, wie z. B. das Fort San Christobal bei Pamplona und die Citadelle von San Marcos bei San Sebastian. Das letztere Fort beherrscht wirksam sowohl die Rhede von Passages als wie die Hauptlinie der spanischen Nordbahn. Das Fort San Marcos wird noch durch das jetzt auf der Kuppe von Choritoqueta im Bau begriffene Schwesterfort ergänzt,

welches die Thäler von Orio und Urumea, sowie das von Hernani beherrschen wird. Ein anderes Fort mit Panzerbrustplatten wird hinter Fuentarabia und nahe Kap Siguier erbaut in der Absicht, das Thal der Bidassoa zu beherrschen. Das Feuer von diesem Punkt aus wird sich mit dem Feuer von einem anderen Fort an der Kapelle von San Marcial, berühmt einst im Halbinselkriege und auch als Hauptquartier von Don Carlos während der Belagerung von Irun im Jahre 1874, kreuzen. Obgleich die Ausrüstung noch weit davon entfernt ist, beendet zu sein, so sind doch viele derselben bereits mit Kruppschen Geschützen armirt.

(Deutsche Heereszeitung nach Army and navy gazette.)

— Feldausrüstung der Infanterie. Ploennies berechnete im Jahre 1865, daß der Soldat etwa mit 22 kg belastet werden dürfe. Heute ist das Verhältniß des Gewichtes der Feldausrüstung bei den nachstehenden Staaten das folgende:

Bulgarien	26,885 kg
England	27,202 „
Frankreich	27,739 „
Oesterreich	27,811 „
Rußland	28,592 „
Deutschland	29,856 „
Italien	30,5 „
Schweiz	30,947 „

Hiervon kommen auf Bekleidung und Ausrüstung

Bulgarien	16,310 kg
England	18,449 „
Frankreich	19,233 „
Oesterreich	19,421 „
Rußland	20,240 „
Deutschland	20,406 „
Italien	22,292 „
Schweiz	21,815 „

und auf Bewaffnung und Munition:

Bulgarien	10,505 kg
England	8,753 „
Frankreich	8,506 „
Oesterreich	8,39 „
Rußland	8,352 „
Deutschland	9,450 „
Italien	8,208 „
Schweiz	9,132 „

Bei Deutschland ist zu bemerken, daß die neue Feldausrüstung folgendes Gewicht aufweist:

Bekleidung . . .	6,041 kg
Ausrüſtung . . .	15,580 „
Waffe und Munition	9,360 „
	30,981 kg

(Aus „Studie über die Feldausrüſtung d. Infanterie", Hannover, Helwing, 1888.)

— Hebung des engliſchen Panzerſchiffes „Sultan" bei Comino. Bekanntlich fuhr dieſes herrliche Panzerſchiff im März 1889 bei Comino unweit Malta auf und wurde, da alle Maßnahmen zum Flottwerden erfolglos waren, verlaſſen.

Der „Sultan" hatte 9290 t Deplacement, eine Maſchine von 7700 indicirten Pferdekräften, welche dem Schiffe eine Fahrt von 13 Meilen per Stunde gaben. Die Länge betrug 99, die Breite 18 und der Tiefgang achter 8·4 m. An Artillerie befanden ſich auf dieſem Caſemattſchiff 8 18-Tonnen-Geſchütze (10zöllig), 4 12-Tonnen-Geſchütze (9zöllig), 7 4zöllige Hinterlader, 7 leichte Geſchütze und 17 Mitrailleuſen. Das Schiff, aus Eiſen gebaut, ging 1868 vom Stapel, war daher bei der Kataſtrophe etwas über 20 Jahre alt.

Eine genueſiſche Firma „Baghino" hatte die Hebungsarbeiten ſeitens der engliſchen Admiralität um den Preis von 50 000 Lire Sterling zugewieſen erhalten, nachdem das engliſche Arſenal in Malta die Hebung mit den dort befindlichen Mitteln als unmöglich bezeichnet hatte.

Die vom Ingenieur Chambon geleiteten Hebungsarbeiten repräſentiren eine der ſchönſten Leiſtungen der Technik in dieſer Art. Zuerſt wurden von den Tauchern alle Schäden viſitirt.

Zu jedem Leck wurde eine genau paſſende Holzrahme hergeſtellt, dieſe befeſtigt, mit Brettern verſchlagen und Cement in dieſelbe eingegoſſen. Da das Deck faſt ganz unter Waſſer war, mußte eine zweite Bordwand aus Ziegel und Cement aufgeſetzt werden, was ſchließlich, nach wiederholter Zerſtörung durch die See, gelang.

Mit Worthington-Pumpen, welche 8000 t per Stunde aus dem Schiffe beförderten, gelangte man dazu, dieſes in waſſerdichte Abtheilungen zu theilen und endlich das Schiff zu heben.

Gegenwärtig befindet ſich das Schiff in Malta, wo Geſchütze und Kohlen ausgeſchifft werden, um das Einfahren im Dock zu erleichtern.

Da es im Vordertheile noch immer Waſſer zieht, ſo arbeiten die Pumpen beſtändig fort, um es auf den richtigen trimm zu bringen. Die engliſchen Zeitungen ſind über den abgeſchloſſenen Kontrakt mit der Geſellſchaft „Baghino" recht ungehalten und behaupten, daß das geborgene Material nicht 50 000 Pfund Sterling werth ſei. Allerdings ſoll die Maſchine viel gelitten haben.

Der Firma „Baghino" ſoll die ganze Arbeit nicht mehr wie 10 000 Pfund Sterling gekoſtet haben. (Armeeblatt.)

— Statistik der Kämpfe der Neuzeit. In der „Schweizer Zeitschrift für Artillerie und Genie" giebt Oberstlieutenant Meinecke des Ingenieur-Korps nachstehende interessante statistische Mittheilungen:

Der größere oder geringere Werth kriegsgeschichtlicher Thatsachen kann einzig durch den statistischen Nachweis richtig und vollständig beurtheilt werden. Die einer sorgfältig geführten Statistik entnommenen Zahlen funktioniren hierbei als ganz zuverlässige Zeugen und gestatten deshalb auch viel deutlichere Folgerungen, als selbst die größten Bücher von nicht statistischem Inhalt.

Gerade diese unwiderlegbaren Folgeschlüsse beleben aber das an und für sich etwas eintönige statistische Material und verleihen demselben ein oft ganz ungeahntes Interesse.

Dies ist auch der Grund, warum wir versuchen, hier einige wichtigere Daten zusammenzustellen, welche einer größern, meisterhaft behandelten statistischen Arbeit des Ludwig Freiherr von Gotterheim, Hauptmann im k. k. Infanterie-Regimente (in Streffleurs österreich. Militärzeitschrift, 30. Jahrgang, 1. Band, 1. und 2. Heft) entnommen sind.

Ueber 400 Kämpfe der Neuzeit von 1792—1871 wurden dieser Statistik zu Grunde gelegt; speziell die nachstehende Tabelle enthält nur 80 dieser Kämpfe, für welche die nothwendigen Daten am vollständigsten vorhanden waren, und es beziehen sich letztere stets auf die Summe der von beiden kämpfenden Parteien erhaltenen Resultate.

Statistik der Kämpfe der Neuzeit.

Auf dem Kampfplatze waren			Zeit und Ort des Kampfes	Gesammtzahl der Streitkräfte	Gesammtverluste	
Infant.	Kav.	Geschütze			Todte u. Verwundete	Gefangene und Vermißte
Mann	Mann			Mann	%	%
56000	7000	244	1795 Mainz	63000	6,7	2,8
135000	27900	538	1809 Aspern	163000	38,4	3,1
260828	49432	855	— Wagram	310260	11,6	4,4
179000	70000	1227	1812 Borodino	249000	25,1	5,0
124587	15627	306	1813 Kulm	140214	8,8	7,1
32100	6400	56	— Wartenburg	38500	8,0	2,6
362616	91150	1825	— Leipzig	453766	19,3	4,2
73700	14800	220	— Hanau	88500	22,4	9,5
93000	28200	264	1831 Wawr	121200	5,8	5,8
36200	1860	55	1848 Pastrengo	38060	0,6	1,0
54200	5800	143	— St. Lucia	60000	1,7	1,8
23680	410	99	— Corunda u. Ponte della Priula	24090	0,9	8,3
24580	420	66	— Curtatone	25000	5,2	13,2
33280	3520	76	— Goito, 30. Mai	36800	1,9	0,7
43328	5055	176	— Vicenza, 10. Juni	48700	3,7	0,5
10490	210	34	— Spiazzi und Rivoli	10700	2,8	0,3
25750	1750	69	— Sona und Sommacampagna	27500	1,8	1,5
33800	1130	73	— Salionzo u. Sommacampagna	34930	0,6	3,3
49720	5280	167	— Custozza	55000	3,2	1,3
22280	2720	96	— Volta	25000	2,4	2,1
28300	2200	92	— Mailand	30500	1,7	0,7
38040	3160	72	1849 Mortara	41200	1,5	5,2
20646	1664	33	— Borgo S. Siro	23310	2,2	1,2

Auf dem Kampfplatze waren			Zeit und Ort des Kampfes		Gesammtzahl der Streitkräfte	Gesammtverluste	
Infant.	Kav.	Geschütze				Todte u. Verwundete	Gefangene und Vermißte
Mann	Mann				Mann	%	%
94260	9550	274	1849	Novara	103820	5,0	22,5
25641	1894	28	1859	Montebello	27535	7,9	1,4
9800	310	12	—	Vareſe	10110	1,8	0,4
29500	1520	54	—	Paleſtro und Vinzaglia	31020	2,2	1,2
41393	800	46	—	Paleſtro	42193	4,8	1,9
105066	4642	263	—	Magenta	109708	8,8	4,7
262341	22072	783	—	Solferino	284413	9,7	4,0
12778	643	116	1864	Miſſunde	13421	2,3	0,2
16467	507	42	—	Büffelkoppel und Rackebühl	16974	1,0	1,4
10340	470	16	—	Höriup und Gudſö	10810	0,4	1,7
42288	712	231	—	Düppel	43000	6,5	7,5
27880	1482	251	—	Alſenſund	29362	4,8	7,3
161824	9536	342	1866	Cuſtozza	171360	5,2	4,2
22846	1971	64	—	Langenſalza	24817	9,0	3,7
385116	51000	1550	—	Königsgrätz	436116	5,3	6,9
25843	1287	34	—	Roßdorf	27030	2,0	0,3
18636	1443	34	—	Zella	20079	7,8	0,2
52244	2565	110	—	Kiſſingen	54809	2,8	1,1
21309	2339	42	—	Hammelburg	23848	0,7	0,1
16299	737	24	—	Laufach und Frohnhofen	17036	3,1	1,8
21527	1736	50	—	Aſchaffenburg	22882	2,9	8,7
37400	5400	126	—	Blumenau	42800	0,9	0,5
31404	1260	66	—	Tauberbiſchofsheim	32664	2,0	0,6
62580	4027	170	—	Helmſtadt und Hettingen	66607	1,2	0,5
59766	6441	129	—	Gerchsheim	66207	0,2	0,2
59893	4936	170	—	Roßbrunn	64829	2,4	0,4
27740	2450	96	1870	Saarbrücken	29890	0,5	0,02
69400	3952	210	—	Weißenburg	73352	3,4	1,5
122126	11167	389	—	Wörth	133290	11,7	7,8
55243	6800	186	—	Spichern	62043	10,4	4,0
98796	12234	342	—	Colombey-Neuilly	111030	7,0	0,6
172096	26771	645	—	Vionville	198867	15,0	1,5
271818	31584	1176	—	Gravelotte	303402	9,4	1,5
111710	10596	480	—	Beaumont	122306	4,2	2,6
181724	16904	914	—	Noiſſeville	198628	2,8	0,5
263500	44389	1203	—	Sedan	307889	8,2	31,6
51373	7820	240	—	Petit Bicêtre und Châillon	59193	1,8	0,5
28300	1600	52	—	Chevilly	29900	8,1	0,8
20400	340	24	—	La Bourgonce	20740	5,9	2,9
23300	1060	144	—	La Malmaiſon	24360	3,7	0,5
17700	300	36	—	Dijon	18000	2,5	5,6
61208	4512	234	—	Amiens	65720	4,0	1,6
93065	9422	312	—	Beaume la Rolande	102497	2,0	1,8
32914	655	42	—	L'Hay	33569	2,5	1,0
87144	16222	466	—	Loigny-Poupry	103366	7,3	3,0
132185	22190	622	—	Orléans, 3. 4. Dez.	154375	2,4	11,7
20370	1180	54	—	Nuits	21550	9,2	3,1
38426	564	104	—	Le Bourget, 21. Dez.	38990	2,4	1,2
65362	2614	190	—	An der Hallue	67976	3,1	2,3
8354	1650	20	—	Montoires und la Roches	10004	2,8	3,2
34248	2942	90	1871	Sapignies	37200	0,7	0,7
19287	288	38	—	Robert le Diable	19575	1,9	1,6
65600	4940	222	—	Villerſexel	70540	1,6	1,2
171600	13400	510	—	An der Liſaine	185000	5,1	0,5
35020	2729	90	—	Teſtry-Pouilly	37749	2,0	0,8
66300	6280	259	—	St. Quentin	72580	8,0	12,5
114273	1115	306	—	Mont Valérien	115393	3,6	0,4

Schlußfolgerungen.

a) Gesammtzahl der Streitkräfte.

	10—50000 Mann	50—100000 Mann	100—200000 Mann	200—450000 Mann	Total der Kämpfe
1792—1815	97	93	37	7	234
1831	15	2	3	—	20
1848—1850	19	7	1	—	27
1853—1855	10	6	2	—	18
1859	8	—	1	1	10
1864	10	—	—	—	10
1866	16	10	1	1	28
1870—1871	32	10	14	2	58
Total	207	128	59	11	405
	51,1 %,	31,6 %	14,6 %	2,7 %	100 %

In vorstehender Zusammenstellung von 405 Kämpfen der Neuzeit zeigen nur 11 derselben mehr als 200 000 Streiter, während ungefähr die Hälfte der Kämpfe höchstens 50 000 Mann aufweist. Die größten Heeresmassen (100—200 000 Mann) haben 15,8 % der Kämpfe von 1792—1815 und 24,1 % der Kämpfe von 1870—1871.

In den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen trat nämlich das ganze französische Volk unter die Waffen, anfänglich begeistert durch das mächtige Gefühl der Freiheit und später fortgerissen durch das Alles vor sich niederwerfende Genie Napoleons. Seine Gegner mußten daher nothwendig mit gleichen Kräften auftreten, weshalb denn auch gegen das Ende dieses Riesenkampfes fast ganz Europa an demselben theilnahm.

Das große Ziel, um welches im deutsch-französischen Kriege 1870/71 gekämpft wurde, war der unbestrittene Besitz der Suprematie in Europa und erforderte daher selbstverständlich von beiden Seiten auch die großartigste Kraftentwickelung; letztere wurde bedeutend erleichtert durch die verbesserten Kommunikationen, ferner durch die hohe Kultur und die vielen Ressourcen beider Staaten.

b) Gesammtzahl der Kavallerie.

Auf je 100 Mann Infanterie entfallen durchschnittlich für jeden Kampf von

1792—1815	26	Reiter,
1831	27	„
1848—1850	7,4	„
1853—1855	9,3	„
1859	5,6	„
1864	5,4	„
1866	9,0	„
1870—1871	10,3	„

Die größten Reitermassen (10—50 000 Mann) zeigen 58,5 % der Kämpfe von 1792—1815 und 25,8 % der Kämpfe von 1870—1871.

Die schon unter der „Gesammtzahl der Streitkräfte" angeführten Ursachen bedingten zum Theil auch die unverhältnißmäßig größern Kavalleriemassen der Jahre 1792—1815, und gegen die damals weniger mörderischen Feuerwaffen hatten glänzende Reiterattaken auch mehr Aussicht auf Erfolg als heutzutage.

Im Feldzuge von 1870/71 wurde die Kavallerie hauptsächlich zu dem ihr fast ausschließlich obliegenden Aufklärungsdienste verwendet und nur in den dringendsten Fällen (aber dann mit viel größeren Verlusten als früher) auch zum faktischen Schlage benützt. Die Verwendung größerer oder kleinerer Kavalleriemassen ist übrigens auch abhängig von der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, dem Pferdebestand der kriegführenden Staaten und der damit verbundenen Eignung der Völker zum Reiterdienst, sowie von der speziell kavalleristischen Begabung einzelner Reiterführer.

c) Gesammt-Geschützzahl.

In richtiger Würdigung des schon von Napoleon I. angewandten Grundsatzes, „daß nur durch einen gut vorbereiteten, wirksamen Artilleriekampf günstige durchgreifende Erfolge möglich seien", zeigt der Feldzug von 1870/71, ähnlich wie diejenigen von 1792—1815, die größte Geschützentfaltung; es wurden nämlich aufgeführt:

1792—1815	100—1200	Geschütze	in 12	Kämpfen,
1870—1871	100—1200	„	„ 32	„
speziell 1870—1871	100— 300	„	„ 16	„
1870—1871	300—1200	„	„ 16	„

Durchschnittlich entfallen für jeden Kampf auf je 1000 Mann der Gesammt-Streitkräfte:

1792—1815	2,7	Geschütze
1831	2,2	„
1848—1850	2,6	„
1853—1855	3,4	„ (Belagerungskrieg)
1859	1,9	„
1864	3,7	„ (Belagerungskrieg)
1866	2,3	„
1870—1871	3,1	„

Mit Ausnahme von 6 Fällen (Belagerungen) kommen in 161 Kämpfen höchstens 5 Geschütze auf je 1000 Mann der Gesammt-Streitkräfte.

d) Gesammt-Verluste.

In Prozenten der Gesammt-Streitkräfte ausgedrückt entfallen durchschnittlich auf jeden Kampf:

	Todte und Verwundete	Gefangene und Vermißte
1792—1815 . . .	12,9 %	7,0 %
1831 . . .	7,7	5,8
1848—1850 . . .	2,5	3,5

	Todte und Verwundete	Gefangene und Vermißte
1853—1855 . . .	12,7 %	2,0 %
1859 . . .	4,9	2,3
1864 . . .	3,9	2,8
1866 . . .	3,4	2,6
1870—1871 . . .	4,8	3,2

Die größten Verluste an Todten und Verwundeten zeigen die Feldzüge von 1792—1815, 1831 und 1853—1855, da sich in denselben meist so ziemlich ebenbürtige Gegner gegenüberstanden; in den übrigen Feldzügen war dies nicht so der Fall, indem entweder Führung, Bewaffnung, Organisation, militärischer oder moralischer Gehalt der Armee des einen Gegners viel besser war als bei jener des andern. Oefters trafen sogar einige obiger Faktoren bei einem der kriegführenden Theile zusammen und steigerten dann dessen Verluste nur um so mehr.

Aus obigen Daten geht ferner hervor, daß die Verluste an Todten und Verwundeten seit Vervollkommnung der Feuerwaffen bedeutend abgenommen haben, weil durch letztere jetzt der Fernkampf mehr zur Geltung kommt, während früher stets der verlustreiche Nahkampf dominirte.

Die größten Verluste an Gefangenen und Vermißten weisen die Feldzüge von 1792—1815, 1831, 1848—1850 und 1870—1871 auf; genannte Verluste wachsen stets im Verhältniß mit der Größe der errungenen Erfolge und können daher als bester Maßstab für den wahren Werth eines Sieges dienen.

e) Angreifer und Vertheidiger als Sieger und Besiegte.

Von 408 Kämpfenden der Neuzeit blieben 15 unentschieden und wurden 5 abgebrochen.

In den 388 entschiedenen Kämpfen erfocht

der Angreifer 270 Siege oder 70 %,
„ Vertheidiger 118 „ „ 30 %.

Hierbei war

der siegende Angreifer stärker in 173 Kämpfen = 64 %,
„ „ „ schwächer „ 97 „ = 36 %,
„ „ Vertheidiger stärker „ 51 „ = 43 %,
„ „ „ schwächer „ 67 „ = 57 %.

Diese Zahlen sprechen mehr als deutlich zu Gunsten des Angriffs und bestätigen aufs neue den Ausspruch Napoleons I.: „Führet den Kampf offensiv!"

Einer zielbewußten, richtig eingeleiteten und rücksichtslos durchgeführten Offensive gegenüber wird auch die künstlich aufs beste verstärkte Defensive sich nur momentan halten, ihr aber nie auf die Dauer widerstehen können. Sewastopol, Düppel, Plewna, Spichern ꝛc. liefern dafür schlagende Beweise.

Speziell aus den ruhmvollen Vertheidigungen von Sewastopol und Plewna sind hinsichtlich der fortifikatorischen Einrichtung der Schlachtfelder oft viel zu weit gehende Schlüsse gezogen worden und es kommt auch hier wieder ein Ausspruch

Napoleons I. zur Geltung: „Les fortifications de campagne sont toujours utiles, jamais nuisibles — lorsqu'elles sont bien entendues“. Dieſes „richtige Verſtändniß“ der Feldbefeſtigung wird aber nicht durch ein allzu ausgebreitetes Eingraben der Infanterie erreicht, denn je mehr und öfter man ſich eingräbt, deſto bedächtiger, langſamer wird die Bewegung und deſto defenſiver das Verhalten. Es iſt auch hier der goldene Mittelweg das Beſte und dürften daher die feldfortifikatoriſchen Anlagen auf das Nothwendigſte und auf gewiſſe Fälle zu beſchränken ſein.

— Die neuen Feldbacköfen, Syſtem Geneſte, Herſcher & Somasco, von denen jetzt jedes franzöſiſche Armeekorps 18 Exemplare beſitzt, ſind auf der Ausſtellung in einer Zeltbaracke, zu 2 Stück, anſchaulich gemacht. Jeder ſolche fahrbare, metallene Backofen liefert beim normalen Betriebe im Tage 2000 bis 2400 Portionen Brot, erfordert hierbei 1 Unteroffizier und 4 Mann zur Bedienung des Heizapparates, zum Einſchießen und Ausziehen des Brotes, dann zwei Teigkneter und einen Handlanger. Das vierſpännige Fuhrwerk wiegt 2650 kg und koſtet 5400 Frcs. Iſt ein geübtes Perſonal zur Stelle, ſo kann man in 24 Stunden 15 Schüſſe à 160 Portionen, d. i. 2400 Portionen Brot backen.

Als Ergänzung obigen Feldmateriales während der Mobiliſirung und Konzentrirung dienen die tragbaren Backöfen von Leſpinaſſe, deren jeder 2500 Portionen im Tage herſtellt.

Trotz vieler Verſuche mit fahrenden Feldküchen für die Armee im Felde, z. B. Syſtem Egrot oder Loyre u. a. m., iſt dennoch bisher noch keines derſelben offiziell angenommen worden. (Armeeblatt.)

— Bleiſtift- und Tuſchzeichnungen zu ſchützen. Um ſolche Zeichnungen vor dem Verwiſchen zu ſchützen, überzieht man dieſelben mit Kollodium, dem 2 % Stearin von einer guten Stearinkerze zugeſetzt ſind. Man legt die Zeichnung auf eine Glastafel oder ein Brett und übergießt ſie mit dem Kollodium geradeſo, wie der Photograph ſeine Platten übergießt. Nach 10 bis 20 Minuten iſt die Zeichnung trocken und vollſtändig weiß, hat einen matten Glanz und iſt ſo geſchützt, daß man dieſelbe mit Waſſer abwaſchen kann, ohne befürchten zu müſſen, ſie dadurch zu verderben. („Gewerbebund.“)

Der Feldzug der ersten deutschen Armee im Norden und Nordwesten Frankreichs 1870|71.*)

II.

Schon am 24. November 1870 begann die engere Berührung der ersten deutschen mit der französischen Nordarmee, über welche Major Kunz in Kürze, Pièrre Lehautcourt ausführlicher im Kapitel 5, Seite 47 ff. berichtet. Beide Schriftsteller kommen in ihren Urtheilen über die beiderseitigen Maßnahmen so ziemlich überein.

Am 26. November fanden heftige Vorpostengefechte statt, welche das Vorhandensein stärkerer französischer Streitkräfte im Süden und Südosten von Amiens feststellten.

Gegen die Absicht des Generals von Manteuffel — aber in Folge seiner Anordnungen — kam es bereits am 27., anstatt am 28. November zur „Schlacht von Amiens" — wenn anders man eine Zahl zwar gleichzeitiger, aber zusammenhangloser Gefechte mit diesem, eine einheitliche Leitung voraussetzenden Gesammtbegriffe bezeichnen will oder darf.

In Bezug auf die Frontausdehnung, welche die beiderseitigen Streitkräfte einnahmen, hat diese Schlacht eine Sonderstellung unter allen der neueren Zeit.

Major Kunz hat in gründlicher und scharfsinniger Weise aus vielen Quellen herausgerechnet, daß an Kombattanten die französische Armee zählte: 29,600 Mann und zwar 28 000 Gewehre, 400 Säbel, 60 Geschütze; die Deutschen brachten 23 400 Gewehre, 3000 Säbel und 136 Geschütze auf's Feld**), also 29 000 Mann im Ganzen.

„Mit dieser geringen Macht, sagt Lehautcourt, kämpften wir auf einer Ausdehnung von mehr als 25 Kilometern, — um die Hälfte breiter, als die am 18. August von Bazaines 170 000 Mann bei Saint-Privat eingenommene Stellung war. Das Beste, was der Nordarmee passiren konnte, wenn sie es mit einem besser geführten Feinde zu thun hatte, war, daß sie in 2 Theile getrennt und in die Somme geworfen wurde. Dazu gehörte nichts weiter,

*) Siehe das März-Heft 1890 unserer Blätter.

**) Pierre Lehautcourt berechnet die Stärke der Franzosen auf 22 bis 23 000 Mann Infanterie, 200 Reiter und 48 Geschütze, die der Deutschen auf 34 916 Infanteristen, 4388 Pferde und 174 Geschütze.

als daß der General von Manteuffel durch seine Kavallerie die Stellungen der Nordarmee rekognosziren ließ und daß er seine Kräfte auf einen Theil der Front seines Gegners zusammenzog. Zum Glück für uns war es damit nichts! Die bisherigen Siege hatten die natürliche Vorliebe der Deutschen für die Offensive derartig überreizt, daß sie dahin gelangt waren, jedes vernünftige Abwarten als einen Fehler zu betrachten und daß sie den Erfolg nur von einem sofortigen Angriff erwarteten."

Nach Aufzählung der Plätze der deutschen Streitkräfte zu Beginn der Schlacht kommt Lehautcourt zu folgendem Urtheil: „Das Heer des Generals von Manteuffel war also auf einer noch größeren Frontlinie*), als die französische war, verzettelt. Sein Interesse schien doch dahin zu gehen, daß er seine Truppen zu einem entscheidenden Angriffe zusammenzog, um mit einem einzigen Schlage den im nördlichen Frankreich auftauchenden Widerstands-Versuchen ein Ende zu bereiten. Aber nach den ihm zugegangenen Nachrichten glaubte er, daß die Truppen des Generals Farre die unmittelbaren Eingänge von Amiens vertheidigen würden; er gab daher Befehl, seine Armee vorwärts (!) des jetzt von ihr besetzten Landstriches am 27. November derart zu versammeln, daß sie am folgenden Tage (28.) zur Schlacht bereit sei.

Die Truppen des I. Armeekorps sollten bis an die Luce vorrücken; das VIII. Korps in dieselbe Höhe, zwischen Celle und Avre, vorgehen, mit vorgeschobenen Abtheilungen bei Fouencamps und Hébécourt; die Kavallerie nördlich der Luce aufklären. Diese Anordnungen führten einen Tag früher, als General von Manteuffel es wollte, zur Schlacht; die französischen Truppen standen viel weiter von Amiens entfernt, als er annahm, — seine zahlreiche Kavallerie hatte ihm ungenügende Meldungen gebracht. Dagegen war der General Farre ziemlich genau über die Maßnahmen des Gegners unterrichtet; die Maires der benachbarten Ortschaften hatten sie ihm mit dem größesten Eifer hinterbracht." Ueberhaupt nahm die Bevölkerung regen Antheil an den Vorgängen —; darauf komme ich weiterhin noch!

Und das Schlußurtheil Pièrre Lehautcourts lautet: „Die Nordarmee, trotz ihrer mangelhaften Organisation und Bewaffnung, ihrer zusammengestoppelten Artillerie, ihrer in den Anfängen befindlichen Kavallerie, hatte in ehrenvollster Weise den alten Truppen der ersten Armee die Spitze geboten. Ihr langer Widerstand erklärt sich zum Theil aus dem schwierigen Gelände des Schlachtfeldes, das von Hindernissen aller Art durchschnitten war; aber

*) Kunz berechnet, genauer, die französische Front auf 30, die deutsche auf 25 Kilometer; bei ersterer kam nicht einmal 1 Mann auf den Meter, bei letzterer etwas mehr als 1 Mann. Man verlangt in der Vertheidigung aber etwa 8—9, im Angriff 14—16 Mann für den laufenden Meter. Die Franzosen hatten also für ihre Linie bei Amiens, anstatt 29 600, etwa 240 000 Mann nöthig; die Deutschen — für 35 Kilometer zur Ueberflügelung durch ihren Angriff — 525 000 Mann, anstatt ihrer 29 000 Mann. „Erst wenn man sich diese Zahlen vor Augen hält, wird man „die Schlacht" vom 27. November richtig beurtheilen können."

die eigentliche Ursache des verhältnißmäßigen Mißerfolges des Generals von Manteuffel war die Zerstreuung der deutschen Streitkräfte. Diese wurden in's Blaue hinein in den Kampf gebracht, ohne Kenntniß der Stärke und Stellungen der gegnerischen Truppen; der Höchstkommandirende hatte sich von den Ereignissen in's Schlepptau nehmen lassen, anstatt dieselben seinerseits zu lenken. Und doch forderten die Anordnungen des General Farre, wie wir gesehen haben, sehr bedeutend die Kritik heraus; seine übermäßige Frontausdehnung gab ihn der Vernichtung preis, und es bedurfte zur Rettung seiner Armee, ohne allzu große Verluste, des glücklichen Umstandes, daß die Maßnahmen seines Gegners noch viel fehlerhafter waren, als seine eigenen . . ."

Major Kunz, der dieses Urtheil in der Ursprache anführt, setzt hinzu: „Diese Worte sind inhaltschwer und — wahr."

Er bestätigt, daß die Kavallerie die Aufklärung sehr mangelhaft vollzogen hat — 27 deutsche Schwadronen —; daß der breite Angriff ohne genügende Kenntniß der gegnerischen Verhältnisse angesetzt wurde. Und — da man schon am 24. November die Anwesenheit starker, feindlicher Massen von Franzosen dicht hinter der Luce erfahren und deren zähes Verhalten erkannt hatte — so durften, wenn man am 27. ein ernstes Zusammentreffen vermeiden wollte, die Hauptkräfte der I. Armee nicht bis an die Luce, und gar die Avantgarde des VIII. Armeekorps nicht bis Fouencamps und Hébécourt vorgeschoben werden. „Bei solcher Nähe eines kampflustigen Feindes die Avantgarden bis an einen Abschnitt vorschieben, an welchem bereits am vorhergehenden Tage heftige Kämpfe stattgefunden haben, heißt den Gegner zum Kampfe herausfordern. Wenn man aber nun gar seine eigenen Hauptkräfte bis an diesen Abschnitt vorschiebt, dann muß es zur Schlacht kommen."

Lichtvoll gruppirt sind die Vorgänge der Schlacht von Major Kunz; — interessant ist es, seine knappen, markigen Sätze und Striche zu ergänzen durch die in behaglicher Breite gehaltene Schilderung Lehautcourts. Wir entnehmen der Kunzschen Schrift einige, besonders beachtenswerthe Bemerkungen.

Auf dem rechten, deutschen Flügel war wenigstens eine lose Verbindung der einzelnen Kampfgruppen vorhanden, zwischen dem Gehölze der Fleye und dem Dorfe Saint-Nicolas dagegen eine Lücke von rund 6 Kilometern, zwischen Boves und Saint-Fuscien eine solche von etwa $4\frac{1}{2}$ Kilometern, zwischen Saint-Fuscien und Dury eine andere von rund 3 Kilometern und endlich zwischen Dury und Salouel eine von etwa $2\frac{1}{2}$ Kilometern. Es befanden sich mithin in der deutschen Angriffsfront 4 große Lücken, welche zusammen etwa 16 Kilometer ausmachten! Am Abend des 27. November stand der rechte Flügel des VIII. Armeekorps in Saint-Nicolas, während die nächsten Truppen des rechten deutschen Flügels in Thennes bezw. in Domart waren. Saint-Nicolas liegt von Thennes 6 Kilometer, von Domart noch etwas weiter ab!

Wir können bei den Franzosen ganz deutlich 5 Kampfgruppen

unterscheiden; und zwar 1. die von Villers-Bretonneux: 7250 Gewehre, 24 Geschütze der Franzosen gegen 5800 Gewehre und 46 Geschütze der Deutschen. Das Ergebniß des Kampfes war eine völlige Niederlage der Franzosen. Sie befanden sich am Abend in fluchtartiger Auflösung und im fluchtartigen Rückzuge nach zwei auseinandergehenden Richtungen. 2. Bei Cachy behaupteten sich 2650 französische Infanteristen erfolgreich bis zum Einbruch der Dunkelheit gegen 1530 Gewehre und 30 Geschütze. 3. Die Gruppe von Gentelles — 4550 französische gegen 2070 deutsche Infanteristen — befand sich gegen Abend im siegreichen Vordringen gegen die Deutschen und hatte sich keilartig in die deutschen Stellungen eingeschoben. 4. Die Gruppe von Boves zeigt 4550 Gewehre und 12 Geschütze der Franzosen gegen 7360 Gewehre und 24 Geschütze: — völlige Niederlage der Franzosen, welche aus allen ihren Strellungen mit starkem Verluste herausgeschlagen wurden. Endlich die Gruppe 5 bei Dury, — 9000 französische Gewehre, 24 Geschütze gegen 6270 Infanteristen und 36 Geschütze der Deutschen. Ergebniß: sehr unglückliche Gefechte der Franzosen vor ihrer eigentlichen Stellung; aber sie behaupten ihre Verschanzungen, in denen sie auch nicht ernsthaft angegriffen werden. Die Schlacht vom 27. November bietet das merkwürdige Schauspiel dar, daß die — mittelste, siegreiche — Gruppe von Gentelles mehrere Kilometer hinter sich in ihrem Rücken deutsche Truppen hatte, an deren Kantonnement ihr Rückzug während der Nacht noch nicht 1000 Meter weit vorbeiging. Man denke sich die Schlacht von Amiens im Juli geschlagen, zu einer Zeit, in welcher die Sonne um 8 Uhr 20 Minuten untergeht. Wie würde sich dann wohl der Rückzug der Gruppe von Gentelles gestaltet haben, der im wirksamen Schnellfeuer der siegreichen 30. Infanterie-Brigade hätte ausgeführt werden müssen?

Die Schlacht begann um 10 Uhr Vormittags und endete um 5 Uhr Abends, also nach 7 stündiger Dauer. Sonnenaufgang 7 Uhr 45 Minuten Vormittags, Sonnenuntergang 3 Uhr 50 Minuten Abends. Schwerlich kann man am Abend 5 Uhr noch verfolgen, wenn die Sonne bereits um 3 Uhr 50 Minuten untergegangen ist. Der Winter spielt eine so große Rolle in allen Schlachten gegen die Heere der französischen Republik, daß wir (Kunz) fast behaupten möchten, der hartnäckige Widerstand der republikanischen Waffen wäre im Sommer gar nicht möglich gewesen und nur dadurch zu erklären, daß keine einzige Schlacht gründlich durchgefochten werden konnte.

Dieser letzten Ansicht des Major Kunz kann ich doch nur mit Vorbehalt beipflichten —, mich auf die Kämpfe im Norden beschränkend: von den fünf französischen Gruppen bei Amiens waren nur zwei geschlagen, drei waren siegreich oder behaupteten sich. Es war also eine — sehr partielle — Verfolgung nur möglich bei zwei Gruppen — und wenn eine solche unterblieb, so lag das gewiß mit an der bereits eingetretenen Dunkelheit, die keinen Ueberblick gestattete, — zur Hauptsache aber an dem Mangel einer einheit-

lichen Oberleitung und an der auch bei den siegreichen preußischen Abtheilungen fühlbar gewordenen Lockerung des Truppengefüges in Folge erheblicher Verluste.

Und — ich greife vor — ob die Deutschen wirklich Veranlassung hatten zu klagen, daß an der Hallue, am 23. Dezember, — und daß bei Bapaume, am 3. Januar, die Dunkelheit so früh eintrat? Gewiß nicht! Ich zitire das sehr offene und geschichtlich begründete Zugeständniß des Majors Kunz (S. 15) selbst, „daß es den Deutschen erst bei Saint-Quentin, am 19. Januar 1871, unter der Führung des Generals von Göben, gelang, die französische Nordarmee völlig unschädlich zu machen, nachdem dieselbe bei Amiens nicht entscheidend geschlagen worden war, an der Hallue das Schlachtfeld sogar behauptet und bei Bapaume, wenn wir ehrlich sein wollen, einen halben Sieg erfochten hatte."

Dem deutschen Oberfeldherrn konnte der Gedanke an eine Verfolgung am Abend des 27. November nicht gut kommen: derselbe hatte sich nach Einbruch der Dunkelheit mit seinem Stabe nach Moreuil begeben, ohne Zweifel nicht mit dem Gefühl, einen großen Sieg erfochten zu haben, denn er befand sich persönlich dauernd gegenüber der französischen Mitte, also der Gruppe von Gentelles, welche bis zum späten Abend siegreich gewesen war. Die hartnäckige Vertheidigung der Verschanzungen von Dury ließ darauf schließen, daß noch ein schweres Ringen bevorstehen würde, bevor die Deutschen in Amiens einziehen könnten. General von Manteuffel beschloß daher, seine beiden Armeekorps zunächst so nahe zusammen zu ziehen, daß sie sich gegenseitig zu unterstützen vermöchten. In der Nacht erst traf die Meldung von der entscheidenden Niederlage des linken französischen Flügels ein und nun erst gewann man einigermaßen Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse. . . .

Es kann hier nur gesagt werden, daß der Rückzug des linken französischen Flügels sich zur völligen Auflösung gestaltete; daß die französischen Generale — während der Höchstkommandirende Farre, sich in Corbie befand — in der Nacht zu Amiens im Kriegsrath den Rückzug aller Abtheilungen beschlossen und auch gleich für den Tagesanbruch anordneten, worüber sie ihrem Chef einfach die Anzeige zuschickten. Nach einigen Ruhestunden wurden die Truppen auf den Boulevards von Amiens versammelt und empfingen Lebensmittel und Munition; gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens zogen sie dann nach 4 Richtungen hin ab; nach Doullens, Pas, Bucquoy und Albert.

Mit patriotischem Schmerze verurtheilt Pièrre Lehautcourt diese Vorgänge, die im weiteren Verlaufe noch zur Panik eines Theils der Armee und zu schlimmen Ausschreitungen der Bevölkerung von Amiens — Plünderung der Kasernen und dergl. — führten. Er sagt: Die Räumung Amiens war unerläßlich; es fehlte an Munition, und der moralische Zustand des Heeres gestattete nicht, auf eine Erneuerung der Anstrengungen des vorigen Tages zu rechnen; aber es lag kein Grund zu solcher Ueberstürzung des Rück-

zuges vor. Ein südlich von Amiens geliefertes Arrièregardengefecht hätte der Armee die Freiheit gegeben, einen ehrenvollen Abzug anzutreten und auch den Schein der Auflösung zu vermeiden, welche nach dem tapferen Verhalten vom vorigen Tage nicht zu vermuthen war. Aber angenommen selbst, daß der Zustand des Heeres auch ein solches Gefecht nicht mehr gestattete, so wäre ein regelrechter, weniger heftiger Rückzug noch vorzuziehen gewesen. Die deutsche Armee, aufgehalten von der Citadelle und der Stadt, von denen sie Besitz nehmen mußte, hätte zweifellos die französischen Kolonnen nicht eingeholt. Nach dieser Richtung hin aber wurde Nichts versucht, — und das rächte sich in grausamer Weise an dem Zustande des französischen Heeres" . . .

Die Verluste in der Schlacht berechnet Major Kunz bei den Franzosen auf rund 1800 Todte und Verwundete und 800 Gefangene, also 8,8 Prozent ihrer Gefechtsstärke; bei den Deutschen auf 76 Offiziere und 1216 Mann, unter denen 1 Offizier und 21 Mann „Vermißte". Es verlor die deutsche Infanterie 4,4 Prozent ihrer auf dem Gefechtsfelde anwesenden Gefechtsstärke, die Kavallerie 0,87 und die Artillerie 5,9 Prozent; letztere hatte also die relativ größeste Einbuße erlitten.

Das Ergebniß der Schlacht war für beide Parteien nicht befriedigend. Amiens, die große, reiche Stadt mit vielen Hülfsquellen, war Knotenpunkt von fünf sich kreuzenden Eisenbahnlinien: diesen wichtigen Punkt, -- zugleich befestigter Uebergang über die Somme, — mußte der französische Heerführer sich für die Zukunft sichern. Dies gelang ihm nicht. Amiens ging verloren und mit ihm die einzige, noch verfügbare Bahnverbindung zwischen dem Norden und dem Westen bezw. Südwesten Frankreichs.

Die Absicht der Deutschen, der neugebildeten französischen Nordarmee einen entscheidenden Schlag zu versetzen, war nicht geglückt; die Franzosen schöpften aus dem stellenweise sehr glücklichen und tapferen Widerstande, den sie geleistet, Hoffnungen für die Zukunft.

Wenn die taktischen Erfolge der Deutschen in der Schlacht Anerkennung verdienen: offen gestanden, die Tapferkeit und Disciplin der Truppen, die Zähigkeit im Festhalten und der offensive Drang an allen Stellen, die untere, tactische Führung — haben, trotz der Fehler der oberen Führung, die günstige Wendung verursacht.

Und was den schweren Verstoß gegen die altbegründete, taktische Lehre von der Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der Kräfte anbetrifft, so soll hier die Kunz'sche freimüthige und heilsame Zucht übende Kritik und Darstellung eines Sonderfalles noch Raum finden: —

Das Regiment Nr. 1, „Kronprinz", hatte den Befehl erhalten, die Luceübergänge zu besetzen und zur Vertheidigung einzurichten. Die daraus erfolgende Zersplitterung ist eine kaum glaubliche; man erschrickt förmlich, wenn man sie genauer ansieht. 2 Infanterie-Züge stehen in Thennes, 3 Kilometer weiter östlich in Hangard 3 Züge, 2 Kilometer von Hangard in

Démuin 5 Züge, 1 Kilometer von Démuin in Courcelles $1^1/_2$ Züge, 2 Kilometer weiter östlich in Ignaucourt $5^1/_2$ Züge. Der Zug zählte im Durchschnitt, einschl. der Unteroffiziere, höchstens 65 Gewehre. Es befanden sich also auf einer Ausdehnung von etwa 8 Kilometern 17 Züge = $5^2/_3$ Kompagnien oder 1100 Gewehre! Was soll man dazu sagen, daß $5^2/_3$ Kompagnien auf 8 Kilometer Breite in 5 verschiedene Dörfer gelegt wurden, um hier als Rückhalt zu dienen! Ist es denkbar, daß man 5 Dörfer mit 1100 Gewehren vertheidigen kann, Dörfer noch dazu von solcher Ausdehnung, wie Ignaucourt, Démuin und Hangard? Wir wissen nicht, auf wessen Verantwortung die Ausführung dieser Maßregel zurückfällt, aber wir sehen hier, daß auch bei uns grobe Verstöße gegen die einfachsten Regeln der Kriegskunst vorkommen konnten und wir glauben, daß nur das bei uns leider noch immer nicht genug gewürdigte Studium der neueren Kriegsgeschichte eine Gewähr bietet, daß solche Verstöße nicht mehr vorkommen. In diesem Punkte könnte, glauben wir, bei uns manches besser werden. Der Exerzierplatz hält die Truppen in Zucht und Ordnung, er gewöhnt sie auch an Anstrengungen, aber niemals ist er im Stande gewesen, Truppenführer zu erziehen. Auch das Manöver allein bildet solche nicht aus. Alle unsere großen Feldherren waren gründliche Kenner der Kriegsgeschichte, alle ohne Ausnahme, selbst Feldmarschall Blücher, von dem Viele so gern behaupten, er sei ungebildet gewesen, um ihre eigene Unwissenheit in kriegsgeschichtlichen Dingen dadurch zu entschuldigen. Man verzeihe uns, wenn wir nur hier und da die Dinge bei ihrem richtigen Namen nennen und auf Schattenseiten in dem großen Lichtbilde zeigen. Wir wollen nützen, wir wollen das mit allem Ernste und mit aller Kraft, und man kann nur nützen, wenn man nicht ausschließlich lauter ruhmvolle Thaten erwähnt, sondern auch Schwächen und Fehler, die doch nun einmal allen „vom Weibe Geborenen“ anhaften, offen bespricht.

Die Franzosen, — fährt Major Kunz fort, — haben eine glänzende Kriegsgeschichte, sie sind daran zu Grunde gegangen, daß sie immer und immer wieder nur die Glanzseiten ihrer gloire militaire in Wort, Schrift und Bild verewigten, von ihren Schwächen aber grundsätzlich schwiegen. Als 1870 das Verderben über sie hereinbrach, sah das erstaunte, französische Volk mit einem Male, daß auch französische Krieger nicht unbesiegbar seien; das hatte man in Frankreich bis dahin für ganz unmöglich gehalten. Wir wollen den Franzosen nicht nachahmen, wir wünschen, daß stets neuer Ruhm unsere glorreichen Fahnen schmücken möge, und das wird um so sicherer der Fall sein, wenn wir unsere eigenen Fehler erkennen; außerdem haben wir so viel Ruhm geerntet, daß wir uns nicht zu scheuen brauchen, das Wenige recht genau zu betrachten, was besser gemacht werden konnte. Die Absicht, irgend Jemand einen persönlichen Vorwurf machen zu wollen, liegt uns gänzlich fern. Jeder möge sich nur selbst immer fragen: Würdest Du in der tausendfachen Todesgefahr, unter der Last schwerer Verantwortung, unter dem Eindrucke

eben überstandener, großer körperlicher Anstrengungen, die mit ihrer ganzen Schwere auf Jedem lasten, nicht auch sehr menschliche Schwächen gezeigt haben? Kein vernünftiger Mensch wird den Kritiker im Verdacht haben, er bilde sich ein, daß er es besser gemacht hätte. Am Schreibtische ist es äußerst bequem, über begangene Fehler abzuurtheilen. Aber der Historiker *muß* kritisch beanlagt sein, sonst nützt er nichts. Wem etwa das Gesagte zu scharf erscheinen möchte, den bitten wir recht herzlich, sich nur einmal zu vergegenwärtigen, daß ein preußischer Stabsoffizier beim Manöver seine verfügbaren Truppen in ähnlicher Weise zersplittert hätte (6 Kompagnien auf 8 Kilometer Breite in 5 verschiedene Dörfer vertheilt) und dann sich im Geiste zur Kritik zu begeben. Was würde er da wohl zu hören bekommen?! Daß dem Regimentskommandeur übrigens die Schuld *nicht* trifft, erwähnen wir hier ausdrücklich, er gehorchte nur einem gegebenen Befehle.

Und nun mache ich für meine Person noch aufmerksam auf eine besondere Erscheinung, die in den Kämpfen des 27. November zu Tage trat und die zur Lehre für die Zukunft benutzt zu werden verdient: den heiklen Punkt, der nicht auf reintaktischem Gebiete liegt, hat Major Kunz zu behandeln keine Veranlassung gehabt. Er sagt in der Schilderung des Kampfes der 16. Division (Barnekow) gegen die Garnisontruppen von Amiens, Folgendes: „General Paulze d'Ivoy hatte am Morgen eine Erkundungsabtheilung vorgetrieben, welche aus dem 19. Marschjägerbataillon, 2 Kompagnien des Depotbataillons des Regiments No. 43 und einem Bataillon Mobilgarden der Somme bestand. Diese Abtheilung hatte Hébécourt und den nördlich davon gelegenen Wald besetzt, ihre Avantgarde war bis Sauflieu vorgedrungen, aus diesem Orte aber sofort wieder vertrieben worden. Gegen Hébécourt gingen nun von Rumigny aus die 2., 3. und 4. Kompagnie des Regiments Nr. 40 vor. Ohne Schwierigkeit drangen diese Kompagnien in den Ort ein, fanden jedoch in demselben Widerstand, *an welchem sich auch bewaffnete Einwohner betheiligten* (!). *Der Kampf wurde mit großer Erbitterung geführt*, bei dem Rückzuge der Franzosen aus dem Dorfe ereilten die beiden Schwadronen Husaren Nr. 9, welche freilich in Folge starker Entsendungen nur wenig mehr als 120 Säbel zählten, einen Haufen von etwa 200 Jägern und Mobilgarden, der um $10^{3}/_{4}$ Uhr völlig zersprengt bezw. niedergemacht wurde. Von Süden aus war inzwischen auch das 1. Bataillon des Regiments Nr. 70 in Hébécourt eingedrungen . . ."

Der zuverlässige Berichterstatter Pierre Lehautcourt vermeldet über dieselbe Gefechtsepisode: „Hébécourt, gegen $10^{1}/_{2}$ Uhr Vormittags von den beiden Bataillonen des 70. und des 40. Regiments angegriffen, wurde mit *großer Erbitterung vertheidigt; die Einwohner selbst betheiligten sich an dem Kampfe*: aber nach einem sehr heftigen Ringen im Innern des Dorfes wurde dasselbe vollständig besetzt und die Franzosen zogen sich in das Gehölz (nördlich des Ortes) zurück. Zwei Schwadronen der 9. Husaren,

welche das Dorf auf der Westseite umgangen hatten, griffen zwei sich zurückziehende Kompagnien an und hieben sie nieder. . . ."

Und dann greife ich zu einer deutschen Regiments-Geschichte, der des 7. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 69.*) Major von Schrötter berichtet, daß zur Deckung der linken Flanke der südlich Dury haltenden 31. Infanterie-Brigade das 1. Bataillon Regiments Nr. 69 in das Celle-Thal entsendet wurde, mit dem Auftrage, über Vers-Hébécourt und Saleux rekognoszirend vorzugehen. Da das Bataillon auf dem Wege nach Vers-Hébécourt in der rechten Flanke von Infanterie beschossen wurde, detachirte es zu seiner Sicherung die 1. Kompagnie, die unter Führung des Lieutenants v. d. Lippe über die Höhe in der Richtung auf das Dorf Salouel vorging. Als sie am Thalrande ankam, sah sie unter sich das Dorf liegen und hörte in demselben lautes Rufen, Trommeln und Hornsignale, ohne jedoch, da eine dichte Hecke den Einblick verhinderte, die Vorgänge im Dorfinnern beobachten zu können. v. d. Lippe ließ einen Zug das Dorf umgehen, um der Besatzung den Rückzug nach Amiens abzuschneiden, während er selbst mit zwei Zügen direkt den Eingang desselben trotz des entgegenschlagenden Gewehrfeuers stürmte. Die Besatzung des Dorfes, Franktireurs und bewaffnete Bauern, gaben, trotzdem sie die Lisière verloren, den Kampf nicht auf und versuchten in den Häusern Widerstand zu leisten. Es war ein Straßen- und Häuserkampf, wie er bis jetzt unseren Leuten unbekannt war. Bauern, die eben noch harmlos mit untergeschlagenen Armen die eindringenden Soldaten empfingen, griffen hinter dem Rücken derselben zu der verborgen gehaltenen Flinte und schossen auf unsere Mannschaften. Die durch diese hinterlistige Kampfart erbitterten Leute gaben keinen Pardon an solche, die Waffen führten. Im Verlauf des Gefechts eroberte Musketier Kuhn I., bekannt als kräftiger und gewandter Bajonettfechter, eine Franktireurfahne, deren Träger, umgeben von mehreren Bewaffneten, eben einen Hof verlassen wollte. Kuhn erhielt beim Kampfe um die Fahne einen leichten Hieb über den Kopf; die Franzosen wurden niedergemacht."

Pierre Lehautcourt erzählt kurz, daß das preußische Bataillon „nach einigen Scharmützeln bis Salouel vorgedrungen sei". Der Theilnahme der Bewohner dieses Ortes am Kampfe thut er keine Erwähnung.

Nach den Auffassungen des Völker- und Kriegsrechtes heutiger Zeit**) können nur die in Reih' und Glied stehenden, zu Körpern zusammengestellten, erkennbar uniformirten und in militärischer Disziplin befindlichen Männer als regelrechte Gegner angesehen werden. Wenn, wie in Hébécourt und Salouel,

*) Vom Major Frhr. von Schroetter bearbeitet, erschienen 1885 bei Mittler u. Sohn in Berlin.

**) Vgl. Bluntschli, das moderne Kriegsrecht, — II. Auflage, 95 (597), 96 (598), 64 (570), 65 (570a), 140 (641). — Rüstow, Kriegspolitik und Kriegsgebrauch, S. 185—190.

die einzelnen Einwohner, ohne den vorstehenden Bedingungen zu entsprechen, zur Waffe greifen und — mit oder ohne Anschluß an reguläre oder formirte Truppen und Kampfhaufen — fechten, so läßt sich, falls sie dabei nicht an Wehrlosen in feiger und hinterlistiger Weise Meuchelmord*) verüben, sondern unter Lebensgefahr den Wechselfällen des Kampfes sich aussetzen, — vom ethischen Standpunkte aus dagegen kaum etwas einwenden! Galt es nicht von jeher als höchste Pflicht und Tugend des Mannes, Haus und Heerd zu vertheidigen mit gewaffneter Hand; — werden nicht diejenigen, die hierbei ihr Leben lassen, gefeiert in Lied und Erz, als Helden, Märtyrer?! — Man denke an Schill, an den „treuen Hofer". Indessen, — was aus ethischen Gründen das eigene Volk feiert und für recht erkennt, das verwirft der Gegner; und man wird, wenn man lediglich die realen entscheidenden Bedingungen und Forderungen des Krieges ins Auge faßt, dem ersten Napoleon das Recht nicht absprechen können, daß er diese Gegner erschießen ließ. Und doch hatten wohl der Tyroler Landsturm und die Schillsche Freischaar noch eher Anspruch darauf, als „kriegführende Partei" angesehen zu werden, denn jene französischen Einwohner, die bei Hébécourt und Salouel — ohne den Vorbedingungen einer „Truppe" auch nur entfernt zu genügen — in ihren Kitteln die Waffen führten.

Wie gesagt: ethisch läßt sich ihr Verhalten rechtfertigen; — aber als bürgerliche Kämpfer hatten sie eben keine völker- und kriegsrechtliche Entschuldigung und Berechtigung für ihre Handlungsweise — und der Gegner war nicht nur berechtigt, sondern im Interesse seiner eigenen Sicherheit und behufs Abschreckung der Bevölkerung vor Nachahmung des Beispiels geradezu verpflichtet, an den illegalen Feinden die Todesstrafe zu vollziehen.**) Und — da uns Sentimentalität und Humanitätsduselei***) auch im Zukunftskriege wenig frommen, nein: schwere Folgen für uns herbeiführen würden, so meine ich, daß die einfachste und zuverlässigste und in allen Beziehungen wirksamste Justiz von der Truppe selbst während des Kampfes geübt wird, nach Analogie des Verfahrens der 69er bei Salouel. Leider ist weniger prompt bei Hébécourt verfahren — ich sage „leider", — weil eben eine Anzahl französischer Zivilisten der Strafe entgangen ist. Gegen Mittag des 27. November sah der von Saint-Sauflieu her die Chaussee nach Amiens Passirende, am Straßenknick südlich Hébécourt, an und im linken Chausseegraben, einige dreißig französische Landleute in den ver-

*) Daß solcher zu den schwersten Repressalien Veranlassung giebt und vom sittlichen Standpunkte aus unter allen Umständen verdammenswerth ist, bedarf keines Beweises.

**) Vgl. hierüber die hochbedeutenden und geistreichen „Kritische Versuche von General J. von Hartmann, — II. Theil: „Militärische Nothwendigkeit und Humanität", S. 65 bis S. 81.

***) Der wahren, echten, wirklichen Humanität bin ich ein Fürsprecher, — aber die Duselei und Gefühlsschwärmerei muß dem Heere fern bleiben!

ſchiedenſten Aufzügen, darunter auch den feinergekleideten alten Maire des Ortes und ſeinen erwachſenen Sohn; mehreren ſah man die Kampfes-Erbitterung noch deutlich an; andere ſtierten theilnahmlos vor ſich hin; andere beteten und wehklagten; — einzelne Jammergeſtalten erweckten Mitleid. Die bewachenden Mannſchaften vom 40. und 70. Regiment beſchuldigten die Gefangenen der aktiven Betheiligung am Kampfe um und in Hébécourt. Ein beaufſichtigender Offizier war nicht zur Stelle. Als man fragte, wer denn eidlich bezeugen könnte, ob dieſer oder jener Bauer geſchoſſen, — da ergab ſich, daß die Bedeckungsmannſchaften den größeren Theil der Gefangenen ſchon wieder von Andern übernommen hatten und außer Stande waren, die Einzelnen zu rekognoszieren: es war unmöglich, den Gefangenen den bündigen Prozeß zu machen und ſo wurden ſie zunächſt zur Diviſionsbagage zurückgeſchickt und feſtgehalten, einen oder zwei Tage ſpäter jedoch — ſoweit ich habe erfahren können — wieder in Freiheit geſetzt. Damit entgingen an dieſer Stelle franzöſiſche Einwohner dem wohlverdienten, — nach Meinung der Deutſchen wohlverdienten Schickſal, das bei Salouel an den Schuldigen gleich auf friſcher That durch die Truppen vollſtreckt worden war.

Wie oben entwickelt, halte ich in Uebereinſtimmung wohl mit den meiſten kriegserfahrenen Offizieren, in den geſchilderten Verhältniſſen das Verfahren der 69er für das empfehlenswerthe, — nein: für das gebotene! Belli dura lex, sed lex! . . . . . .

Major Kunz giebt ſeine wohlbegründete Meinung dahin ab, daß — wenn das Oberkommando der I. Armee genauere Kenntniſſe über alle gegneriſchen Verhältniſſe gehabt — es die feindliche Mitte hätte durchbrechen müſſen. „Die Truppen des Generals Paulze d'Yvoy durfte man mit aller Seelenruhe ignoriren; die Gefahr eines Stoßes derſelben gegen die linke deutſche Flanke war bei ihrer Zuſammenſetzung und ihrem gänzlichen Mangel an Manövrirfähigkeit gleich Null," — ja, da allerdings muß ich dem Herrn Verfaſſer entgegenhalten, daß damals Niemand das wiſſen konnte, weil Agenten im feindlichen Lande fehlten, und die eigene Kavallerie eben keine Aufklärung geſchafft hatte: bei einem Vorgehen des VIII. Korps — linker deutſcher Flügel — gegen Gentelles und Cachy mußte, m. E., die Sicherung der linken Flanke gegen Paulze d'Yvoy dazumal durchaus durch beſondere Abtheilungen erfolgen.

127.

Ueber das Gewehr 88.

Wie vorauszusehen war, hat die Einführung des „Gewehrs 88“ eine Fluth von kleinen, auf das praktische Bedürfniß der Truppen gemünzten, der Unterweisung und Selbstbelehrung der Mannschaften entgegenkommenden Schriften ins Leben gerufen, von denen uns empfehlenswerth erscheinen:

Das Gewehr 88 und seine Munition. Mit 29 Abbildungen. Preis 15 Pfennige. Verlag der Liebelschen Buchhandlung in Berlin, Dessauer Straße 19.

Besonders erwünscht sind die vielen guten Abbildungen: gerade der Unterricht über solche technischen Dinge muß beim gemeinen — und auch beim höher gebildeten Mann — auf Anschauung sich gründen. Der ohnehin billige Preis ermäßigt sich bei Partien auf 12 Pfennige pro Stück.

Einfacher, kürzer und billiger — aber ausreichend für den Zweck — ist die kleine Schrift:

„Das Gewehr 88 und seine Munition.“ Nach dem kriegsministeriellen Leitfaden zum Unterricht für die Mannschaften zusammengestellt von Vossius, Hauptmann. Rawitsch 1890. Druck und Verlag von R. F. Frank. Preis 10 Pfennige.

Leider fehlen die Abbildungen, — obgleich anzunehmen ist, daß jede Kompagnie solche in ausreichender Zahl besitzt.

Des Ferneren müssen wir als sehr brauchbar bezeichnen die:

„Kleine Schießvorschrift für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Auf Grund der Schießvorschrift und des Exerzier-Reglements für die Infanterie von 1889. Mit 10 Abbildungen. Preis 20 Pf. Verlag der Liebelschen Buchhandlung. Berlin.

Der Partiepreis ist 15 Pfennige. Die möglichste Verbreitung dieses Heftchen unter unseren Mannschaften und durch dieselben hinaus in die Reihen der Landwehr hinein, ist dringend wünschenswerth. Der Inhalt umfaßt die Schießlehre (mit Schußleistungen und Geschoßwirkung); Geräthe und Munition; Ausbildungsgang; Entfernungsschätzen; Schulschießen; Gefechtsmäßiges Schießen . . . .

An einen andern Leserkreis wendet sich ein Buch, das, als ein bedeutendes unter verschiedenen Gesichtspunkten, schon vielfach in der Presse genannt worden ist und allerdings verdient, auf das Eingehendste geprüft zu werden. Es erheischt das Interesse aller Offiziere, ohne Unterschied der Waffengattung. Denn es deutet dem nachdenkenden Leser an, daß unsere Fechtweise — zumal die der Infanterie — Aenderungen unterworfen werden muß und wird, welche durch die technische Vervollkommnung der neuen Schuß-

waffe geboten sind. Wer wollte sich der Verpflichtung zur Kenntnißnahme der neuen Verhältnisse, zur eigenen Belehrung und Urtheilsfindung entziehen?

Der Titel des Werkes lautet:

Die Geschoß-Wirkung der neuen Kleinkaliber-Gewehre. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Schußwunden in künftigen Kriegen von Dr. Paul Bruns, Professor der Chirurgie und Vorstand der chirurgischen Klinik zu Tübingen. Mit 7 Tafeln in Lichtdruck. Tübingen 1889. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. Preis 5,50 Mark.

Im nächsten Kriege führen wir das kleinkalibrige Gewehr und sehen dasselbe in den Händen unserer Verbündeten, der neutralen Nachbarn, aber auch — wenn es bald losgeht — wenigstens im Besitz eines Gegners. Oesterreich hat sein Manlicher Repetiergewehr, Belgien das Mauser'sche Kleinkaliber-Gewehr, die Schweiz das Rubin-Schmidt'sche, Frankreich das Lebelgewehr. Mit der Herabsetzung des Kalibers auf 7,5—8,0 cm sind bei allen diesen — und auch dem deutschen Gewehr 88 noch zwei andere Neuerungen verbunden, nämlich die Verwendung von Mantelgeschossen an Stelle der einfachen Bleigeschosse, sowie die Einführung eines neuen rauchlosen Pulvers an Stelle des jahrhundertealten Schwarzpulvers. Dementsprechend sind auch die Wirkungen der neuen Waffe auf lebende und unbelebte Ziele wesentlich andere geworden.

Neben der Treffweite und Rasanz der neuen Geschosse tritt deren gewaltige Durchschlagskraft in den Vordergrund der Betrachtung. Professor Bruns hat eine Reihe von Versuchen angestellt mit dem Mausergewehr — (zum Vergleiche das deutsche Infanterie-Gewehr 71/84 herbeiziehend) —: die Ergebnisse sind, auf das Glücklichste durch Abbildungen im Einzelnen erläutert, vom weitestgehenden Interesse für unser ganzes Volk und Heer, das Volk in Waffen.

Die Versuche im Wasser, sowie gegen Materialien: Holz, Eisen, Erde — übergehen wir. Die neue „Schießvorschrift für die deutsche Infanterie" bringt beredte Zahlen über derartige Wirkung.

Dagegen erwähnen wir die Bruns'schen Versuche gegen menschliche Körper, wobei die neuen Geschosse, gegenüber denen des Gewehrs 71/84, eine größere Durchschlagskraft bei geringerer Sprengkraft zeigen.

Die Versuche wurden an Leichen und Leichentheilen der anatomischen Anstalt angestellt, welche während des chirurgischen Operationskurses erübrigt wurden. In mehreren Versuchsreihen wurden die Leichentheile in bestimmten Abständen hintereinander beschossen, um die Anzahl der Kämpfenden, welche durch einen und denselben Schuß auf verschiedenen Entfernungen kampfunfähig gemacht werden können, festzustellen. Die Geschosse wurden in Sägemehl aufgefangen, in dem sie sich selbst bei Nahschüssen nicht deformiren.

Es ergiebt sich: Ein und dasselbe Geschoß bringt auf 100 m Distanz durch 4—5 Glieder einer Kompagnie in Gefechts-

formation, selbst wenn hierbei die stärksten Knochen des Körpers durchschossen werden. Desgleichen werden auf die Entfernungen von 400 m 3—4 Glieder, auf die Entfernungen 800—1200 m noch 2—3 Glieder durchschossen. Und selbst bei diesen Widerständen bleibt das Geschoß fast niemals in der Wunde stecken.

Die naheliegende Befürchtung, daß die kleinkalibrigen Geschosse noch stärkere Sprengwirkung erzeugen und die Zone derselben noch weiter, als bisher, hinausschieben würden, hat sich zum Glück nicht bewahrheitet; vielmehr ist durch die Brunsschen Versuche der Nachweis geliefert, daß der Charakter der Schußwunden durch die kleinkalibrigen Geschosse in allen Zonen ein viel günstigerer ist.

Und so schließt der Herr Verfasser seine hochverdienstliche Schrift mit den Sätzen: Fassen wir die Ergebnisse unserer Untersuchungen zusammen, so ist es gewiß mit hoher Freude zu begrüßen, daß die durch taktische Gründe bedingte Herabsetzung des Kalibers und insbesondere die davon unzertrennliche Einführung der Mantelgeschosse gerade im Sinne der humanitären Bestrebungen liegt. Die künftigen Kriege werden vielleicht in derselben Zeit zahlreichere, aber jedenfalls viel häufiger reine und glatte Schußwunden bringen, die wegen der geringeren Weite des Schußkanals eher den subkutanen Charakter wahren: der Heilungsverlauf wird sich günstiger gestalten, Verstümmelung und Verkrüppelung häufiger vermieden werden.

Das neue Kleinkaliber-Gewehr ist nicht blos die beste, sondern zugleich die humanste Waffe, um nach Möglichkeit die Schrecken des Krieges zu mildern. 130.

Die Armee-Reform der Niederlande.

Zu den brennendsten Fragen im Königreich der Niederlande zählt in neuerer Zeit wieder unstreitig die Angelegenheit der nationalen Heeresreform. Allgemein füllten sich wieder zum Jahresschlusse 1889 die Spalten der holländischen Blätter mit Aufsätzen und Abhandlungen, die von berufenen und unberufenen Kräften stammten und auf verschiedenartigste Weise Vorschläge und Anregungen zur Lösung der schwebenden Frage brachten.

Zwischen all diesen Leistungen fachliterarischer oder staatswirthschaftlicher Gattung, erregte hauptsächlich eine Abhandlung größere Beachtung und fand auch mehr Beifall als die anderen, den gleichen Gegenstand besprechenden Aufsätze. Nachgelassene Aufzeichnungen des im Jahre 1888 verblichenen Generals Reuther, der vordem als niederländischer Kriegsminister Erfahrungen gesammelt und manchen besonderen Einblick in die Anforderungen des holländischen Wehrwesens gewonnen hatte, sollten hauptsächlich dieser Schrift zur Basis und Richtschnur gedient haben.

Gegen die Abschaffung der Stellvertretung wird da vorgegangen, und damit schon ein großer Anhang innerhalb der zunächst maßgebenden sowie einflußreichsten Kreise des Königreichs gewonnen. Namentlich die dem katholischen Glaubensbekenntniß angehörenden Niederländer schließen sich dann im Weiteren dieser Stellvertretungs-Beibehaltung zustimmend an.

Die Frage: „wie das heutige System beibehalten und doch die nationale Wehrkraft der Niederlande gesteigert werden könne?" glaubt man auf folgende Weise lösen zu dürfen, ohne den beabsichtigten Zweck zu verfehlen oder besonderem und allgemeineren Widerstande im Lande zu begegnen.

Die heutige Armeestärke soll gesteigert werden durch Vermehrung des jährlichen Aushebekontingentes von 11 000 Mann — von denen in normalen Zeiten höchstens 600 Mann der Marine des Königreichs zugewiesen werden — auf 12 500 Mann. Das Heer des Königreichs der Niederlande umfaßt im engeren Sinne: 36 Bataillone, 15 Schwadronen, 1 Ordonnanzschwadron, 20 Batterien (zwei davon als sogenannte berittene), und die dem eigenartigen Charakter der Landesvertheidigung im Kanal- oder Deichterrain angemessenen Geniekorps. Im Ganzen rechnete man da 2076 Offiziere und 60 867 Mann nebst 136 Feldgeschützen zum stehenden Heere; während auch zu Zeiten diese Heeresstärke auf rund 65 010 Mann beziffert werden konnte.

Diesem stehenden Heere im europäischen Theile der Niederlande, reihen sich noch als nationale Miliz zur Vertheidigung des heimischen Bodens die Schutterven an mit rund 68 600 Mann, die aus Gemeindemitgliedern bestehen, welche das 25. Lebensjahr erreicht haben. Die Dienstzeit der Schutterven umfaßt 10 Jahre. Während der ersten fünf Jahre werden diese Leute zum aktiven Dienste (d. h. zu Uebungen 2c. 2c.) herangezogen; in dem anderen halben Jahrzehnt zählen sie zur „ruhenden Schuttery", die in Friedenszeiten keinerlei Verpflichtung zur Dienstleistung irgend welcher Art hat.

Dann existirt noch eine Landsturm-Ordnung für den äußersten Nothfall, welche alle heimischen Personen männlichen Geschlechts, die vom 19. bis 50. Lebensjahre sich in keinem sonstigen Wehrdienstverhältniß nationaler Art befinden, umschließt.

Da das stehende Heer und die Bürgerwehren (die schon genannten Schutterven) längst nicht mehr als ausreichend für eine entsprechend wirksame und entscheidende Vertheidigung des Landes betrachtet wurden, regte

sich mehr und mehr das Bestreben: eine neue Heeresorganisation in den Niederlanden durchzuführen und die gesammte, zunächst kriegsbereite Heeresmacht des Königreichs, im europäischen Theile allein auf mindestens 200 000 Mann zu bringen.

Abschaffung der Bürgerwehr (Schutterijen) und Ersatz derselben durch ein sogenanntes Volksheer, durch „allgemeine Bewaffnung (Volkswapening)", zeigt sich da als Kernidee des neuesten, vielbesprochenen Vorschlages, der dem Nachlaß des weiland Kriegsministers und Generals Reuther entstammen soll.

Der Letztgenannte war von der Unmöglichkeit der Abschaffung der Stellvertretung in den Niederlanden fest überzeugt; er betrachtete den Loskauf von der nationalen Dienstpflicht als eine zu tief eingewurzelte „Landessitte". Für das stehende Heer und seine sechsjährige Dienstzeit, sollte also die Stellvertretung seiner Meinung nach nicht abgeschafft werden. Von der Pflicht der Landesvertheidigung sollte aber der die Loskaufsumme erlegende, sonst aber waffenfähige Bürger dennoch nicht ganz und gar befreit sein, nach dem neuen Vorschlage: General Reuthers Plan der niederländischen Heeresreorganisation zieht alle dienstfähigen Bürger Hollands, mit Ausnahme der Geistlichen, Lehrer 2c. 2c., zum Waffendienst im „Volksheer" heran. Wobei während der ersten fünf Jahre mindestens je hundert Stunden, während weiterer fünf Jahre aber mindestens je fünfzig Stunden der Ausbildung im Waffendienst gewidmet werden sollen. Das Exerzieren soll in den Gemeinden stattfinden, und zwar wenn irgend möglich unter Leitung eines früheren Offiziers oder anderen geeigneten Mitgliedes des stehenden Heeres.

Ausschließlich Infanterie und Festungsartillerie soll dieses „Volksheer" stellen. Eingetheilt sollte es werden in drei General-Inspektionen und zwanzig Militärdistrikte, an deren Spitze je ein höherer, im aktiven Dienst befindlicher Offizier die Amtsgeschäfte und alle Dienst- oder Ausbildungsangelegenheiten nach Vorschrift leiten und überwachen würde.

Für die Ausbildung nach einheitlich geordnetem Systeme wären in Thätigkeit zu setzen: 20 höhere Offiziere, 40 Hauptleute, 130 Lieutenants, 380 Sergeanten und 360 Unteroffiziere, die alle dem stehenden, oder wie es da auch wörtlich heißt, dem aktiven Heere angehören müßten. Der Rest der Offiziere des „Volksheeres" wäre dagegen aus demselben selbst zu entnehmen!

Auf diese Weise glaubt man in Holland am leichtesten (und wohl noch mehr auf „recht billige„ Weise) zu einer Kriegsmacht von 200 000 Mann gelangen zu können.

Daß ein erfahrener General und ehemaliger Kriegsminister einen solchen Vorschlag hinterließ, mag unter den heutigen Zeitverhältnissen wohl nur im Königreiche der Niederlande vorkommen, dessen territorial sich verzweigende Landesvertheidigung mehr mit dem bekannten Wasserschutze und der lokalen Defensive im engeren und kleineren Bereiche zu rechnen hat, als mit der

Sicherung weiter, offen gelegener Grenzgebiete und darin befindlicher, werthvoller Durchzugsstrecken.

Das Prinzip: breite Massen für den Nothfall heranzuziehen und bereit zu halten, mag da gewisse Berechtigung erlangen. Die Absicht dagegen: mit hundert Ausbildungsstunden pro Jahr „tüchtige" Infanteristen und gar Festungsartilleristen heranbilden zu wollen für die aktive, moderne Kriegsführung, die von Tag zu Tag fortschreitend auch vermehrte Anforderungen an Führer und Mannschaften stellt, begegnet selbst dort begründeten Zweifeln, wo man sonst im Milizsysteme besserer und vervollkommneter Art die Heeresform der Zukunft erblicken will und gewohnheitsmäßig mit den zu erwartenden Resultaten näher vertraut ist. 34.

Ein russisches Urtheil über die Lanze.

„Das Wiederaufleben der Lanze und des Küraſſes im Westen" ist ein im „Russischen Invaliden" enthaltener Artikel bezeichnet, welcher die in der russischen Armee vertretene Ansicht über die Einheits-Kavallerie der Dragoner allen Neuerungen gegenüber in Schutz nimmt und zugleich einige wenig freundliche Streiflichter auf die in Frankreich vertretene Ansicht über Bewaffnung der Kavallerie wirft.

Ruhig, Schritt für Schritt, vielleicht sogar etwas langsam nach Ansicht der Anhänger der Sache, entwickelt sich unsere Kavallerie auf selbstständigem Wege zu ihrem Ideale — ein „fliegendes Korps zu sein, welches sich nur dadurch von den übrigen Theilen der Armee, den Armee-Korps unterscheidet, daß es sich überall hin ohne Schwierigkeit wenden und durch eine gute Führung das Thun des Feindes beobachten kann, welches gegen den Rücken des Feindes vordringen oder auf seinem Terrain stehen bleiben kann, oder Diversionen zu machen fähig ist." Dieses Testament Peters ist in voller Ausführung begriffen. Im Gegensatze zu dem, was sich im Westen in letzter Zeit vollzog, erfolgte bei uns eine Vermehrung der regulären Reiterei um $^1/_3$, die 4 Eskadrons enthaltenden Regimenter wurden in solche von 6 Eskadrons verwandelt, alle Regimenter wurden in Divisionen vereinigt, die ganze Kavallerie wurde zu einer Einheits-Kavallerie nach Dragoner-Art umgewandelt, jenem

Typus, von welchem selbst Napoleon schwärmte, den er aber nicht zu verwirklichen im Stande war.

Die gegenwärtig vorhandenen Bestimmungen für die Ausbildung und Erziehung der Kavallerie haben in Bezug auf Zweck und Bedeutung derselben im Kriege alle Fragen festgestellt, ohne jeden Kompromiß zwischen dem, was bis in die allerletzten Zeiten bestand und dem, was man jetzt von ihr im Felde erwartet. Die Kavallerie soll dazu vorbereitet werden, in jedem Gelände selbstständig zu handeln, sowohl zu Pferde als auch zu Fuß, sowohl vertheidigungs- als auch angriffsweise, und befähigt sein, nicht nur dem Feinde rasch in der Besetzung wichtiger Punkte zuvorzukommen und sich hartnäckig in ihnen bis zur Ankunft der anderen Truppen zu vertheidigen, sondern auch, wenn der Feind solche Punkte früher erreichte, ihn aus denselben mit eigenen Kräften selbstständig wieder hinauszuwerfen, ohne die Infanterie zu erwarten. Unserer Kavallerie ist bekannt gegeben worden, daß mit der Ausgabe der Berdan-Gewehre an sie, ihre Kraft im höchsten Maaße gesteigert worden sei, daß sie den Feind kühn dort schlagen könne, wo er sie am wenigsten erwarte. Sich kühn von den Ihrigen entfernend, unbekümmert um den eigenen Rückzug, sollen die Dragoner sich auf den Feind von rückwärts stürzen und ihn bedrohen. Am Tage der Schlacht soll die Masse der Dragoner sowohl auf die Flanken und den Rücken der feindlichen Schlachtordnung wirken, als auch die feindlichen Reserven zum Zweikampf herausfordern. Wenn sie sich bis zu diesem mächtigen Schlegel der gegenwärtigen Taktik hindurchgearbeitet und ihn genöthigt haben werden, sich in einen Ambos zu verwandeln, dann sollen die Dragoner ihn mit den Hufen ihrer Pferde vernichten; wenn aber das Gelände dieses Mittel nicht anzuwenden gestattet, dann sollen die Dragoner den Feind mit den Berdan-Gewehren abthun.

Die Dragoner sollen auch vollständig unter Ausnutzung des Terrains handeln, nicht passiv den geeigneten Augenblick zu einer geschlossenen Attake abwarten oder hoffnungslos einen passenden Platz hierzu aussuchen, sondern im Gegentheil durchschnittenes und bedecktes Gelände breit aufklären, in allernächstem Bereich des Gewehr- und Geschützfeuers Gräben, Hohlwege, Gebüsche und Wälder besetzen, „das Thun des Feindes beobachten und sich ihre Beute aussuchen“ und ihn dann entweder mit dem Säbel oder mit dem Feuer vernichten.

Derartig sind die organisatorischen und taktischen Ideale jener Schritte beschaffen, welche schon durch unsere Kavallerie in den letzten 6—8 Jahren geschehen sind. Sowohl die logische Entwickelung des schon geschehenen, als auch das in der gegenwärtigen Phase der Kriegskunst herrschende Prinzip, das Prinzip der Massen, wie auch unsere nationalen Eigenthümlichkeiten (der verhältnißmäßige Reichthum an Pferde-Material und die Rassen der Pferde) schreiben in Rücksicht auf die Organisation der Kavallerie noch nachstehende Schritte vor:

1. eine große Vermehrung der Kavallerie und dieser, sowie dem wahrscheinlichen Charakter der Thätigkeit der Kavallerie im Kriege entsprechend,
2. die Bildung von Kavallerie-Korps und ein allgemeines Verstärken der übrigen Einheiten.

Eine derartige Masse von Reiterei muß schon in Friedenszeiten in der Massenverwendung geübt werden und erscheint deshalb die Schaffung von mehr oder weniger lang andauernder Konzentrationen von Kavallerie-Korps zu Uebungszwecken und die Ausarbeitung entsprechender Pläne und Vorschriften hierzu wünschenswerth. Diese so ausgebildeten und organisirten Kavallerie-Massen müssen, dem Wesen zukünftiger Kriege entsprechend, bereit sein, ihre Thätigkeit bereits bei Erklärung eines Krieges entfalten zu können. Daraus folgt, daß sie in Friedenszeiten entsprechend dislozirt sein müssen. Wahrhaftig, es ist noch vieles und ernstes zu thun, um die Kavallerie auf den wünschenswerthen Stand zu bringen, und statt dessen — — — — —!

Vor Kurzem ist die beendete Bewaffnung der deutschen Reiterei mit Lanzen bekannt geworden, welche Waffe den angestellten Erwägungen zufolge einen ganz besonderen moralischen Eindruck auf den Gegner machen soll (?).

In einem französischen Journale wird mitgetheilt, daß die Deutschen die Küraße außer Gebrauch setzten, sie in ihren Zeughäusern im Geheimen aufbewahren, um sie bei Erklärung des Krieges wieder anzulegen und den Feind mit ihnen zu überraschen. So sieht der Franzose in dem Ausschlusse des Küraßes aus der Ausrüstung der Kavallerie eine deutsche ruse de guerre!

In der „Revue des deux mondes“ (September und November 1889) tritt ein anonymer Verfasser, augenscheinlich ein Anhänger des französischen Generals Gallifet mit einer Abhandlung „La cavalerie dans la guerre moderne“ auf. Infolge ihrer Art der Behandlung der Frage, ihrer Feinheit, Ausdrucksweise und Durchführung der Auseinandersetzung verdient diese Abhandlung die Aufmerksamkeit aller sich für die Sache Interessirenden.

Aber sowohl im Allgemeinen wie in vielen Einzelheiten werden russische Fachleute durchaus nichts Neues darin finden, als was die russische Militär-Literatur schon selbst verkündet hat.

Indessen etwas Neues findet sich doch darin.

Das Neue ist weiter oben durch die „Deutsche Kriegslist“ charakterisirt und alles übrige ist von derselben Leidenschaft gegen die deutsche Oberherrschaft durchweht.

Dieses Neue besteht in der Forderung der Wiedereinführung der Küraße und der Bewaffnung mit Lanzen. In den Beweisen ist allerdings, wie es zu gehen pflegt, „Alles enthalten, wenn es nur keine Trugbilder wären“, sowohl „das frühere Prestige, welches die französischen Küraßiere erlangt hatten“, als die Erinnerung an die „Königin der blanken Waffen“ und schwerwiegende Bedeutung „des großen moralischen Eindruckes der Lanze —

dieſer vorzüglichſten (?) Waffe des Chocs“ und ſogar „das moraliſche Uebergewicht einer mit Küraſſen oder Lanzen bewaffneten Reiterei gegenüber einer ſolchen ohne dieſe“ ſowie die ſchreckhafte Vorſicht, „was wird mit den jungen Mannſchaften werden, wenn ſie ſich plötzlich Auge in Auge gegenüberſehen einer Kavallerie, die Küraſſe und Lanzen führt“. Kurz und gut, unter den Gründen iſt alles an Altem und ganz Altem aus dem Archive der Beredſamkeit wie gewöhnlich aufgeboten.

Aber die Dragoner und die leichte Kavallerie aus den Zeiten Napoleons würden, dem Schooße der Erde wieder erſtehend — ſich ſchwer über den Verfaſſer beklagen, welcher ſie gegenüber den Küraſſieren erniedrigt, nur um ſeine Zeitgenoſſen von der Nothwendigkeit der Einführung der Küraſſe zu überzeugen. Die Küraſſiere und Dragoner aber jenes ſelben Napoleons würden ſich mit Unwillen gegen den Verfaſſer wenden und ihn daran erinnern, daß ſie ihre Siege auf den Schlachtfeldern von Caſtiglione bis Waterloo ohne Lanzen errangen gegen eine mit ſolchen bewaffnete Kavallerie ſowie gegen Infanterie. Die Ziethen'ſche und Seydlitz'ſche Kavallerie würden wohl in Grimm des Unwillens über ihre Urenkel-Pygmäen gerathen, welche ſich zu denken erkühnen, daß ſie mit ihren langen Lanzen die Säbel und Pallaſch führende Kavallerie von Roßbach, Kolin und Leuthen in Schatten ſtellen können. Dieſe Kavallerie würde der jetzigen ſagen: „Nicht die Sorge um ein moraliſches Uebergewicht über den Feind veranlaßt dich, zur Lanze zu greifen, ſondern geheimgehaltene Verzagtheit; weil du die Gefahr fürchteſt, mit einem Sprung von einem Zoll ſelbſt am Feinde zu ſein, haſt du deine Hoffnung darauf geſetzt, ihn mit einer einen Zoll längeren Keule vorher zu erreichen — bekanntlich die charakteriſtiſche Antwort Friedrichs auf eine Bemerkung, daß die preußiſchen Säbel um einen Zoll kürzer ſeien, als die ihrer Feinde. — Das moraliſche Uebergewicht gehört dem, der den Feind wirklich beſiegt, nicht dem, der von Weitem droht, demjenigen, der den Muth hat, dem Feinde auf Degenlänge und Fauſtbreite entgegen zu gehen und demjenigen, deſſen Pferd friſcher iſt und ſich ſtärker in Galopp ſetzt. Wir hatten das moraliſche Uebergewicht für uns beſonders deshalb, weil wir immer in der Stunde der Gefahr bereit waren, uns ſofort in die Reihen der Feinde zu ſtürzen. Freilich waren unſere berühmten Generale durchaus nicht ſo blind, um nicht einzuſehen, daß, da wir einmal die moraliſche Ueberlegenheit für uns hatten, die Lanzen die geeignetſte Waffe geweſen wären, aber nicht nur für den Choc, d. i. für den unabänderlichen Entſchluß, ſich in die feierliche Schlachtordnung zu ſtürzen, ſondern noch weiter dazu, die zuſammengehauenen feindlichen Haufen niederzumachen, wie das ſo geſchickt und kühn unſere Kaſaken und polniſchen Ulanen vollbracht haben. Aber unſere Generale hatten eingeſehen, daß man die Lanzen bei uns nicht einführen kann, trotzdem wir Jahrzehnte in ihrem Gebrauche abgerichtet worden waren. Es hatte ſich gezeigt, daß man das ſchwierigſte —

den Gebrauch der Lanze — uns nicht lehren konnte. „Wie willst du, geliebter Urenkel, mit deiner 3jährigen Dienstzeit, mit deinem Programm, dessen Umfang unser Programm der Ausbildung und Unterweisung noch weit übertrifft, nun auch noch damit fertig werden, im Gebrauch der Lanze ausgebildet zu sein?“

So würde die preußische Kavallerie der alten Zeit sprechen. Nicht weniger überzeugend würde sich der Kasak der Jahre 1812—14 ausdrücken. „Woher dachten sich die Deutschen aus, daß die Lanze die Waffe für den Choc oder der Küraß eine der Bedingungen für den moralischen Erfolg sei? Ich habe viel sowohl mit dem Franzosen als mit dem Deutschen Krieg geführt, indessen mit der Lanze wurde der Choc nie ausgeführt. Aber alle deine besten und überlegenden Leute haben es der ganzen Welt verkündet, daß meine Lanze in meinen Händen eine Drohung war sowohl den Küraſſieren, als den Dragonern, Husaren und Ulanen. Und das besonders deshalb, weil ich wußte, wie und wann ich sie zu gebrauchen hatte; wenn ich den Feind oder noch mehr sein mit 8—10 Pud belastetes Pferd ermüdet und den Augenblick erspäht hatte, wenn unsere Infanterie und Artillerie ihn mürbe gemacht hatten, dann warf ich mich auf ihn mit meinem schnellfüßigen Pferde, dann las ich nur Gefangene auf und zählte sie!“

So spricht sich denn die Geschichte überzeugend dahin aus, daß die Lanze wie der Küraß nur eine Bedingung zweiten Grades für den Erfolg auf dem Schlachtfelde ist, um einen moralischen Vortheil für die eine Reiterei über die andere zu schaffen. Weiter spricht gegen eine Einführung der Lanze und des Küraß die Unmöglichkeit, eine geschickte Handhabung der Lanze in kurzer Zeit zu erlernen, sowie ferner die mit der Wiedereinführung solcher mittelalterlichen Streitmittel unwillkürlich verknüpfte erhöhte Belastung des Pferdes, welche unserer Zeit ganz und gar nicht entspricht, denn diese verlangt auf der einen Seite eine erhöhte Beweglichkeit, auf der andern aber machte sich die Ausrüstung der Kavallerie mit Büchse und Patronen unumgänglich nöthig (übrigens auch eine wenn auch unvermeidliche Erhöhung der Belastung).

Gegen eine Wiederbewaffnung eines Theiles der Kavallerie oder beispielsweise eines Gliedes der Eskadrons mit Lanzen spricht das Prinzip der Einheitlichkeit, vollständig seinem Wesen nach, welches durchaus ideal ist und unter jeder Bedingung aufrecht erhalten werden muß.

Das sind unsere Einwürfe im Allgemeinen; speziell aber in Beziehung auf die russische reguläre Reiterei ist noch zu erwähnen, daß weder Lanze noch Küraß je von ihr geschätzte oder geliebte Waffen waren. Selbst bei den Kasaken, welche in die Lage versetzt waren, mit Feinden wie die Bergbewohner des Kaukasus zu kämpfen, verschwand die Lanze aus der Waffenkammer. Der Russe giebt eben dem Schlagen, dem Hauen, nicht dem feinen Zielen oder dem Stechen den Vorzug. 100.

Die literarische Mobilmachung.*)

IV.

Eine bedeutungsvolle literarische Vorbereitung zum Kriege bürgt in sich der „III. Leitfaden“ **) Dragomirows. Wohl wird Taktik und Waffentechnik und Schieß-, Exerzier-, Gefechtsausbildung behandelt, aber im Vordergrunde aller Lehren und Erörterungen steht wieder und wieder die Hebung des moralischen Elementes im Individuum wie in der Truppe, die Erziehung des Mannes zur unbedingten Pflichterfüllung unter den schwierigsten Verhältnissen, zur Todesverachtung.

Der III. Theil ist betitelt: „Vorbereitung der drei Waffengattungen zu gegenseitiger Aushülfe.“ Der Schluß, „ohne den der vorliegende Leitfaden unvollständig sein würde“, enthält den Abschnitt: „Feuer-Gewöhnung“, deren Anwendung Dragomirow allerdings von dem besonderen Befehle der höheren Behörden abhängig macht.

Die logische Grundlage des Verfahrens bei der „Feuer-Gewöhnung“ besteht nach Dragomirow darin, daß es das Gefühl der Gefahr hervorruft und wenigstens einige Uebung in der Gewohnheit, dasselbe zu überwinden, giebt. Schießen lehren ist weit leichter als unter dem Feuer zu stehen lehren. Das Verfahren der Feuer-Gewöhnung des einzelnen Mannes besteht darin, daß der Mann an die Scheibe gestellt wird; ein vorzüglicher und ruhiger Schütze schießt auf 50 Schritt aufgelegt 3 bis 4 Schuß in die Scheibe, rechts und links von dem vor derselben stehenden Soldaten. (!) Diese Uebung ist so einzurichten, daß sie den Charakter eines Vergnügens, (!) nicht aber eines gezwungenen Dienstes trägt. — (Das ist jedenfalls Viel verlangt!)

Sodann empfiehlt Dragomirow: „Uebungen unter dem Feuer der Artillerie. (!) Schießübungen der Artillerie kann man zur Ausführung von Exerzier-Uebungen der Infanterie und Kavallerie auf demjenigen Raume zwischen den Scheiben und den Batterien benutzen, über welchen die Geschosse in gefahrloser Höhe über den Köpfen hinwegfliegen. — Endlich bringt der russische General in Vorschlag das „Gefechtsschießen der Artillerie nach zwei Seiten“. Die Scheiben werden in zwei parallelen

*) Vergl. das Märzheft 1889 unserer Blätter.

**) Leitfaden für die Vorbereitung der Russischen Truppen zum Kampf. Von Dragomirow, Kaiserlich russischer General und Chef der Generalstabs-Akademie. III. Theil. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Lieutenant Frhr. v. Tettau. Helwing'sche Buchhandlung in Hannover 1889. Die Uebersetzung ist trefflich und dankenswerth, wie wir abermals betonen müssen!

Reihen auf 4 Werst von einander aufgestellt, die Batterien ebenfalls in zwei Parteien zwischen den Scheiben, eine jede Partei auf 3 Werst von ihren Scheiben entfernt; darauf wird das Gefechtsschießen ausgeführt. Da die anfängliche Entfernung zwischen den Batterien zwei Werst betragen wird, so kann sogar jede Partei noch einmal die Stellung auf eine halbe Werst vorwärts wechseln. Allerdings — sagt Dragomirow — widerstreben derartige Uebungen dem persönlichen Gefühle, die Theorie aber muß alle nur möglichen Verfahren zeigen zur Erreichung des höchsten Zieles: der Vorbereitung der Truppen zum Kampf; der Praxis verbleibt stets das Recht, die vorgeschlagene Theorie anzunehmen oder nicht.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß unabläßig und zielbewußt der große Russe, der heute in Kiew residirt, einen gewaltigen Militärbezirk unter sich und im Kriegsfalle die Führung eines Riesenheeres in sicherer Aussicht hat, — daß zielbewußt dieser maßgebende russische General den russischen Offizier, den russischen Soldaten vor allen Dingen geistig und moralisch zu heben sucht. Da haben wir eben die Mobilmachung der Geister, die Kriegsvorbereitung durch Druckschrift, welche dem eigenen Heere zum höchsten Nutzen gereicht, den anderen Heeren aber Aufmerksamkeit und Vorsicht aufnöthigt! Man höre u. A., was der General sagt über die Hülfe, welche die verschiedenen Truppen sich gegenseitig im Kriege bringen sollen, — zu welcher Hülfserweisung dreierlei nöthig ist, nämlich: daß man den Untergang nicht fürchtet, daß man den Kameraden vertraut und daß man schließlich dieselben liebt. Um den Untergang nicht zu fürchten, muß man sich durch entsprechende Uebungen und durch eine entsprechende Gedankenrichtung vorbereiten. Man muß sich häufiger dessen erinnern, daß wir dazu bestimmt sind, zu vernichten und unterzugehen; daß wir alle unter Gottes Schutze stehen und Niemand nicht einmal auf einen Augenblick weiß, wo ihn der Tod erwartet: also lohnt es sich auch nicht, darüber nachzudenken. Giebt es nicht genug Leute, welche lebend und unversehrt aus der furchtbarsten Schlacht hervorgehen, und kommt es etwa nicht vor, daß man unerwartet — ungeahnt vom Leben Abschied nehmen muß, indem man auf glattem Boden stolpert oder Dank einem herabstürzenden Gesims, einem durchgehenden Pferde? Wer sich die Mühe giebt, häufiger hieran zu denken, für den wird die Nothwendigkeit, einem möglichen Tode entgegenzugehen, niemals, auch nicht nach einem langen Frieden, eine Ueberraschung bilden; wer dieses nicht thut, der bereitet sich die bittersten und niederdrückendsten Enttäuschungen. Ja, und wie sollte es nicht sein? „Von Jahr zu Jahr hat man manövrirt, vorzüglich geschossen, vorzüglich Parademarsch gemacht, und plötzlich unter Kugeln, Granaten und gegenüber dem Bajonett: was ist hier Gemeinsames?“ Deshalb ist es auch gefährlich, bei den einzelnen Spezialitäten, aus denen der Kriegsdienst zusammengesetzt wird, stehen zu bleiben, weil zwischen ihnen und dem Kriegsdienst in seiner Gesammtheit wirklich wenig Gemeinsames besteht. . . .

Das ist sehr wahr; nicht minder das, was über die Reserven gesagt ist und was in dem Satze gipfelt, „daß alle Reserven nur dazu bestehen, um zum Schlusse des Gefechts in die Gefechtslinie einzufließen, in ihr aufzugehen. Denn nicht die auf dem Schlachtfelde nur anwesenden, sondern die handelnden Reserven sichern den Erfolg“ . . . Ferner: Bei Operationen mehr oder minder bedeutender Detachements bleibt der Erfolg gewöhnlich auf Seiten desjenigen der Gegner, welcher zum Schluß des Gefechts die meisten frischen Kräfte übrig hat. Daher muß das Aufsparen der Reserve im Gefecht eine der Hauptsorgen des Befehlshabers bilden. Aber die Sache hat ihre zwei Seiten: wenn man unter dem Vorwande des Aufsparens der Reserve zu spät Unterstützung bringt und die Gefechtslinie geworfen wird, so muß man das Gefecht mit der Reserve allein wiederherstellen, ja und auch hier nicht mit der ganzen Reserve, sondern mit einem Theil derselben (wieder aus Sparsamkeit!), welcher wieder geschlagen werden wird: als Resultat ergiebt sich nicht eine Verwendung der Kräfte zur Erringung eines Erfolges, sondern ein abtheilungsweises Aussetzen derselben den Stößen des Gegners. Andererseits taugt es auch nicht, sich mit der Unterstützung zu beeilen, da man dann keine frischen Truppen mehr in der Hand behält. Diese aber sind das einzige Unterpfand für die Leitung des Gefechts, denn das, was bereits in das Gefecht eingesetzt ist — ist nicht unser. Ich verhehle dem Leser nicht, daß es eine der schwierigsten Aufgaben, welche auch die großen Meister der Kriegskunst nicht immer befriedigend gelöst haben, ist, zu wissen, wann man die Reserve einzusetzen, wann man sie zurückzuhalten hat. Um so mehr ist es nothwendig, wenn auch nur zum Theil, den Sinn der Truppen und der Führer auf diese Aufgabe vorzubereiten, damit sie nicht als etwas Unerwartetes erscheint, wenn sie in ihrer ganzen furchtbaren Bedeutung gestellt wird. Der Führer muß sich darüber klar sein, daß die Reserve gespart werden muß; aber auch darüber, daß den Erfolg im Gefecht, wie schon gesagt worden, handelnde, aber nicht in der Position nur anwesende Reserven geben. Und deshalb trägt er nicht Bedenken zu unterstützen, indem er natürlich den Charakter des Untergebenen, der um Unterstützung bittet, und die Wichtigkeit des Punktes, auf welchen hin sie erbeten wird, in Erwägung zieht. Die Truppen müssen beständig und beharrlich in der Ueberzeugung erzogen werden, daß nur der bis zum Ende Ausharrende den Sieg davonträgt und daß die einmal in das Gefecht eingesetzten Abtheilungen in demselben bis zum Ende der Sache verbleiben; unterstützen kann man sie, aber niemals ablösen! Hierin liegt die einzige Bürgschaft, daß die Abtheilung im Gefecht jene ganze Energie und Hartnäckigkeit entwickelt, deren sie fähig ist. Wird dieses sein, so wird auch das andere sein: nämlich das, daß unsere eine Abtheilung manchmal zwei oder drei feindliche Abtheilungen aushält und alsdann wird das Uebergewicht an frischen Kräften zu Ende des Gefechts naturgemäß auf unserer Seite sein.

Es liegt eine ingrimmige Energie in diesen Lehren!

Die allgemeinen Betrachtungen Dragomirows über Gefechtsführung, über Befehlsertheilung, Verwendung, Aufstellung ꝛc. der Truppen im Gefechte mögen hier mit dem Bemerken übergangen sein, daß sie im Ganzen und Großen mit denen in allen Heeren heuzutage üblichen übereinstimmen, aber einen ausgeprägten Zug darin besitzen, daß sie selbst Einzelheiten, geringfügige Dinge oft in der starren Form bindender Vorschriften geben. Da anzunehmen ist, daß der hochbefähigte General seine Armee, sein Offizierkorps kennt und deren Leistungsfähigkeit richtig beurtheilt, so muß man schließen, daß die taktische Durchschnittsbildung der russischen Offiziere gegen die der andern großen Heere im Rückstande ist, — die russische Garde ausgenommen. Dieser Schluß findet weiterhin seine ganz lebhafte Bestätigung durch die Abschnitte der Schrift, in welchen in applikatorischer Weise das Zusammenwirken der Waffen erörtert wird: was da z. B. gesagt wird über: „Märsche von gemischten Detachements in Erwartung eines Zusammenstoßes mit dem Gegner" — ja, man traut seinen Augen nicht, aber es stehen da Dinge, die der kleine Walderse schon vor Zeiten im Kapitel „Märsche" abhandelte. Also: Dragomirows erwähntes Marschthema wird zunächst besprochen unter a. „Marsch der Avantgarde (Arrièregarde)" — und es heißt da wörtlich folgendermaßen: Es ist nützlich, der Ausführung des Marsches Uebungen auf der Karte der Gegend, in welcher er vor sich gehen soll, vorauszuschicken. Der Leitende muß, natürlich rechtzeitig, die Aufgabe erwägen und dazu einen möglichst lehrreichen Terrain-Abschnitt auswählen. Ungefähr eine Stunde oder anderthalb Stunden (!) vor dem Ausrücken der Truppen versammeln sich die Kommandeure, bis zu den Kompagnie-, Eskadron-, Batterie-Chefs einschließlich (!) in einem so großen Raume, daß Alle sich hinter Tischen setzen können (!). Es muß eine genügende Anzahl von Karten vorhanden sein, damit Alle der Erklärung folgen können*). Die Avantgarde wird angenommen in der Stärke: einer Brigade Infanterie, eines Regiments Kavallerie mit zwei bis drei Fußbatterien und einer reitenden Batterie (8 Bataillone, 6 Eskadrons, 8—12 Fuß-, 6 reitende Geschütze). Nach der Begrüßung (!) und Aufforderung sich zu setzen (!) sagt der Leitende ungefähr Folgendes:

Wir beabsichtigen, meine Herren, einen Marsch mit kriegsgemäßer Sicherung auszuführen, indem wir den Gegner nicht mehr als einen Tagemarsch von uns entfernt annehmen. Zur sicheren Erreichung des taktischen Zieles muß der Marsch in einer solchen Ordnung ausgeführt werden, daß jeden Augenblick die Bereitschaft zu einem schnellen Uebergang in die Gefechtsordnung vorhanden ist und auf eine solche Weise, daß möglichst viel und für den Kampf taugliche Mannschaften an den bestimmten Punkt gebracht

*) Es wird also nicht vorausgesetzt, daß Jeder selbst eine Karte besitze!

werden. Den Eigenthümlichkeiten des der Avantgarde und Arrièregarde obliegenden Dienstes entsprechend müssen wir diese Uebung in zwei Theile zerlegen: heute nehmen wir nur das Verhalten der Avantgarde, indem wir vom Lager nach Farladani marschiren, und das der Arrièregarde auf dem Rückmarsche, durch; ein anderes Mal aber vereinigen wir damit den Marsch in mehreren Kolonnen. Die Theorie der Bewegung der Avantgarde ist Ihnen, meine Herren, bekannt*): auf der Marschstraße wird ganz vorn ein Vortrupp vorausgeschickt, auf den dieser Straße zunächst laufenden Seitenwegen marschiren — Seitendeckungen. Die Abtheilungen werden der Kavallerie, und nur bei gänzlichem Mangel — der Infanterie entnommen. Beim Marsch im durchschnittenen Gelände wird manchmal diesen Abtheilungen Infanterie zur Unterstützung der Kavallerie beigegeben. Alle diese Abtheilungen entsenden Sicherheitspatrouillen, welche verpflichtet sind, eine allgemeine Verbindung vor der Front der Bewegung unter einander zu halten, die auf ihrem Wege angetroffenen Terrain-Gegenstände zu durchsuchen und sogleich dem Führer ihrer Abtheilung zu melden, wenn vom Feinde etwas bemerkt wird. Bezüglich dessen, wie weit diese Patrouillen nach den Seiten zu entsenden sind, giebt es keine Festsetzungen, denn dieses richtet sich in jedem gegebenen Falle nach der Entfernung vom Gegner, der Tiefe der Kolonne und dem Gelände zu Seiten der Marschstraße. Jedenfalls muß man in einem zugänglichen Gelände nach jeder Seite auf eine Entfernung aufklären, welche zum mindesten der Tiefe der Kolonne der Avantgarde gleichkommt. Der Vortrupp und die Seitendeckungen marschiren in einer Höhe; befinden sich die Seitendeckungen noch ein wenig vor dem Vortrupp, so ist es um so besser. Auf 2 Werst hinter dem Vortrupp marschirt die Infanterie-Vorhut und bei ihr, wenn die Straße der Ausbesserung bedarf, ein Arbeits-Kommando.

Ueber die „Marschordnung" lehrt der General: In der Avantgarde marschiren die Truppen in der durch das Gelände bedingten Reihenfolge: zieht sich also die Marschstraße durch bedecktes oder durchschnittenes Gelände — so marschirt die Infanterie, welcher eine kleine Kavallerie-Abtheilung zum schnellen Ueberbringen von Meldungen vorangeht, an der Spitze; ist das Gelände offen, so marschirt Kavallerie vorn: die eine wie die andere natürlich mit ihrer Artillerie. Ist nun das Gelände wechselnd, so muß an der Spitze der Kolonne bald Kavallerie, bald Infanterie marschiren: ein großer Nachtheil, der zur Ermüdung der Truppen führt, aber ein nicht zu vermeidender Nachtheil, denn wenn man jeden Augenblick den Gegner zu erwarten hat, so muß man, mag man wollen oder nicht, vorn diejenige Waffengattung halten, welche in dem betreffenden Gelände am fähigsten zu handeln ist. . . .

Es ist wohl genug an dieser Probe, worüber und in welcher eingehenden

*) Trotz dieser, die Stabsoffiziere und Hauptleute sehr ehrenden (?) Annahme hält der leitende General es doch für nöthig, die nachfolgenden 11½ (!) Seiten Instruktion zu — reden!

Weise ein russischer General es für nöthig erachtet, seinen Stabsoffizieren und Hauptleuten Vortrag zu halten und theoretische Vorbereitung zu geben auf einen einfachen Kriegsmarsch, — ohne Gegner! Es folgt dann noch ein mündliches Examen . . . possierlicher Art nach unsern Begriffen, da die Gefragten nicht Mitglieder der „Patrouilleurklasse" sind, sondern — ältere Offiziere.

Und nun höre man, welchen Nachdruck Dragomirow legt auf diese Konferenzen. „Wir halten es für durchaus nothwendig, daß diese Uebung auf dem Plan kurz vor der Ausführung des Marsches oder am Abend vorher stattfindet, damit die ganze Sache, welche bei weitem nicht so einfach ist, wie es in der Theorie erscheint, in Wirklichkeit ausgeführt wird, so lange sie noch in frischem Gedächtniß ist (!) In dieser Beziehung ist auf die Lösung derartiger Aufgaben im Winter wenig Hoffnung (!) zu setzen; so rationell auch diese Beschäftigungen betrieben werden mögen, im besten Falle führen sie zu zwar richtigen, aber schematischen Entschlüssen. Im Anfange der Bekanntschaft mit der Sache genügt das, zu ihrer wirklichen Ausführung aber mit Truppen, im Felde, taugt es wenig. Und es kann auch nicht anders sein; der Gedanke, daß man auf dem Plan einer Gegend arbeitet, in welcher man sogleich marschiren und zwar nicht mit Würfel, Bleistift und Zirkel, auf dem Stuhle sitzend, sondern mit wirklichen Truppen marschiren wird, — versetzt in die Nothwendigkeit, über Vieles nachzudenken, was durchaus nicht nothwendig ist, wenn man es mit Plänen einer erdachten Gegend und mit eingebildeten Truppen zu thun hat. . . ."

Solcherlei Darlegung Dragomirows giebt zu denken!

Aus den „allgemeinen Bemerkungen" zu den „Manövern mit Gegner" ist als charakteristisch zu entnehmen: Die Bataillons-Manöver endigen alle mit durchgehenden Attaken von Infanterie gegen Infanterie. Die Kavallerie macht 300 Schritt vor der Abtheilung, welche sie attakirt hat, Halt. Auf das Signal „Alle, Halt" haben Alle auf dem Platze und in der Lage halten zu bleiben, in welcher sie das Signal betrifft. Auf das Signal „Appell" setzen die Mannschaften außerdem die Gewehre zusammen und legen das Gepäck ab, bei der Kavallerie und Artillerie sitzen sie ab. Darauf versammeln sich die Führer zur Besprechung des Manövers; nach beendigter Besprechung reiten sie auseinander und stellen beide Detachements zu durchgehenden Attaken der Kavallerie auf Infanterie und umgekehrt, in folgender Ordnung auf: die Infanterie beider Detachements bildet eine oder mehrere Linien (mit der Berechnung, daß die Frontlänge einer jeden Infanterielinie der Frontlänge einer Eskadron gleichkommt); ihnen gegenüber stellen sich die Eskadrons mit zwei Schritt Abstand zwischen den Rotten auf. Die Attake selbst wird so ausgeführt: anfangs rückt die Infanterie im Schritt, mit Gesang und Trommelschlag, an die Kavallerie heran und die Infanteristen streicheln die Pferde; alsdann treten sie zwei Schritt zurück und machen auf Kommando verschiedene

Griffe, zuerst ohne Trommelschlag, alsdann mit demselben. Alsdann geht die Infanterie, ebenfalls auf Kommando, im Schritt durch die Kavalleriefront hindurch, indem sie hierbei so laut als möglich „guten Morgen, Kameraden" ruft. Nach 50 Schritten hält die Infanterie, macht Kehrt und wiederholt das Hindurchgehen, ebenfalls mit Rufen und alsdann im Laufschritt. — Nachdem sich die Infanterie auf ungefähr 300 Schritt von der Kavallerie entfernt hat, macht sie Halt und nimmt die Front gegen die Kavallerie, worauf sich die Infanterie mit fünf Schritt Abstand von Rotte zu Rotte aufstellt. Alsdann reitet die Kavallerie im Schritt hindurch; nach der Kehrtwendung ein zweites Mal — im Trabe; nach nochmaliger Kehrtwendung ein drittes Mal im Galopp. Ist die Kavallerie auf 100 Schritt herangekommen, so giebt die Infanterie eine Salve. Auf nähere Entfernung zu schießen ist verboten! . .

Man muß zugeben, daß dies drastische Mittel sind, — ob durchaus zweckentsprechende, das entzieht sich unserer Beurtheilung. —

Nirgends zu früh und nirgends zu spät kommen, heißt es an anderer Stelle, das ist eine hervorragende Fähigkeit, und namentlich hervorragend bei Leuten, von welchen, wie von den Truppenführern, das Wohlergehen von Tausenden abhängt. Wer zu spät kommt, läßt Andere nutzlos warten; wer früh kommt, ermüdet die eigenen Leute umsonst; und deshalb ist jene Fähigkeit auch für die Truppenführer kein Verdienst, sondern eine Pflicht, welcher man nur dann Genüge leisten kann, wenn man sich daran gewöhnt, in Allem und stets bis auf die Minute pünktlich zu sein. Nicht die Arbeit entkräftet den Mann, sondern das zwecklose Warten ohne Thätigkeit vor der Arbeit und die Verzögerung des Entlassens, unter nichtigen Vorgängen, nach Beendigung der Arbeit. Die Herren Schiedsrichter werden ersucht, eine halbe Stunde vor der für die Truppen festgesetzten Zeit an dem Sammelplatz einzutreffen und aufzuschreiben, um welche Zeit eine jede Abtheilung eintrifft (!). Die Truppenführer werden ersucht, ohne Kunstgriffe (!) zu den Sammelplätzen zu marschiren, d. h. ohne die Bewegung zu verlangsamen, wenn es scheint, daß die Ankunft zu früh stattfinden wird, und ohne sie zu beschleunigen, wenn man sich zu verspäten glaubt. Besser, sich einmal um einige Minuten irren, damit man in Zukunft die Zeit richtiger berechnet. Die Karte ermöglicht eine ganz genaue Berechnung der Entfernung; zur Berechnung der Zeit aber nimmt man an, daß Infanterie 4 Werst in der Stunde, Kavallerie in wechselnder Gangart gegen 7 Werst in der Stunde zurücklegt, — Artillerie wie Kavallerie oder Infanterie.

Von hohem Interesse schließlich sind für uns die „Bataillons-Manöver". Die Aufgaben für beide Parteien und die Zusammensetzung der Detachements werden eine Woche vorher und sogar noch früher bekannt gemacht, damit die Parteiführer mit ihren Offizieren das Gelände besichtigen und, ohne sich zu übereilen, alle Anordnungen überlegen können (!).

Stärke und Zusammensetzung sind auf beiden Seiten gleich: ein kriegsstarkes Bataillon, eine oder zwei Eskadrons, zwei oder vier Geschütze Fußartillerie.

Die Begründung für dieses von dem unsrigen stark abweichenden Verfahren giebt Dragomirow so an: Die Parteien in Unkenntniß in Betreff ihrer Aufgaben und des Orts ihrer Aufstellung lassen, darf man in der ersten Zeit deshalb nicht, weil man mit dem Einfachsten beginnen und nach und nach zu dem Schwierigsten übergehen muß. Aus diesem Grunde muß man die Parteien erst von den Regimentsmanövern ab, und auch da nicht auf einmal in Unkenntniß über die Absichten des Gegners halten. Die Stärke und Zusammensetzung der gegen einander manövrirenden Detachements ungleich zu machen, ist nicht nothwendig, wenn man das Manöver als eine Uebung betrachtet, bei der man etwas lernen will, und nicht als ein Spiel um den Sieg. Dem Angreifer ein Uebergewicht an Truppen zu geben (wie es gewöhnlich geschieht), ist sogar schädlich, denn es führt zu dem Gedanken, als ob es nicht möglich ist, anders als mit überlegenen Kräften anzugreifen. Ferner hält man ein solches Uebergewicht für nothwendig, damit das Manöver einen sogenannten „mehr natürlichen Ausgang" nimmt, einen Ausgang, bei welchem der Eine als Sieger, der Andere als Besiegter bezeichnet werden kann: eine augenscheinlich nutzlose Sorge, welche mehr als alles Andere von dem Ziel der Uebung ablenkt . . .

Und so lautet das „Beispiel einer Aufgabe", — welche über eine Woche vorher bekannt gemacht wird, folgendermaßen:

Vertheidiger: — Aufgabe: Farladani vor einem vom Lager her anrückenden Gegner zu vertheidigen; —

Angreifer: — Aufgabe: Die Farladani deckende Abtheilung anzugreifen. —

Manöver „im Regiment und höheren Verbänden" werden in derselben Art ausgeführt, nur werden die Parteien weiter auseinandergeführt, die Detachementsführer reichen Dispositionen ein, und das Manöver endigt nur auf besonderen Befehl mit durchgehenden Attaken. — —

In Summa: — Die Nutzanwendung aus diesen russischen Lehren und Ausbildungsverhältnissen für uns liegt auf der Hand! — 2.

Das neueste Buch des Oberst Stoffel.*)

Wir nahmen von der Leistung: „Français et Russes vis-à-vis de la Triple Alliance“, deren Autor der französische Artillerie-Hauptmann Paul Morin ist, Notiz und besprachen die Richtung derselben. Jetzt erregen in französischen Zeitschriften die Erwähnungen einer neuen, ähnlich gearteten Broschüre allgemeine Beachtung. Oberst Stoffel ist mit seiner oben genannten Leistung nicht auf der Höhe sachgemäßer und klarer Erwägung geblieben wie Hauptmann Morin, der eigene Wege wandelt und breit getretenen Pfaden der Tagespolitik mit seiner streng fachwissenschaftlichen und rücksichtslosen Leistung fern blieb.

Es mag auch hier nicht wenig überraschen, wenn wir behaupten, daß in den wissenschaftlich hoch stehenden und gut unterrichteten Kreisen Frankreichs ein hochgradiger Widerwillen gegen französisch-russische Schutz- und Trutzbündniß-Anstrengungen vorherrscht, und zwar ein Widerwille, der von Tag zu Tag wächst und von hervorragendsten Kennern russischer Zustände, Machtverhältnisse und Beziehungen stetig genährt wird.

Ist es nicht im höchsten Grade bezeichnend, daß der Franzose, der das beste und ausführlichste Werk über Rußland verfaßt hat, seit Jahren gegen die Bündnißneigung zu Rußland eifert! Es ist dies der anerkannt tüchtige Anatole Leroy-Beaulieu, der die französisch-russische Allianz als eine Unmöglichkeit oder vielmehr auch als die ärgste Ungeheuerlichkeit betrachtet. Und dieser Letztgenannte muß doch, schon wegen des angeführten Umstandes als gründlicher Kenner Rußlands, der kompetenten Beurtheilungsschaft würdig erklärt werden.

Wie weit muß es nach dem Verrauschen des heftigsten Revancheeifers in den betreffenden französischen Kreisen wohl schon gekommen sein, wenn man jetzt mit richtigerer Erkenntniß in dem festgegliederten Deutschen Reiche das nothwendige Bollwerk gegen die von Osten her drohende Ueberfluthung des Großslaventhums erblickt. Alle erblicken da im Anwachsen der russischen Macht eine enorme Gefahr für den alten Welttheil Europa. Frankreich, das unter dem Kaiserneffen an „der Spitze der Civilisation“ marschirte, und bei dem damals modernen Argonautenzuge in der Krim die Hauptrolle übernahm, befindet sich mit seiner russischen Bündnißneigung, nach der Meinung seiner einsichtsvolleren Gelehrten, Militärschriftsteller und wirklich unabhängig denkenden Staatsmänner, auf einem geradezu scheußlichen Abwege.

Nicht jeder von diesen Gutunterrichteten hat aber nun den echten und

*) „De la possibilité d'une alliance franco-allemande“ vom Oberst Stoffel.

wahren persönlichen Muth wie Artilleriehauptmann Morin, um der Wahrheit unverblümt die Ehre zu geben und deutsches Wesen zu würdigen. Denn das bezeichnende Todtschweigen in der Presse des eigenen Landes nach Erscheinen der Broschüre Morin's kann ein französischer Autor nicht gut ertragen. Meister Stoffel, der Deutschland und dessen wirkliche Verhältnisse und Beziehungen aus persönlicher Erfahrung noch besser kennt als Hanptmann Morin, hat sich nicht veranlaßt gesehen, den gleichen, direkten, aber gewagten Weg wie dieser zu betreten.

Wohl warnt auch er vor der „vom Osten her drohenden slavischen Barbarei" und wünscht aus Herzensgrund viel lieber ein inniges Bündniß mit Deutschland (doch nicht etwa einen neuen „Rheinbund"?), aber — — — die Reichslande Elsaß-Lothringen möge dann Deutschland zuvor herausgeben, da sonst keine Versöhnung Frankreichs gegenüber Deutschland möglich wäre.

Wenn selbst neutrale, so z. B. schweizerische Organe dies Verlangen als unerfüllbar und zum Theil auch in dieser Form und Weise als unverständig bezeichnen, muß man wünschen, Oberst Stoffel hätte seine Leistung lieber für sich behalten und nicht der Oeffentlichkeit übergeben.

Was Stoffel der deutschen Reichsleitung als schweren, unverzeihlichen Fehler anrechnen will, in Gestalt der Besitzergreifung der Reichslande, war weder ein Fehler noch ein Akt freier Entschließung, sondern vielmehr nachgerade eine unwiderstehlich zwingende Nothwendigkeit.

Oberst Stoffel geräth in einen gewissen Gegensatz zu den Ansichten seines Landsmanns Paul Morin, wenn er behauptet, durch den Verlust Elsaß-Lothringens habe Frankreich seine Sicherheit eingebüßt. „Von Metz bis Paris seien nur zwölf Marschtage, wobei kein natürliches Hinderniß erheblicher Art sich biete, während Berlin jetzt vierzig Marschtage von der Grenze entfernt und durch Rhein und Elbe gedeckt sei 2c. 2c.", äußert sich Stoffel mit Bekümmerniß. Daß diese Grenzverschiebung gerade die größte und sicherste Friedensgewähr zwischen Frankreich und Deutschland bietet, lehrt die Erfahrung unwiderleglich.

Wir bedauern, daß ein Mann, wie Oberst Stoffel, auf diese Besitzergreifung der Reichslande hinweisend, nun auch diplomatischen Klatsch einseitigster Art herbeizerrt, um der „lieben Mitwelt" daheim zu beweisen: „wie schwer die deutsche Reichsleitung bei der Besitznahme der Reichslande gegen Frankreich und gegen die eigenen Interessen gefehlt habe!"

Solche Seitenluftsprünge mögen im Pariser „Figaro" müßigen Lesern französischer Nationalität ziemlich behagen, ernstere Bedeutung können sie nie für Einsichtsvolle gewinnen, wohl aber Unheil und Verwirrung in den Köpfen der großen Masse anrichten. Man weiß ja zur Genüge, was das Unthier „öffentliche Meinung" schon zu Zeiten angerichtet hat, wenn sonst anerkannte Fachmänner ihr Licht in den Urschlamm der Tages-Meinungen auf diese Art hineinleuchten ließen und vom eigentlichen Gebiete hinweg Abwege betreten.

Hier eine Probe: „Ist der Fehler gut zu machen? So lange Frankreich die Pistole gegen sein Herz gerichtet sieht, wird es der Freund aller Feinde Deutschlands und namentlich Rußlands sein, nicht aus Sympathie für die Slaven, wie viele Franzosen sagen, welche unwissend sind oder Illusionen hegen und an die russische Freundschaft glauben, sondern aus dem natürlichen Gefühle, welches die Feinde einer dritten Nation einander nähert. Deutschland allein kann eine Aera des Friedens und der Ruhe in Europa inauguriren. Es müßte für den Preis einer Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Frankreich Elsaß-Lothringen zurückerstatten.

Wird sich in Deutschland ein Mann für diese große Aufgabe finden und stark genug sein, sie durchzuführen? Deutschland könnte verlangen, daß die festen Plätze am Rheine in offene Städte umgewandelt werden. Blos der Rhein wäre die Demarkationslinie zwischen den beiden Ländern. Damit diese Allianz wirksam und dauernd sei, würde die Rückgabe Lothringens allein nicht genügen. Die Allianz würde von langer Dauer und aufrichtig sein. Nie würde man jedenfalls eine stärkere Allianz gesehen haben. Statt sich mit unfruchtbaren Rüstungen aufzureiben, würde Europa sich seiner zivilisatorischen Mission hingeben können, denn die Gefahr für zivilisirte Nationen liegt im Osten. Rußland wächst langsam, aber sicher; Rußland wird sich eines Tages der Donaufürstenthümer und sonstigen Donauprovinzen bemächtigen. Wenn ein eroberungssüchtiger Czar komme, werden dann die veruneinigten occidentalen Völker dem furchtbaren Andrange der slavischen Rasse widerstehen können? Das wird der Krieg der Civilisation gegen die Barbarei sein. Die deutsch-französische Allianz würde diese bedrohliche Eventualität zerstören. Oesterreich, Italien und die Türkei müßten mitgehen. So würde eine Liga der europäischen Staaten gegen Osten gebildet werden, die stets bereit wäre, Rußland in seinem ehrgeizigen Vorhaben aufzuhalten. Das wäre die Liga der europäischen Freiheit und Civilisation.“ Schrumm!

Altmeister Goethe hat seiner Zeit der Vererbungseigenthümlichkeit einige bekannte Strophen gewidmet, hier wird man an dieselben erinnert. Victor Hugo's und Adolphe Thiers fossilste Ideen schimmern da wieder hindurch. Warum Oberst Stoffel nicht ebenso wie die Genannten in ihren „besten Mannesjahren“ gleich das ganze linke Rheinufer für Frankreich verlangt, ist uns unbegreiflich; es käme auf dasselbe heraus und wäre wenigstens offener und deutlicher gesprochen, wenn es so „pressirt“ mit einem neuen europäischen Kreuzzug gegen Rußland.

König Heinrich IV. von Frankreich plante bekanntlich einen solchen schon vor nahezu 300 Jahren; der erste Bonaparte veranstaltete ihn wirklich im Jahre 1812, und der dritte Bonaparte konnte 1854 bis 1856 nicht den Festlandsweg dabei einschlagen. Der Kummer, daß Alldeutschland zwischen Ost- und Westeuropa sich als mächtige Scheidemacht aus eigener Kraft auf-

gerichtet hat und nicht mehr gesonnen ist, für fremde Interessen Schildknappendienste zu leisten oder die Schlachtfelder herzugeben, ist begreiflich. Die Rheinbundzeiten sind vorüber und daß sie nicht wiederkehren, mag Elsaß-Lothringen im deutschen Besitzstand jetzt und alle Zeit verbürgen! 35.

Nachtmärsche und Nachtgefechte in Rußland.

Wenn nicht alle Kennzeichen trügen, so werden die Truppen des deutschen Heeres im Laufe des bevorstehenden Sommerhalbjahres häufiger als bisher Nachtübungen anstellen: beleuchtet ist der Gegenstand in neuester Zeit je mehr und mehr, in Aufsätzen der periodischen Militärliteratur sowohl wie in gesonderten Schriften.

Nicht unwichtig ist für unser Vorgehen und Verhalten die Stellung, welche unsere Nachbararmeen zu der Frage einnehmen. In dieser Hinsicht verdient besondere Verbreitung die vom General Dragomirow geäußerte Ansicht, welche für die russische Armee geradezu als maßgebend anzusehen sein dürfte. Der Herr Lieutenant Freiherr von Tettau hat durch seine höchst dankenswerthe Uebersetzungsthätigkeit die Schriften des russischen Generals uns Allen zugänglich oder richtiger: verständlich gemacht. So entnehmen wir seiner einen Schrift*) das Folgende, was von den „Nachtmärschen" handelt. Dragomirow sagt, nach Tettau:

Nachtmärsche begünstigen die verborgene Annäherung an den Gegner beim Vormarsch, die verborgene Entfernung von demselben beim Rückzuge; Unternehmungen in der Nacht versetzen den Gegner durch ihre Plötzlichkeit in Bestürzung, berauben ihn der Möglichkeit, über unsere Stärke zu urtheilen, verwandeln die Feuerwaffe in ein Nichts. Deshalb vermag man auch in der Nacht große Dinge mit geringen Kräften auszuführen; und je mehr die Feuerwaffe vervollkommnet werden wird, um so mehr wird auch die Fertigkeit, Nachts zu marschiren und zu handeln, an Bedeutung gewinnen.

*) Leitfaden für die Vorbereitung der Russischen Truppen zum Kampf von M. Dragomirow, kais. russischer Generallieutenant ꝛc. III. Theil: Vorbereitung der drei Waffengattungen zu gegenseitiger Aushülfe. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Freiherr von Tettau, Lieutenant im Braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92. Hannover 1889. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Jedoch sind Nachtmärsche mit großen Zufälligkeiten verknüpft: man kann sich leicht verirren, leicht die Seinigen für Feinde halten, das geringste Hinderniß wächst zu einer drohenden Schranke, denn die Einbildung ist stark erregt. Dieses macht das Ueben von Nachtmärschen zur dringenden Nothwendigkeit, damit ein Jeder erfährt, welche Schwierigkeiten dieselben bieten, und sich die Fertigkeit aneignet, diese Schwierigkeiten ruhig und ohne die Fassung zu verlieren, zu überwinden. Hier hilft auch die ausführlichste Instruktion nichts, wenn die Gewohnheit nicht vorhanden ist. Und deshalb wäre es nützlich, wenn jedes Jahr, in der Periode der Kompagnie-, Regiments- und der allgemeinen Uebungen, je ein Nachtmarsch ausgeführt würde, damit alle Truppentheile, mit den kleinsten beginnend, einen solchen Marsch anfangs allein, und alsdann im Verein mit anderen Truppentheilen ausführen.

Bei Nachtmärschen ist Folgendes zu beobachten:

1. An den Kreuzwegen sind Posten zurückzulassen, welche anzugeben haben, in welcher Richtung die Tête der Kolonne marschirt ist. Jede folgende Abtheilung nimmt den Posten der vorangehenden mit sich, indem sie an dessen Stelle selbst einen Posten aufstellt, und so weiter bis zum Ende der Kolonne. Marschirt ein Bataillon, werden die Posten kompagnieweise gewechselt; marschirt ein Regiment — bataillonsweise, marschiren mehrere Regimenter — regimentsweise. Den Kommandeuren muß genau die Ordnung bekannt sein, in welcher die Truppentheile hintereinander marschiren, und wenn die Bewegung in mehreren Kolonnen ausgeführt wird, so wer rechts, wer links marschirt. Die Namen der auf Posten zurückgelassenen Leute müssen aufgeschrieben werden, damit im Falle einer Verwirrung der Schuldige festgestellt werden kann.

2. Es muß den Mannschaften auf dem Wege der Erklärung und alsdann auch der Versuchung eingeprägt werden, daß Schießen in der Nacht nicht nur auf dem Marsche, sondern auch im Gefechte — ein Vergehen ist; daß man, was auch geschehen mag, schweigend geradeaus zu gehen und, ist man mit dem Feinde zusammengestoßen, nur mit dem Bajonnet zu arbeiten hat. Eine Prüfung dessen, in welchem Maße die Leute hiervon durchdrungen sind, kann man veranstalten, indem man vorher einigen Leuten befiehlt, Schüsse abzugeben (in derselben Art, wie dieses bei Prüfung der Salven vorgeschlagen worden).

3. Es muß die größte Stille herrschen, Rauchen ist nicht zu gestatten und

4. innerhalb der Kompagnie ist die strengste Ordnung zu beobachten.

Außer den vorgeschriebenen Abständen zwischen den Bataillonen u. s. w. müssen auch zwischen den Kompagnien Abstände von zehn Schritt verbleiben, damit ein unerwarteter Halt an der Tête der Kolonne sich nicht gar zu schroff auf die Tiefe der Kolonne überträgt.

Sicherung des Nachtmarsches wird nur in nächster Nähe und nur auf Wegen angeordnet; die Posten müssen stets aus mehreren Leuten bestehen. Beim Uebergange in die Gefechtsordnung halten sich die Schützen in den

Gruppen zusammen, indem sie nicht mehr als einen Schritt von einander Abstand nehmen; die geschlossenen Abtheilungen stellen sich möglichst nahe auf; gleichlaufende Fronten kann man nur erreichen, indem man einen sich scharf hervorhebenden Gegenstand, falls ein solcher vorhanden, als Richtungspunkt angiebt. Dieses beweist, daß man vollkommen dunkle Nächte für einen Ueberfall vermeiden muß; in mehr oder weniger hellen dagegen muß man sich, bei der geringsten Möglichkeit, dem Gegner in Niederungen nähern.

Im Kriege darf man nichts sparen zur Erlangung zuverlässiger und kundiger Führer; bei der geringsten Möglichkeit muß man Nachts das Gelände rekognosziren, in welchem zu handeln bevorsteht, wie dieses zum Beispiel im Jahre 1877 vor dem Sturm auf Kars geschah.

Beim Vormarsch sind Artillerie und Kavallerie am Ende, beim Rückmarsch — an der Spitze der Kolonne zu halten.

Beabsichtigt man einen Sturm, so muß man den Marsch möglichst so einrichten, daß der Uebergang in die Gefechtsordnung vor Tagesanbruch, mit Beginn der Dämmerung erfolgt. Sind aber die Kräfte geringe, so ist es besser in der Nacht zu überfallen. Aber dieses Alles zu *wissen* hat keinen Werth, wenn man nicht *gewohnt* ist, in der Nacht zu marschiren und deshalb Praxis, Praxis und nochmals Praxis! — —

Darin hat General Dragomirow ohne Zweifel Recht, daß nur *Uebung*, — nicht die Lehre —, die Truppen zur Verwendung in der Nacht befähigt.

132.

Das neue Exerzier-Reglement für die deutsche Infanterie.*)

VIII. (Schluß.)

Die Vorschriften über die „*Gefechts-Entwickelungen des Regiments*“ werden eingeleitet mit dem wichtigen Satze: „Für das Regiment bildet die Wahrung der *Tiefengliederung* die Grundlage“, — wie denn überhaupt mit gutem Grunde allüberall das Reglement vor zu großer Frontausdehnung *jeder* Abtheilung warnt, weil eine solche das „Nähren“ und die wuchtige Durchführung eines Kampfes unmöglich macht oder doch stark in Frage stellt.

Im Uebrigen ist dem Regimentskommandeur für die Art der Entwicke-

*) Siehe unser März-Heft von 1890.

lungen, welche „mit oder ohne Tritt und auf dem kürzesten Wege geschehen", freie Hand gelassen: Aufstellung, Abstände, Zwischenräume sind jedesmal besonders anzuordnen; Auftrag, obwaltende Absicht, Gelände und andere Verhältnisse sind dafür maßgebend.

Der Führer soll seine Bataillone nur nach Bedarf einsetzen, den Rest zurückhalten. Je schmaler die erste Entwickelung ist, desto weiter muß der Seitenabstand der Staffeln zur Beherrschung des Gesammt-Entwickelungsraumes sein: die Erweiterung der Gefechtsfront erfolgt dann durch das Einsetzen frischer Bataillone, — wodurch zugleich nach Möglichkeit bewirkt wird, daß jedes Bataillon in sich nach der Tiefe gegliedert ist und das Vermischen aller Verbände thunlichst hintangehalten wird.

Die „Bewegungen des entwickelten Regiments" werden durch die Bezeichnung der Marschrichtungspunkte für die Bataillone geregelt. Da aber, wie wir schon bei den Bewegungen des Bataillons in auseinandergezogenen Kompagniekolonnen bemerkten, wohl nur in den seltensten Fällen so hohe, weithin sichtbar und untereinander entsprechend gelegene Richtungspunkte vorhanden sein dürften, so war die Zusatzbemerkung des Reglements, die allerdings immer die Ausnahme hervorkehrt, nöthig: „Eine Richtungstruppe ist nicht zu bezeichnen, dagegen, wo es geboten erscheint (!), der Anschluß nach der Mitte oder einer Seite zu bestimmen. . . . "

Die weitaus meisten Vorschriften und Grundsätze, die für das Regiments-Exerzieren gegeben sind, werden vom Reglement auch für die Brigade als sinngemäß geltend bezeichnet. Während es für das Regiment hieß: „die Bewegungen in der Versammlungsformation bestehen in einfachen Vor- und Rückbewegungen, Schwenkungen sowie Abmärschen nach der Flanke", ist aber doch eine Beschränkung derselben für die Brigade deutlich beabsichtigt:

„Die Bewegungen der Brigade in Versammlungsformation sind auf die einfachsten Formen zu beschränken und entsprechen im Allgemeinen (!) denen des Regiments."

Man darf also getrost behaupten, daß derjenige Kommandeur, der seine in 3 Treffen stehende Brigade 1/8 Schwenkung nach der Queue oder einer Flanke im Tritt ausführen läßt, durchaus gegen den Sinn des neuen Reglements handelt.

Alles, was an Grundsätzen für die Gefechts-Entwickelung der Brigade sich sagen läßt, ist in Ziffer 229 des Thl. I. des N. E. R. zusammengefaßt, — noch nicht einmal eine Druckseite füllend und doch ausreichend.

Die Grundlage für die Entwickelung der Brigade bildet die Vertheilung der selbstständigen Gefechtsaufgaben an die unterstellten Kammando-Einheiten (Regimenter und selbstständigen Bataillone). Am günstigsten und normalsten liegen die Verhältnisse für die Entwickelung, wenn der Brigadeführer seinen Regimentern die Marschziele gleichzeitig und nebeneinander zu geben vermag.

Alle Bewegungen der entwickelten Brigade sind durch Anweisung der Marschrichtungspunkte an die Kommando-Einheiten zu regeln.

Eine Brigade, welche nur über zwei Regimenter verfügt, kann sich sofort ein Bataillon als Reserve zurückbehalten „— ja, zu diesem Satze des Reglements möchten wir die Einschaltung, die der Schweizer-Oberst Hungerbühler vorschlägt, machen: ein Bataillon oder zwei als Reserve." Es ist besser, wenn das da im Reglement ausdrücklich an die Hand gegeben ist, obgleich es unzweifelhaft dünkt, daß auch nach der jetzigen Fassung der Sinn des Reglements zwei, (selbst 3 Bataillone) zurückzubehalten gestattet . . . . ergiebt dies der II. Theil des E. R., der das „Gefecht der Brigade" behandelt und in Ziffer 111 bestimmt: „Nur bei einer Brigade zu 3 oder zu 2 Regimentern mit einem Jägerbataillon hat die Führung den Vortheil der Dreitheilung. In der Zweitheilung wird daher der Brigadeführer häufig gezwungen sein, sich je nach den Kampfeszwecken eine Reserve — mindestens ein Bataillon (!) — auszuscheiden.". . . . .

Somit wäre der I. Theil des Neuen deutschen Exerzier-Reglements abgehandelt, „die Schule"!

Es bleiben aus dem II. Theil, der „das Gefecht" behandelt, nur einige wenige Sätze zu beleuchten, die zu widersprechender Praxis geführt haben oder in irgend einer andern Hinsicht besonders bemerkenswerth sind. Es würde diese Erörterung eine erhöhte Bedeutung erlangen in Anbetracht der nun bald beginnenden Periode der Kompagnie- und Bataillons-Ausbildung und der Allerhöchsten Bestimmung, daß nach Beendigung der diesjährigen Herbstübungen Berichte und etwaige Abänderungs-Vorschläge über das neue Reglement nach oben hin einzureichen sind.

Indessen —: die Ausgabe des Gewehrs M/88 an die deutsche Infanterie steht bevor und damit ist ohne Zweifel eine Anzahl von recht wesentlichen und grundsätzlichen Aenderungen nicht nur des formellen, sondern auch des taktischen Theiles des Exerzier-Reglements zu erwarten, welche der Treffweite, Rasanz, Geschoß-Durchschlagskraft des neuen Gewehrs, den Folgewirkungen des rauchschwachen Pulvers — und auch wohl schon den „brisanten" Resultaten der Artillerie Rechnung tragen müssen.

Unter sothanen Verhältnissen erfolgt hiermit der Abschluß der Besprechung des neuen deutschen Infanterie-Exerzier-Reglements, das an seiner gewaltigen bahnbrechenden Bedeutung nichts einbüßt, selbst wenn es in Folge neuer Fortschritte in der Waffentechnik bald nach seinem Erscheinen der wenigstens stückweisen Umarbeitung bedürfen wird. Das zukünftige Reglement wird sich von dem gegenwärtigen auch nicht in annähernd em Maße so unterscheiden, wie solcher bedeutende Abstand zwischen letzterem und dem alten Exerzierreglement sich findet.

3.

Schweizerische Gebirgsartillerie.

Am 27. Januar dieses Jahres hielt Artilleriemajor Fr. von Tscharner im Offiziersverein Chur einen interessanten Vortrag über die Entwickelung der Gebirgsartillerie in der Schweiz. Der Genannte ist erfahrener Fachmann und Förderer in diesem Spezialgebiete des Wehrwesens, und seine Ausführungen beanspruchen daher wohl auch zum Theil die Beachtung weiterer Kreise.

Zunächst legte er dar, daß in den letzten Jahren die Gebirgsartillerie zu einem gewissen Abschluß gelangt sei, doch sei die Frage ihrer Vermehrung oder Ergänzung noch immer nicht gelöst. Es unterliege keinem Zweifel, daß im Ernstfalle schon bei einer bloßen Grenzbesetzung die gegenwärtigen vier Gebirgsbatterien (je eine Auszugs- und eine Landwehr-Gebirgsbatterie der Kantone Wallis und Graubünden) nicht genügen werden, geschweige denn bei einer aktiveren Bethätigung der schweizerischen Wehrkräfte. Mindestens sechs Gebirgsbatterien würden da erforderlich sein.

Als Hauptpunkte seiner Schlußfolgerungen bezeichnete der Vortragende: 1) diese Spezialtruppe müßte eidgenössisch werden, anstatt wie bisher kantonal formirt zu sein; 2) sollten drei östliche Batterien gebildet werden, die sich aus den Kantonen Graubünden, St. Gallen, Appenzell, Glarus und etwa noch Schwyz rekrutiren würden; 3) drei westliche Batterien, deren Mannschaften den Kantonen Wallis, Waadtland und Freiburg entnommen würden; 4) die Landwehr hätte keine Batterie zu bilden, sondern nur eine Gebirgs-Munitions-Kolonne, die zum Bestande des Gebirgsartillerie-Regiments zählen würde.

Erläuternd waren dann noch folgende Ausführungen zur Sachlage: „Die Zuweisung der Gebirgsbatterien an die Kantone Graubünden und Wallis fand seiner Zeit statt, weil die genannten Kantone das richtige Zug- und Tragviehmaterial hatten. Im Wallis ist dies gegenwärtig noch der Fall; in Graubünden dagegen hat sich bedeutende Abnahme der Saumthiere (Pferde und Maulthiere, die Lasten bis zu 150 Kilo auf beschwerlichsten Gebirgspfaden tragen) ergeben. Günstig sei, daß fast jedes Thier, welches einigermaßen berggewohnt ist, zum brauchbaren Tragthier trainirt werden kann. Auch die Pferde aus der Ebene, obschon sie im Anfang ungeschickt und wenig ausdauernd sind, gewöhnen sich mit der Zeit an das Tragen. Im Schnee haben die Pferde vor den Maulthieren sogar ganz entschieden den Vorzug. Das schweizerische Gebirgsgeschütz ist im Allgemeinen dem anderer Länder ebenbürtig. Mitrailleusen würden sich niemals für das Gebirge eignen, jedoch vielleicht die Schnellfeuerkanonen vortrefflich. Immerhin ist aber auch die Benutzung der Letzteren mit gewissen Nachtheilen verbunden. Vor allen

Dingen ist da das schwerere Gewicht der Schnellfeuerkanonen moderner Gattung zu berücksichtigen; es können also nur leichte Schnellfeuerkanonen in Betracht gelangen, wobei jedoch wieder auf die Verwendung von Shrapnels verzichtet werden müßte.

Der Dienst bei der Gebirgsartillerie ist ein schwieriger. Es ist die allerstrengste Mannszucht nothwendig, wenn nicht geradezu Katastrophen bei dieser oder jener Gelegenheit eintreten sollen; dennoch darf aber im Manne die eigene Initiative nicht unterdrückt werden. Dem Uebelstande, daß noch zu wenig Gebirgsartillerie verfügbar sei, habe man speziell beim letzten eidgenössischen Truppenzusammenzug, an dem auch die 8. Division (Wallis und Tessin) theilnahm, an leitender Stelle wieder Beachtung gewidmet. 36.

Aus Rußland.

Das Avancement zum Stabsoffizier.

Dem „Russischen Invaliden" zufolge sind durch Allerhöchsten Befehl vom 1. Januar a. St. dieses Jahres 148 in der Front stehende Hauptleute und 13 ebensolche Rittmeister zu Oberstlieutenants befördert worden — dem ersten Grade des Stabsoffiziers in der russischen Armee. In Rücksicht auf die wichtige Stellung eines Stabsoffiziers in der Armee hält es der „Invalide" für gerechtfertigt, die Wirkung der „Vorschriften vom 6. Mai 1884" nach dieser Richtung hin zu untersuchen, nachdem dieselben bei den großen Avancements in Bezug auf die Kapitäns 7 Male und in Bezug auf die Rittmeister 5 Male in Anwendung gekommen und durch sie im Ganzen 852 Hauptleute und 60 Rittmeister in diesem Zeitraume zu Oberstlieutenants in der Front befördert worden sind.

Die Vorschriften vom 6. Mai 1884 waren provisorische; der Zeit und dem praktischen Bedürfnisse sollte es vorbehalten bleiben, ihre Wirkung zu prüfen, sie sind im wesentlichen Interesse der Offiziere der Armee-Infanterie und -Kavallerie verfaßt, indem sie diese Offiziere denjenigen der Specialwaffen in Hinsicht auf ihre Rechte und ihren Rang gleichstellten, sowie die Charge eines Majors in der ganzen Armee abschafften, so daß von dieser Zeit an also die Offiziere der Garde nur noch um einen Grad höher als diejenigen der Armee stehen. Diese Vorschriften enthalten auch Bestimmungen für

die Beförderung der Hauptleute zu Stabsoffizieren, nach welchen die Hälfte der in der Front stehenden Hauptleute nach dem Dienstalter, die andere nach Auswahl befördert werden soll unter der Rücksicht, daß die Altersgrenze von 50 Jahren bei diesen Beförderungen festgesetzt wurde. Außerdem wurde das gesammte Reichsgebiet in drei Rayons eingetheilt, in welchen die Beförderungen der Hauptleute der Armee-Infanterie stattzufinden hatten — in einen europäischen, einen omskischen und einen ostsibirischen Bezirk. Thatsächlich wurde schon im ersten Jahre des Inkrafttretens der neuen Bestimmungen im Interesse einer größeren Anzahl altgedienter Hauptleute der Truppe die Zulassung erleichternder Bedingungen als vorübergehende Maßregel gestattet, sodann wurden im Jahre 1886 die drei obenerwähnten Beförderungsgruppen, welche bez. des Dienstalters der zu befördernden zu große Untergleichheiten aufweisen, wieder abgeschafft und eine allgemeine Beförderung für alle in der Front stehenden wieder eingeführt. Endlich wurde im Jahre 1887 die Bestimmung getroffen, daß die bei der Armee-Infanterie und -Kavallerie in der Zeit vom 1. September bis zum 1. Januar eintretenden Vakanzen in Stabsoffizier-Stellen durch Avancement aus der Truppe und nicht durch Einschübe gedeckt werden sollen.

Diese Abänderungen, welche die Vorschriften vom 6. Mai 1884 bis zum 1. Januar 1890 erfahren haben, beweisen das Bestreben des Gesetzgebers in wohlwollender Weise Rücksicht auf die in der Front stehenden Hauptleute und Rittmeister zu nehmen, welche das Fundament der Armee bilden.

Dem „Invaliden" zufolge stehen gegenwärtig in der Front der Armee-Infanterie 2038 Kapitäns; von dieser in den Listen geführten Zahl erfüllten am 1. Januar 1890 684 alle Bedingungen zur Beförderung zum Stabsoffizier, nämlich ihrem Dienstalter nach 516 Hauptleute, bezw. besonderer Auswahl 168 Hauptleute. Von diesen zur Beförderung Geeigneten erhielten entsprechend 148 vorhandenen Vakanzen an Stabsoffizieren 76 Hauptleute nach dem Dienstalter und 72 Hauptleute nach Wahl den Rang als Oberstlieutenants.

Schon jetzt nach 7 jähriger Geltung der neuen Bestimmungen läßt sich eine Wirkung derselben bemerken, wenn man die Anzahl der jährlich in die Oberstlieutenantscharge Beförderten nach und vor deren Inkrafttreten vergleicht. Es avancirten

1885 . . .	127	Hauptleute	
1886 . . .	127	„	
1887 . . .	123	„	
1888 . . .	195	„	(zu 2 Malen, am 1. Januar 130, am 26. Februar 65)
1889 . . .	132	Hauptleute	
1890 . . .	148	„	

dagegen

1879 . . .	23	Hauptleute
1880 . . .	17	„
1881 . . .	82	„
1882 . . .	40	„

welche Zahlen wohl deutlich zu Gunsten des Avancements in einer Gruppe (durch die Armee) sprechen.

Von den am 1. Januar nach dem Dienstalter beförderten Hauptleuten hatten diesen Rang inne:

10 Jahre	69
11 „	3
12 „	1
13 „	1
14 „	1
15 „	1

von den nach Auswahl beförderten 72 Hauptleuten:

4 Jahre 9 Monate . .	8
4 „ 10 „ . .	3
4 „ 11 „ . .	2
5 „ — „ . .	16
5 „ 6 „ . .	22
5 „ 7 „ . .	20
5 „ 11 „ . .	1

Bezüglich ihrer Dienstzeit im Hauptmannsrange vertheilen sich die in den vergangenen Jahren Beförderten wie folgt:

es dienten	1885	1886	1887	1888	1889
6 Jahre in dieser Charge . .	—	—	—	—	65*)
7 „ „ „ „ . .	51	24	15	29	—
8 „ „ „ „ . .	17	81	35	62	—
9 „ „ „ „ . .	20	17	68	37	39
10 „ „ „ „ . .	11	4	5	64	21
mehr als 10 Jahre	28	1	—	3	7
	127	127	123	195	132

Aus dieser vergleichenden Uebersicht ergiebt sich, daß, weil in den ersten 4 Jahren die erleichternden Bestimmungen fast der Hälfte der Beförderten zu gute kamen, die größten Zahlen auf die in den Jahren 1877, 1878 und 1879 ernannten Kapitäns kommen, das sind diejenigen Jahre, welche die größte Anzahl von Beförderungen für besondere Auszeichnung im Kriege oder durch ungewöhnlich zahlreiche Vakanzen aufweisen. Die beiden letzten Jahre 1889 und 90 ergeben nach Wegfall der erleichternden Bestimmungen günstigere

*) Vom Jahre 1889 an wurden die erleichternden Bestimmungen aufgehoben. —

Resultate; die Hälfte der Beförderten diente 5—6 Jahre und die nach dem Dienstalter Beförderten kommen noch ganz auf das Jahr 1879 (1889 60 1890 69); aber mit dem Ausscheiden der von diesem Zeitpunkte stammenden Hauptleute und dem Uebergange zu den Hauptleuten des Jahres 1880 — was 1891 zu erwarten steht — wird sich auch die Beförderung nach dem Dienstalter gleichmäßiger gestalten, da auch die Vakanzen normaler eintreten werden. Auf diese Weise wird die Gefahr, daß die Hauptleute, welche nach dem Dienstalter avanciren, zu alt werden, vermieden werden.

Nach ihrer Dienstzeit als Offiziere überhaupt vertheilen sich die beförderten Hauptleute wie folgt:

es dienten	1885	1886	1887	1888	1889	1890
12—15 Jahre	7	5	6	16	9	15
15—20 „	42	44	66	102	65	71
20—25 „	49	56	38	57	50	51
25—30 „	28	21	11	18	7	11
30—35 „	1	1	2	2	2	—
	127	127	123	195	132	148

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß der größte Theil der in den Jahren 1885 und 86 beförderten Hauptleute eine allgemeine Dienstzeit von 20—30 Jahren hatte, sowie daß von 1887 an die größte Anzahl auf 15 bis 25 Dienstjahre entfällt. Dies erklärt sich ganz besonders daraus, daß in den ersteren 2 Jahren fast die Hälfte der Stabsoffizier-Vakanzen die Hauptleute der Schützen-, Reserve- und Lokal-Bataillone einnahmen, welche eine Anzahl länger gedienter Offiziere in Folge äußerst langsamen allgemeinen Avancements durch Vakanzen hatten und erst seit dem Jahre 1887, nachdem das Kontingent der Hauptleute der letzteren Bataillone erschöpft war, ging die größere Zahl auf die der Feld-Bataillone über, welche im Allgemeinen eine Dienstzeit von 15—25 Jahren hatten, so daß im Durchschnitt 4 Jahre auf jeden der niederen Grade — Unterlieutenant, Lieutenant, Stabskapitän, Kapitän — kommen.

Diese Betrachtungen findet man bestätigt, wenn man die Anzahl der Beförderten truppenweise geordnet mit einander vergleicht.

Befördert wurden	1885	1886	1887	1888	1889	1890
in den aktiven (Feld-) Regimentern	72	97	92	164	92	117
„ „ Schützen-Bataillonen . .	10	4	7	10	7	8
„ „ Reserve-Bataillonen . . .	45	26	24	21	33	23
	127	127	123	195	132	148

Es nahmen also bei dem ersten Avancement nach den neuen Vorschriften die Hauptleute der Schützen und der Reservetruppen einen wesentlichen Theil der Stabsoffizier-Vakanzen ein, aber schon vom Jahre 1887 an fing der Schwerpunkt des Avancements an, sich nach der Seite der Feldtruppen zu neigen, so daß gegenwärtig die Zahl der bei den Reserve-Bataillonen beför-

berten Hauptleute sich im richtigen Verhältnisse zu der der Feld-Regimenter befindet, während früher ganze Gruppen von Hauptleuten des Aufrückens in höhere Grade sich beraubt sahen.

Uebrigens sind auch noch jetzt, wie in früheren Jahren, die Hauptleute in einigen Truppentheilen gänzlich ohne Avancement geblieben.

Es fanden Beförderungen statt

von	45	Infanterie-Divisionen	in	37,	also keine in	8	Divisionen,
„	12	Schützen-Brigaden	„	5,	„ „ „	7	Brigaden,
„	27	Lokal-Brigaden	„	9,	„ „ „	18	„
„	5	Linien-Brigaden	„	4,	„ „ „	1	„

Eine gewisse Ungleichmäßigkeit im Avancement der Hauptleute wird auch in Zukunft bleiben, sie ist unvermeidlich und geht aus den häufig rein zufällig entstehenden Vakanzen an Stabsoffizieren durch Tod, Dienstentlassung 2c. hervor neben dem regelmäßigen Gange des Avancements in den einzelnen Bezirken; so kam z. B. in den ersten Jahren der neuen Beförderungsart die größte Anzahl der Beförderten auf den Petersburger und auf den Finnländischen Bezirk, später auf den von Wilna und von Warschau.

Nicht unwichtig ist das Lebensalter der Beförderten für ihre dienstlichen Eigenschaften, denn die Energie des Menschen hängt in gewisser Weise von ihm ab. Die neuen Oberstlieutenants hatten ein Lebensalter erreicht

von	1885	1886	1887	1888	1889	1890
25—30 Jahren	—	1	—	—	—	—
30—35 „	4	4	—	5	5	6
35—40 „	32	35	50	70	46	46
40—45 „	41	45	43	69	57	68
45—50 „	44	34	28	45	24	28
über 50 „	6	8	2	6	—	—
	127	127	123	195	132	148

Nachdem in den letzten 4 Jahren das Avancement mehr auf die Feld-Infanterie übergegangen ist, hat auch die größte Anzahl von Beförderungen im Lebensalter von 35—45 Jahren stattgefunden, einem Alter, welches am geeignetsten zum Ertragen von Anstrengungen sowohl des Frontdienstes als eines Feldzuges erscheint.

Da die Anzahl der in den Listen geführten Stabs-Offiziere mit derjenigen des Etats der Truppen übereinstimmen muß, so macht sich bei einem allgemeinen Avancement die Versetzung zu befördernder Hauptleute aus einem Truppentheil in den anderen nöthig.

Bei ihren Truppentheilen verblieben daher beim letzten Avancement 51; es wurden versetzt in andere Truppentheile ihrer Division 30, in andere Truppentheile ihres Korps 20, in andere Korps ihres Bezirkes 15, aus einem Bezirk in den anderen 32.

Die gegenwärtig beförderten 148 Hauptleute erhielten in dienstlicher und moralischer Beziehung nachstehende Qualifikation:

a) von den nach Wahl beförderten:

ausgezeichnete	47
gute	25
	72

b) von den nach dem Dienstalter beförderten:

ausgezeichnete	23
gute	48
genügende	5
	76

Ihrem Glaubensbekenntnisse nach sind

110	rechtgläubig,
34	katholisch,
3	lutherisch,
1	muhamedanisch.
148	

Es waren

41	unverheirathet,
107	verheirathet.
148	

Der größere Theil der Verheiratheten hatte eine zahlreiche Familie.

Von den Beförderten hatten erhalten:

	1885	1886	1887	1888	1889	1890
die höhere Schulbildung .	—	—	1	—	—	2
„ mittlere „ .	54	49	67	77	43	41
„ niedere „ .	73	78	55	118	89	105
	127	127	123	195	132	148

Diese Zahlen sind indessen nicht von hohem Werthe, denn vorhandene Mängel der Schulbildung werden durch die militärische Praxis und die unwillkürliche Selbstvervollkommnung eines jeden Einzelnen ausgeglichen, die wiederum zusammenhängt mit den sich immer mehr steigernden Anforderungen des für die Offiziere nöthigen Wissens in militärischer Beziehung. Unabhängig von dem Grade ihrer geistigen Vorbildung wächst aber der Werth der Stabsoffiziere auch noch mit ihrer größeren Kriegserfahrung. Von den zuletzt Beförderten haben an Feldzügen theilgenommen 79, Kriegsorden haben 52 und 17 waren verwundet. Diese Kriegserfahrung der größeren Anzahl der Beförderten berechtigt zu der Erwartung, daß die neuen Stabsoffiziere würdige Führer der ihnen anvertrauten Truppen sein werden.

Gleichzeitig mit den Hauptleuten sind am 1. Januar d. J. 13 Rittmeister zu Oberstlieutenants und zwar 11 nach dem Dienstalter, 2 nach Wahl befördert worden, sämmtlich über den Etat; obgleich anstatt der listenmäßigen Zahl der Rittmeister der Armee-Kavallerie von 276 = 46 × 6 nur

216 Rittmeister in 14 Armee- und einer kaukasischen Kavallerie-Division thatsächlich vorhanden sind. Dieses Manquement an Rittmeistern erklärt sich durch die Verringerung des Bestandes von 6 auf 2 Stabsoffiziere bei jedem Regimente im Jahre 1883 und ist im Vergleich mit den vorhergehenden Jahren sehr gering.

Von den Beförderten dienten in diesem Grade:

5	Jahre	7	Monate	. . . .	2	Rittmeister
10	„	—	„	. . . .	1	„
11	„	7	„	. . . .	4	„
11	„	—	„	. . . .	1	„
11	„	9	„	. . . .	3	„
11	„	10	„	. . . .	1	„
17	„	10	„	. . . .	1	„
					13	Rittmeister

mit einer Dienstzeit von

15	Jahren	. . . . .	1	Rittmeister
15—20	„	. . . . .	5	„
20—25	„	. . . . .	5	„
25—30	„	. . . . .	2	„

Aus beiden Tabellen ergiebt sich, daß die Beförderten die größere Hälfte ihrer Dienstzeit im Range eines Rittmeisters verbrachten, während sie die Charge eines Cornets, Lieutenants und Stabsrittmeisters zum Theil nur sehr kurze Zeit inne hatten; es ist dies die Folge der Ueberkompletirung an Stabsoffizieren der Kavallerie.

Von den beförderten Rittmeistern hatten 11 die Offizier-Kavallerieschule besucht, 1 hatte bei der ehemaligen Lehr-Eskadron gestanden; 1 länger als 17 Jahre in seiner Charge gewesener Rittmeister, welcher weder der Offizier-Kavallerieschule noch der Lehr-Eskadron angehört hatte, wurde in Hinsicht auf seine Dienste durch Allerhöchste Gnade befördert.

Am Schlusse seiner Betrachtungen kommt der „Invalid" auf das diesjährige Avancement der Jessaule (Rittmeister) bei den Kasaken-Truppen zu sprechen, bei welchen das neue Gesetz zum dritten Male in Anwendung gekommen ist.

Von 454 Jessauls wurden 9 zu Majors (Woiskowoi Starschina) befördert, davon 8 nach dem Dienstalter, 1 nach Wahl; von ihnen hatten 7 gute, 2 genügende Qualifikation. In ihrem bisherigen Range hatten gestanden:

1	Jessaul	. . . . .	13	Jahr	—	Monate
2	„	. . . . .	12	„	4	„
1	„	. . . . .	11	„	5	„
1	„	. . . . .	9	„	—	„
1	„	. . . . .	8	„	8	„

1	Jeſſaul	. . . . .	8 Jahr	—	Monate
1	„	. . . . .	7 „	—	„
1	„	. . . . .	4 „	—	„

mit einer Dienſtzeit von

22	Jahren	bei	3	Jeſſaulen
19	„	„	1	„
18	„	„	1	„
15	„	„	1	„
14	„	„	1	„
12	„	„	2	„

Die kriegeriſche Thätigkeit Kaiſer Heinrichs IV.

Ein Beitrag zur Kriegsgeſchichte des elften Jahrhunderts.

Von

K. Köſtler, Oberſt.

VIII.

Wie Heinrich verſprochen, war er am 29. Juni in Regensburg, ſammelte dort ein Heer und brach gegen Augsburg auf, um dieſe kaiſertreue Stadt den Händen Welf's zu entreißen. Schon zwiſchen dem 22. und 24. Juli traf er dortſelbſt auf dem rechten Lechufer ein. Die Welfiſchen hatten zwiſchen der von ihnen beſetzten Stadt und dem Lech ein Lager bezogen, vielleicht auch einen Brückenkopf auf dem rechten Flußufer aufgeworfen.

Mag nun die Erſtürmung deſſelben durch den Herzog Friedrich von Staufen, wie Jäger*) annimmt, oder Mangel an Lebensmittel oder endlich die Mißerfolge Bertholds von Zähringen, des Verbündeten Welf's in Burgund, die Urſache geweſen ſein, daß dieſer die Stadt in der Nacht vom 6. auf 7. Auguſt in aller Stille räumte, — die Thatſache wenigſtens ſteht feſt.**)

*) Jäger, Geſchichte der Kreishauptſtadt Augsburg.

**) Die Details über die vorausgegangenen Bedrängniſſe Augsburg's ſind vom Verfaſſer ausgeführt in: Augsburger Kriegsereigniſſe unter Kaiſer Heinrich IV.: Sammler, belletr. Beilage zur Augsburger Abendz. Jahrgang 1885 Nr. 41 und 47.

Nach diesem überraschenden Erfolge bedurfte es nur eines Anmarsches, um auch den abtrünnigen Markgrafen Luitpold von Oesterreich zur Unterwerfung zu bringen, woran sich noch im gleichen Jahre die ebenso rasche als unbedingte Beendigung der Lothringer Angelegenheit schloß.

Auch in Sachsen hatten die Dinge für Heinrich eine günstige Wendung genommen. Sein befähigster Gegner, Otto von Nordheim, war im Januar 1083 gestorben, ein Theil der übrigen Feinde hatte sich, wie Pfalzgraf Friedrich von Goseck und der Herzog Magnus von Sachsen, vom politischen Leben zurückgezogen, der Rest aber zeigte sich sehr zum Frieden geneigt. Als dann die Nachricht vom Tode des Papstes Gregor (Mai 1085) eintraf, darf es uns nicht überraschen, wenn der Kaiser im darauffolgenden Juli die sächsische Grenze ohne Widerstand überschreiten und sich Magdeburgs bemächtigen konnte, während der Gegenkönig mit seinen Anhängern zu den Dänen flüchten mußte.

Nachdem des Kaisers politische Gegner unschädlich gemacht waren, sollte man meinen, daß endlich Ruhe eintreten würde. Da erwuchsen ihm aber in seiner eigenen Verwandtschaft neue Feinde, so daß sich schwer entscheiden läßt, wer an Heinrich treuloser gehandelt hat, das Geschick oder die Menschen. Wieder war es der Markgraf Eckbert, der nach vorübergehender, heuchlerischer Unterwerfung die Fahne des Aufruhrs entrollte und den nichts ahnenden Kaiser, der seine Krieger bereits entlassen hatte, zum fluchtähnlichen Verlassen Sachsens nöthigte.

Mit einem Schlage war die Situation verändert. Man war in damaliger Zeit so vertraut mit dem Wechsel der Parteien geworden, daß sich sofort wieder eine stark gegnerische Partei bildete, an deren Spitze sich der zurückgekehrte Gegenkönig stellte. Nochmals mußte das Schwert entscheiden.

Gegen Weihnachten 1085 begab sich Heinrich an den Rhein, stellte in Worms und Speyer ein Heer auf, mit dem er, sich am 27. Januar 1086 in Bewegung setzend, anfangs Februar Thüringen erreichte. Eckbert entzog sich einer Entscheidungsschlacht, so daß es dem Kaiser gelang, bis an die Bode vorzudringen. Hier aber war er gezwungen, sein Heer aufzulösen, wollte er nicht den so mühsam aufgerichteten Gottesfrieden selbst verletzen. Möglich aber auch, daß der Druck der Fürsten ihn hierzu veranlaßt hat.

Wollte man die Details der Parteischwankungen bis zum Ende der Regierung Heinrichs IV. verfolgen, so würde sich für den Geschichtsschreiber die Aufgabe für den zugemessenen Raum viel zu sehr vergrößern und für den Leser ein unerquickliches Bild von Treulosigkeit und Verrath entrollen.

Wenn auch Kaiser Heinrich noch über einen großen Anhang verfügen konnte, so standen die Sachen doch ziemlich übel, umsomehr, als sich alle seine Feinde zu einem gemeinsamen Schlage vereinigten. Bei Würzburg trafen der Gegenkönig und Eckbert mit Welf zusammen. Heinrich raffte zwar eiligst ein Heer zusammen und erschien Mitte Juni bei dem eben genannten Orte,

dessen Vertheidigung er dem Herzog Friedrich übertrug (29. Juni), konnte aber, zu schwach an Streitkräften, die Vereinigung der Gegner nicht verhindern. Fünf schwere Wochen vertheidigte der Schwabenherzog das hartbedrängte Würzburg, bis es dem Kaiser gelungen war, ein Heer von 20 000 Mann aus den rheinischen und lothringischen Bisthümern*) zum Entsatze Würzburgs zu sammeln. Bei dem Anmarsche des kaiserlichen Heeres hob der Gegner die Belagerung von Würzburg auf und rückte (nach Bernald nur 10 000 Mann stark) in nördlicher Richtung dem Kaiser entgegen. In der Nähe von Pleichfeld trafen sich am 11. August 1086 die beiden Heere.**)

Bei dieser Gelegenheit begegnen wir zum ersten Male in Deutschland Feldzeichen mit kirchlichen Insignien. Das aus Italien stammende, später unter Mailändischer Führung hochberühmt gewordene Carroccio oder die „Karraschen", wie sie der Deutsche nannte, bestanden aus einem mit buntem Zeuge gezierten und von ausgewählten Thieren gezogenen Karren, der ein hohes Kreuz mit rother Fahne, bei welcher sich manchmal auch eine Glocke befand, trug, gleichsam die Reichsfahne, die Standarte im engeren Sinne des Wortes, repräsentirend. Da der Verlust dieses Fahnenwagens als äußerst schimpflich und als das größte Unglück betrachtet wurde, so sorgte man dafür, daß nur vorzügliche Kämpfer die Vertheidigung übernahmen. Sie, sowie die Führer bei den Zugthieren waren prachtvoll gekleidet. Zur Vervollständigung gehörte noch eine Trompeterabtheilung, sowie ein Priester, um bei diesem Symbol den Gottesdienst abhalten zu können. So vereinigte also dieses Kriegszeichen den Charakter unserer Fahnen mit dem eines Feldaltars und Hauptquartiers.***)

Um dieses Glaubensbanner schaarten sich die Truppen Welf's, die wie die Vasallen des Erzstiftes Magdeburg abgesessen waren, während der Erzbischof Hartwig selbst um den Segen des Himmels flehte. Die auserwählten Streiter trafen auf die erste Reihe der ebenfalls zu Fuße kämpfenden Cölner und Utrechter. Nach kurzem Gefechte wandten sich diese zur Flucht. Jetzt ertönte überall der Ruf „Verrätherei", so daß selbst der Kaiser zurückwich.

Es erscheint die Lesart, daß Heinrich in einem Augenblick des Kleinmuthes seinen Platz verlassen habe, glaubhafter, als die Annahme jener, welche in einer plötzlichen Betäubung durch einen meuchelmörderischen Schlag eines Verräthers den Grund des Zurückweichens suchen. Wenn der Kaiser durch diesen wuchtigen Hieb die Besinnung verloren hätte, so hätte er nicht an Flucht denken können. Wohl aber kann der Ruf „Verrätherei" ihn plötzlich der Besinnung d. h. der Ruhe der Ueberlegung beraubt haben, um so mehr, als er nach so kurzem Kreuzen der Schwerter den größten Theil der Ritter geschlagen

*) Wahrscheinlich unter dem gregorianisch gesinnten Grafen Eckbert von Sponheim.

**) Blatt: Karlstadt des Topographischen Atlas des Konigreichs Bayern.

***) Vergl. Jähn's a. a. O. S. 578 und Poten, Handwörterbuch der gesammten Militärwissenschaften, wobei auch eine Zeichnung. 2. Bd. S. 183.

zurückfluthen sah. Bald aber fand der Kaiser seine Fassung wieder und stürzte sich neuerdings in den Kampf, seine goldene Lanze, die ihm entrissen worden war, wieder zurückerobernd, und so das Fußvolk, welches allein noch Stand hielt, unterstützend. Dieses war in einer verzweifelten Lage, denn ohne die Unterstützung der Reiter konnte es auf die Länge nicht aushalten; wollte es sich aber zum Rückzug wenden, so sah es seinem gänzlichen Untergang oder doch enormen Verlusten entgegen. Alle Anstrengungen, das Gefecht zu Gunsten Heinrich's zu wenden, blieben jedoch ohne Erfolg. Geschwächt durch die zuerst Geflohenen, halb entmuthigt durch den theilweisen Erfolg des Gegners, wich auch bald der Rest des Heeres. In aufgelöster Flucht schlug Alles die Richtung nach dem Rheine ein.

Es war eine Niederlage in des Wortes schwerster Bedeutung.

Von allen Schlachten ist wohl die bei Pleichfeld in Bezug auf Nachrichten am stiefmütterlichsten behandelt. Auch die Ausbeute an Ort und Stelle ist am wenigsten erfolgreich gewesen. Nur die Tradition giebt uns einige Anhaltspunkte, deren Sicherheit aber auch eine sehr unsichere ist.

Ihr folgend, mußte die erste Aufstellung des Gegenkönigs südlich des Mühlgrabens zwischen Ober- und Unter-Pleichfeld auf dem sogenannten Eselsberge gewesen sein. Als Hauptkampfplatz bezeichnet man aber ein Gehölz, Lohe genannt, das nordwestlich von Unter-Pleichfeld zu suchen und vor wenigen Jahren abgeholzt worden ist.

Wenn nicht gänzliche Muthlosigkeit oder Mangel jedweder Disziplin bei dem kaiserlichen Heere vorausgesetzt werden soll, so läßt sich der unglückliche Anfang nur dadurch erklären, daß beim Ueberschreiten des mit Gebüsch bewachsenen Mühlgrabens die zu Fuße fechtenden Gegner den berittenen Kaiserlichen zuvorgekommen, oder umgekehrt, diese während des Ueberganges über denselben und in Folge der dadurch bewirkten Lockerung der Reihen mühelos geworfen worden sind. Wie dem nun sein mag, darf wohl angenommen werden, daß die Antikaiserlichen den genannten Bach bald hinter sich hatten und unter dem Schutze des Vordertreffens mit der Hauptmasse nördlich desselben aufmarschiren konnten.

Ueber Eintheilung und Schlachtordnungen lassen sich nicht einmal Vermuthungen aufstellen, da uns weniger wie je hervorragende Männer genannt werden. Es ist nur festgestellt, daß man am Ende der Schlacht neun Haufen von Leichen zählte, also an neun Stellen besonders hitzig gekämpft worden sein muß; wo diese Stellen waren, entzieht sich jeder Beurtheilung. Nur das Eine dürfte feststehen, daß immerhin ein bedeutender Widerstand zu bewältigen war.

Es können daher auch nicht die Verlustziffern so unverhältnißmäßig gewesen sein, wie sie Siegbert*) aufführt, wenn er sagt, daß gegenüber 4000 Kaiserlichen nur 14 der Partei des Gegenkönigs gefallen seien.

*) Sigeberti Gemblacensis chronica. Mon. Germ. SS. VI.

er dann am 1. Februar 1089 als Hochverräther abermals all seiner Habe verlustig und vogelfrei erklärt worden war, lebte er fortan nicht viel besser wie ein Wegelagerer und wurde endlich am 3. Juli 1090 in einer einsamen Mühle im Selkethale von Leuten der kaiserlichen Partei erschlagen.

Ganz Deutschland schien beruhigt, mit Ausnahme von Schwaben, wo die beiden Herzöge Welf und Berthold noch die Fahne der Widersetzung hochhielten. Namentlich war der Erstere weniger wie je geneigt, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, seitdem sein junger Sohn die schon sehr gealterte Gräfin Mathilde von Tuscien geheirathet hatte und dadurch die Hoffnung auf den großen Länderbesitz derselben gefaßt hatte.

Heinrich's Ziel ging nun dahin, diese letzten Gegner nicht in Deutschland, sondern in Italien zu bekämpfen, indem er den fortgesetzten Widerstand dieses energischen Mann-Weibes zu brechen beabsichtigte.

Kaum hatte der Kaiser den italienischen Boden betreten (Mai 1090), als ihn das von Mathilde stark besetzte Mantua fast ein ganzes Jahr vor seinen Mauern gebannt hielt.*)

Mantua war stark bevölkert und durch den Mincio von drei Seiten eingeschlossen. Wir dürfen darin den Grund suchen, warum der eigentliche Befestigungsabschluß sehr primitiver Natur war; denn er bestand nur aus Pallisadenreihen. Zwei Thürme, Rivalta nordwestlich und Governolo südöstlich am Mincio gelegen, bildeten zwei starke Flügelpunkte. Zugleich mit der Abwehr eines Ueberganges über den Fluß erleichterten sie die Beobachtung der gegnerischen Bewegungen, so daß denselben jedesmal rechtzeitig entgegengetreten werden konnte.

Es mußten daher diese Thürme vorerst genommen sein, ehe an eine ernste Belagerung Mantua's gedacht werden konnte. Nach vielen Anstrengungen wurden endlich diese beiden Objekte — Rivalta zuerst — übergeben. Namentlich aber der Besitz des an der Mündung des Mincio in den Po liegenden Thurmes Governolo war für den Fortgang der Belagerung dadurch werthvoll, daß jetzt die Zufuhr abgeschnitten werden konnte. Es ist zwar nirgends ausgesprochen, doch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es erst nach Wegnahme dieser beiden Punkte möglich wurde, den Mincio zu überschreiten, um Mantua auch von Südwesten einzuschließen und so dadurch die Verbindung der Festung mit dem Hinterlande vollständig aufzuheben. Die Uebergabe war also nur eine Frage der Zeit und konnte deshalb ein Theil des Heeres anderweitig verwendet werden.

Heinrich durchzog daher gegen Ende des Jahres mit den frei gewordenen Truppen die Welfischen Besitzungen am unteren Po und schuf sich dadurch

*) Ueber die italienischen Angelegenheiten siehe: Donizo: Vita Mathildis M. G. SS. XII. S. 338 ff. und Muratori: Rerum Italicarum Scriptores V. S. 370 ff.

eine Basis für seine weiteren Unternehmungen. Erst im Laufe der Fastenzeit traf Heinrich wieder vor Mantua ein, das endlich die Bürger nach elfmonatlicher Belagerung in der Nacht vom 10. auf den 11. April (1091 in der Charwoche) übergaben.

Heinrich setzte in Mantua einen Deutschen Namens Kuno zum Bischofe ein (April), ließ eine Besatzung zurück und unternahm bald nach Ostern einen Streifzug bis an den Oglio, wo wir ihn am 5. Mai zu Bassano treffen. Nachdem er am 17. Mai nochmals Mantua berührt und seinem Sohne, dem Könige Konrad, begegnet war, begann er mit den eingetroffenen Verstärkungen die Eroberung der Mathild'schen Burgen nördlich des Po.

Unter den eroberten Burgen wird auch Minervia genannt, welches durch Hunger und Waffen bezwungen wurde. Pertz läßt die Lage dieses Ortes unbestimmt, wenn er zwischen Manerbio am Mella und Minerbo, ca. 7 km nördlich von Legnago, die Wahl stellt. Spruner*) dagegen hat die Situation von Minervia in Manervium festgestellt. Diese Annahme stützt sich auch auf die Ansicht Muratoris. Uebrigens sei hier bemerkt, daß auch noch am westlichen Ufer des Gardasees ein Manerba liegt.

Nach diesen Erfolgen waren die Anhänger Mathildens auf die Städte Piadena (Plathena) am Oglio und Nogara, beide damals berühmte Orte, beschränkt. Wenn es heißt „Nogara, nördlich von Mantua", so wäre damit Nogarola gemeint, denn Nogara liegt am Tartaro, östlich von Mantua. Muratori neigt sich der ersteren Auffassung zu, indem er die fragliche Stadt in die Nähe von Verona verlegt, während Spruner letztere Ansicht vertritt.

In Verona, wo der Kaiser im September eintraf, kamen bedeutende Verstärkungen aus Deutschland, denn außer den Bischöfen von Bamberg, Speyer, Straßburg und Brixen, hatten sich Herzog Friedrich von Schwaben, dessen Bruder Konrad, Pfalzgraf Rapoto aus Bayern, Graf Konrad von Lechsgmünd, Friedrich von Bettendorf und Markgraf Burchard, welcher schon bisher mit dem Kampfe gegen die große Gräfin betraut war, eingefunden.

Während der Konzentration durchzog der Kaiser mit nur geringem Gefolge die Gegenden östlich der Etsch. Bei dieser Expedition, deren Zweck nicht klar ist, wäre es demselben beinahe sehr übel ergangen, denn Mathilde, von allen Bewegungen auf's beste unterrichtet, hatte im Herbst (1091), als der Wasserstand des Po und der Etsch sehr nieder war, tausend Ritter über diese Flüsse entsendet, um sich des Kaisers zu bemächtigen.

Heinrich, diesen Streitkräften nicht gewachsen, wich während einer ganzen Woche den Verfolgungen aus, sich gleichzeitig verstärkend und seine Gegner in Sicherheit wiegend. Auch gelang ihm dies in der That so gut, daß er die gegnerischen Schaaren bei Tricontai (Trescomitatus, südlich von Vicenza) un-

---

*) Spruner's historischer Atlas zweite Abtheilung: Geschichte der Staaten Europas. 3. Auflage. Neu bearbeitet von Menke.

versehens überfallen und gänzlich versprengen konnte. Ein Theil entkam i den naheliegenden Wäldern, ein Theil wurde gefangen, worunter sich Manfred des Grafen Albert Sohn, befand.*)

Triumphirend kehrte er nach Mantua zurück, woselbst er von Weih nachten bis Pfingsten 1092 den Gottesfrieden streng beobachtet zu haben schein

Der Feldzug des Jahres 1092 spielte sich auf zweierlei Kriegstheater ab. Einerseits sollte des Kaisers Sohn Konrad die ihm zustehende Erbschaf seiner Großmutter Adelheid, der Markgräfin von Turin, mit den Waffe gegen die von kirchlicher Seite in der Person eines anderen Verwandten eines Sohnes des Grafen Friedrich von Mömpelgard und Urenkels Adelheid's erhobenen Ansprüche erkämpfen, während der Kaiser selbst im Juni den P überschritt, um nunmehr auch die Burgen südlich des Flusses in seine Gewal zu bekommen.

Er durchzog das Modenensische und nahm Mons Maurelli ohne Kamp weg. Muratori erklärt diesen Ort für Monte Morello**) im Bezirk vo Saviniani (Savigno). Bald darauf fiel nach einem Reiterkampfe auch da Castrum Mons Alfredi. Die Lage dieses Ortes war schon Muratori unbekannt

Unverzüglich machte sich Heinrich (August 1092) an die Belagerung vo Montisbelli, dem heutigen Monteveglio oder Montevio am Samoggio westlic von Bologna. Hier fand aber der Kaiser hartnäckigen Widerstand, den selb die Anwendung von Belagerungsmaschinen nicht überwinden konnte. Es ge lang sogar, letztere, als sie dem Werke Cucherla (?) genähert wurden, durc Feuer zu zerstören. Bald darauf fiel bei einem Kampfe mit der ausgefallene Besatzung der Burg ein natürlicher Sohn des Kaisers. Die Trauer übe diesen schmerzlichen Verlust mag vielleicht die erste Veranlassung zur Aufhebun der Belagerung gegeben haben.

Zu dieser Zeit befand sich Mathilde in der Burg Canossa, von wo sie durch ihre Anhänger veranlaßt, schon Unterhandlungen eingeleitet hatte, al sie, durch den einflußreichen Abt Johannes zum weiteren Widerstand aufge muntert, dieselben plötzlich abbrach.

Heinrich, der mittlerweile Reggio erreicht hatte und gegen Parma vor rückte, wandte sich wahrscheinlich in Folge der Sinnesänderung Mathilden plötzlich gegen Canossa mit der Absicht, die ungebeugte Gräfin gefangen z nehmen. Als der Letzteren, die fortwährend über die gegnerischen Bewegunge sehr gut unterrichtet war, des Kaisers Absicht klar wurde und dieser Cavilian (San Paolo an der Enza) in der Nähe des verhängnißvollen Canossas besetz hatte, ließ sie eine kleine Besatzung in der Burg zurück und brach mit den

*) Donizo a. a. O., S. 391, läßt dabei Hugo den Sohn Azzo's den Verräther spielen

**) Es würde dann vielleicht dem Monte Vecchio auf der Wörl'schen Karte (Central Europa, Blatt Genua) entsprechen. In der zweiten Auflage von Spruner's Geschichtsatla befindet sich Mons Maurelli eingeschrieben. Muratori bezeichnet Mons Maurelli ausdrück lich als Monti Bello conterminatus.

größten Theil ihrer Mannschaft gegen Bimbianellum (3 Kilometer östlich von San Paolo) auf. Bei dieser Gelegenheit wären beinahe beide Heere, deren Marschlinien durch einen Berghang getrennt waren, aneinander vorbeimarschirt, denn als die Markgräfin den Berg Juminga (nach Muratori Vimigna) erreicht hatte, da befand sich Heinrich auf dem Marsche nach Canossa bei dem vom erstgenannten nicht weit entfernten Berge Lintregnanum. (?)

Mathilde beschloß, den Kaiser im Rücken anzugreifen, während die Besatzung von Canossa einen Ausfall in der Front machen sollte. Dieser Anschlag gelang in Folge des sehr starken Nebels vollkommen, und getäuscht durch die Tollkühnheit der kleinen Schaar der Gegner, zog sich der Kaiser, von zwei Seiten bedrängt, nach Bajanum zurück. Dies verlegt Spruner—Menke nach Bibianum, 5 km nördlich von Bibianellum.

Der kaiserliche Bannerträger, Markgraf Otbert,*) hatte das Mißgeschick, daß, als er mit dem Oberkörper einem Speerstoße ausweichen wollte, er das Gleichgewicht verlor und vom Pferde herabsank, wodurch das Banner seiner Hand entfiel. Von den Leuten Mathilden's rasch ergriffen, wurde es im Triumphe nach Canossa verbracht (Oktober 1092). So war zum zweiten Male Canossa zur Unglücksstätte, zum Wendepunkt des Geschickes geworden. Je unvermittelter der Rückschlag in den günstigen Fortschritten der kaiserlichen Angelegenheit erfolgte, desto fühlbarer war er; die Folge war, daß das Terrain südlich des Po sofort aufgegeben wurde. Neu ermuthigt, hatten sich die welfisch-mathildischen Vasallen auch über den Po gewagt und hatten schon Nogara,**) Governolo und Rivalta (Oktober) wieder in ihre Hände gebracht.

Die Nachrichten aus Deutschland waren auch nicht die günstigsten und schon hatte sich unter dem Schutze der Pataria zum ersten Male ein Bund italienischer Städte gegen das römisch-deutsche Kaiserthum gebildet. So gingen Piacenza, Lodi, Cremona und das wichtige Mailand für die kaiserliche Sache verloren. Der härteste Schlag für Heinrich traf ihn aber in dem Abfalle seines Sohnes Konrad, welchem Mathilden's Einfluß die Waffen gegen seinen Vater in die Hand drückten.

VIII. Letzte Kämpfe Heinrichs IV.

Mit den Kämpfen in Italien und den Aufständen der beiden Söhne des Kaisers endigen die Kriegsthaten Heinrichs IV. und gewinnen die politischen Winkelzüge an Bedeutung, weshalb wir nur flüchtig die letzten Jahre des unglücklichen Fürsten berühren wollen.

Konrad, der älteste Sohn und erwählte Nachfolger, aufgereizt durch die Einflüsterungen der unversöhnlichen Widersacher seines Vaters und unterstützt durch den schändlichen Verrath seiner Stiefmutter Adelheid, die bar aller

*) Sohn des gleichnamigen Markgrafen aus der Linie der Otbertiner—Estenser — oder von Sezze.

**) Donizo a. a. O. S. 394 ff. verlegt die Kämpfe um Nogara auf das Jahr 1095.

Nur der Feldzug gegen Robert von Flandern ist wieder von größerer Wichtigkeit. Dieser befehdete den vom Kaiser aufgestellten Bischof Walcher von Cambray, weshalb Heinrich die Schelde, wahrscheinlich oberhalb Cambray, überschritt, denn das erste Fort, das er wegnahm, war Marcoing (Marconium nach Sprun.), 8 km oberhalb des genannten Bischofssitzes. Ohne besondere Anstrengung fielen Paluel, dessen Lage unbestimmbar ist und Inchy*) 13 km westlich von Cambray in die Hände des Kaisers. Erst vor Ecluse**) traf man auf energischen Widerstand. Einige Brandstiftungen und mit Energie unternommene Sturmangriffe brachten auch dieses Castell zu Fall. Jetzt wendete sich der Kaiser nach dem eigentlichen Gebiete Roberts, wo er Bouchain***) in Bälde einnahm und das ganze Osterbant, sowie die Gegend um Valenciennes verwüstete. Da hemmte der unerwartet früh und heftig auftretende Winter die weiteren Operationen. Es war die Absicht des Kaisers, im kommenden Jahr mit erneuter Kraft den Feldzug fortzusetzen, und zwar sollte dieser zu Wasser und zu Lande geführt werden, weshalb während des Winters hierzu geeignete Schiffe gebaut wurden. Die Unterwerfung Roberts verhinderte die Durchführung dieses Planes.

Mittlerweile aber gährte es in Deutschland wieder ganz gewaltig, wo die Zustände so verwilderte waren, daß eine Reihe frecher Mordthaten ungestraft verübt werden konnten. Abermals sehen wir das eigene Fleisch und Blut gegen den Kaiser kämpfen, indem nun auch der zweite Sohn Heinrichs sich empörte. Ein Vergleich zwischen der Auflehnung Konrads zu der Heinrichs kann nur zu Gunsten des Ersteren ausfallen. Konrad war ein schlecht berathenes und willenloses Werkzeug der päpstlichen Partei und führte wenigstens nie persönlich die Waffen gegen seinen Vater, während Heinrich durch Lüge, Meineid und Verrath seinen Vater aller Würde beraubte.

Heinrich, der Vater, war nicht gewillt, die Anmaßungen seines Sohnes ohne Widerstand hinzunehmen; und es kam deshalb, nachdem alle Vorstellungen vergeblich geblieben, zu Rüstungen und Kreuz- und Querzügen, welche endlich am Regen die Entscheidung herbeizuführen schienen; es war Herbst 1105 geworden.

Wo sich die beiden Heere trafen ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wahrscheinlich zwischen Cham und Stäffling. In den Ueberlieferungen ist nicht einmal ausgesprochen, auf welchem Ufer die Kaiserlichen und die Empörer Stellung genommen hatten. Es scheint aber, daß Heinrich IV. auf dem südlichen Ufer stand, weil eine Notiz des Cosmas†) uns über den Rückzug des Kaisers, der auf der Straße nach Netolitz ausgeführt wurde, belehrt. Dies setzt eine rein östliche Richtung voraus. Es erscheint nun nicht erklärlich,

*) Incy oder Inceium (Sprun.).

**) Lesluse, Seluſa. Auf keinen Fall ist, wie Pertz meint, an Sluys zu denken.

***) Bouchaing, Bolcien, Bolcen, Bulcen, Bolzain.

†) Cosmae chronica Boemorum. M. G. SS. IX. S. 110.

Scham sich selbst des Ehebruches anklagte, um bei dieser Gelegenheit Geheimnisse des ehelichen Lebens zartester Natur der Oeffentlichkeit preiszugeben, ließ sich als Werkzeug der päpstlichen Partei gebrauchen, um seinem Vater Italien zu entreißen und dem Namen, nicht aber der That nach die Regierung jenseits der Alpen zu übernehmen.*)

Heinrichs Schmerz war groß, seine Verzweiflung derart, daß er sich sogar mit Selbstmordgedanken trug und seine unverwüstliche Thatkraft erlahmte; doch immerhin nicht in dem Maße, daß er thatenlos das Schicksal walten ließ, denn er kämpfte nach wie vor bis zu seinem Lebensende für das, was er für recht hielt. Es ging aber jener frische Zug ab, der sonst alle Handlungen Heinrichs charakterisirte.

Die Lombardei war für Heinrich verloren, wie auch in Rom sich der Gegenpapst Wibert nur mehr in der Engelsburg behaupten konnte. Dagegen veranlaßte der gekränkte Vater den Widerruf der Wahl Konrads zum Nachfolger und ließ seinen zweiten Sohn Heinrich, der nachmalige Heinrich V., zum König krönen. Ruhmlos lebte Konrad bis 1102, ruhmlos starb er. ohne daß sein Tod auch nur die kleinste Bedeutung gewann.

Mittlerweile mußte aber der Kaiser mit dem nordwestlichen Winkel Italiens sich begnügen, denn auch nach Deutschland konnte er sich nicht begeben, weil die Alpenpässe für ihn gesperrt blieben.

Da fand sich unverhofft ein Freund in einem der verbissensten Gegner, in Welf. Die Vermählung seines Sohnes mit Mathilde hatte ja nur die Vermehrung der welfischen Hausmacht zum Zwecke gehabt; als daher der alte Herzog erfuhr, daß die Mathildischen Güter dem Papst zugesichert seien, verließ er die päpstliche Sache und schloß sich Heinrich an. Damit öffneten sich die Alpenpässe und der Kaiser konnte endlich nach siebenjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkehren.

Der Kaiser wurde zwar nicht mit Jubel empfangen, ihm aber auch kein Widerstand bereitet. Man war des Kampfes müde geworden. Allseitig rührten sich die Geister, um endlich den lang ersehnten Frieden zu erringen, während für jene ungestümen Naturen, denen der Kampf Lebenszweck ist, in den vom Papst Urban angeregten Kreuzzügen reichliche Aussicht auf Streit und Gewinn geboten war.

Es schien fast, als ob der Lebensabend des Kaisers friedlich verlaufen sollte, da auch durch den Tod Wiberts im Jahre 1100 das Schisma beendigt schien, und die meisten Gegner Heinrichs ihr Abkommen mit ihm trafen. Wir können daher nur einzelne unbedeutende Kriegsbegebenheiten erwähnen, wie z. B. die kurze Belagerung Limburgs (Mai 1101), die mit der Uebergabe der Festung endigte.

---

*) Ausführliches hierüber: Druffel: Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. Regensburg 1863.

Nur der Feldzug gegen Robert von Flandern ist wieder von größerer Wichtigkeit. Dieser befehdete den vom Kaiser aufgestellten Bischof Walcher von Cambray, weshalb Heinrich die Schelde, wahrscheinlich oberhalb Cambray, überschritt, denn das erste Fort, das er wegnahm, war Marcoing (Marconium nach Sprun.), 8 km oberhalb des genannten Bischofssitzes. Ohne besondere Anstrengung fielen Paluel, dessen Lage unbestimmbar ist und Inchy*) 13 km westlich von Cambray in die Hände des Kaisers. Erst vor Ecluse**) traf man auf energischen Widerstand. Einige Brandstiftungen und mit Energie unternommene Sturmangriffe brachten auch dieses Castell zu Fall. Jetzt wendete sich der Kaiser nach dem eigentlichen Gebiete Roberts, wo er Bouchain***) in Bälde einnahm und das ganze Osterbant, sowie die Gegend um Valenciennes verwüstete. Da hemmte der unerwartet früh und heftig auftretende Winter die weiteren Operationen. Es war die Absicht des Kaisers, im kommenden Jahr mit erneuter Kraft den Feldzug fortzusetzen, und zwar sollte dieser zu Wasser und zu Lande geführt werden, weshalb während des Winters hierzu geeignete Schiffe gebaut wurden. Die Unterwerfung Roberts verhinderte die Durchführung dieses Planes.

Mittlerweile aber gährte es in Deutschland wieder ganz gewaltig, wo die Zustände so verwilderte waren, daß eine Reihe frecher Mordthaten ungestraft verübt werden konnten. Abermals sehen wir das eigene Fleisch und Blut gegen den Kaiser kämpfen, indem nun auch der zweite Sohn Heinrichs sich empörte. Ein Vergleich zwischen der Auflehnung Konrads zu der Heinrichs kann nur zu Gunsten des Ersteren ausfallen. Konrad war ein schlecht berathenes und willenloses Werkzeug der päpstlichen Partei und führte wenigstens nie persönlich die Waffen gegen seinen Vater, während Heinrich durch Lüge, Meineid und Verrath seinen Vater aller Würde beraubte.

Heinrich, der Vater, war nicht gewillt, die Anmaßungen seines Sohnes ohne Widerstand hinzunehmen; und es kam deshalb, nachdem alle Vorstellungen vergeblich geblieben, zu Rüstungen und Kreuz- und Querzügen, welche endlich am Regen die Entscheidung herbeizuführen schienen; es war Herbst 1105 geworden.

Wo sich die beiden Heere trafen ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wahrscheinlich zwischen Cham und Stäffling. In den Ueberlieferungen ist nicht einmal ausgesprochen, auf welchem Ufer die Kaiserlichen und die Empörer Stellung genommen hatten. Es scheint aber, daß Heinrich IV. auf dem südlichen Ufer stand, weil eine Notiz des Cosmas†) uns über den Rückzug des Kaisers, der auf der Straße nach Netolitz ausgeführt wurde, belehrt. Dies setzt eine rein östliche Richtung voraus. Es erscheint nun nicht erklärlich,

*) Incy oder Inceium (Sprun.).

**) Lesluse, Scluſa. Auf keinen Fall ist, wie Pertz meint, an Sluys zu denken.

***) Bouchaing, Bolcien, Bolcen, Bulcen, Bolzain.

†) Cosmae chronica Boemorum. M. G. SS. IX. S. 110.

warum Heinrich diesen Umweg gewählt haben würde, nachdem er doch die Absicht hatte, nach Sachsen zu ziehen, wenn ihm der Rückzug dahin — also nach Norden offen gestanden hätte.

Drei Tage standen sich die beiden Heere an dem ziemlich seichten Flusse einander gegenüber, während welcher Zeit es nur zu Einzelngefechten im ausgetrockneten Flußbette kam. Mittlerweile aber kämpfte der junge Heinrich mit den Waffen der Verführung und des Verrathes, so daß der Kaiser sich plötzlich ganz verlassen sah.

Es folgte jetzt die Flucht durch Böhmen und Sachsen an den Rhein, die durch Meineid veranlaßte Gefangennahme des Kaisers, die durch pietätlose Behandlung und lügenhafte Versprechungen erzwungene Abdankung des Kaisers, dessen Flucht, nachdem widerrechtlich seine Gefangenschaft nicht gelöst worden war und endlich der Widerruf der Abdankung.

Sobald man erkannte, daß der Kaiser ernstlich gewillt sei, sein Recht nochmals mit den Waffen zu verfechten, erwuchsen ihm sofort wieder neue Anhänger. Außer der jederzeit treuen Bürgerschaft der rheinischen Städte sehen wir hauptsächlich den Bischof Otbert von Lüttich, dann Herzog Heinrich von Lothringen und Graf Gottfried von Namur für den Kaiser thätig.

Es kam am 22. März 1106 an der Maasbrücke bei Visé, zwischen Lüttich und Mastricht, zum ersten Zusammenstoß, wobei die Kaiserlichen unter Walram, einem Sohn des lothringischen Herzogs, einen glänzenden Sieg über die Vortruppen des jungen Königs erfochten, so daß dieser gezwungen war, sich nach Bonn zurückzuziehen, während der Kaiser in voller Pracht Ostern zu Köln feierte. Dort erstanden auch allseitig Thürme und Wälle zur nachhaltigen Vertheidigung. Nachdem der Kaiser eine starke Besatzung zurückgelassen und die Stadt hinreichend verproviantirt hatte, zog er sich nach Lüttich zurück, um die begonnenen Rüstungen zu vervollständigen. König Heinrich belagerte mittlerweile Köln während dreier Wochen, mußte aber endlich resultatlos abziehen.

Es schien sich Alles für den vielgeprüften Kaiser günstig zu gestalten, als das Geschick mit eherner Hand eingriff und den alten Helden mitten im Waffenlärme nach kurzem Krankenlager am 7. August 1106 zu den Todten bettete.

In den kriegerischen Handlungen der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts drängt sich von selbst die Gestalt Heinrichs IV., des viel Geschmähten, in den Vordergrund, so daß es nicht ungerechtfertigt ist, wenn wir ihm ein Schlußwort widmen.

Heinrich IV. hatte viele Schwachheiten und Fehler, aber auch unendlich viel mehr Mißgeschick. Was wir von seiner Erziehung andeuteten, rechtfertigt das Mißtrauen, das dem Charakter dieses merkwürdigen Mannes anhaftete, zu dem er auch wahrlich nur zu sehr berechtigt war. Wenn wir immer und immer in den Schriften seiner Gegner lesen, wie Gottes Hand

ihn bestraft und gezüchtigt hat, so drängt sich uns doch unwillkürlich die Betrachtung auf, daß er die meisten seiner Gegner überlebt hat. Er sah zwei Gegenkönige und drei feindliche Päpste, er sah Otto von Nordheim und den unversöhnlichen Burchard von Halberstadt, seinen gegnerischen Vetter Eckbert und den empörten Sohn Konrad in's Grab sinken, so daß man versucht sein möchte, das damals so häufig angerufene Gottesurtheil zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen.

Hat auch unser Held in den letzten Jahren seines Lebens nicht die rastlose Thätigkeit gezeigt wie in der Kampfperiode wider die Gegenkönige, und bemerken wir auch in dieser Zeit öfter eine schwankende politische Haltung, so hat er sich kurz vor seinem Ende noch einmal aufgerafft, um inmitten der Vertheidigungsanordnungen für sein Recht zu sterben.

Viele betrachten in seinem Sohne den Retter des Vaterlandes und entschuldigen seine Handlungsweise dadurch, daß durch sein Auftreten das königliche Ansehen den Fürsten gegenüber gerettet worden sei. Dem ist aber nicht so. Mehr wie Konrad war er von Fürstengnaden abhängig und noch rechtzeitig starb der Vater, so daß die Folgen dieser verkehrten Anschauung nicht in voller Konsequenz zur Durchführung kamen.

Es soll ja zugegeben werden, daß bei objektiver Beurtheilung manche Handlung des jungen Königs sich entschuldigen, vieles auch sich anders drehen läßt, immerhin aber bleibt sein Charakter ein ebenso verschlagen-berechnender als despotischer. Jede Vertheidigung bezüglich seines Auftretens gegen seinen Vater muß im Hinblick auf seine spätere Regierung an Basis und innerer Berechtigung verlieren.

Wie der Kaiser im politischen Leben sich über manches hinaussetzte, manchem Vorurtheil entgegentrat, so auch in militärischer Beziehung. Trotz des oft empfundenen Mißgeschickes wußte er mit nie erlahmender Thatkraft neue Hilfsmittel zu schaffen und zu organisiren. Er war es, der den Städter in die Reihen der Krieger stellte, er war es, der in richtiger Erkenntniß die Regeln der Strategie auch auf die leblosen Elemente der Kriegskunst, auf die Befestigungsanlagen anwandte, er war es, der in allen Schlachten den richtigen, taktischen Blick zeigte.

Wenn er auch die meisten Treffen verlor, so lag die Ursache nicht in seinen Entwürfen — denn immer fand er wieder etwas Neues, etwas Ueberraschendes für seine Gegner — sie lag vielmehr in der Ungunst der Verhältnisse und der Disziplinlosigkeit der Massen.

Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn wir behaupten, daß Heinrich IV. mit den vorzüglichsten Soldatentugenden — Ausdauer und Genügsamkeit — ein hervorragendes militärisches Führertalent verband.

Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges.

Eine strategisch-taktische Studie.

VII.

3. Die Angriffsrichtung.

„Man darf seine Angriffe nicht zersplittern, man muß sie zusammenhalten", sagt der Großmeister der Kriegskunst, Napoleon. Und ebenso: „Es verhält sich mit den Vertheidigungssystemen wie mit der Belagerung von Festungen; man muß sein Feuer gegen einen Punkt vereinigen. Ist die Bresche gelegt, so wird alles Andere unnütz. Man muß seine Kräfte nicht zerstreuen, sondern sie vereinigen."

Die Zersplitterung kann eine räumliche und eine zeitliche sein. Ist sie Beides zugleich, so wirkt sie um so schädlicher; Angriffe zu verschiedener Zeit und gegen verschiedene Punkte der Stellung des Vertheidigers setzen diesen in den Stand, jedem einzelnen dieser Angriffe mit voller Kraft und Ueberlegenheit zu begegnen. Wer sich zersplittert, verzichtet freiwillig auf die numerische Ueberlegenheit. Umgekehrt kann selbst der Schwache stark werden, wenn er es versteht, seine ganze Kraft immer nur gleichzeitig auf einem, dem entscheidenden Punkte, einzusetzen.

Ein Beispiel grellster Zersplitterung bilden die Angriffe der Serben auf die Stellung von Slivnitza. Die drei serbischen Divisionen brauchten nur ihren Angriff auf einen Punkt der Stellung zu vereinigen. Statt dessen erfolgten die Angriffe räumlich und zeitlich so zersplittert, daß naturgemäß nirgends ein Erfolg erzielt wurde. Am 17. November, dem ersten Schlachttage, griff um 10 Uhr die Donau-Division den bulgarischen rechten Flügel und das Centrum, Mittags die Drina-Division den bulgarischen linken Flügel an. Am 18. November griffen Morgens die Drina- und Schumadja-Division den linken Flügel an, während Mittags die Donau-Division gegen das Centrum vorging. Am dritten Schlachttage endlich griffen Morgens die Drina- und Donau-Division den rechten Flügel an, wobei aber die Drina-Division sich in der Hauptsache beobachtend verhielt, und auch die zurückgeworfene Donau-Division nicht durch einen Flankenstoß begagirte, sondern abwartete, bis sie ihrerseits von dem bulgarischen Centrum angegriffen wurde, während die Schumadja-Division Nachmittags nochmals den feindlichen linken Flügel angriff.

Der Schlüsselpunkt einer Vertheidigungsstellung ergiebt sich in erster Linie aus taktischen bez. Terrain-Rücksichten, und erst in zweiter Linie aus stra-

tegiſchen Rückſichten. Wohl iſt es angenehm für den Angreifer, wenn beide zuſammenfallen und der ſtrategiſch wichtige Flügel des Vertheidigers ſich auch taktiſch am leichteſten angreifen läßt. Wo aber dieſe Gunſt der Umſtände nicht vorhanden iſt, da müſſen die ſtrategiſchen Wünſche unbedenklich der taktiſchen Nothwendigkeit geopfert werden. Zuerſt iſt es nöthig, überhaupt zu ſiegen, wünſchenswerth bleibt es freilich, den Sieg auch tüchtig ausbeuten zu können.

Oft, wenn auch nicht immer, wird der Schlüſſelpunkt der feindlichen Stellung ſchwer angreifbar ſein, ſei es, daß er in einer Höhe, einem Wald oder einer Ortſchaft zu ſuchen iſt. Die denkbarſten Angriffspunkte bilden ſteilere Höhen, am ungünſtigſten ſind Ortſchaften. Die Tri-Uſchi-Kuppen, wie der Pregledišchte-Berg und die Höhe öſtlich Bari Tziſluk wurden von den ſtürmenden Bulgaren genommen, während die Angriffe der Serben auf das Dorf Wladomirovze, welches, auf dem linken Flügel der Stellung von Slivnitza gelegen, als Schlüſſelpunkt derſelben galt, abgewieſen wurden, und auch das Städtchen Pirot von den Bulgaren unter ſehr harten Kämpfen mit wechſelndem Erfolg genommen und wieder verloren wurde, trotzdem die Serben über eine gänzlich ungenügende Artillerie verfügten.

Der Grundſatz, ſeine Kräfte, örtlich und zeitlich zuſammengehalten, gegen den Schlüſſelpunkt der Vertheidigungsſtellung zu verwenden, liegt allen Angriffen zu Grunde. Je nachdem nun der Schlüſſelpunkt — um dieſen etwas verpönten, immerhin aber ſehr bezeichnenden Ausdruck beizubehalten — mehr oder weniger im Centrum oder auf einem Flügel des Vertheidigers liegt, wird der Angriff ein mehr oder weniger frontaler, oder mehr oder weniger gegen die feindliche Flanke gerichtet ſein.

Die letztere Art des Angriffs, die *Umfaſſung*, hat heutzutage die meiſten Anhänger. In der That hat ſie alle größeren Schlachten der neueſten Zeit entſchieden, auch im ſerbiſch-bulgariſchen Kriege die Schlacht bei Pirot. Der umfaſſende Angriff wirkt nicht allein moraliſch, ſondern er bringt auch den Hauptgrundſatz jeder Taktik zum Ausdruck, mit ſeiner Hauptmaſſe einen *Theil* des Feindes, natürlich den entſcheidenden, zu übermannen. Nur darf man heute nicht mehr wie vor hundert Jahren den nicht angegriffenen Theil unbeſchäftigt laſſen, ſondern man muß ihn ſehr ernſtlich anfaſſen, um ihn feſtzuhalten. Die Beweglichkeit der Truppe und die Selbſtſtändigkeit der Führung iſt heute überall eine ſo große, daß der eine Theil nicht ruhig zuſieht, wie der andere geſchlagen wird. Auch mit den bloßen Scheingefechten iſt es nicht mehr gethan, wie die ſchwächlichen und erfolgloſen Demonſtrationen der Donau-Diviſion am 18. und der Schumadja-Diviſion am 19. November beweiſen.

Die Einleitungsgefechte vor der Schlacht müſſen daher überall gleich ernſthaft ſein. Erſt unter dem Schutze des auf der ganzen Linie entbrannten Feuergefechts, mindeſtens der Artillerie, iſt die Hauptmaſſe nach dem Entſcheidungsflügel zu dirigieren.

führen entschlossen war, so durfte der Angriff nicht frontal fortgesetzt, sondern es mußte der Versuch gemacht werden, die Serben von ihrer Rückzugslinie Pirot-Nisch abzudrängen.

Eine Forzirung des serbischen linken Flügels war durch das zerklüftete Gelände der Bassara planina und die steilen Thalränder der Nischawa sehr erschwert. Dagegen sprachen strategische wie taktische Gründe für einen Angriff auf den feindlichen, rechten Flügel. Hinter diesem lief die serbische Rückzugslinie schräg hinweg. Gelang es diese zu besetzen oder den dieselbe beherrschenden Höhenrücken östlich Bari Tzifluk zu stürmen, so war die ganze serbische Stellung unhaltbar. Ein Vorgehen in dieser Richtung wurde durch die verhältnißmäßig gangbaren Bergzüge südlich der Piroter Ebene begünstigt; schließlich war dasselbe durch das siegreiche Vordringen der linken Flügelkolonne bereits wirksam eingeleitet. Alle Gründe sprachen also für einen umfassenden Angriff auf den serbischen rechten Flügel. Die von der linken Flügelkolonne begonnene Rechtsschwenkung brauchte dazu nur unterstützt und fortgesetzt zu werden.

Um nun aber diese Kolonne, den Entscheidungsflügel, zu verstärken, standen nur noch 10 Bataillone zur Verfügung, von denen 8 nach dem linken Flügel entsendet wurden. Dieselben waren zu schwach, um den Entscheidungsstoß mit dem gehörigen Nachdruck zu führen und konnten sich auch nach der Wegnahme der Höhe östlich Bari Tzifluk nicht fühlbar genug machen. Statt den geworfenen serbischen Flügel auf Pirot zu drängen und die Nischer Straße zu sperren, wurde nur der indirekte — immerhin aber für den Ausgang der Schlacht entscheidende — Erfolg erzielt, daß das Centrum und der linke Flügel der Serben ihre Stellungen räumten. Wie anders hätte der Erfolg der Schlacht sein können, wenn gegen Pirot frontal ein hinhaltendes Gefecht geführt und die ganze 20 000 Mann starke bulgarische Reserve gegen den feindlichen rechten Flügel eingesetzt worden wäre!

4. Vertheidigungsstellung und Vertheidigungsgefecht.

Die beiden Schlachten des Feldzuges, die dreitägige von Slivnitza und die zweitägige von Pirot zeigen in ausgeprägter Weise das Wesen des Angriffs und der Vertheidigung.

In der ersten Schlacht befanden sich die Bulgaren strategisch in der ausgesprochensten Defensive; die bei Slivnitza stehenden Truppen sollten in einer künstlich verstärkten Stellung den Aufmarsch des aus Ostrumelien herbeieilenden Gros, sowie die Hauptstadt Sofia decken. Andererseits wies die strategische Lage der serbischen Armee diese zur rücksichtslosen Offensive in der Richtung auf Sofia hin.

Umgekehrt befanden sich in der Schlacht von Pirot die Serben strategisch in der vollständigsten Defensive; die Armee war geschlagen und demoralisirt, die Infanterie hatte sich beinahe verschossen; der Zweck einer Schlacht konnte

nur noch Zeitgewinn sein, verbunden mit dem Wunsche, dem Gegner möglichst wenig serbisches Gebiet besetzen zu lassen. Die strategische Lage der bulgarisch-ostrumelischen Armee war dagegen eine rein offensive. An Zahl den Serben nunmehr weit überlegen, galt es, diese möglichst weit zurückzuwerfen, ja womöglich Belgrad zu besetzen, schon um ein Gegengewicht gegen Ansprüche auf das noch immer belagerte Widdin in Händen zu haben.

Sowohl Slivnitza als Pirot zeigen die Vertheidigung in einer Stellung, und zwar Slivnitza in vorbereiteter, Pirot in nicht vorbereiteter.

Die Stellung von Slivnitza liegt, was bemerkenswerth erscheint, nicht auf der Wasserscheide des Iskr und der Nischawa, sondern einige Kilometer weiter südöstlich. Abgesehen von etwas niederem Buschwerk ist die Gegend vollständig kahl und baumleer. Die gewölbten Hügel und runden Kuppen sind vielfach zerklüftet und mit Geröll bedeckt.

Aus dem auf der erwähnten Wasserscheide gelegenen Dragomanpasse kommt die Chaussee von Pirot und führt im Allgemeinen abwärts nach der großen Sofia-Ebene. Nur 3 Kilometer vor dem Dorfe Slivnitza übersteigt sie nochmals eine querlaufende Hügelkette, welche, durchschnittlich 600 Meter hoch, die bulgarische Vertheidigungsstellung bildete. Dieselbe dehnte sich, Front nach Nordwesten, zu beiden Seiten der Chaussee je $2\frac{1}{2}$ Kilometer aus (mit den seitlichen Werken je 4 Kilometer).

Vor der Front dieser Stellung liegt ein weiter Thalkessel, 100—200 m tiefer als diese. Während jenseits dieses Kessels das Gelände zu der erwähnten Wasserscheide ansteigt, tritt von Norden her der steil abfallende Höhenzug der Tri Uschi (deutsch: Drei Ohren) an den Kessel heran, dessen nördliche Hänge sich zu einer flachen 4 Kilometer breiten Ebene absenken, nördlich begrenzt durch ein ungangbares Felsengebirge, welches eine vollständige Umgehung der Stellung auf dieser Seite sehr erschwerte.

Die rechte Flanke der Stellung war durch die sumpfigen Ufer des Blata-Baches nur wenig geschützt und so mußte die Besatzung des jenseits des Baches gelegenen 820 m hohen Lesta-Hügels mit in Betracht gezogen werden, zumal dieser im Falle der Nichtbesetzung einen dominirenden Flankenangriff gestattete.

Weit mehr, als die rechte, war aber die linke Flanke der Stellung einer Umgehung preisgegeben. Gegen einen direkten Angriff wurde sie durch den sumpfigen Slivnitza-Bach und das im Thale desselben gelegene Dorf Wladomirovze einigermaßen geschützt. Dagegen steigt jenseits des Baches das Gelände zu den Ausläufern des selbst für Artillerie fast überall gangbaren Visken-Gebirge an.

Die linke Flanke war demnach der schwächste Punkt der Stellung und mußte durch eine Besetzung des in der Verlängerung gelegenen Gorgulata und Bressnik gegen eine Umgehung gesichert werden. (Wenn man diese

Punkte — in strategischem Sinne — mit zur Stellung rechnen wollte, so würde dieselbe eine Ausdehnung von 25 Kilometern gehabt haben.)

Wie der etwas zurückgebogene linke Flügel als Defensivflügel, so war der etwas vorspringende, und mit seiner westlichen Fortsetzung, den Tri Uschi-Höhen, weit gegen den Dragomanpaß vorspringende rechte Flügel offenbar als Offensivflügel prädestinirt.

In Front und Flanken von dominirenden Höhen umgeben, erscheint die später so berühmt gewordene Stellung von Slivnitza nichts weniger als unangreifbar, zumal einer leiblichen Artillerie gegenüber. Gerade dieser Umstand sollte sich indessen als ein Vorzug erweisen, weil er die Nischawa-Armee von einer Umgehung der Stellung absehen ließ und sie zum Angriff auf dieselbe verleitete.

Eine gute Stellung braucht nicht nothwendig auch eine starke zu sein, sie muß nur der betreffenden Kriegslage entsprechen. Wer einen Punkt um seiner selbst willen behaupten will, z. B. ein wichtiges Depot, der muß denselben so wählen und herrichten, daß der Gegner gar nicht erst einen Angriff wagt. Wer aber den Feind zum Angriff veranlassen will, um ihn dadurch von einem anderen Punkte abzuziehen, der darf sich in keine uneinnehmbare Stellung begeben, sonst verleidet er dem Gegner den Angriff. Ein höherer Truppenführer der Neuzeit soll angesichts einer von Natur sehr starken und noch künstlich außerordentlich verstärkten Stellung sehr treffend geäußert haben: „Schade um diese wunderbaren Befestigungen; sie sind so gut, daß man sie niemals angreifen wird."

Hätten die Bulgaren statt der Höhen westlich Slivnitza den Dragomanpaß selbst oder sein südöstliches Debouchee besetzt, so würden die Serben diese Stellung schwerlich frontal angegriffen, sondern in der Flanke gefaßt bez. umgangen haben.

Slivnitza erschien dagegen um so leichter angreifbar, als die künstlichen Verstärkungen der Stellung durchgehends in Erdwerken bestanden, deren Stärke erst in den vergeblichen Kämpfen des 17. und 18. November erkannt wurde.

Seit Plewna hat die Feldbefestigung wieder ihren Einzug in die europäischen Armeen gehalten und der Spaten soll berufen sein, im Zukunftskriege eine hervorragende Rolle zu spielen. Auch die Bulgaren hatten die Zeit, welche zwischen der Proklamation der Vereinigung beider Bulgarien und der serbischen Kriegserklärung lag, benutzt, um — neben anderen Punkten — in erster Linie die ihre Hauptstadt deckende Stellung von Slivnitza aus einer sehr mittelmäßigen zu einer Achtung gebietenden zu machen.

Am stärksten war naturgemäß der linke Flügel befestigt und etwas zurückgebogen. Bis zur Chaussee hatte man hier stark profilirte Schützengräben in zwei bis drei Etagen schachbrettförmig hinter einander angelegt, zum Theil bannettirt und mit Seitentraversen versehen. Die meisten waren für stehende

Schützen berechnet, einige des felsigen Bodens wegen nicht eingeschnitten, sondern mittelst herbeigeschaffter Erde aufgetragen.

Auf den Stützpunkten der Front waren 3 Batteriestellungen errichtet und die höchste Kuppe mit einer Redoute gekrönt, aus welcher sowohl die vorderen Batterien und Schützengräben beherrscht, als auch einer Umfassung der linken Flanke wirksam entgegengetreten werden konnte.

Ganz ähnlich, wenn auch viel weniger stark, war der rechte Flügel befestigt. Nur waren die Schützengräben hier nicht etagenförmig, sondern nur in einer Linie, und zwar nur an denjenigen Punkten angelegt, welche die ausgiebigste Feuerwirkung gestatteten. Auch hier waren drei Batteriestellungen errichtet, doch fehlte die Redoute.

Dies war die eigentliche, die Hauptstellung. Ueber dieselbe hinaus war auf dem linken Flügel noch das Dorf Wladomirovze befestigt und durch eine vorgeschobene Lünette verstärkt, auf dem rechten Flügel der Lesta-Hügel mit einer eingeschnittenen Batterie versehen worden.

„Man glaubt es nicht," schrieb der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, „welche Massen von Erde hier aufgewühlt worden sind. Die Familienähnlichkeit mit Plewna springt auf den ersten Blick ins Auge. Dieselben stark profilirten, theilweise selbst gegen Geschützfeuer eingerichteten, oft ein drei- bis vierfaches Etagenfeuer gestattenden Schützengräben, welche in größeren und kleineren Redouten Stützpunkte finden, vorzüglich eingerichtete Geschützaufstellungen mit Schutzräumen für die Bedienung, so stellt sich die Befestigung von Slivnitza als eine vorzügliche Nachahmung der türkischen Befestigungskunst dar."

Auch sonst hat man Slivnitza vielfach ein kleines Plewna genannt. Diese Bezeichnung ist indessen wenig zutreffend, indem die bulgarischen Verschanzungen zum Theil wohl dem starken Profil, keineswegs aber dem Grundriß nach mit Plewna verglichen werden können. Plewna war ein befestigtes Lager, welches nach allen Seiten Front machte, während Slivnitza nur eine verstärkte Vertheidigungslinie darstellte.

Als ein taktischer Fehler muß es bei Anlage dieser Verstärkungen bezeichnet werden, daß die Schützengräben in einer Höhe mit den Batteriestellungen lagen. Dies hatte den Nachtheil, daß einerseits die bulgarische Infanterie durch den einleitenden Geschützkampf mit erschüttert, und andrerseits im Entscheidungskampfe die Artillerie infolge übergroßer Verluste durch Infanteriefeuer lahm gelegt werden konnte. Die Schützengräben mußten und konnten am Fuße der Höhen 400—500 m vor den auf der Höhe selbst angebrachten Batteriestellungen liegen. Die bulgarische Infanterie würde trotzdem noch ein sehr weites Schußfeld gefunden haben und hätte dasselbe viel rasanter bestreichen können, als dies aus den 100—200 m höher angebrachten Schützengräben möglich war. Denn da die Hänge nicht glacisförmig abfallen, sondern eine konvexe Gestalt haben, so lag der Fuß des Höhenrückens im

todten Winkel, ohne daß ein Bestreichen desselben aus flankirender Stellung möglich war.

Die Ausdehnung einer Stellung muß der Stärke der Besatzung entsprechen. Jede Stellung gleicht in dieser Hinsicht einem Kleide, welches dem passen muß, der es anziehen soll.

So war z. B. die Stellung Trn-Vrapze für die 4500 Mann Besatzung viel, viel zu groß. Bei Trn waren mehrere Vertheidigungslinien hergestellt, die, aus einer überreichlichen Anzahl von Schützengräben, Batteriestellungen und Lünetten bestehend, eine Ausdehnung von 3 Kilometern hatten, ganz abgesehen von den bei Vrapze, Banka und Lowniza angebrachten zahlreichen Verstärkungen, die von den 4500 Mann gleichfalls hätten vertheidigt werden müssen.

Auch zur Besetzung der Stellung von Slivnitza wären 30—40 000 Mann durchaus nicht zu viel gewesen. Trotzdem standen am 17. November nur 15 000 Mann, am 18. nur 21 000 Mann zur Verfügung, und erst im Laufe des 19. November erreichte die Besatzung (33 000 Mann) einigermaßen die erforderliche Stärke.

Am ersten Schlachttage wurde, wie schon erwähnt, die ganze Besatzung in der ersten Feuerlinie verwendet, so daß ein Flankenangriff und ein Aufrollen der ganzen Linie nicht schwer gewesen wäre. Bei einer Ausdehnung der Front von 6 Kilometern kamen $2^1/_2$ auf den Meter.

Am zweiten Schlachttage wurde ein Theil der bereits von Ostrumelien eingetroffenen Truppen verwendet, um hinter dem besonders gefährdeten linken Flügel eine kleine Reserve aufzustellen, die aber auch sofort in die vordere Linie gezogen werden mußte. Die Stellung erreichte eine Ausdehnung von $6^1/_2$ Kilometern, so daß reichlich 3 Mann auf den Meter kamen. Erst am dritten Tage wurde eine genügende Anzahl Truppen verfügbar, um die Stellung in angemessener Weise — 4 Mann auf den Meter — zu besetzen.

Doch wurde die widerstandsfähige Front auch am dritten Tage nur dünn besetzt; Alles, was hier irgend entbehrlich schien, wurde zur Verlängerung und Verstärkung der Flügel verwendet. Die Stellung reichte in Folge dessen bei einer Ausdehnung von 8 Kilometern von der östlichen Tri Uschi-Kuppe bis über Wladomirovze hinaus und bildete so einen nach Westen gerichteten Halbmond, dessen nördliches Horn sich drohend gegen den Dragomanpaß vorstreckte. Die beiden äußersten Flügel, das Dorf Wladomirovze und die östliche Tri Uschi-Kuppe, wurden besonders stark besetzt, von letzterer aus der Uebergang zur Offensive in das Auge gefaßt; für das Centrum wurde nur eine kleine Reserve am rückwärtigen Hange der Höhen ausgeschieden.

Diese Besatzung erscheint sehr sachgemäß. Der Vertheidiger kann seine Front um so schwächer machen, je bessere Feuerwirkung dieselbe gewährt. Hinter den beiden Flügeln der Stellung waren bewegliche Reserven aufgestellt, im Süden, um dem etwa flankirenden Angreifer durch einen Offensivstoß zu

begegnen, im Norden, um ohne Weiteres zur Offensive überzugehen, und zwar gegen den wundesten Punkt des Angreifers, seine Rückzugslinie.

Während die strategische Offensive naturgemäß auch die taktische nach sich zieht, braucht die strategische Defensive keineswegs auch mit der taktischen verbunden zu sein. Im Gegentheil, die Vortheile der taktischen Offensive sind so groß, daß man nur im alleräußersten Nothfalle auf dieselben verzichten und sich mit einer passiven Vertheidigung begnügen darf.

Die Defensive ist und bleibt ein Nothbehelf und ihr einziger Zweck Zeitgewinn. Ihre Hauptschwäche ist der schwer zu vermeidende Mangel an Initiative und Beweglichkeit. Da der Hauptnachtheil des Vertheidigers in dem Stillstehen und dem Abwartenmüssen zu suchen ist, so muß derselbe umgekehrt die größte Beweglichkeit entfalten. Er darf niemals abwarten, was der Angreifer über ihn verhängen wird, sonst ist er früher oder später sicher verloren. Er muß an Beweglichkeit dem Angreifer zuvorzukommen suchen; er muß dessen Schläge nicht pariren, sondern Gegenschläge thun; er muß jede Blöße, die der Angreifer sich giebt, zu einem scharfen Hiebe benutzen und den Angreifer einschüchtern; derselbe darf nie sicher sein, ob der Vertheidiger sich nicht im nächsten Augenblick auf ihn stürzt. Diese Besorgniß lähmt unwillkürlich die Unternehmungen des Angreifers und giebt seiner Offensive eine defensive Färbung.

Namentlich gegen Umgehungen und Umfassungen ist das beste Gegenmittel der Kampf. Die Schlacht bringt alle etwa ausholenden Theile des Angreifers wieder auf einen Punkt zusammen, denn ihre Bedeutung ist zu groß, als daß er seinem Umfassungsmanöver zu Liebe einen Theil seiner Kräfte entbehren mag. Selbst die Bewegungen im Großen bringen jeden Kampf zum Stocken, ja zuweilen wirft schon die Drohung eine Schlacht hin. Als die Franzosen 1870 auf Metz zurückgingen, wurden sie durch das Vordringen der II. Deutschen Armee auf Pont à Mousson und der III. Armee auf Nancy strategisch umfaßt, während die I. Armee folgte. Als aber die Franzosen an der Nied francaise vorübergehend Halt machten, traten die taktischen Rücksichten in den Vordergrund, und schon sollte die II. Deutsche Armee rechts einschwenken, ja man erwog das Heranziehen eines Theiles der III. Armee.

Wird der Vertheidiger nur auf einer Seite umfaßt, so kann er gegen den umfassenden feindlichen Flügel vorgehen und so die Umfassung lähmen, oder er geht gegen den stehen gebliebenen Theil vor und schlägt diesen vereinzelt.

Zu einer solchen Gegenoffensive aus der Vertheidigungs-Front heraus gehört viel Entschlossenheit und das Wahrnehmen des richtigen Augenblicks. Zu früh begonnen geräth sie zwischen zwei Feuer; zu spät in's Werk gesetzt wird sie von dem inzwischen fortgeschrittenen Umfassungsflügel des Angreifers desto sicherer in der Flanke getroffen.

Die Bulgaren haben es bei Slivnitza verstanden, in überaus glücklicher Weise die Vortheile der Vertheidigung auszunutzen, ohne deren Nachtheile mit in Kauf zu nehmen. Charakteristisch für ihre Vertheidigung ist die Kühnheit, mit welcher sie sich vom ersten Tage an trotz ihrer numerischen Schwäche die Initiative zu wahren wußten.

Die serbische Armee war naturgemäß auf eine Umgehung oder doch Umfassung der linken Flanke der Bulgaren angewiesen. Für diese kam es ebenso natürgemäß darauf an, die Serben zu fortgesetzten Frontalangriffen zu veranlassen. Dies wurde durch eine stete Bedrohung der serbischen Rückzugs-Linie erreicht, indem der bulgarische rechte Flügel vorstieß und damit die zu einer Umfassung des linken Flügels ausholenden serbischen Kolonnen wieder vor die Front zurückzog.

Gleich am ersten Schlachttage von Slivnitza unternahm der bulgarische rechte Flügel Nachmittags 4 Uhr einen Offensivstoß gegen die über die Tri Uschi-Höhen vorgedrungene serbische Donau-Division, die sich allerdings schon fast verschossen hatte. Obgleich nur wenige Bataillone stark, stürmten die Bulgaren die östliche von der serbischen Schützenlinie besetzte Kuppe. Dieser leicht errungene Erfolg ermuthigte die bulgarischen Bataillone derartig, daß sie nunmehr auch gegen die mittlere Tri Uschi-Kuppe vorgingen und dieselbe unter donnerndem Hurrah stürmten. Ja, als die Dämmerung einbrach, war auch die westliche Kuppe im Besitze der Bulgaren, und nur mit Mühe konnten die nach vorwärts durchgehenden Bataillone zum Halten gebracht werden.

Schon am zweiten Tage wiederholte sich, wieder Nachmittags, der Vorstoß des bulgarischen rechten Flügels über die Tri Uschi. Trotz der einbrechenden Dämmerung setzten die Bulgaren den Vorstoß über die 3 Kuppen fast bis zur Chaussee fort und erreichten durch Bedrohung des Dragoman-Passes, daß die ganze Donau-Division auf denselben zurückging.

Am dritten Tage von Slivnitza wurde der kühne rechte Flügel der Bulgaren von zwei serbischen Divisionen angegriffen. Auch hier wurde die Taktik angewendet, zu warten, bis die Serben sich einigermaßen verschossen hatten. Dies war Mittags der Fall. Durch neu eingetroffene Truppen wesentlich verstärkt, erhob sich der bulgarische rechte Flügel aus seinen Stellungen auf der östlichen Kuppe und nahm nach zwei vergeblichen Versuchen die mittelste und bald auch die westliche Kuppe wieder, drängte die Drina-Division südlich ab und warf die Donau-Division auf den Dragoman-Paß. 68.

(Fortsetzung folgt.)

Correſpondenz.

Frankreich.

Vorgänge, Vorſchläge, Stimmungen. Einem bekannten Muſter folgend, hat das Kriegsminiſterium einen Wettbewerb ausgeſchrieben auf Erfindung einer Kopfbedeckung für den Gebrauch aller Waffengattungen und Branchen, ausgenommen die Kavallerie. Nur Leute von franzöſiſchem Bürgerrecht dürfen konkurriren. Hinſichtlich des zu verwendenden Materials und der Form iſt volle Freiheit gelaſſen, wogegen als allgemeine Bedingungen gelten: Die Kopfbedeckung muß, bei genügender Steifheit und Dauerhaftigkeit, leicht ſein und bei den verſchiedenen Bewegungen, beſonders beim Schießen, den feldmäßig ausgerüſteten Mann nicht hindern: — ein einheitliches Modell für Frieden (Parade) und Krieg bequem zu tragen; den ganzen Kopf ſchützend und von deſſen ganzem Umfange getragen, ohne auf die Schädeldecke einen Druck zu üben oder auf die Stirn; den hygieniſchen Anforderungen entſprechend noch Undurchläſſigkeit, innere Ventilation und Schutz des Geſichtes, der Augen, des Nackens und möglichſt auch der Ohren u. ſ. w. — Für das einwandfreie Modell ſind 1000 Francs ausgeſetzt.

Schon ſeit geraumer Zeit wurden die heftigſten Klagen und energiſche Anklagen gegen das Kriegsminiſterium laut über die mangelhafte Unterbringung vieler Truppen: in mehreren Garniſonen reichten die Betten nicht aus, noch weniger die Decken und zahlreiche Leute mußten auf ſchlechtem Strohlager, im Winter auf Korridoren, ſchlafen. Der Kriegsminiſter hat Befehl zur Abhülfe gegeben, aber letztere iſt noch nicht durchgeführt. Intereſſant ſind die vom Ende des letzten Dezembermonats ſtammenden Ausführungen des großen Blattes „Temps“ über die Vorgänge in einer nicht genannten Garniſonſtadt: „Erſchöpft durch Schlafloſigkeit — man ſchläft ſchlecht, wenn man völlig angezogen iſt und vor Kälte zittert — werden ſie zu Märſchen von 7—8 Stunden in Feldausrüſtung gezwungen. Wenn man ſie noch im Ertragen dieſer großen Strapazen unterſtützte, indem man ihnen mit kräftiger Nahrung zur Hilfe kommt. Aber damit iſt es nichts. Die Verwendung einer, der jeweiligen Anſtrengung entſprechenden Lebensmittelportion iſt nur für die Pferde der Armee im Schwange! Unſere Rekruten werden alſo in Marſch geſetzt mit einer Suppe (ohne Fleiſch) im Magen. Man läßt ſie die Fleiſchportion ſich aufſparen für die Raſt auf dem Marſch. Leider üben unſere Offiziere keine Kontrolle darüber, ob das Fleiſch noch vorhanden iſt; — das wird häufig nicht der Fall ſein.

Und es ſind 125 (!) Gramm Fleiſch, welches das Verpflegungs-Reglement pro Kopf anweiſt. Die jungen Leute ſind alſo genöthigt, die Fleiſchportion durch ein Stück Wurſt, das ſie für hohen Preis in der Cantine gekauft haben, zu erſetzen. Zeigt der Himmel ſich ungnädig, dann iſt ein Wechſel der Kleidung nach der Rück-

kehr vom Marsche oder der Uebung nicht möglich. Die Zwei-Monats-Soldaten sind nicht mit Kleidern zum Wechseln versehen. Wir begreifen sehr wohl, daß man die Einberufenen scharf herannimmt, um sie für den Kriegsfall zuzustutzen. Unsere Offiziere sind im Rechte, wenn sie Viel von ihnen verlangen; wir würden sie tadeln, wenn sie anders handelten. Aber heißt das junge Männer instruiren und zum Kriege vorbereiten, wenn man sie überanstrengt und ihnen das Nothwendige vorenthält?"

Einen netten Artikel bringt le Progrès militaire vom 22. Januar d. J. unter der Ueberschrift: „Die fremden Deserteure." Der Minister des Innern hat unter dem 11. Januar eine Verfügung an die Präfekten erlassen, in welcher er die erforderlichen Maßregeln festsetzt gegen die aus der Fremde her die französischen Grenzen überschreitenden Deserteure. Diese sind sehr zahlreich; sie kommen meist halbverhungert an und fallen uns zur Last. Einige lassen sich sogleich in eins unserer beiden Fremden-Regimenter einreihen, andere lassen sich nieder oder suchen sich niederzulassen in der Nähe der Grenze. Die Einen, wie die Andern, — besonders die letzteren, sind ein Ballast und können eine Gefahr werden. Wer „Deutscher" sagt, sagt „Spion" — und es wäre ein schwerer Irrthum anzunehmen, daß ein Deutscher aufhört, Deutscher zu sein, weil er Deserteur ist. Im Gegentheil — sagt la Gironde ganz zutreffend — es giebt Deserteure und Deserteure, wie es Flöten und Flöten giebt, und wir würden nicht übermäßig überrascht sein, wenn unter ihnen sich Solche befänden, welche für die gute Sache desertirt und nach Frankreich zur Ausführung eines befohlenen Dienstes gekommen sind. Unter allen Umständen ist es eine großartige Unklugheit, daß man Deutsche sich nach ihrem Belieben festsetzen läßt in der Nähe unserer Grenz-Eisenbahnen, Grenz-Telegraphen und -Telephon-Linien! Wir wissen sehr wohl, daß bei dem ersten Sturmzeichen unsere Regierung schleunigst alle nöthigen Maßnahmen hinsichtlich der Fremden treffen; aber besser wäre es, sie sofort zu treffen; das ist sicherer, denn es könnte sich wohl ereignen, daß im Augenblicke, wo die Regierung glaubte einschreiten zu müssen, es bereits zu spät dafür wäre. Ein böser Streich ist bald ausgeführt . . .

Hinsichtlich der Deserteure, welche in die Fremdenregimenter eintreten, würde sich die Begrenzung einer bestimmten Zahl von jeder Nationalität empfehlen. Das deutsche und italienische Element sind heute durchaus überwiegend. „Die Furcht vor den Deutschen ist der Weisheit Anfang", sagt la Gironde; wir fügen hinzu: das Mißtrauen gegen die Italiener! . . . Soweit le Progrès, das nach 4 Wochen abermals auf dies Kapitel zurückkommt, behauptet, daß $^1/_{35}$ der ganzen Bewohnerzahl Frankreichs, nämlich 1 130 000 Ausländer seien, „welche die Parole aus der Fremde erhielten, den Weisungen ihrer Konsuln gehorchten und die Einmischung der Gesandten in unsere inneren Angelegenheiten begründeten. Es steht fest, daß die Belgier, die Deutschen, die Italiener sich längs ihrer Grenze — in unserem Lande — niederlassen, so daß sie in jedem Lande mit einem Fuße stehen; — daß sie alle Vortheile genießen, ohne Lasten zu tragen; — daß dieser Umstand unseren

Nachbarn nach kürzerer oder längerer Frist einen Vorwand liefern wird zur Annektirung des Landstriches, auf dem seine Angehörigen sich festgesetzt haben . . ."

Unter so bedrohlichen (?) Verhältnissen ist es begreiflich, wenn la France militaire die Lärmtrommel rührt, — wenn sie durch die Friedensschalmeien der jetzigen Zeit hindurch bereits das dumpfe Dröhnen der Geschütze hört: sind wir auch völlig fertig, sind die alten Fehler in der Kriegsvorbereitung vermieden? Materiell und moralisch muß die Nation ebenso bereit sein, wie das Heer! Haben, wie das Kriegsministerium, auch die andern Ministerien Vorarbeiten für den Kriegsfall getroffen; haben sie eine Kontrole über die Hülfsbeamten, welche sie versammeln müssen bei Kriegsbeginn, damit die Bürger ohne Unterbrechung sich der Rechtsprechung, des Schutzes ihrer Personen und Interessen erfreuen, ihre Zinsen ziehen, ihre Kinder zur Schule schicken können, die Wege im Stande gehalten sehen? Diese Arbeit ist um so nothwendiger, als das weitreichende Anforderungen in Aussicht stehen: wir hoffen mit Recht, den Sieg zu erringen und dann müssen sofort Verwaltungen besonders in den Ländern eingerichtet werden, welche an Frankreich zurückzuerstatten sind. Das ist jedenfalls eine weitausschauende Kriegsvorbereitung.

Und dann die Geheimnißthuerei! Da sprechen sich Viele warnend aus gegen die geplante „Belagerungsübung bei Epinal": sie besorgen, man wird dem Feinde dadurch werthvolle Fingerzeige und Kenntniß geben über den Platz und die beste Art, demselben beizukommen. Diese kindische und ängstliche Auffassung wird denn auch von der Mehrzahl gebührend widerlegt und gebrandmarkt.

L'Avenir militaire tadelt, daß die für den Kriegsfall zu Führern von Armeen bestimmten Generale gar keine Einwirkungen und Beziehungen schon im Frieden zu den betreffenden Korps und Behörden haben: sie werden hie und da zu besonderen Einzelzwecken als Inspicienten entsendet —, ohne rechten, und besonders ohne dauernden Nutzen. Und der künftige Chef des Generalstabes der gesammten französischen Heere (General Miribel) ist weit von Paris, Führer des Korps an der Grenze, das den ersten Stoß aushalten, unsre Mobilmachung und Versammlung decken soll. Wenn der Krieg morgen ausbricht, so ist das VI. Korps — vielleicht am selben Tage mit dem Feinde handgemein —, ohne Führer! Also: Schaffung neuer Grade, Stetigkeit der Kommandos schon im Frieden Der Oberfeldherr, der Armee-Generalstabschef, die Korps-Kommandeure müssen bereits zu Friedenszeiten in Amt und Thätigkeit sein und höheren Rang besitzen, wie solches in allen anderen großen Heeren der Fall ist. . . . L'Avenir giebt aber zu, daß gegenwärtig keine Aussicht auf Verwirklichung seines Vorschlages ist. . . .

Der Kriegsminister hat eine außerordentliche Forderung von über ½ Million Francs der Kammer für die diesjährigen Garnison-Uebungen eingereicht: es sollen aus diesem Etat für Gefechts- und Schießübungen in der Umgegend der Garnisonen alle die Kosten bestritten werden, wie sie für die deutsche Armee schon längere Zeit üblich sind. Und die französische Budgetkommission der Kammer

erklärt, daß solche Ausgabe keine „extraordinäre", sondern eine die Truppenausbildung fördernde „dauernde" sein müsse! — Ein erhebender Patriotismus!

Unbegreiflich erscheint ein Vorfall, der sich Mitte Februar zum öffentlichen Skandal zugetragen hat. Auf einem Bahnhofe wurde ein Lieutenant der reitenden Jäger, in voller Uniform, aus dem Zuge transportirt von zwei Lazarethgehülfen, die ihn fast wie einen Missethäter bewachten. Es handelte sich aber nicht um einen Missethäter, sondern um einen unglücklichen, von Geistesstörung ergriffenen Offizier, den man in eine Irrenanstalt brachte. Wie le Progrès militaire klagt, sind ähnliche Fälle schon vorgekommen: es wird verlangt, daß wenigstens ein Militärarzt in Uniform bei der Ueberführung der Kranken zugegen sei. Naheliegend erscheint uns der Vorschlag, dem Irren Civilkleidung anzuziehen. . . .

Um auf die Kopfbedeckung zurückzukommen, so behaupten Viele, man würde keine bessere finden, als das jetzige Käppi, so daß die Ausschreibung praktisch werthlos sei; dahingegen spricht le Progrès militaire gelassen die Ansicht aus: „Es ist unbestreitbar, daß der deutsche Einfluß sich in Frankreich zeigt; man will den Helm, das ist klar. Die gestellten Preisbedingungen sind derart, daß einzig und allein der deutsche Helm ihnen genügen kann." — Wahrlich, Ironie des Schicksals! —

8.

Schweiz.

— Waffenplatz Andermatt und dortige diesjährige Uebungskurse. Fortschritte der Befestigungsbauten. St. Moritz. Positionsartillerie und deren Verwendung.

Vor Jahren brachten die „Neuen Militärischen Blätter" den Aufsatz: „Der eidgenössische Waffenplatz Andermatt." Die dort enthaltenen Anregungen und Erwartungen sind nun verwirklicht worden, indem das beginnende Sommerhalbjahr im romantisch gelegenen Urserenthale viel militärische Thätigkeit aufweisen wird. Die Wiederholungskurse der Füsilierbataillone 85, 86 und 87, der Guidenkompagnie No. 12, der Verwaltungsabtheilung vom Trainbataillon No. 4, des Linientrains vom Infanterieregimente No. 29, eines Theiles des Linientrains der achten Division mit Feldlazareth No. 8, Detachements aus Kompagnien der Geniebataillone 1, 2, 4 und 8 zu Kursen für optischen Signaldienst im Hochgebirgsterrain vereinigt, Ambulanzen und Sanitätspersonal der Füsilierbataillone No. 85 bis 96, sowie des Schützenbataillons No. 8, und endlich die Verwaltungskompagnie No. 4 in Verbindung mit dem Infanterie-Regiment No. 29, werden da üben und Bewegungen entsprechender Art ausführen.

Auch die Werke oberhalb Airolo sind bedacht worden. Dort wird die zweite Hälfte der Rekrutenschulung für die 1888 der schweizerischen Festungsartillerie zugewiesenen Mannschaften stattfinden, worauf diejenige der 1889 eingestellten Rekruten ebendaselbst sich anschließt.

Der nun endende Winter war im Hochgebirge zumeist sonnig und trocken, was den Felssprengungen für die Befestigungsanlagen auf den oberen (noch 700 m

höher als Andermatt gelegenen) Partien des Bätzberges ganz erhebliche Förderung brachte. Bei Andermatt (1444 m Meereshöhe) wurden die Befestigungsarbeiten ebenfalls durch die Witterungsgunst gefördert. 250 Arbeiter waren da Tage und Nächte hindurch emsig beschäftigt; mit Eintritt milderer Temperatur wird die Zahl der Arbeitenden auf annähernd 600 Mann erhöht, und wird dann auch bald mit den Arbeiten für die Ergänzungspositionen auf der Oberalp (nordöstlich) und der Furka (südwestlich) begonnen werden.

Wie energisch und gewissenhaft die eidgenössisch-amtliche Oberleitung bei der Ausführung und Ueberwachung der betreffenden Arbeiten vorgeht, bewies schon vor einigen Monaten der Umstand, daß die für Terrainarbeiten und ähnliche Ausführungen beschäftigt gewesenen Privatunternehmer keine Lust zeigten, weitere Aufträge zu übernehmen, da bei der obwaltenden Strenge und Größe der Anforderungen an einen größeren und leichteren Gewinn, wie bei Bahnbauten ꝛc. ꝛc., nicht zu denken war. Als betreffende Umstände bekannt wurden, erregten sie allgemeine Befriedigung in der Bevölkerung. Denn damit wurde der Oberleitung des schweizerischen Wehrwesens doch nur wieder ein weiteres Ehrenzeugniß gültigster Art ausgestellt.

Außer dem Urserenthal und seinen natürlich gegebenen Vorwerksanlagen, nimmt auch (namentlich seit Anlage der ergänzenden Fahrstraßenstrecke über den Großen St. Bernhardspaß) die wichtige Thalenge bei St. Moritz im Wallis die Beachtung des eidgenössischen Generalstabes in Anspruch. Auch dort sollen nun Uebungen angewandter Art stattfinden. Eine Anlage größerer, geschlossener Werke wird daselbst vielleicht späterer Zeit vorbehalten bleiben. Zunächst werden (vom 31. März d. J. angefangen) drei Wochen hindurch in St. Maurice die Sappeur- und Pionnierkompagnien der ersten Division ihre Kurse halten. Dann werden am 26. August die zum diesjährigen Truppenzusammenzug aufgebotenen Pionniere der ersten Division in St. Maurice zu ihren Vorübungen einrücken. Mit dieser Eintheilung der Arbeitsleistungen wird an und für sich den haltlosen Gerüchten Widerlegung gegeben, diese Truppen würden ältere Befestigungsanlagen dort umwandeln zu zeitgemäßeren Werken oder mit Anlage neuer Positionen beginnen.

Mit halben Einrichtungen will man sich gegenwärtig in der Eidgenossenschaft nicht mehr befreunden. Wird in Punkto Befestigungsanlagen jetzt etwas begonnen, so geht es auch in flottem Tempo vorwärts, wie bei Andermatt nun im gesammten Umkreise dieser Stellung. Daß St. Maurice auch noch an die Reihe kommt, ist schon wegen des Simploms zu erwarten. Jedenfalls werden da aber Einrichtungen umfassendster und bester Art geschaffen werden müssen, wenn der Lage sowie der Bedeutung dieser äußerst wichtigen Thalenge annähernd entsprochen wird.

Neben den Landesbefestigungen erregt nun auch die Positionsartillerie des schweizerischen Bundesheeres die Beachtung der nationalen Offizierkreise ganz besonders. Ein Vortrag des Artilleriemajors von Orelli (am 19. Februar d. J. im Offizierverein der Stadt Bern gehalten) behandelte die „Bedeutung und Verwendung der Positionsartillerie" in einer speziell für schweizerische Landesvertheidigungsver-

hältnisse bezeichnenden Weise. Da gar Manche den Begriff: „Positionsartillerie“ mit der Bezeichnung: „Festungsartillerie“ gleichstellen, wurde in Hinsicht dieses Irrthums zunächst Erklärung gegeben. Der Hauptzweck der neuen schweizerischen Positionsartillerie ist daher Verstärkung der Feldarmee durch Zahl und Art der Geschütze. Ganz besonders zur Deckung des St. Gotthards (beziehungsweise zur Deckung seiner entlegeneren Zugänge), nicht aber zur Armirung der geschlossenen, stabilen Festungsanlagen desselben, erscheint diese Positionsartillerie angezeigt.

Das Material dieser neugeschaffenen schweizerischen Positionsartillerie zeigt in seinem Bestande 1. 12 cm Kanonen mit erhöhten Laffeten; 2. 12 cm Mörser zum Hochschuß gegen gedeckte Ziele; 3. 8 cm Kanonen mit erhöhten Laffeten; 4. 12 cm Kanonen mit rasantem Schuß gegen offene Ziele. Letztere Geschütze sollen hauptsächlich zur Bestreichung feindlicher Anmarschstraßen auf größere Entfernung hin dienen.

Die Bespannungsfrage (ca. 3700 Zugthiere und dreihundert Reitpferde) bei Inbegriff des erforderlichen gewaltigen Trains erhält für die mit Pferden nicht besonders reichlich versehene Schweiz eine eigenartige Bedeutung. Maschinen- und Ochsenzugkräfte werden da vielfach beansprucht werden müssen. Im Allgemeinen wie im Speziellen wird aber die Positionsartillerie dennoch eine vielfache Verwendung finden bei den Kämpfen von Stellung zu Stellung, in Thälern und auf Geländen. 35.

Literatur.

Der Soldatenfreund. Kalender für katholische Soldaten. Von P. Koneberg, Pfarrer. 1890. Fünfter Jahrgang. Donauwörth. Druck und Verlag von L. Auer. Preis 20 Pfennige.

Kein schöneres — und, was dabei sehr mitspricht! — zugleich billigeres Geschenk wird ein Kompagniechef zum Weihnachtsfest seinen katholischen Mannschaften bescheeren können, als diesen Kalender, dessen frühere Jahrgänge wir stets mit gleichem Rühmen in unserm Journal angezeigt haben. Voran steht ein Bild unseres jugendlichen Kaisers, es folgt ein Kalendarium mit Raum für Notizen und dann eine Reihe kurzer, volksthümlicher und jeder konfessionellen Schärfe barer Artikel, die so recht dem gemeinen Mann und Soldaten auf den Leib geschrieben sind, Lieder, Anekdoten u. dgl. Unter Beigabe der Porträts wird erzählt von Wilhelm II., Pappenheim, Moltke, Prinz Ruprecht, Bazaine, Kaiser Franz Joseph u. a. Sogar

das rauchlose Pulver findet eine ganz sachgemäße Erörterung. Kurzum: der patriotische, wackere Geistliche, der Besitzer ist des bayerischen Militär-Verdienstordens und des eisernen Kreuzes, hat erfüllt, was er als seinen Zweck kundgiebt: „zu der wichtigen Pflicht, neben dem Streiter des irdischen Reiches auch ein Kämpfer, ein wackerer Streiter für das himmlische zu sein, etwas beizutragen, soll Dich, lieber Soldat, dieser Kalender anregen und anleiten." 2.

Die rührige Firma von Moritz Ruhl in Leipzig, in derem Verlage schon viele, von uns auch besprochene illustrirte Werke erschienen sind, sendet uns diesmal drei Hefte, die sich zu Geschenken für große und heranwachsende Liebhaber eignen, und zwar:

Die deutsche Marine in ihrer gegenwärtigen Uniformirung. Genaue Beschreibungen und farbige Abbildungen derselben. Preis 2,50 Mk.

Die rumänische Armee. Von Oberlieutenant Alexander Socecu. 204 vielfarbige Abbildungen mit Angaben über Stärke, Organisation u. dgl. Preis 2,50 Mk.

Die französische Armee in ihrer gegenwärtigen Uniformirung. 24 Tafeln in lithographischem Farbendruck nebst erläuterndem Text. Preis 2 Mk.

Die Bilder sind klar und unterstützen den Text sehr glücklich, so daß der Leser eine getreue Vorstellung der behandelten Truppen u. s. w. erhält. Hat die Kenntniß der eigenen Marine Interesse, so ist die der französischen Truppen geradezu von Wichtigkeit. Man denke an die im Ernstfalle zu erstattenden Meldungen der Patrouillen, der Feststellung der feindlichen Waffengattungen weithin schon beim Zusammenstoße u. s. w.! — Der Preis ist ein mäßiger für das, was dafür geboten wird. 4.

Armeeliste des französischen Heeres. Nach besten Quellen bearbeitete vollständige tabellarische Uebersicht mit Angabe der Stärkeverhältnisse, Standquartiere, Kommandeure u. s. w. von O. N. Berlin 1889. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Eine sehr übersichtlich geordnete „Quartierliste" und, soweit die Kommandeure in Betracht kommen, auch Rangliste der französischen Armee. Aenderungen im Personenstande, die uns übrigens weniger interessiren, treten täglich ein, aber einen für längere Zeit dauernden Werth erhält die Schrift durch ihre anderweitigen Angaben. 6.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 11. Berlin 1889. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. 2,50 Mk.

Der erste Aufsatz dieses Heftes behandelt den „Infanteriedienst bei Kavallerie-Divisionen, insbesondere die Thätigkeit der in den Monaten September, Oktober und November 1870 der 4., 5. und 6. Ka-

vallerie-Diviſion zugetheilten Bayeriſchen Infanterie". (Mit 2 Anlagen und 1 Ueberſichtskarte.) Dieſe höchſt intereſſante Darſtellung des wechſelvollen, aber kräfteverzehrenden kleinen Krieges ſchließt in den angefügten, werthvollen, eine alte Streitfrage ihrer endgültigen Beantwortung entgegenführenden „Betrachtungen" mit den Folgerungen: „daß eine Zutheilung von Infanterie an größere Kavalleriekörper, wenn dieſe ſich auf Tagemärſche vor der Front und in der Flanke der Armeen zur Sicherung und Verſchleierung der eigenen und zur Aufklärung der feindlichen Maßnahmen befinden, öfters erwünſcht, bisweilen nützlich, niemals aber unbedingt nothwendig ſein wird; ſie kann aber unter Umſtänden, namentlich wenn ſie grundſätzlich und dauernd mit der Reiterei verbunden iſt, im höchſten Grade hinderlich für dieſelbe ſein. Selbſt als fahrende Infanterie ſteht die Laſt, welche ſie der Reiterei dauernd auferlegt, im Mißverhältniß zu dem Nutzen, welchen ſie derſelben immer und in vereinzelten Fällen zu gewähren vermag, namentlich, wenn es nur ein Bataillon iſt, welches aber als Maximum an überhaupt zu gewährender Infanterie angeſehen werden muß. Anders geſtaltet ſich dieſes Verhältniß, wenn die Kavallerie-Diviſionen dazu verwendet werden, größere Länderſtrecken längere Zeit feſtzuhalten. Dann freilich iſt die Unterſtützung durch Infanterie eine Nothwendigkeit. Eine derartige Aufgabe kann aber den größeren Kavalleriekörpern doch nur im Anſchluß an Aufſtellungen größerer Heeresmaſſen zufallen. Hierdurch iſt aber auch von ſelbſt wieder die Möglichkeit gegeben, für ſolche Fälle und ſolche Zeiten aus dieſen Aufſtellungen Infanterie in die Bezirke der Kavallerie-Diviſionen vorzuſchieben, wie dies in den Monaten Oktober und November des Jahres 1870 geſchehen iſt. So dürften ſich dieſe Betrachtungen ſchließlich wohl dahin zuſammen faſſen laſſen: Eine grundſätzliche und dauernde Zutheilung von Infanterie für den Sicherheitsdienſt der Kavallerie-Diviſionen erſcheint — insbeſondere ſeit der Bewaffnung aller Reitergattungen mit einem vorzüglichen Hinterlader-Karabiner — nicht geboten, vielmehr dürfte es nach wie vor genügen, zeitweiſe und in beſonderen Fällen eine den jeweiligen Verhältniſſen entſprechend ſtarke Infanterie-Truppe den größeren Kavalleriekörpern vorübergehend zur Verfügung zu ſtellen."

Der zweite Aufſatz läßt uns Einblick thun in die Organiſation und den aufreibenden Dienſtbetrieb einer größeren Vorpoſtenſtellung im feindlichen inſurgirten Lande und gegenüber einem an Ueberlegenheit der Zahl ſtetig zunehmenden Gegner: „Der Vorpoſtendienſt beim I. Bayeriſchen Armeekorps und bei den dem Kommando des Generals von der Tann unterſtellten Preußiſchen Truppentheilen in der Zeit von der erſten Einnahme von Orleans bis zum Treffen von Coulmiers, 12. Oktober bis 8. November 1870."

Dieſer, wie der vorige Artikel, ſind bearbeitet im Bayeriſchen Generalſtabe. Man muß den Truppen und Führern jener Vorpoſten für ihre unabläſſig höchſte Pflichterfüllung unbedingtes Lob ertheilen.

Beide Artikel zeigen, wie nothwendig, neben der Schulung der Infanterie für die Schlacht, die Ausbildung derſelben auch für den kleinen Krieg iſt.

Eine gewaltige Arbeit — hie und da etwas trockener Art — verräth in seinen interessanten Ergebnissen der dritte Beitrag des Heftes, eine Fortsetzung: „Die Stärkeverhältnisse im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 bis zum Sturze des Kaiserreiches." Behandelt werden die Schlachten um Metz einschl. Noisseville. 2.

Deutscher Unteroffizier-Kalender auf das Jahr 1890. Ein Taschenbuch für den Unteroffizier (Kapitulanten) und Unteroffizier-Aspiranten (Einjährig-Freiwilligen, Korporalschaftsführer). Herausgegeben von der Geschäftsleitung der „Unteroffizier-Zeitung". Dritter Jahrgang. Ausgabe A., für Infanterie, Pioniere, Fuß-Artillerie. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.

Der Kalender ist, nachdem er aus dem Kittel'schen in den obengenannten Verlag übergegangen, völlig umgearbeitet und wesentlich verbessert; auch erscheint er, zweckmäßiger Weise, in doppelter Ausgabe, nämlich der vorerwähnten für Fußtruppen und einer andern für berittene Truppen. Der sehr billige Preis beträgt 1 Mark, doch wird bei Massenbestellungen auf je 10 ein Frei-Exemplar geliefert. Dem Herrn Verfasser — oder vielleicht sind es mehrere Verfasser — hat das Ziel vorgeschwebt, für die Unteroffiziere in diesem Kalender das zu bieten, was Fircks den Offizieren, Sieckmann den Militär-Beamten bringt. Das weitgesteckte Ziel ist im Wesentlichen wohl erreicht, so daß der Kalender ersprießliche Dienste leisten wird und durchaus empfohlen werden kann. Der erste Theil enthält Listen und Nachweisungen für den Dienstgebrauch, der zweite Theil zumeist militärische Vorschriften. 1.

Das Armeefest zum 800jährigen Jubiläum des Hauses Wettin in Dresden 1889, beschrieben von Max Dittrich. Zwickau. Verlag von R. Zückler.

Wohl haben die Tageszeitungen uns die Schilderung der Festlichkeiten vordem gebracht — die „Norddeutsche allgemeine Zeitung" aus der Feder des Herrn Verfassers vorgenannter Schrift —, aber es ist doch auch für die ferner Stehenden sehr angenehm, im Zusammenhange und ausführlich und genau den Verlauf des großen Festes lesen zu können, das eines so hervorragenden Ereignisses würdig sich gestaltet hat. — 800 Jahre — dasselbe Herrscherhaus hat die Flucht der Zeiten an sich vorüberrauschen sehen, selbst fest gegründet wie ein Fels im Meere! — Unter den Festlichkeiten, welche das sächsische Land und Volk beging, ragt das Armee- und Reiterfest hervor. Den historischen Hintergrund desselben bildete der Entsatz von Wien 1683, wobei die neugeschaffene stehende Armee des sächsischen Kurfürsten Johann Georg III. die Feuertaufe erhielt und sich mit Ruhm bedeckte. Der Herr Verfasser giebt einen kurzen Abriß der „sächsischen Truppen beim Entsatz von Wien", — es folgt: „Ordnung des Armee-Festes und Verzeichniß der mitwirkenden Offiziere"; — „Verzeichniß der gespielten Musikstücke"; — „Beschreibung des Armeefestes"; — den Schluß der Schrift bilden die schwungvollen Prologe des als Dichter bekannten Oberst Richard von Meerheimb. — 3.

Der Einjährig-Freiwillige. Von Frh. v. Schütz zu Holzhausen, Hauptmann. Dritte, nach den neuesten Bestimmungen, umgearbeitete Auflage. Hannover 1889. Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Preis 2 Mk.

Es ist dies die vollständigste der uns bekannten „Zusammenstellungen" der Bestimmungen für den einjährig-freiwilligen Dienst, — „vom Eintritt in das wehrpflichtige Alter ab, bis zur Entlassung aus dem Militär-Verhältniß". Die Arbeit des Herrn „Zusammenstellers" ist eine sehr verdienstliche. Die Schrift hat sich ihr Feld erobert. 6.

Die Schießausbildung der französischen Infanterie. Von Hollnack, Premier-Lieutenant der Reserve des Füsilier-Regiments v. Steinmetz. Hannover 1889, bei Helwing. Preis 40 Pf.

Eine sehr hübsche, klare Arbeit, welche „bezweckt, an der Hand der neuen Vorschriften ein Bild der Handhabung des Schießdienstes in der französischen Armee und der Ausbildung des Mannes in diesem Dienstzweige zu entwerfen". Sehr treffend sind die hier und da eingestreuten Randbemerkungen des Herrn Verfassers und seine vergleichenden Hinweise auf die betreffenden Festsetzungen der deutschen Schießvorschrift — insonderheit erfreulich aber, daß ein Reserve-Offizier so thätigen Antheil an der Militär-Literatur nimmt. 129.

Die Quitzow's und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollernschen Regenten, von Friedrich von Klöden. Dritte Ausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ernst Friedel. Berlin 1890. Weidmann'sche Buchhandlung. II. und III. Band à 4 Mark.

In schneller Folge sind der II. und der Schlußband des trefflichen Werkes erschienen, dessen ersten ich im Januarheft 90 unserer Blätter freudig begrüßt habe als einen lieben alten Bekannten, der in mancher Hinsicht verjüngt wieder unter uns getreten ist. Mit wirklichem geschichtlichem und patriotischem Behagen und mit militärischem Interesse liest man die lebensvollen, packenden Schilderungen jener Sturm- und Drangzeit; das Buch gehört in jede Militärbibliothek . . . Der Verfasser, der ein unvergängliches Werk geschaffen hat, beschließt dasselbe mit den Worten:

Fassen wir noch einmal das Wesen der ganzen Zeit, die wir dargestellt haben, kurz zusammen, so dürfen wir sagen: es ist der Kampf der nothwendigen gesellschaftlichen Ordnung mit der ebensowenig aufzugebenden Freiheit des Einzelwesens. Zwar geht dieser Kampf durch alle Jahrhunderte, aber in unserer vaterländischen Geschichte tritt er nirgends so bedeutsam und klar hervor, als während der hier beschriebenen Zeit. Markgraf Friedrich I. von Brandenburg steht ganz entschieden als Vertreter der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im Vordergrunde und bereitet deren Sieg vor, wie er ein neues mächtiges Herrscherhaus begründet. Ebenso entschieden sind die Quitzow's die Vertreter der Freiheit

des Einzelwesens. Dieses Ringen zeigt sich in allen Erscheinungen der Zeit; es giebt sich kund in den erschütternden Spaltungen der Kirche, in den Kämpfen der untern Bürgerklassen gegen die bevorzugten Geschlechter der Städte und in dem Geiste des Widerstandes der Städte selbst gegen die staatliche Oberhoheit.

Diesen Widerstand zu brechen und auch das Städtewesen als dienendes Glied in das wohlbedachte innere Gefüge des brandenburgischen Staatswesens einzufügen, blieb dem Nachfolger des ersten Kurfürsten, Friedrich II., dem Eisernen, vorbehalten, und erst mit der Unterwerfung von Berlin-Kölln im Jahre 1448 ist der sichere Grund gelegt, auf dem der brandenburgisch-preußische Staat langsam und bedacht, aber je länger, je mächtiger und kräftiger, Dank der nimmer rastenden Fürsorge seiner Herrscher, sich entwickelt hat. 4.

Mittheilungen des Kaiserlichen und Königlichen Kriegs-Archivs. Herausgegeben von der Archiv-Direktion. Neue Folge. IV. Band. Mit 8 Tafeln, 2 Skizzen und 6 Bildern. Wien 1889. Verlag von W. Seidel & Sohn, k. k. Hofbuchhändler. 7 Mark.

Der vorliegende, reichhaltige Band läßt wieder einen berechtigten Schluß zu, daß das k. k. österreichische Archiv bedeutende Schätze birgt, an deren Hebung und Nutzbarmachung tüchtige Offiziere beschäftigt sind. Kommt vielfach der österreichische Stand- und Gesichtspunkt mehr, als vielleicht geboten, zur Geltung, so ist das begreiflich, sogar in der Natur der Sache liegend und mithin berechtigt, auch insofern nicht von sonderlichem Nachtheil, weil wohl nirgends eine beabsichtigte parteiische Färbung der Darstellung sichtbar wird. So sind unter den für die erste, hochinteressante Abhandlung benutzten Quellen auch vertreten Arbeiten von Sybel, Jähns, der militärwissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin. Besonders treffend sind in diesem Aufsatze über: „Die Heere des (österreichischen) Kaisers und der französischen Revolution im Beginn des Jahres 1792 die beiden letzten Kapitel: „Taktik, Geist und Disciplin", sowie die „Schlußbetrachtung", aus welcher wir die Begründung dafür entnehmen, worin hauptsächlich die Ueberlegenheit der französischen über die verbündeten preußisch-österreichischen Heere bestand. In letzteren „waren die Truppen durchaus zuverlässig, eine willige, todte Maschine. Man war überzeugt, daß mit Disciplin und energischem Befehl überhaupt Alles gehe. Im Herzen und in der Seele des Heeres hatte nichts vorzugehen, man hatte nur zu gehorchen, eine große Idee, ein einheitlicher Impuls, der sogar noch über den Gedanken der gewöhnlichen Disciplin hinausging, war nach Ansicht der maßgebenden Personen kein Erforderniß des Krieges. Auch hier war herbe Täuschung. . . . Der Wille besiegte die Schwäche, das Zielbewußtsein, die Planlosigkeit, die zündenden und flammenden Ideen des Umsturzes warfen ein Gebäude nieder, in dem nur noch die Form bestand, der erhabene und welterhaltende Gedanke der echten Autorität aber verschwunden und untergegangen war in todtem büreaukratischem Schablonenwesen und in einem Absolutismus des Regimes, der weder mit dem historischen Rechte, noch mit dem Bedürfniß des

Volks, noch aber selbst nur mit seinem eigenen wirklichen Vortheil harmonirte. Der Leidenschaft eines Volkes, das schließlich aber doch auch zum tüchtigen Heere wurde, war aber eben so wenig die Widerstandskraft einer starren empfindungsarmen Zucht allein gewachsen; das Leben siegte über die Erstarrung. . . . Mit jahrzehntelangen Kriegen hat Europa jene Schwäche, Fahrlässigkeit und Kurzsichtigkeit der Regierungen, welche den furchtbaren Umsturz in Frankreich ermöglicht, gebüßt und erst mit beispiellosen Opfern endlich die verlorenen hohen Güter, welche Glaube, Cultur, Sitte und historisches Recht errungen, wieder gerettet aus der Sturmfluth der Revolution." . . .

In der That: eine klare, markige, offene Darlegung!

Es folgen zwei Arbeiten, die für die Geschichtsschreibung der fridericianischen Feldzüge unserer historischen Generalstabsabtheilung insonderheit willkommen sein werden: „Die Freiwilligen Aufgebote aus den Ländern der ungarischen Krone im ersten schlesischen Krieg; I. Theil: Das Aufgebot der ungarischen Insurrektion und kroatischer Freikorps 1741"; — sodann „Der Ueberfall (auf Friedrich den Großen nämlich) bei Baumgarten am 27. Februar 1741." Die Namen der Verfasser — Hauptmann Alexich und Major Dunker verbürgen treffliche literarische Leistungen. Eine gediegene Arbeit ist sodann die des Hauptmann Kulnigg: „Die Römer im Gebiete der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie. Erläuterungen zu einer Uebersichtskarte". Endlich erhalten wir, unter besonderer Zählung der Seiten, die Fortsetzung — III. Theil — der Kriegschronik Oesterreich-Ungarns, nämlich: „Der südöstliche Kriegsschauplatz in den Ländern der ungarischen Krone, in Dalmatien und Bosnien."

Ueber die Ausstattung des Bandes im Druck und in den zahlreichen Plänen und Bildern kann nur, wie stets, Rühmens geschehen; darin sind und bleiben uns die großen österreichischen militär-literarischen Werke „über". 130.

Kleine Mittheilungen.

Portugal. Gegenwärtiger Zustand des Heeres. Der englisch-portugiesische Zwist wird sicherlich nicht zum Kriege zwischen den beiden Mächten führen, lenkt aber das Augenmerk auf das Heerwesen des ungleich schwächeren der beiden Gegner. Die portugiesische Armee ist 1884 und 1885 reorganisirt. Die all-

gemeine Wehrpflicht beginnt, für Heer und Marine, mit dem 21. Lebensjahre, dauert 12 Jahre, und zwar 3 im stehenden Heere, 5 in der ersten, 4 in der zweiten Reserve. Es besteht allgemeine, aber nicht persönliche Wehrpflicht; eine Wehrsteuer existirt. Die Friedensstärke beträgt 30 000 Mann.

Die Infanterie zählt, unter einem Generalinspekteur, 24 Linien-, 12 Jägerregimenter, 2 Disciplinarkompagnien. Ein Linienregiment hat 2 Bataillone zu je 4 Kompagnien und ein Reservebataillon, das im Frieden nur einen Stamm von 1 Offizier und 1 Sergeanten besitzt. Die Kompagnie hat im Frieden 90, im Kriege 184 Mann.

Die Exerzier- und Felddienstreglements sind den französischen sehr nahestehende. Die Reservetruppen führen das Snider-, die stehenden Truppen das 8 mm Repetirgewehr Kropatschek.

Die Besoldung der höheren und mittleren Chargen bei der Infanterie und Kavallerie ist gering. Es erhalten ein Jahresgehalt: der Oberst 3500 Mark, der Oberstlieutenant 3100 Mark, Bataillonskommandeur 2900 Mark, Kapitän 2400 Mark, Premierlieutenant 1780 Mark, Sekondelieutenant 1600 Mark. Die tägliche Löhnung des Feldwebels beträgt 1,20 Mark, des Unteroffiziers 0,90 Mark, des Gemeinen 44 Pfennige.

Die gleichfalls einem Generalinspekteur unterstellte Kavallerie wird aus 2 Lanciers- und 8 Jägerregimentern gebildet. Jedes Regiment auf Friedensfuß umfaßt 3 Escadrons zu je 2 Kompagnien und eine, im Frieden durch 1 Offizier und 1 Unteroffizier dargestellte Reserveschwadron. Die Kompagnie hat, außer 3 Offizieren, dem Wachtmeister, 1 Sergeanten, 8 Korporals, 3 Trompetern und einem Hufschmied: 61 Reiter und 50 Pferde. Die Effektivstärke eines Regiments ist 656 Mann und 552 Pferde. Portugal besitzt zahlreiche Weiden, die ihm die Remontirung seiner Kavallerie unter Ausnutzung des eigenen Landes gestatten; letzteres zählte jüngst 80 000 Pferde und 60 000 Maulesel. Die Lanciers führen, außer der Lanze, den Revolver und den Säbel. Die Jäger sind mit dem Säbel und dem Kropatschek-Karabiner ausgerüstet.

Auch die Artillerie hat einen, unmittelbar vom Minister abhängigen General-Inspekteur. Sie umfaßt 1. 3 Feldregimenter à 10 Batterien, außerdem 2 Reserve-Batterien; die Batterie zählt im Frieden 4, im Kriege 6 Geschütze; 2. 2 Festungsregimenter à 8 Kompagnien und 2 Reservekompagnien; 3. 8 Special-Regimenter für die Kolonien (Madeira, die Azoren, die Insel Saint-Julien); 4. 6 Gebirgsbatterien (4 aktive, 2 Reserve-), die im Kriegsfalle ein Regiment bilden. Die Batterie auf Kriegsfuß, ohne Chargen, hat 58 Fahrer, 52 Bedienungsmannschaften. Geschütze und Protzen werden von Mauleseln gezogen. Die Gebirgsbatterien, von einem Oberstlieutenant kommandirt, haben dieselben Chargen, wie die Feldbatterien, aber 70 Bedienungsmannschaften, 60 Fahrer, 12 Pferde und 63 Mauleseln. Die berittenen Mannschaften haben Säbel und Revolver, die Fußmannschaften tragen eine Muskete (Wortley Richard). Zwar ist noch eine Zahl von Geschützen alter Modelle vorhanden, die vorwiegend im Gebrauche befindlichen aber

sind preußischen Modells, Krupp'sche 8 cm-Kanonen: das Kaliber, die Geschosse, die Munition u. s. w. entsprechen denen der deutschen Armee. Auch bei der Festungsartillerie werden die altmodischen Geschütze nach und nach von Krupp'schen verdrängt.

Die Artillerie besitzt ein Instruktionslager und eine Schießschule. Ihr unterstehen außer dem Central-Arsenal zu Lissabon eine Geschützgießerei, eine Handwaffen-, eine Pulverfabrik und eine Feuerwerkerschule.

Die Truppen des von einem General geleiteten Geniekorps bestehen aus drei (worunter ein Reserve-) Bataillonen à 4 Kompagnien. Das eine Bataillon umschließt die Sappeure und Mineure, das andere die Telegraphisten und Pontonniere. Das Brückenmaterial ist 1889 in der Fabrik Cokeril zu Seraing in Belgien hergestellt. Das Geniekorps ist auch mit dem Torpedodienst befaßt.

Der Verwaltungsdienst steht im Felde unter Leitung von Generalstabsoffizieren; es giebt eine Handwerker- und eine Bäckerabtheilung.

Das Sanitätskorps umfaßt 165 Aerzte, 5 Apotheker und eine Kompagnie Krankenwärter.

Roßärzte sind 18 vorhanden, Feldprediger 51, Reitlehrer 14. Der Militärgerichtsdienst wird versehen von einem Ober-Tribunal für Heer und Marine, von Kriegsgerichten, Untersuchungsrichtern, Civilauditeuren und Kommissaren der Militärpolizei.

Die Stärke der beiden, je 4 Offiziere zählenden Disciplinarkompagnien schwankt zwischen 56 und 80 Mann.

Von den Truppen zweiter Linie umfaßt die erste Reserve die Mannschaften, welche ihre drei Jahre bei der Fahne gedient haben. Die zweite Reserve zerfällt in zwei Aufgebote: das erste wird gebildet aus Leuten, welche alljährlich zu einer 20tägigen Uebungsperiode einberufen werden, das zweite wird nur im Falle eines Krieges gegen eine ausländische Macht aufgestellt. Die Offiziere der Reserve werden entnommen aus den überzähligen der Feldarmee, den Zöglingen der Militärschulen, die ihre Studien noch nicht beendet haben, den Unteroffizieren des Friedensstandes, die nach wenigstens einjähriger Dienstzeit als Unteroffiziere und nach Erfüllung besonderer Lehrkurse bei der Truppe für geeignet zur Vertretung von Offizieren erachtet werden.

Die Municipalgarde stationirt in Lissabon und Oporto; in ersterer Stadt zählt sie 6 Infanterie- und 3 Kavallerie-Kompagnien, in letzterer 4 Infanterie- und 6 Kavallerie-Kompagnien: ihre Gesammtstärke beträgt 56 Offiziere und 1700 Mann. Die Carabiniers sind 155 Offiziere und 4054 Mann stark.

Die Invaliden sind in Kompagnien zusammengefaßt.

Portugal ist eingetheilt in 4 Territorial-Bezirke auf dem Festlande und in 4 Kolonial-Kommandos. Die Divisionsstabsquartiere befinden sich in Lissabon, Viso, Oporto, Evora.

Im befestigten Lager Lissabon sollen die Streitkräfte zur Vertheidigung

versammelt werden. Außerdem sind noch vorhanden die Forts von Angra, Graz, Valenca, San Julia de Barra, Peniche, Mosanto und Elros.

Die Vertheidigung des Tajo wird gesichert durch den Bon-Succesſo, welches 4 Kruppsche 15 cm. und 2 – 28 cm.-Geschütze besitzt; — durch den Alto del Duque und durch die Panzerbatterie von San Julian de Barra, welche mit 8 Kruppschen 28 cm.-Geschützen besetzt ist. Man wird in ungefähr 3 Jahren die Torre de Mont-Santo beendigen, das verschanzte Lager und das Fort Santarem, die mit 30 Geschützen schweren Kalibers ausgerüstet werden. Das von allen bedeutendste Fort Caxias ist zum Mittelpunkt des ganzen Widerstandes bestimmt. Es umfaßt 2 Reduits und 2 Batterien mit 72 großkalibrigen Kanonen und Mörsern mit einer Besatzung von 800 Mann. Der Umzug der Lagerfestung Lissabon beträgt 18 Kilometer und die Forts der Linie Santarem-Caxias sind durch eine strategische Bahn verbunden.

Die Kolonialtruppen ergänzen sich durch freiwillige Verpflichtung; sie bestehen aus 400 Offizieren und 8000 Soldaten, ohne die eingeborenen Truppen der zweiten und dritten Linie zu rechnen.

Die Marine zählt eine Panzerkorvette mit 500 Pferdekräften und 7 Geschützen, — 1 Kreuzerkorvette, 5 Korvetten, 12 Kanonenboote, 7 Dampfer, 2 Transportschiffe, 2 Torpedos, außerdem Segelschiffe.

Die portugiesischen Offiziere und Seeleute sind zahlreich und haben guten Ruf. Nur das Material ist brüchig und man begreift die patriotische Bewegung, welche die jüngsten Ereigniſſe hervorgerufen haben. Die Unabhängigkeit Portugals ist bedroht, weil die Marine schwach war. Die Reorganisation der Flotte ist demnach eine Nothwendigkeit und es ist verständlich, daß sowohl die Regierung dafür Sorge trägt, wie auch die patriotischen Privatkreise. (El Ejercito espanol.)

China. Armee-Reorganisation. Ende November v. J. hat der Kaiser von China einen Erlaß gegeben über die Reorganisation der Armee. Derselbe beginnt mit Feststellung der Thatsache, daß seit Wiederherstellung des Friedens im Reiche alljährlich in den verschiedenen Provinzen beträchtliche Aufwendungen für den Unterhalt der Truppen gemacht sind. Um dem Heere einen wirklichen Zusammenhang und einen Korpsgeist zu geben, ist es nothwendig, daß alle die Löhnung und die Zahl der Truppen betreffenden Einzelheiten unbedingt nach Vorschrift erledigt werden. Zahlreich sind die Mißbräuche, die Rapporte über Löhnung und Iststärke sind falsch, die Generale leben in Reichthum und Unthätigkeit, die Besichtigungen werden unregelmäßig abgehalten. In Folge dessen befiehlt der Erlaß, nach Feststellung dieses Zustandes der Unordnung, allen Generalen, Vicekönigen und Gouverneuren der Provinzen, eine dauernde Ueberwachung aller in ihren Befehlsbereichen befindlichen Truppen auszuüben und unerbittlich alle von ihnen entdeckten Mißbräuche anzuzeigen. „Allerdings fordert auf Unsern Befehl der Kriegsminister von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der verschiedenen Militärposten,

[illegible] regulären Truppen ein, aber man hat [illegible] Weise Rechenschaft gegeben."

[illegible] Monate nach dem Empfang dieses [illegible] Verzeichnisse eingereicht werden und [illegible] Thron über die etwa eingetretenen [illegible]

[illegible] entnommen ist, setzt aus ihrem [illegible] treffende Bemerkungen hinzu: Wir [illegible] Erlasse unterhalten haben, wenn [illegible] China will seine Armee reor- [illegible] Unsere besonderen Erkundigungen [illegible] in Tsong-li-Yamen eine Reform- [illegible] Staaten nicht scharf genug ihr [illegible] ist keine „unbedeutende Zahl" [illegible] — und, mögen unsere gegen- [illegible] man muß als ausgemachte [illegible] zu unserm mächtigen Nachbar [illegible] Augenblick schlecht gewählt, die [illegible] zu verringern. Man muß [illegible] in wenigen Jahren, [illegible] entblößt ist, und das Terr[illegible] [illegible] wenn er keinen Wi[illegible] [illegible] dann desavouirt werd[illegible] [illegible] seine Bemühungen krön[illegible] [illegible] einen Krieg zu beginn[illegible] [illegible] wäre." — 14.

[illegible] Ein- und Vertheilung [illegible] das großbritannische He[illegible] [illegible] — etwa 1000 Man[illegible] [illegible] Offiziere und Mann[illegible] [illegible] Köpfe gezählt werden.

[illegible] die Artillerie 35 000, das [illegible] die Intendantur 3400, das [illegible] Mann ist vertheilt bei [illegible] anderen Kolonialkorps. [illegible] Reiches nicht nennenswerth [illegible] Streitkräfte sich stetig mehr [illegible] viele regulären Truppen [illegible] der Kronländer. Unter diesen [illegible] Australien und das englische [illegible] das letztere nur 1500 Mann Re-

gierungstruppen aufweiſt! — bleiben noch über 2 Millionen (engl.) Quadratmeilen, welche von den regulären Truppen des Landheeres bewacht werden müſſen; es kommt mithin ein regulärer Soldat auf 10 000 Quadratmeilen, ſowohl auf den Inſeln des Mutterlandes, wie in den Kolonien und in Indien.

Von den 210 000 Mann garniſoniren etwa 108 000 auf den großbritanniſchen Inſeln und der Reſt mit etwa 102 000 Mann würde unzureichend ſein, die Garniſonen in Indien und in den Kolonien zu beſetzen, wenn die Feſtzahl nicht ergänzt würde durch lokale Aushebungen, wie die ſo vortrefflich ausgebildeten und disciplinirten eingeborenen Truppen Indiens und die äußerſt tüchtigen Milizen der großen Kolonien; das Ganze bildet eine gewaltige, der Kaiſerin-Königin untergebene Heeresmacht von Truppen aller Art; genaue Zahlenangaben fehlen.

Indien hat ſtets einen guten Theil der engliſchen Armee beanſprucht — gegenwärtig 72 000 Mann, von denen 44 500 Offiziere und Mannſchaften ſammt 174 Geſchützen in Bengalen ſtehen; in Bombay 12 500 Köpfe mit 84 Geſchützen; in Madras, welches das eigentliche Birmanien umfaßt, 11 500 Mann und 60 Geſchütze; in Ober-Birmanien 2500 Mann.

In Irland beträgt die Garniſon etwa 28 000 Mann mit 40 Geſchützen, in Schottland 3900 Mann mit 4 Geſchützen!

Die Garniſon von London und der unmittelbaren Umgebung beläuft ſich auf 8300 Mann und 6 Geſchütze.

Während Aegypten, mit Einſchluß von Suakim, von nur 4200 Mann beſchützt wird, zählen die ſtändigen Garniſonen des mittelländiſchen Meeres: in Gibraltar 5000 Mann; in Malta 7500; in Cypern 600.

In Südafrika ſtehen 3200 Mann; an der Oſtküſte 700; in St. Helena 200; in St. Maurice 600; in Hong-Kong 1700; in Ceylon 1300; in Canada und zwar alle in Neu-Schottland 1500; auf den Antillen 2100; auf den Bermuda-Inſeln 1400.

Man ſieht, ein ungeheures Netz iſt über den Erdkreis ausgeſpannt; überall ſtößt man auf die Fäden der engliſchen Weltherrſchaft — aber die Maſchen des Netzes ſind weitläufig, die Fäden vielfach dünn wie Spinngewebe: — die Frage der Haltbarkeit wird „brennend“ werden, ſobald der erſte Kanonenſchuß im großen Kampfe der Zukunft fällt! 35.

England. Ueber modernes Pulver hat unlängſt der Major Barker aus der kgl. Pulverfabrik zu Waltham-Abbey einen Vortrag gehalten, der zunächſt den Unterſchied zwiſchen den alten und heutigen Sorten darlegte, die Fabrikationsmethoden erklärte, weiters das Triebsmittel für das neue engliſche Repetirgewehr beſchrieb, die Frage des rauchloſen Pulvers berührte und endlich die üblichen Uebernahms- und Lagerungsvorſchriften erläuterte. Von allem dem Geſagten dürfte unſere Leſer vornehmlich intereſſiren, daß das Streben, womöglich jeder Feuerwaffe ihr eigenes Pulver zu geben, dazu führte, daß heute in England an 15 verſchiedene Sorten beſtehen.

Das neueste Beispiel dieser Art bildet die Gewinnung des aus feinkörnigem Pulver gepreßten Pulvercylinders mit centralem Zehrloch für die neue Kleinkaliberpatrone, wozu an 120 genaue Versuche von je mehreren Tagen Dauer erforderlich waren. Die ersten derselben wurden mit allen Arten von Pulver gemacht, vom billigsten Handelspulver bis zum theuersten Jagdpulver, abgesehen von den aus der kgl. Fabrik vorgelegten Gattungen. Durchwegs erhielt man sehr unregelmäßige Geschwindigkeiten und zu hohe Gasdrücke, welche Uebelstände nunmehr durch das in der staatlichen Pulverfabrik hergestellte gepreßte Korn beseitigt sind.

Bezüglich des rauchlosen Pulvers ist dem Vortrage Barker's zu entnehmen, daß in England noch kein solches eingeführt ist, aber die eingehende Erprobung desselben stattfindet, worüber z. B. folgende Resultate der letzten 5 Schüsse aus dem neuen Repetirgewehre angegeben werden: Die Anfangsgeschwindigkeit des 215 Grains (13·9 g) schweren Mantelgeschosses variirte innerhalb 2106 und 2135 Fuß (641·8 m und 650·7 m) und beträgt im Mittel 646·4 m, wobei ein mittlerer Gasdruck von 16 t pro Quadratzoll (2519·7 kg pro cm^2) auftritt. Zum Vergleiche sei erwähnt, daß die Mündungsgeschwindigkeit des 31·1 g schweren Martini-Henry-Geschosses 1310 Fuß (396·5 m) beträgt.

An eine Einführung dieses rauchlosen Pulvers wird man in England schreiten, wenn man sich die positive Ueberzeugung verschafft hat, daß die genannten Resultate, sowie eine gute Treffsicherheit regelmäßig erreicht werden, ohne den Lauf zu rasch abzunützen, dann daß sich das Pulver gut hält und gar keine unzeitige Detonationsgefahr unter den Verhältnissen des Dienstes zu befürchten ist. Letzterer Forderung muß mit Rücksicht auf die verschiedenen Klimate, unter denen Englands Soldaten die Waffe gebrauchen, sehr berücksichtigt werden.

(Armeeblatt nach „U. S. Gaz.")

Oesterreich. („Mars." Verein zur Förderung der wirthschaftlichen Interessen der Offiziere und Beamten in Wien.) Unter der Firma: „Offiziers-Uniformirungs- und Kredit-Verein Mars, registrirte Genossenschaft mit beschränkter Haftung" ist beim k. k. Wiener Handelsgerichte eine Genossenschaft mit beschränkter Haftung eingetragen worden, die sich nach dem Vorbilde des Deutschen Offizier-Vereins die im Nachstehenden aufgezählten Zwecke gesetzt hat:

1. Die Lieferung von Bekleidungs- und Ausrüstungs-Gegenständen jeder Art, dann von Wohnungs-Einrichtungen und sonstigen Ausstattungs-Gegenständen, überhaupt von sämmtlichen Bedarfsartikeln für Angehörige der bewaffneten Macht Oesterreich-Ungarns in allen ihren Gliederungen, im Frieden, wie im Kriege, vom Kadetten aufwärts, ebenso auch für die Beamtenschaft jeder Kategorie;

2. die Uebernahme von solchen Lieferungen an auswärtige Staaten;

3. die möglichste Heranziehung des Kleingewerbes zur Ausführung der einschlägigen Arbeiten;

4. die Schaffung eines Kreditfonds unter Zuhilfenahme der Betriebsüberschüsse für denselben;

5. die Pflege der Lebensversicherung mit möglichster Erleichterung in derselben;

6. die thunlichste Gewinnung von Vortheilen für die Mitglieder bei Reisen und Vergnügungen (Verkehrs-Erleichterungen) und

7. die Vermittelungen von Stellen für Pensionisten beider Stände.

Ueberhaupt wird dieser Verein jede erdenkliche Gelegenheit wahrnehmen, um die wirthschaftlichen Interessen seiner Genossenschafter und Kommittenten zu fördern. Unter Festhaltung der dargestellten Vereinszwecke haben die Proponenten des Vereins, nachdem sie die Registrirung der Statuten unter der Eingangs angeführten Firma „Offiziers-Uniformirungs- und Kredit-Verein Mars in Wien" bewirkt hatten, in einer verstärkten Versammlung eine Revision der Statuten vorgenommen und für den Verein den hier an die Spitze gestellten Namen: „Mars", Verein zur Förderung der wirthschaftlichen Interessen der Offiziere und Beamten gewählt, unter welcher Firma die Genossenschaft demnächst zur gesetzmäßigen neuerlichen Registrirung gelangen wird.

Als Genossenschafter kann dem Vereine jeder unbescholtene, in Oesterreich-Ungarn seßhafte Mann beitreten, der wenigstens einen Geschäftsantheil per 50 fl. Oe. W. zeichnet und in mit dem Vorstande zu vereinbarender Weise einzahlt, ferner eine Beitrittsgebühr von 2 fl. Oe. W. leistet. Als Theilnehmer können an den Zwecken der Genossenschaft alle Angehörigen der bewaffneten Macht Oesterreich-Ungarns vom Kadetten aufwärts und Beamte jeder Kategorie betheiligt sein und partizipiren dieselben an den aus der genossenschaftlichen Thätigkeit sich ergebenden Vortheilen jeder Art.

Einstweilen ertheilt der Militär-Agent Julius Solterer in Wien I., Graben 29 (Trattnerhof), der das Zustandekommen des Vereins angeregt und sich für dasselbe mit vieler Energie eingesetzt hat, alle denselben betreffenden Auskünfte und sind auch die Beitrittserklärungen bei ihm einzubringen.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß sich das Gründungs-Komitee für den Anfang der Vereinsthätigkeit eines namhaften Betriebskapitals versichert hat und dadurch der Verein nach seinem thatsächlichen Inslebentreten in der Lage ist, seinen Mitgliedern den Beitritt sowohl, als auch die Erfüllung der ihnen aus demselben erwachsenden, im Vergleiche zu den gebotenen Vortheilen kaum nennenswerthen Verpflichtungen möglichst zu erleichtern. („Armee- und Marine-Zeitung.")

Rußland. Das militärische Gefolge des Czaren. Das militärische Gefolge des Czaren besteht aus 172 Personen, nämlich: 73 Generaladjutanten, 1 Generallieutenant und 1 Kontre-Admiral sowie 21 Generalmajore à la suite und 76 Flügeladjutanten. Von den Generaladjutanten stammen noch 4 aus der Nicolaischen und 64 aus der Regierungszeit Alexander II.; von den Generalen à la suite 17 aus der vorigen Regierung; von den Flügeladjutanten 64. Von den Personen der Suite sind 15 Glieder des Kaiserhauses, 2 Herzöge von Leuchtenberg, 1 Prinz von Oldenburg. Was die Nationalität betrifft, so sind Russen 128, Deutsche 30, Finnländer 5, Polen 1, Kaukasier 4, Griechen 2, Rumänen 2. Bei der Thron-

besteigung des Czaren bestand die Suite aus 405 Personen, so daß im Laufe von neun Jahren 262 daraus ausgeschieden sind. Im Laufe des Jahres 1889 fanden nur zwei Ernennungen zu Flügeladjutanten statt: die des Großfürsten-Thronfolgers und des Großfürsten Sergius Michailowitsch. „Die Reichswehr."

Frankreich. Neues Brod. Das Kriegsministerium hat mit einer neuen Brodart Versuche anstellen lassen, deren günstiger Erfolg Veranlassung geworden ist, dieselben in größerem Umfange fortzusetzen. Das Brod heißt „Bispain"; ob die Benennung von seiner dunkeln Farbe (pain bis) oder davon herzuleiten ist, daß es zweimal (bis) gebacken wird, können wir nicht entscheiden; das Bispain ist, nach „L'Avenir militaire", nicht ein trockener Teig ohne Salz und Sauerteig, sondern ein wirkliches Brod, und dazu ein Brod von ausgezeichneter Beschaffenheit. Dasselbe wird gebacken, durch Dampfkraft gepreßt, nochmals gebacken und zum zweiten Male gepreßt. Dadurch wird ihm alle Feuchtigkeit entzogen und dem Verderben vorgebeugt. Es behält alle Eigenschaften des gewöhnlichen Brodes; man braucht nur ein Stück abzubrechen und dasselbe einige Augenblicke in Wasser zu tauchen, um es vollkommen genießbar zu machen. Ferner ist es ein vortrefflicher Zusatz zur Suppe. Die Herstellung geschieht zu Paris und zu Rouen. Die Gesellschaft, welche sich damit befaßt, hatte dasselbe auf der Ausstellung und ist gegenwärtig auch mit ausländischen Mächten wegen der Einführung desselben für Heer und Flotte in Unterhandlungen getreten. (Blätter für Kriegsverwaltung.)

Holland. Allgemeine niederländische Radfahrergesellschaft. Die ausgezeichneten Erfolge, die während der Herbstmanöver von 1888 für den Ordonnanzdienst durch die Verwendung von Radfahrern erzielt wurden, haben das Kriegsministerium veranlaßt, ein Korps von Militärradfahrern einzurichten. Die das Korps betreffende Verordnung trägt einen halb bürgerlichen Charakter: Die gesetzlich anerkannte „Niederländische Radfahrergesellschaft" beurtheilt die Fähigkeit der Bewerber, schlägt dieselben zur Erlangung eines Patents vor und wird vom Minister befragt, wenn es sich darum handelt, den Dienst, zu dem sie verpflichtet werden sollen, zu bestimmen. Sie müssen sich über den Besitz eines guten, soliden Velocipeds ausweisen können und im Stande sein, 30 km in 2 Stunden zurückzulegen. Sie haben einen von einem Offizier geleiteten Kurs durchzumachen, in dem ihnen die zu ihren Verrichtungen nothwendigen militärischen Kenntnisse beigebracht werden: Verordnung über den Felddienst, Orientirung mittelst topographischer Karten, Entwerfen von Skizzen u. s. w. Ein am Ende des Kurses durch den leitenden Offizier ausgestelltes Fähigkeitsattest dient zur Erlangung des Patents. Dieses Patent verpflichtet dazu, den Ordonnanzdienst im Mobilmachungsfalle sowie bei den großen Manövern mitzumachen, die äußerste Verschwiegenheit bei der Uebermittlung der ihnen anvertrauten Befehle zu beobachten und den ihnen zugewiesenen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu leisten. Als Abzeichen tragen sie an der Mütze einen dreifarbigen Streifen, der mit einem Schildchen mit dem nationalen Wappen und Inschrift: „Militär-Radfahrer" ver-

ſehen iſt. Sie erhalten eine Entſchädigung von 4 Fr. täglich, im Kantonnement werden ſie wie Offiziere behandelt. Ihr Gepäck wird durch die Intendantur befördert, ihre Reiſekoſten während der Manöver trägt der Staat.

„Schw. Z. f. A. u. G."

Italien. Verwundbare Fläche, welche durch einen Infanteriſten oder Kavalleriſten dargeſtellt iſt. Auf Befehl des italieniſchen Kriegsminiſters ſind 6 Infanteriſten und 4 Kavalleriſten von mittlerer Größe in verſchiedenen Stellungen photographirt worden und man hat die Flächen, welche dieſe Leute darſtellen, gemeſſen, indem man die Bekleidung, Ausrüſtung und Bewaffnung außer Betracht ließ. Die durch dieſen Verſuch erhaltenen Ergebniſſe ſind folgende:

mittlere Höhe	eines ſtehenden Infanteriſten	1,620 m
	eines knieenden Schützen	1,039 „
	eines liegenden Schützen	0,448 „
	eines liegenden Schützen, welcher Kopf und Achſeln verbirgt	0,238 „
	Kopf eines aufgeſeſſenen Kavalleriſten	2,434 „
auf eine Vertikalebene projizirte Fläche	eines ſtehenden Infanteriſten, von vorne geſehen	0,4753 m²
	eines ſtehenden Infanteriſten, von der Seite geſehen	0,2799 „
	eines knieenden Schützen, von vorne geſehen	0,3248 „
	eines liegenden Schützen, von vorne geſehen	0,1612 „
	eines liegenden Schützen, welcher Kopf und Achſeln verbirgt, von vorne geſehen	0,1190 „
	eines Pferdes, von vorne geſehen	0,8362 „
	eines Pferdes, von der Seite geſehen	1,5922 „
	eines Reiters und Pferdes, von vorne geſehen	1,1299 „
	eines Reiters und Pferdes, von der Seite geſehen	1,8006 „

(Rev. d'Art.)

— Erprobungen unterſeeiſcher Fahrzeuge. — Das unterſeeiſche Fahrzeug „Goubet" wurde, nachdem man ſein Sicherheitsgewicht gewechſelt hatte, neuen Proben unterzogen; dieſes Sicherheitsgewicht von 900 kg hatte urſprünglich die Form eines ſcharfen Keiles und war in der Mitte des Fahrzeuges gelagert, deſſen Steuerfähigkeit hierdurch weſentlich beeinträchtigt wurde. Die Stelle des Sicherheitsgewichtes verſieht jetzt ein von vorne bis ganz nach hinten reichender Kiel von demſelben Gewichte; dieſer Kiel iſt, für den Fall, als die Entwäſſerungspumpen nicht funktionieren ſollten, zum Abnehmen eingerichtet worden.

Mit dem neuen Sicherheitskiele konnte „Goubet" leichter untergetaucht werden; auch waren deſſen Manövriereigenſchaften vorzügliche.

„Goubet" ſoll ſehr ſtabil und vollkommen waſſerdicht ſein, was an dem Fahrzeuge gelegentlich eines achtſtündigen Aufenthaltes in 10 m Waſſertiefe bewieſen wurde; es kann ſich ferner unbeweglich und horizontal in der eingeſtellten Tiefe erhalten. —

Das unterſeeiſche Fahrzeug „Peral" hat in Cadix neue Proben gemacht, bei

denen es an der Wasserfläche navigierte; es hatte bei dieser Gelegenheit 250 seiner Accumulatoren am Bord, mit denen es eine Geschwindigkeit von 6,5—8 Knoten erreichte. Dem entsprechend erwartet man, daß sich bei Anwendung aller 616 Accumulatoren die Fahrtgeschwindigkeit auf 11 Knoten steigern werde.

Bei den Proben, die 4—5 Stunden dauerten, hatte „Peral" sehr gute Manövriereigenschaften gezeigt und auch einen Torpedo gegen eine 400 m entfernte fixe Scheibe lanciert.

Die Leistung der 250 Accumulatoren wird auf 15 ind. e geschätzt. —

(Seewesen.)

— Die Heilung des Fußschweißes durch Chromsäure. Eine der wichtigsten hygienischen Fragen ist für die Militär-Verwaltung die Behandlung der Füße. Nur wenn diese fortwährend einer sorgfältigen Pflege unterworfen werden, kann die Truppe das leisten, was von ihr verlangt werden muß. Dieser Standpunkt wird auch seit der Zeit, als man ein richtiges Verständniß für die hygienischen Fragen erhielt, vollkommen von der Heeres-Verwaltung eingenommen, und man muß anerkennen, daß sie sich Mühe giebt, hier den richtigen Weg zu finden. So wurden im Jahre 1888 von der Medicinal-Abtheilung des Königlich Preußischen Kriegsministeriums Untersuchungen über die Heilung von Fußschweißen durch 5-, beziehungsweise 10prozentige Chromsäure-Lösung angeordnet, deren Ergebniß jetzt vorliegt und in Nr. 5 der „Deutschen militär-ärztlichen Zeitschrift" mitgetheilt wird.

Es wurden hiernach mehr als 18 000 an Fußschweiß leidende Mannschaften mit Chromsäure-Lösung behandelt. Von ihnen sind zu betrachten als geheilt 42 %, als gebessert 50 %, als ungeheilt 8 %; unbedeutende Nebenwirkungen (Wundwerden, Blasenbildung, Exzeme) zeigten sich in nur etwa 75 % der Fälle, meist nach dem Gebrauch stärkerer Lösungen. Die Wirkung der Säure besteht zunächst darin, daß die Haut trocken, derber und widerstandsfähiger wird. Die feuchten, vorher gerötheten Stellen erhalten meist ein trockenes, glattes Aussehen. Regelmäßig wird hervorgehoben, daß der so unangenehme, durch Zersetzung der Schweißflüssigkeit bedingte Geruch sehr bald nach Anwendung der Chromsäure-Lösungen verschwand. In vielen Fällen genügte bereits eine einmalige, in den meisten eine zwei- bis dreimalige Bestreichung mit dem Mittel, um anhaltende Besserung oder auch Heilung des Leidens zu erzielen. In der Regel mußte, wo eine Wiederholung der Anwendung der Säure sich als nothwendig herausstellte, dieselbe nach 8—14 Tagen vorgenommen werden, nachdem die gehärtete Oberhaut sich abgestoßen hatte. Jede folgende Pinselung ließ meist einen immer länger vorhaltenden Erfolg erkennen. Die Ergebnisse der Versuche werden folgendermaßen zusammengestellt:

1. Die Chromsäure ist nach den aus den Berichten hervorgehenden Ansichten des weitaus größten Theils der Militärärzte das am schnellsten wirkende Mittel gegen Fußschweiße, oder den Salicyl-Präparaten mindestens gleichwerthig. Ihre Anwendung vermochte in der That in geeigneten Fällen die Marschtüchtigkeit der an Schweißfuß Leidenden bedeutend zu erhöhen. 2. Das Mittel ist leicht an-

zuwenden, es ist billig und das reinlichste Fußschweiß-Heilmittel. 3. Es ist als unschädlich zu bezeichnen, wenn es in richtiger Menge und Stärke als Lösung des chemisch reinen Präparats zur Anwendung kommt. Es sollte stets mit den schwächeren Lösungen angefangen und erst, wenn diese versagen, aber vertragen werden, zu den stärkeren übergegangen werden. 4. Die Anwendung der Chromsäure soll, soweit irgend möglich, durch die Aerzte selbst, beziehungsweise unter steter ärztlicher Ueberwachung durch geübte Lazareth-Gehülfen vorgenommen werden. 5. An Schweißfuß leidende Leute mit Wunden an den Füßen sind erst nach Heilung der Wunden mit Chromsäure-Lösung zu behandeln. 6. Am zweckmäßigsten erscheint es, das Einpinseln der Lösung auf die sauber gebadeten und dann gut getrockneten Füße einige Zeit vor dem Schlafengehen der Mannschaften und die etwa erforderliche Wiederholung nach 8—14 Tagen vorzunehmen.

(„Darmstädter Mil.-Ztg.")

— Ein neuer Nebelsignalapparat. — Kanonen werden bereits seit längerer Zeit und mit dem zufriedenstellendsten Erfolge an der schwedischen Küste für Nebelsignalisierung angewendet. Solche Signale werden bis auf nahezu 12 Seemeilen vernommen, auf welche Distanz der Ton einer Sirene nicht zu bringen vermag. Der schwedische Fregattenkapitän Engström hat gegenwärtig eine vervollkommnete derartige Kanone entworfen, welche auch bereits angefertigt und in Holmö Gadd aufgestellt wurde. Dieselbe ist aus dem besten überschmiedeten Sandviker Bessemerstahl erzeugt, hat 60 mm Kaliber, ist 10′ (3,048 m) lang und ein Hinterlader. Die Verschlußvorrichtung ist derart hergestellt, daß 20 und sogar 30 Schuß in der Minute abgegeben werden können. Diese Feuerschnelligkeit bietet die Möglichkeit, mit der Kanone Buchstaben, Worte und Zahlen auf weite Distanzen mitzutheilen, wobei das Morse'sche Alphabet zur Anwendung gelangt und der Punkt mit einem Schuß, der Strich mit zwei rasch aufeinanderfolgenden Schüssen bezeichnet wird.

Der Hinterladmechanismus kann bei diesem Geschütze ohne Werkzeuge in weniger als 1 Minute zerlegt und in derselben Zeit und ohne Werkzeuge wieder zusammengesetzt werden. Die Patronenhülsen lassen sich 100 bis 300 mal verwenden.

Die Kanone ist auf einer hölzernen Laffete installiert, ihre Mündung ragt durch eine Scharte über den Wall hinaus. Ueber derselben ist ein Schutzdach von solchen Dimensionen angebracht, daß alle Manipulationen mit dem Geschütze und das Wiederfüllen der Patronenhülsen unter dem Dache vorgenommen werden können.

Die Kanone mit 130 messingenen Patronenhülsen, allen Reservetheilen und der Munition für 10 000 Schuß kostet nur 275 Pfund Sterl. Da aus derselben voraussichtlich 40 000 Schüsse abgegeben werden können, werden die Auslagen für jeden Schuß, jene für das Pulver nicht inbegriffen, etwa 2 d. betragen.

(„Engineering.")

— Feldofen von Konservenbüchsenblech. Der königl. baier. Major J. Waizmann hat einen Feldofen von Konservenbüchsenblech konstruirt, dessen Werth

sich dadurch am besten kennzeichnet, daß seine Herstellung Uebungsgegenstand bei den königl. baier. Pionier-Bataillonen (auch bei den alljährlichen Uebungskommandos der Infanterie-Offiziere und Unteroffiziere) geworden ist.

Der Feldofen läßt sich durchschnittlich in 6 Stunden von 2 Mann — am besten Klempnern — mit den einfachsten Werkzeugen, z. B. mit dem Infanterie-Seitengewehr, mit einem starken Messer oder einem gewöhnlichen Hammer, aus dem Blech von Konservenbüchsen (zur Nietung: kurze Drahtstifte mit breiten Köpfen oder gewöhnliche Schusternägel) herstellen.

Die in großer Anzahl angestellten Versuche haben die ungemeine Brauchbarkeit des Ofens bewiesen und wird derselbe für Truppen, welche — wie z. B. im Festungskriege — an einem und demselben Orte unter ungünstigen Verhältnissen längere Zeit in Zelten, Erdhütten, Baracken, Unterständen u. s. w. liegen müssen, zweifellos von großem Nutzen sein.

Mit den bereits angedeuteten Vortheilen der Schnelligkeit und Einfachheit der Herstellung vereinigt übrigens der Ofen noch die Vorzüge guter Transportfähigkeit und rascher Erwärmung des Raumes bei atmosphärischer Reinhaltung desselben.

(„Mil. Ztg.").

— Die Honved-Armee. Die Honved-Armee zählt nach dem neuesten Schematismus: im aktiven Stande: Generalität: 1 General der Kavallerie (Oberkommandant Erzherzog Josef), 7 Feldmarschall-Lieutenants und 11 Generalmajore. Infanterie: 120 Stabsoffiziere, 325 Hauptleute, 604 subalterne Offiziere. Kavallerie: 28 Stabsoffiziere, 58 Hauptleute, 104 subalterne Offiziere. Außerdem giebt es 29 Auditore, 99 Aerzte, 123 Verwaltungsoffiziere, 26 Intendanten, 12 Thierärzte, 55 Rechnungsbeamte und 41 Offiziere in Lokalanstellungen. Generale, die nicht in Verwendung stehen, giebt es 24, Oberste 45. Beurlaubtenstandes sind: 1420 Infanterie-, 321 Kavallerieoffiziere, 18 Auditore, 242 Aerzte, 19 Thierärzte, 11 Verpflegs-, 45 Medikamenten- und 3 Baurechnungs-Beamte. Im Verhältnisse „außer Dienst" sind: 3 Generale, 576 Infanterie-, 103 Kavallerieoffiziere, 2 Auditore und 85 Aerzte. Der Schematismus vom Jahre 1870 zählt hingegen: 1 Feldmarschall-Lieutenant (Erzherzog Josef), 1 Generalmajor, bei der Infanterie 80 Stabsoffiziere, 99 Hauptleute, 321 subalterne Offiziere, bei der Kavallerie 12 Stabsoffiziere, 19 Hauptleute, 47 subalterne Offiziere, außerdem 8 Auditore, 82 Aerzte, 18 Intendanten. Im Beurlaubtenstande gab es 231 Infanterie- und 107 Kavallerieoffiziere. Junge Leute, die im Jahre 1869 als Rekruten assentirt wurden, sind jetzt schon Oberstlieutenants, wie z. B. Halbbrigadekommandant E. Bédö oder Ludwig Jekelfalussy, zweiter Adjutant des Oberkommandanten; der damalige Rittmeister Julius Forinyák hat jetzt schon den höchsten erreichbaren Posten der Honvedhierarchie erklommen.

(„Reichswehr".)

Truppen-Erziehung und Mannschafts-Behandlung ehedem und jetzt.

Fast überall und fast im gebührenden vollen Umfange wird heute die Bedeutung erkannt und anerkannt, die — für Friedens- und für Kriegs-Zeiten und -Zwecke — der Erziehung der Mannschaften innewohnt, — der Heranbildung derselben in geistiger, sittlicher, patriotischer Beziehung, — der Pflege des moralischen Elementes. Es ist den Vorgesetzten, — den Unteroffizieren sowohl wie naturgemäß in noch viel höherem Maße den Offizieren, — damit eine ebenso dankenswerthe, weit und tief in das Volksleben hineingreifende Aufgabe gestellt, wie zugleich eine schwierige und verantwortungsvolle Pflicht auferlegt. Thurmhoch über der Leistung, die man einst den Streitern des in Angriffskolonne attackirenden Bataillons zumuthete, steht die Thätigkeit, welche die heutige Feuertaktik von dem einzeln fechtenden Infanteristen erheischt, — — und in ähnlichem Maße sind, — unter Einspielen der geistigen, materiellen, politischen 2c. Entwickelung der Individuen und des Volkes, — die Schwierigkeiten gesteigert, die Ziele höher und weiter gesteckt, unter welchen und nach welchen hin die technische und moralische Ausbildung der Truppen heute sich zu vollziehen hat. Den unteren Volksschichten hat sich, wie bekannt, eine Bewegung und Erregung bemächtigt, deren Tragweite noch unabsehbar ist, — die jedoch, das steht fest, das Gefühl der Massen für Achtung vor den Gesetzen, für Botmäßigkeit unter die obrigkeitlichen und sonst verordneten Vorgesetzten, für Pflichttreue im Berufe, für Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die Person und das Haus des Herrschers stetig herabmindert. Es wäre thöricht, es wäre pflichtvergessen — und obenein unmännlich, unsoldatisch, — wollten wir nach Art des einigermaßen unkriegerischen Vogels Strauß den Kopf in den Sand stecken: nein, wir wollen und müssen die Augen recht weit aufmachen und uns das neue, gefährliche Ding recht genau besehen, damit wir es fest beim Schopfe packen und unschädlich machen können!

„Ein garstig Lied, pfui, — ein politisch Lied!" — Mag sein, daß der Altmeister Goethe Recht hat: „garstig". Aber: wir sind gezwungen, uns mit dem „garstigen" Gegenstande zu befassen, — je gründlicher, desto besser. Der deutsche Offizier ist, Gott sei Dank, der thätlichen Antheilnahme am politischen Leben und Treiben entzogen: daß er aber, gleichsam ein Blinder und Tauber und Träumender, dahinwandeln solle durch das bewegte Staats-

und bürgerliche Leben, ohne den Pulsschlag desselben zu fühlen, — ohne bei sich die Vorgänge zu verarbeiten, ohne die Entwickelung der Dinge zu verfolgen, ohne sich seine Ansicht zu bilden, — das verlangt Niemand von ihm, dem gebildeten Manne, dem Diener des Königs und Vaterlandes. Im Gegentheil: er ist durch Fahneneid, durch seine Stellung zum Kriegsherrn, zur bürgerlichen Gesellschaft verpflichtet, dahin mitzuwirken, daß die alte deutsche Treue, Einfachheit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe überall nach Möglichkeit erhalten, gekräftigt, wiederhergestellt werden. Nur darf er dabei nicht in die Oeffentlichkeit treten, nicht „Parteimann" im landläufigen Sinne werden, — und er braucht das auch nicht. Ein unabsehbar weites Feld eröffnet sich für seine Thätigkeit in seinem Berufe selbst: er ist ja der Volkserzieher im eigentlichen Wortsinne!

Einer der schärfsten, offenherzigsten und überzeugungstreuesten Demokraten, der vor wenigen Jahren in der Schweiz verstorbene Professor Johannes Scherr sagt im „Epilog" (S. 216) seines Buches über: „Die Nihilisten" Folgendes:

„Wahrscheinlich jedoch ist, daß der Nihilismus in allen Metamorphosen, die er noch durchzumachen haben mag, fortfahren wird, in Rußland, ja auch im heiligen Rußland die Mittel und Wege zu bereiten für einen europäischen Umsturz. — Der wird kommen, ihr mögt Eure Köpfe noch so tief in den Sandhaufen eurer Gedankenlosigkeit, Sattheit und Leichtfertigkeit stecken, federnlose Strauße, die ihr seid! Der Geist der Revolution, d. h. die wahnwitzige Vorstellung, mittelst Vernichtung alles Bestehenden ihr Loos verbessern zu können, ist in den Massen, wie noch nie, seit es eine menschliche Gesellschaft giebt und täglich, stündlich nimmt ein wilder Zerstörungstrieb an Ausdehnung, Vertiefung und Stärke zu. Sein Tag wird kommen, so gewiß vordem die Tage der Völkerwanderung, der Reformation und der Revolution von 1789 gekommen sind. Wer soll dann das Drohende beschwören und abwenden? Das Königthum? — Die Aristokratie? — Die sogenannte Bourgeoisie? — Die Kirche? — Die Wissenschaft? — Der Staatssocialismus? . . ."

Nachdem Scherr alle diese Factoren als machtlos bezeichnet hat, fährt er fort: „Also gäbe es keinen der herandrohenden Sündfluth entgegenzustellenden Damm mehr? . . . Doch, einen giebt es vorerst noch. Was für einen? — Die deutsche Armee! Alles andere ringsum in Europa ist fragwürdig, unzuverlässig und haltlos. So lange das Gefüge, die Manneszucht und der Gehorsam des deutschen Heeres standhalten, wird das Verderben aufzuhalten sein. — Nur so lange? Nach menschlicher Voraussicht: ja, gerade nur so lange!" . . .

Die Zeit wird lehren, in wie weit die düstere Prophezeiung des alten Republikaners sich erfüllen mag — oder nicht. Jedenfalls regt dieselbe gewaltig zum Nachdenken und zum Handeln an. Sapienti sat!

Es sind in neuester Zeit von Allerhöchster Stelle eindringliche Mahnungen an Offiziere und Kadetten gerichtet worden, über das Benehmen der Vorgesetzten gegenüber den Mannschaften: die Zeitungen berichteten darüber. Indessen ist im Grunde genommen nur eine Bestätigung der längst bestehenden Vorschriften erfolgt, — Vorschriften, die auch mit seltenen, allerdings unerfreulichen Ausnahmen seitens des deutschen Offizierkorps in loyalster Weise beobachtet werden. Aber gut und nütze ist es, daß immer und immer wieder dieser wichtige Punkt ins Auge gefaßt wird: es ist die ernste Pflicht jedes Offiziers, sich nach seiner Persönlichkeit und seinem Charakter in seine Aufgabe ganz und voll hineinzudenken und zu leben und sich zum Erzieher und Ausbildner der Mannschaft tüchtig zu machen. Anders sind, wie gesagt, die Verhältnisse heute in vielen Stücken, — anders zum Theil waren sie ehedem: aber die Grundwahrheiten und Grundregeln galten und gelten wohl zu allen Zeiten. Und da frommt es, es unterhält und belehrt ein prüfendes Eingehen auch auf ältere Epochen.

Es sei in dieser Hinsicht — wie in vielen anderen Punkten —, die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt auf die bis jetzt in 2 Bänden erschienenen „Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen“.*) Dieses Werk birgt einen Schatz an Darlegungen, Beobachtungen, Erwägungen über Belohnungen und Strafen im Heere, über die dem Soldaten gebührende Behandlung und dergleichen mehr. Einige Sätze sollen hier angeführt werden; es ist aber die alte Rechtschreibung umgewandelt nach der heutigen.

Der Feldmarschall erwähnt, daß Friedrich Wilhelm II. manche „Kriegeseinrichtungen“ eingeführt, die des Beifalls würdig erscheinen: sie bezogen sich auf Organisation, Dienstzeit, Bekleidung, Verpflegung, Invaliden-Versorgung und dergleichen. Dann aber heißt es: „Diese lange Reihe guter Einrichtungen, deren Zahl man leicht hier noch vermehren könnte, brachte indeß an dem kriegerischen Werth des Heeres nicht die vortheilhafte Veränderung hervor, die man vielleicht davon erwartet hatte. Die Ausbildung des kriegerischen Geistes in einem Heere bedarf einer fortdauernden, mit Ernst und Umsicht geleiteten Pflege, die nach den jedesmaligen Zeitbedürfnissen auch ihre Zielpunkte wechseln, niemals erschlaffen muß. Die Bildung eines Heeres im Frieden soll demselben nicht allein Kunstfertigkeit, sondern — dies ist das Hauptsächlichste — auch Bereitwilligkeit zum Kriege und Selbstvertrauen erhalten und geben. Die Bereitwilligkeit zum Kriege, insofern sie aus Treue und Anhänglichkeit hervorgeht, konnten die oben geschilderten Einrichtungen, da sie Dankbarkeit im Kriegesstande erzeugten, wohl geben, aber das nöthige Selbstvertrauen beruht nur auf Kriegeseinrichtungen, die im Vergleiche mit denen des muthmaßlichen Gegners überlegen erscheinen, — auf Anführern,

*) Herausgegeben von Friedrich Nippold. Leipzig 1889. Verlag von S. Hirzel.

die durch ihr Benehmen dem Untergebenen Zuversicht einflößen und auf dem geweckten Nationalgefühl, der belebten und fortdauernd gepflegten Kriegerehre. Für alle diese Dinge, die in der damaligen Epoche stärker als früher noch ihren Einfluß auszuüben anfingen, geschah gar nichts, im Gegentheil, es entwickelten sich nach und nach die Keime einer einst gänzlichen Erschlaffung ... Ebenso nachtheilig war das Erschlaffen der Disziplin, welche durch die veränderte Behandlung des Heeres, besonders der höheren Stellen, nach und nach sich entwickelte. Daß der König mildere Behandlung der Soldaten befahl, war ebenso gerecht als klug; daß er seine Generale milder als Friedrich der Große behandelte, war ebenso empfehlenswerth. Aber je milder die Behandlung in einem Kriegsheere wird, desto mehr muß das Gefühl der Ehre geweckt, desto unausbleiblicher müssen die milderen Strafen mit rücksichtslosem Ernst, besonders bei Fehlern der höheren Anführer, vollzogen werden. ..."

Bei der Schilderung der Zusammensetzung des preußischen Heeres von 1806 hatte der Feldmarschall schon hin und wieder auf die harte und unzweckmäßige Behandlung des Soldaten hingedeutet; er widmet nachher diesem, auf den moralischen Standpunkt des Heeres so mächtig einwirkenden Gegenstand noch eine genauere Schilderung und sagt: „Die im Jahre 1806 in der Armee gebräuchlichen Strafen, Spießruthen, Stockschläge, Hiebe mit kleinen mit Draht bezogenen Röhrchen, stammten aus einem früheren Zeitalter her und standen mit den später entwickelten Sitten und Meinungen in einem schneidenden Widerspruch, der dadurch noch erhöht wurde, daß die Zivilgesetzgebung bereits den größten Theil ähnlicher in ihrem Bereich abgeschafft und die Anwendung der beibehaltenen jedesmal von einem richterlichen Ausspruch abhängig gemacht hatte. Bei dem Militär dagegen war, mit Ausnahme der Spießruthen, die körperliche Züchtigung größtentheils der Willkür, der Laune und dem Ermessen des jedesmaligen Befehlshabers anheimgestellt; es konnte einmal ein Diebstahl mit 40 Schlägen und eine Anzugs-Unordnung und dergleichen mit 50 bestraft werden. Rücksichtslos züchtigte man den Soldaten auf öffentlichen Plätzen, ja zuweilen reizte die Zahl der Zuschauer den Dünkel eines eitlen Anführers zu einem Mißbrauch des ihm verliehenen Strafrechts. ... Diese Verfahrungsart erniedrigte nicht allein fortdauernd den Soldatenstand in der öffentlichen Meinung, sondern sie raubte dem Krieger auch ein gewisses Selbstgefühl, welches als die Quelle des Muthes anzusehen und deshalb unentbehrlich ist. Es liegen überhaupt in den Ansichten über die innere oder geistige Kriegesbildung der stehenden Heere noch so viele, leider selbst in unseren Tagen*) in einem bunten Gemische mit einzelner Wahrheit durchflochtene Irrthümer, daß es hier bei der Schilderung einer untergegangenen Heereseinrichtung nicht unangemessen erscheint, diesem Gegenstande eine genauere Untersuchung zu widmen. Der Leser kann dann selbst, indem er die aufge-

*) Der Feldmarschall schrieb diese Betrachtungen am 27. Juli 1834 nieder.

stellten Behauptungen mit den geschilderten Thatsachen vergleicht, sich von der Wahrheit oder dem Ungrunde der ersteren überzeugen.

Daß die Subordination, der Kriegsgehorsam, eine der Hauptgrundlagen jeder bewaffneten Macht sein müsse, kann unter denkenden Menschen, welches Standes sie auch sein mögen, keinem Zweifel unterliegen. Das Gelingen der Kriegshandlungen ist nur durch die bereitwillige Aufopferung der einzelnen Mitstreiter zum Wohl des Ganzen möglich; ihr Erfolg hängt von günstig benutzten Augenblicken ab und ist also nur durch unbedingtes Gehorchen in der Ausführung gesichert, und die größeste Verstandeskraft auf einem untergeordneten Standpunkt kann niemals auf den Ueberblick Anspruch machen, um im Augenblick des Handelns sämmtliche Motive des Führers gehörig würdigen und, darauf gestützt, tadeln zu können. Wir können uns drei Hauptmittel zur Erzeugung und Erhaltung des Gehorsams denken, Furcht, Interesse, Pflicht- und Ehrgefühl. Ebenso findet eine große Verschiedenheit statt, ob ich die Bedingung des geleisteten Gehorsams blos an die Erfüllung der gebotenen That knüpfe, oder sie zugleich von gewissen mechanischen äußeren Respektsformen abhängig mache. Der aus Pflicht- und Ehrgefühl geleistete Gehorsam ist, was auch einzelne durchaus beschränkte Menschen dagegen ängstlich zu brummen belieben, ohnstreitig die vorzüglichste Gattung; es ist ja das Motiv, welches ein Offizierkorps beleben soll und daher, wenn es alle Kriegerklassen belebt, die innere Kraft des Heeres nur noch verstärken muß. Allein wenn man ins praktische Leben blickt, wird man wohl zugeben müssen, daß bei so großen Gesellschaften, wie die bewaffnete Macht es ist, auch die Interessen und die Furcht zur Erhaltung des Kriegsgehorsams in diesen bunten Vereinen wirken müssen. Dies ist die praktische und rechtliche Ansicht. Diejenigen Anführer aber, die zur Willkür geneigt oder sehr beschränkten Geistes sind, wollen nicht allein die Furcht zum alleinigen Hebel des Kriegsgehorsams machen, sondern wollen auch noch, daß sich in jeder von dem Soldaten vollzogenen Handlung äußere Furcht gegen den Vorgesetzten ausspreche. Das war ihr Ziel, nach dem sie hinsteuerten, sie glichen darin dem famosen Landvogt Geßler und seinem aufgesteckten Hute. Fortdauernde Furcht, in der Seele des Menschen erzeugt, vernichtet die muthigen Anlagen, welche entweder die Natur oder die Erziehung vor seinem Eintritt in den Soldatenstand in ihn legten; dies ist wohl unwiderleglich. Nächstdem aber ist jeder Gehorsam nur ein Theil der nothwendigen geistigen Kriegserfordernisse. Das Gelingen selbst der kleineren Kriegshandlungen ist nicht allein von dem Gehorsam und der erlernten Kunstfertigkeit, sondern auch von dem guten Willen, mit dem es vollzogen wird, abhängig. Daß ein Bataillon auf einmal so losschieße, daß das Ohr nur einen einzigen Knall zu hören bekommt, das kann der Gehorsam erzwingen, aber keineswegs, ob jeder Soldat auch richtig gezielt und alle seine Fähigkeit zur Tödtung eines Gegners wirklich benutzt habe. Man hat es wohl, wenn auch dunkel, hin und wieder gefühlt, daß der Kriegesgehorsam nur ein Theil

des wirklichen Bedürfnisses sei und so hat sich nach und nach, um diesem Mangel abzuhelfen, die Disziplin oder Kriegeszucht in dem Wirkungskreis des Soldaten ausgebildet; in ihrer Richtung zwar besser, als der Furchtgehorsam, jedoch auch so einseitig, daß sie die Aufgabe einer vollständigen Kriegeszucht nach den Bedürfnissen des 19. Jahrhunderts nicht zu lösen im Stande ist. Eine richtige Kriegeszucht, besonders bei einem stehenden Heere, hat nicht allein den Zweck, die Soldaten gehorsam und manierlich zu machen, sondern sie soll auch in seinem Geiste die Anlagen des Muthes und der Tapferkeit wecken, vervollkommnen, ihn durch das Mittel einer vernünftig geleiteten Ehre zu den Beschwerden und Aufopferungen des Krieges vorbereiten. Dieser einzig richtige Weg aber erfordert eine sehr besonnene Behandlung sowohl des ganzen Kriegerstandes, als jedes einzelnen Mitgliedes, und diese Anstrengung von Seiten der Anführer entspricht selten der geistigen Trägheit der Vorgesetzten. Sie wollen sich nur das Befehlen leicht machen, im Frieden so gemächlich als möglich leben und benutzen daher größtentheils, also auch damalen im preußischen Heere, die ihnen durch die Subordination und Disziplin gegebene große Macht, um die wirklichen Kriegsanlagen in ihren Untergebenen zu unterdrücken . . . Die Bildung eines Heeres im Frieden, besonders wenn die kriegserfahrenen Offiziere seltener werden, ist eine sehr schwierige, bis jetzt noch häufig verkannte Aufgabe. Die Kriegszucht soll ernst, aber gerecht sein; es kommt nicht auf die Härte der Strafen, aber wohl auf eine richtige Stufenleiter und besonders auf die im Heere begründete Ueberzeugung an, daß die Strafe unausbleiblich dem Verbrechen folge, weder durch falsche Milde, noch durch Connexionen abgewendet werden könne. Besonders findet dies bei den Vergehen der höheren Offiziere seine volle Anwendung; hier ist unzeitige Nachsicht für den Geist des Heeres doppelt verderblich . . .

Im Jahre 1799 wurde Boyen, unter Beförderung zum Stabs-Kapitän, zu einer andern Kompagnie versetzt. Er sagt: „Da ich zu jener Zeit sehr lebhaft, oft zu heftig war, so hatte sich mir doch zuletzt die Beobachtung aufgedrängt, daß die bisherige Behandlung meiner Untergebenen, wenn auch durch das Streben, sie menschlich und gut zu behandeln, im Allgemeinen geleitet, doch nicht die richtige sei, und deswegen, auch besonders in taktischer Hinsicht, zuweilen ihres Zweckes verfehle. Dies brachte mich bei meiner gegenwärtigen Versetzung zu dem Entschluß, zum Theil eine andere Bahn einzuschlagen und die körperlichen Züchtigungen nur für eigentliche Verbrechen, aber nicht mehr bei dem Exerzieren anzuwenden. Dies habe ich denn auch mit Gottes Hülfe bis zu dem Jahre 1806, wo ich in den Generalstab versetzt wurde, redlich durchgeführt, und ich freue mich noch heute dieses Entschlusses als eines der besseren meines Lebens. Schon damalen erhielt ich dadurch die praktische Ueberzeugung, daß der Weg der Ehre der einzig richtige in der Behandlung des Soldaten sei und daß man bei richtiger Anwendung desselben gerade dadurch den nothwendigen kriegerischen Geist ent-

wickeln könne. Die mir anvertraute Kompagnie war, nachdem ich die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, gewiß nicht die letzte im Regiment. Ich erhielt im Gegentheil eine Menge Lobsprüche und zugleich eine Anhänglichkeit meiner Untergebenen, die mir noch mehr werth war."

Schließlich seien die ersten Abschnitte einer 1806 in den „Jahrbüchern der Preußischen Monarchie" veröffentlichten Arbeit Boyen's „über Militärstrafen" wiedergegeben: Der Feldmarschall freut und rühmt sich mit vollem Recht, daß er mitgeholfen und den Boden mitbereitet hat für die durch Scharnhorst's und Gneisenau's Bemühungen 1808 erfolgte Abschaffung der körperlichen Züchtigungen und Einführung der neuen Kriegsartikel: „Ich halte dies für die eigentliche Grundlage der besseren geistigen Entwickelung des Heeres, und der Sinn, der dadurch erzeugt wurde, hat siegreich in allen späteren Gefechten der preußischen Armee gekämpft."

Boyen's Ausführungen über Militärstrafen verdienen in mehrerer Beziehung auch heute noch Beachtung.

Jedes Gesetz, sagt er, soll die Ausübung der Tugend befördern, die des Lasters verhindern, und die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind Belohnungen oder Strafen. Da also die sittliche Bildung des Menschen bei der Gesetzgebung zu Grunde liegt, so wird es einleuchtend, daß der Gesetzgeber erst zum moralischen Gefühl der Sterblichen reden und dann nur, wenn diese seinen Geboten nicht Folge leisten wollen, dann nur darf er, jedoch mit großer Vorsicht, die Furcht vor körperlichem Schmerz mit in seinen Plan flechten. Der geringe Grad der Kenntnisse, den die Mehrheit der Menschen ihrer Verhältnisse wegen zu erhalten im Stande ist, giebt ihnen oft nur schwankende Begriffe über Recht und Unrecht, setzt, was die Ausübung der Moralität anbetrifft, den größten Theil der niederen Volksklassen für ihre ganze Lebenszeit in einen Zustand der Kindheit, in dem sie der Vormundschaft der besser Gebildeten und des Gesetzgebers übergeben bleiben; diesen wird dadurch die Pflicht zu Theil, die Bahn der Tugend nach dem Fassungsvermögen ihrer Pflegebefohlenen genau vorzuzeichnen, und da jedes dieser Individuen unmöglich das feine Taktgefühl besitzen kann, um bei den ihn umgebenden, täglich verwickelter werdenden bürgerlichen Verhältnissen augenblicklich für Recht und Unrecht zu entscheiden, da also seine Verstandeskräfte nicht ganz zureichen werden, um mitten in der Welt gut und tugendhaft zu leben, so müssen die Vorschriften dazu gesammelt, demjenigen, der sie befolgt, Vortheile dargeboten werden, die er durch eine gute Führung erlangen, durch Fehler wieder verlieren kann, und endlich müssen für denjenigen, der die Gebote der Tugend nicht achtet, die Gefühle der Furcht erweckt werden, damit er durch diese sowohl von Ausübung des Lasters abgehalten, als auch seine Mitkameraden von einer Theilnahme abgeschreckt werden. Wenn wir es uns nicht angelegen sein lassen, den minder Gebildeten zur Vollziehung seiner Pflichten zu ermuntern, wenn die Hoffnung, Vortheile zu erhalten,

ihm nicht immerwährender Sporn bleibt, dann wird er bald in Gleichgültigkeit gegen das Gute sinken, von der dann nur noch ein Schritt bis zur Ausübung des Lasters bleibt. Was in aller Welt sollte auch den gemeinen Mann zur Befolgung seiner Pflichten mehr antreiben, als die Hoffnung sinnlicher Vortheile? Seine Vernunft ist nicht gebildet genug, um die Nothwendigkeit jedes Gesetzes einzusehen, und er erblickt in den heilsamsten Vorschriften oft nur eigensinnige Grille; täglich sieht er freche Uebertreter der gegebenen Gesetze, die wohl gar ungestraft für den Augenblick Scheinvortheile genießen, oder er hört den Gesetzgeber, der mit rauher Stimme nichts als Strafe und Strafe für den Fehlenden ausruft; diese immer dauernden Bußpredigten entfernen den Untergebenen vom Vorgesetzten, er erblickt in ihm den Zuchtmeister, nicht den Vater, gleichgültig werden ihm die ewigen Wiederholungen von Gassenlaufen, Karre, Festung u. s. w., und wenn er sich nicht zur Klasse der Verbrecher gesellt, so geschieht es gemeinhin nur aus physischer Schwäche. Nur Furcht vor der mit jeder Strafe verbundenen Schande soll den Menschen von Ausübung des Bösen abhalten, nicht die Strafe selbst ... Hat nun vollends die Wahl der Strafen die Gesinnungen des Zeitalters überlebt, sind sie rohe Reste der vergangenen Vorzeit, nicht mehr dem menschlicher werdenden Geiste des Tages angemessen, dann gründet dies Alles oft den Keim zu einer allgemeinen Gesetzlosigkeit, der aber eine gerechte und milde Gesetzgebung leicht vorbeugen kann. Der Gesetzgeber muß daher besonders in unsern Tagen immer mehr auf das Gefühl, als auf die Furcht des Menschen wirken wollen; die Achtung, welche jeder Sterbliche von seinem Mitbruder zu erhalten strebt, muß immer rege gehalten werden, und er wird mehr ausrichten, als Schaffot und Galgen. Man glaube ja nicht, daß der gemeine Mann einer solchen Behandlung unfähig sei, auch er ist gut, wie jeder Stoff der Natur, seine fehlerhafte Erziehung kann ihn zwar mit Mängeln belastet haben, aber zum Verbrecher reift er nur erst im Gewühl der bürgerlichen Verhältnisse, wenn die erziehende Aufsicht aufhört, welche ihn durch sein ganzes Leben begleiten sollte ...

Was der Feldmarschall so zu Anfang dieses Jahrhunderts schrieb, hat praktischen Werth noch zu Ausgang desselben: man denke dem nur emsig nach! 134.

Frankreichs Unternehmungen in Westafrika.

Militärgeographische Skizzen vom Senegal und vom oberen Nigerstrome.

Nachdem unter König Heinrich IV. von Frankreich eine Anfangsentwicklung des französischen Kolonialwesens stattgefunden und danach im Jahre 1616 eine Festsetzung französischer Kriegsmacht an dem westafrikanischen Küstenstriche zwischen den Strömen Senegal und Gambia begonnen hatte, fand dann Generationen hindurch hier ein Stillstand bezüglich weiterer Ausdehnung französischen Machtbereiches gegen das Festlandsinnere hin, statt.

Die Bürgerkriege, die unter der Regierung König Louis XIII. Frankreich heimsuchten und dann vor allem die vom genannten Könige, oder vielmehr vom Kardinal Richelieu während der Wirren des dreißigjährigen Krieges gefaßten Pläne zur Eroberung des linken Rheinufers, ließen es nicht zu, daß Frankreich bedeutendere Unternehmungen auf westafrikanischem Boden damals zur Ergänzung seines Vorgehens unternahm.

Unter Louis XIV. waren die gleichen Umstände noch mehr maßgebend, und der deutsche Denker Leibnitz fand es aus patriotischen Gründen angezeigt, die Unternehmungsgelüste dieses eroberungslustigen Monarchen bei dem gleichzeitigen Niedergange venetianischer Seemacht auf das Mittelländische Meer und namentlich auf Aegypten hin abzulenken. Blieb Aegypten dann auch ein traditioneller Zielpunkt französischer Machterweiterungspolitik, so traten doch wieder die europäischen Machtfragen für Frankreichs Kräfte so erdrückend in den Vordergrund, daß darüber dessen afrikanische Unternehmungen und gesammten Kolonialbestrebungen ganz zurücktreten mußten.

Unter Louis XV. brachte die Betheiligung am siebenjährigen Kriege Frankreich in eine solche Gegenstellung gegenüber Großbritannien, daß enorme Verluste daraus sich ergaben und die französische Seemacht mit dem Kolonialbereiche erheblich zurückging. Unter Louis XVI., während der Umwälzungsperioden und zur Zeit des ersten Bonaparte, wurde es in dieser Beziehung keineswegs besser. Die Eroberung Aegyptens bildete nur eine Art Ueberraschungserfolg, dessen Effekt nicht lange währte, und erst mit einer Epoche, in der Frankreich es für gut befand, seine traditionell ererbten Rheingelüste zu bändigen, begann wieder afrikanischer Eroberungsdrang in Frankreich mehr und mehr sich zu zeigen.

Zunächst galt es zwar der Nordküste Afrika's, als in der letzten Regierungszeit König Karl X. am 14. Juni 1830 ein vom General Bourmont befehligtes Angriffskorps von 35 000 Mann einige Stunden westlich von Algier bei Siddi Ferruch landete, und zur Deckung der Ausladung schwerer

Artillerie eine befestigte Stellung beziehend, damit die Eroberung der heutigen großen nordafrikanischen Kolonialgebiete Frankreichs begann. Ist auch der Krieg in Algier zur Zeit des dann bald zur Regierung gelangenden Königs Louis Philipp für die französischen Waffen ein zum Theil glorreicher gewesen, so darf den Kabineten dieses Regenten, wie auch ihm selbst, der Vorwurf nicht erspart bleiben, durch zuweilen unentschiedenes Verhalten und Versagung der nothwendigsten Mittel dazu beigetragen zu haben, daß der Krieg unnöthig in die Länge gezogen wurde.

Mehr Scharfblick trat aber dabei dann in Frankreich zu Tage, als mehrfach schon damals mit Tunis Verträge abgeschlossen und für dasselbe gegenüber der Türkei Partei ergriffen wurde. Im weiteren mochte auch die von der französischen Kammer in der am 14. Juli 1840 geschlossenen Session stattgehabte Bewilligung der Erbauung von 21 transatlantischen Dampfern dazu beigetragen haben, die Afrika-Spekulationen Frankreichs auf militär-politischem Gebiete erheblich zu beleben und zu neuem Aufschwunge zu drängen.

Der erste Bonaparte hatte nichts mehr von dem „Unsinn der Dampfschiffe" hören wollen, jetzt sollten derartige Fahrzeuge gerade überseeischen Angriffs- und Eroberungs-Unternehmungen in erster Linie dienen, so hatten sich die Zeiten schon innerhalb weniger Jahrzehnte geändert. Und als der Kaiser-Neffe dann einige Jahrzehnte später auf der „Höhe der Situation" sich befand, sowie Algier und der südliche Theil von Oran nun nur noch als ein Gebiet für die „praktische Kriegsschulung" französischer Heerführer betrachtet wurden, galt es als eine naheliegende Frage der Zeit, daß mit der Schaffung von Wassersammelbecken, mit der Bohrung artesischer Brunnen und Anlage von Straßenzügen und Bahnlinien von dort aus in südlicher Richtung, die wichtigen französischen Kolonialgebiete am Senegal auf Landwegen Anschluß an Algier und Südoran finden könnten.

Allein mit den Hindernissen der Wüste Sahara war es jedoch nicht abgethan, so lange man französischerseits nur einseitig vom Norden her vordringend, den Marsch zu den oberen Theilen des Nigerstromes und den Quellgebieten des Senegals als Eroberer antreten wollte.

Die Oasen der in dieser Richtung zu durchziehenden Wüstengebiete weisen als Bewohner die unbändigsten Berberstämme auf, die die Benennung: Tuaregs oder auch Tuariks führen, und unstreitig zu den kriegstüchtigsten und verwegensten Volksstämmen afrikanischer Wildniß gerechnet werden müssen. Ein ungeheurer Einsatz von Kräften und Opfern mußte da im vorhinein als gewiß erscheinen, umsomehr, als diese Kriegerschaaren in ihren Heimstätten nicht so erreicht werden konnten wie die Kabylenstämme Algiers vordem bei den im „Namen der Civilisation" zwar veranstalteten, mitunter aber doch ziemlich unciviliſirt verlaufenen „Razzias" und Vertilgungszügen.

Und wenn auch etwa vom Norden her durch Wüstensand und Sonnenbrand ein Zug geglückt wäre, so mußte derselbe so lange immer noch als zweifelhaft und unsicher betrachtet werden, als nicht strategisch fertiggestellte und gesicherte Stützpunkte südwärts an den großen Hauptströmen inmitten volksreicher Gebiete vorhanden waren und hier geschwächt anlangenden französischen Heeresabtheilungen Aufnahme und gesicherte Kampfposition bei solcher Gelegenheit gewähren konnten.

Der namentlich aus dem Kriege 1870/71 bekannt gewordene General Faidherbe, der seit dem Jahre 1844 in Algier, Guadeloupe, sowie am Senegal thätig gewesen und seit 1855 Gouverneur der französischen Provinz Senegambien war, gab den epochemachenden Anstoß zur Wendung im Vorgehen, das jetzt zwar still und ohne vieles Aufsehen, aber dennoch mit regem Eifer und energischem Nachdrucke betrieben wird. Unter ihm, sowie unter seinen Nachfolgern in der Oberleitung Senegambiens — namentlich unter dem Genie-Oberst Pinet-Laprade und dem Oberst der Marine-Infanterie Brière de l'Isle — wurde die weitere Ausdehnung französischen Machtbereiches in der Richtung zu den Quellgebieten des Senegals, sowie zum oberen Theile des Nigers planmäßig fortgesetzt.

Dabei versäumte man keineswegs, die Flußmündungen des Casamance, des Cassini, Cogon, Nunez, Ponga, Mellacoree 2c. 2c. in Frankreichs Besitzstand an den südwärts gelegenen Küstenstrichen einzufügen, da die betreffenden Wasserstraßen aufwärts zu den inneren Hinterlandsgebieten von Senegambien führen. Portugiesische Theile von Guinea wurden auf diese Weise umschlossen und südwärts bis zu den englischen Faktoreien an der Pfefferküste die Küstengebiete gewonnen.

Seit dem 1. Januar 1890 sind die südlich vom Gambiastrome sich erstreckenden französischen Schutzgebiete zu einem eigenen Gouvernement vereinigt worden, das einem Gouverneurlieutenant unterstellt wurde. Oestlich von der Negerrepublik Liberia (vom 3. bis 6.° westlich des Meridians von Greenwich, unter dem 5. bis 6.° nördlicher Breite vom Aequator) nahm Frankreich ferner einen afrikanischen Küstenstrich in Besitz und gab diesem Gebiete vom 1. Januar 1890 an einen eigenen Residenten, der direkt mit dem Unterstaatssekretär des Ministeriums der Kolonien zu verkehren hat. Oestlich von der unter englischer Herrschaft stehenden Goldküste bemächtigte sich Frankreich dann noch des Küstenlandes von Dahomey und sicherte dieses Gebiet dann durch Anlage der Forts von Togo, Kotonu und Porto Novo gegen die gegenwärtig wieder mobil gewordene Kriegsmacht des genannten Barbarenreiches.

Diese nun in neuerer Zeit angeeigneten Küstenstriche und Zugangsgebiete als Operationsbasen zur Festigung und Mehrung der im Innern des westafrikanischen Festlandes in „Abrundung" zu bringenden Gebietsmasse zu verwerthen, ist der hervorspringende Hauptzweck jetziger französischer Anstrengungen.

Zeitig waren französische Machthaber in Senegambien darauf bedacht,

die zwischen Niger und Senegal gelegenen Länder unter französische Botmäßigkeit zu bringen. Dies ist gelungen. Bis Sansandig am Niger (6° westlich von Greenwich und nahezu 14° nördlich vom Aequator) erstreckt sich schon seit Jahren der direkte französische Machtbereich in diesen Gegenden. Wie in den Küstengebieten die Anlage befestigter Punkte und verbindender Straßenzüge mit möglichster Beschleunigung erfolgte, so war es auch hier der Fall.

Als Faidherbe im Jahre 1857 einen Sieg über El Hadschi-Omar erfochten hatte und dann eine Gesandtschaft an Amahdu, den König von Segu, schickte, um von diesem zu erlangen, daß von dem mit Senegalschifffahrt noch zu erreichenden Punkte Medine, entlang der von dort zum Niger sich wendenden uralten Karawanenstraße, französische Faktoreien angelegt werden durften, merkte der aufmerksame Negerkönig sogleich die Schlinge, die man ihm legen wollte. Die zu ihm gesandten französischen Bevollmächtigten mußten unfreiwillig in seiner Residenz zwei Jahre hindurch rasten, ehe sie zurückkehren durften mit der ganz entschiedenen Zurückweisung ihres Anliegens.

Faidherbe mußte seine Hauptthätigkeit jetzt auf die Hebung der Kolonie Senegambien beschränken und erreichte auch dabei bedeutende Erfolge.

Oberst Brière de l'Isle, der im Jahre 1879 zum Gouverneur Senegambiens ernannt wurde, brachte Weisungen des französischen Marineministers Jauréguibéry mit, denen zu Folge er die gewünschte Verbindung zum Niger anbahnte. Dreißig Stunden flußaufwärts von dem in 67 Meter Meereshöhe gelegenen Medine, errichtete er den befestigten Platz Bafoulabe (117 Meter Meereshöhe) und sandte dann den Hauptmann Gallieni mit entsprechender Begleitung nach Segu, damit derselbe in militärischer Beziehung die zwischen Senegal und Niger gelegenen Gebietstheile näher erforsche.

Oberst Borgnis-Desbordes, der dann Gouverneur von Senegambien wurde, konnte nun mit größerer Kraftentfaltung vorrücken als seine Vorgänger. An der Straße vom Senegal zum Niger errichtete er Hauptposten zu Kita (358 Meter über dem Meere), zu Kundu (310 Meter) und setzte sich dann bei Baumako (335 Meter) am Niger fest.

Die weiten Gebiete von Fuladugu und Beledugu wurden jetzt gleichzeitig unterworfen; Frankreich hatte sich damit zwischen Senegal und Niger festgesetzt. Zur Zeit ist Kayes mit Medine und Bafoulabe am Senegal durch eine Eisenbahn verbunden. Nach dem Systeme Decauville errichtet, wird diese Eisenbahn bis zum Ende des Jahres 1890 bis nach Kita ihre Fortsetzung gefunden haben, während andererseits die Straße, die vom Senegal zum Niger errichtet wurde, für Artillerie und Fuhrwerk aller Art fahrbar ist. An den geeigneten Hauptpunkten dieser Straße erheben sich umfangreiche, massive und sturmfrei erbaute Gehöfte und Militärgebäude, die ohne Verwendung eines Belagerungstrains und Artillerie nicht überwältigt werden können.

Diese in ihren Haupttheilen während der Jahre 1881 bis 1883 geschaffene und gesicherte westafrikanische Operationslinie Frankreichs ist nunmehr

fleißig ausgenutzt worden. In der Zeit von 1883 bis 1889 sind die südlich von dieser Straße gelegenen Länder bis zu den Quellgebieten des Niger unter französische Botmäßigkeit gebracht worden, den Königen Amahdu und Samory blieb nichts anderes übrig, als sich dem französischen Protektorate ergebungsvoll zu unterwerfen und unsere heutigen Landkartenzeichner können da fast unausgesetzt ein weiteres Vorschreiten französischer Machtsphäre markiren.

Flußaufwärts von Bammako errichteten die Franzosen dann die Behauptungsposten Niagassola, Kangaba, Siguiri und Kurussa; abwärts von Bammako wurden am Niger dagegen Forts bei Kulikoro und Njamina zur Sicherung der Straßenstrecke: „Bammako—Sansandig" erbaut. Bei Njamina kreuzt eine der wichtigsten und jedenfalls die längste Karawanenstraße Westafrikas den Niger. Die Franzosen sicherten sich somit hier einen Hauptübergangspunkt, dessen Sperrung und Beherrschung weittragendste Bedeutung gewinnen kann.

Ein halbes Jahrzehnt verfloß, seitdem das erste französische Kanonenboot am oberen Theile des Niger seine Künste zeigte; und da die Franzosen in dieser Beziehung durchaus nicht geneigt sind, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen, beeilte sich der französische Schiffslieutenant Caron nach Kräften, daß die Bewohner des innerafrikanischen Stapelplatzes Karaba (Hafenstadt von Timbuktu, am Niger gelegen), sowie die herbeigelaufenen Neugierigen genannter Hauptstadt den Anblick französischer Geschütze erleben konnten (1888).

„Mit dem Essen wächst der Appetit!" behaupten die Franzosen. In diesen Gebieten scheint sich das Sprüchwort zu bestätigen. Unermüdliche „Forscherthätigkeit" mit erheblichem Aneignungseifer wird da in neuerer und neuester Zeit stetig entfaltet. Soeben (März 1890) hat der Kapitän Binger von der französischen Marine-Infanterie eine großartige Entdeckungsreise vom oberen Senegal aus vollendet. Seine Tour führte durch die entlegenen Quellgebiete des Rothen Flusses in den unerforschten Theil des westlichen Ober-Guinea und endete beim Hafenorte Bassam an der Zahnküste.

Daß neueste französische Karten da gleich eine rasche Gebietvermehrung markiren und die Grenzlinien von „l'influence française" sofort weiter als bisher ausschwingen lassen, darf kaum noch befremden. Zur Zeit des überwiegenden Einflusses Gambetta's hofften die ihm ergebenen Organe noch Vieles, wenn nicht mitunter Alles, von der Verlängerung der südalgierischen Eisenbahnen, die gegenwärtig bis zum weit vorgeschobenen Aïn Sefra sich erstrecken und vorzugsweise dem Vorrücken französischer Streitkräfte dienen.

Vorläufig wird am Senegal wie am Niger von Frankreich eifrig daran gearbeitet, Positionen und Verbindungen zu erstellen, die seinem Vorgehen im Nordwesten des dunklen Welttheils solideste Grundlage sichern, großartige Erfolge verbürgen und reichste Hülfsmittel gewähren sollen, wenn zur Zermalmung oder Unterwerfung der Tuaregstämme früher oder später geschritten werden muß zur Festigung der Ueberlandsverbindung zwischen Algerien und

Senegambien. Daß durch die Sahara weite Oasenzüge sich hie und da zeigen, ist durch Forschungsreisen, wie auch durch den gewöhnlichen Karawanenverkehr erwiesen worden. Wo Handelszüge mit schwerfälligen Lastthiertransporten die Strecken durchmessen, wird in Zukunft Maschinenkraft auf glatten Eisenpfaden jedenfalls mehr leisten können. Ein weites Arbeitsfeld ist da französischem Unternehmungsgeiste in aller Stille am Senegal und Niger vorläufig geschaffen worden durch Umsicht und Energie von Offizieren des Landheeres wie der Marine. „Wird der große Hauptzweck, die Festlandsverbindung zwischen Senegambien und Algerien auf breitester Grundlage erstrebend, dabei gelingen?“ das ist freilich eine andere Frage. Generationen dürften doch noch vergehen trotz des Geschwindschrittes unserer Zeit, ehe diese Frage entscheidende Klarstellung und endgültigen Abschluß findet. 35.

Das neue schweizerische Ordonnanzgewehr gegenüber denen anderer Staaten.

Die schweizerischen Schußwaffen haben bei der bekannten Vorliebe der Schweizer für Schießfertigkeit und Zielkunst von jeher in militärischen Kreisen Interesse erregt. Seit alter Zeit datiren bekanntlich in schweizerischer Eidgenossenschaft die vielseitigen technischen und praktischen Anstrengungen, beste Handfeuerwaffen für das heimische Wehrwesen zu erstellen.

Als noch Spieß und Hellebarde eine Hauptrolle in offener Feldschlacht oder auch bei Kämpfen auf Berggeländen, sowie in Gebirgspässen spielten, finden wir schon hier auffällige Erscheinungen, die hinreichend bekunden, wie frühzeitig der Vervollkommnung der Handfeuerwaffen da vorgearbeitet wurde.

Jedenfalls ist es eine interessante Thatsache, daß schon am 25. Mai des Jahres 1584 in Bern der Meister Nikolaus Zurkinden Schießversuche mit einer richtigen Revolverbüchse anstellte und wegen eines dabei sich ereignenden kleinen Unfalls einen Erlaß gestrenger Obrigkeit erlebte. Die damalige Regierung Berns hielt scharfe Wacht in Bezug auf Schießangelegenheiten. So finden wir schon im Jahre 1563 ein Verbot derselben bezüglich Verwendung von Feuerrohren mit gewundenen Zügen bei „gemeinen Schießen“.

In unserem Zeitalter ging dann die schweizerische Eidgenossenschaft, nachdem das Königreich Preußen den Hinterladern Anerkennung epochemachender

Art in entscheidender Weise verschafft hatte, allen anderen Staaten mit der Einführung von Magazingewehren voran.

Nachdem nun aber das Kleinkaliber-System in den Vordergrund rückte, zeigte sich mehr vorsichtiges Zuwarten und bedächtiges Prüfen in den maßgebenden schweizerischen Kreisen, die mit der Lösung der nationalen Gewehrfrage beauftragt waren und der vielfachen Schwierigkeiten in der Wahl des Besten sich bewußt sein mußten.

Endlich folgte der ausschlaggebende Entschluß, und nun ist die neue, vielfach erprobt worbene Waffe in der Massenanfertigung begriffen.

Die schweizerisch-fachmännischen Aeußerungen über wesentliche Eigenschaften und Vorzüge des neuen Gewehres verdienen hier jedenfalls einige Beachtung, umsomehr, als da mehrfach Vergleiche zu den neuen deutschen und österreichischen Magazingewehren herangezogen werden, neben Hinweisen auf das neueste französische Gewehrsystem. Wir vernehmen da z. B. folgende markirende Angaben:

„Die Erhöhung der Feuergeschwindigkeit wird an den neuesten Gewehren nach zwei Richtungen angestrebt: durch besseres Magazin und zweckmäßigeren Verschluß. Nach beiden Richtungen hin ist unser Gewehr anderen neuen Gewehren zum mindesten ebenbürtig."

„Das am Mittelschaft angebrachte Magazin ermöglicht Packetladung und enthält einen Vorrath von zwölf Patronen, die, so lange man das Gewehr als Einzellader brauchen will, intakt bleiben. Das französische Lebel-Gewehr hat bekanntlich das Röhrenmagazin wie unser Vetterli-Gewehr und mit diesem den großen Uebelstand gemeinsam, daß das Nachfüllen des Magazins ungemein viel Zeit in Anspruch nimmt. Das österreichische und das neueste, in Anfertigung begriffene deutsche Gewehr haben das Mannlicher Magazin, das nur fünf bis sechs Patronen faßt und das den Gebrauch dieser Gewehre als Einzellader ausschließt."

„Wir stehen in der Schweiz auf dem Standpunkte des gegenwärtigen deutschen, so viel gerühmten Exerzier-Reglements, wonach das Magazin nur in gewissen entscheidenden Fällen zu gebrauchen ist, im übrigen aber der Soldat sich des Gewehres als Einzellader zu bedienen hat. Will die deutsche Heeresleitung in Zukunft da nur aus dem Magazin feuern lassen, so muß sie ihr Exerzier-Reglement und damit eine bedeutsame taktische Regel abändern. Sie muthet damit der Feuer-Disciplin ihrer Soldaten viel zu und sie kann es ja. Wollen wir je dieser Fährte folgen, so können wir es ohne Aenderung am Gewehre zu treffen, wir brauchen nur das Magazin offen zu lassen. Wollen aber Deutschland und Oesterreich je zum abschließbaren Magazin zurückkehren, so müssen sie, die technische Ausführbarkeit immerhin vorausgesetzt, ihre Gewehre wieder einziehen. Der nächste Krieg wird in diese Frage Klarheit bringen."

„In einem Stücke ist aber unser neues schweizerisches Ordonnanz-Gewehr

dem österreichischen und deutschen bestimmt überlegen: in dem großen Fassungsvermögen des Magazins! Denn so gut ein Fünfpatronen-Magazin dem Einlader überlegen ist, so gut ist auch das Zwölfpatronen-Magazin dem fünf Patronen haltenden überlegen. Unzukömmlichkeiten in Tragart und Gebrauch des Gewehres bietet unser größeres Magazin durchaus keine, wie die Truppen-Versuche hinlänglich bewiesen haben."

Der Verschluß des neuen schweizerischen Gewehres gehört zum Geradzug-System, bietet absolute Sicherheit betreffs Abschluß des Laufes, und ist so eingerichtet, daß falsche Bewegungen oder ein Lotterigwerden, wie es zuweilen bei älterem Systeme der Fall war, durchaus nicht mehr möglich ist. Ohne das dolchartige Seitengewehr wiegt die neue Ordonnanzwaffe 4,4 Kilogramm, während das noch gegenwärtig in Gebrauch befindliche Gewehr eine Schwere von 4,6 Kilogramm hat.

Der Präzision hat man selbstverständlich in erster Linie bei allen stattgefundenen Versuchen hier eingehendste Beachtung gewidmet. Bei der älteren Waffe hatte der Schaft mit seinen angezogenen Bändern einen verderblichen Einfluß auf den Lauf ausgeübt. Das Höher- und Tieferschießen bei warm gewordenem Gewehrlaufe hat man auf nichts anderes zurückgeführt, als darauf, daß der Lauf in seinen Bestrebungen des Ausdehnens gehemmt war und sich dann folgegemäß krümmte.

Beim neuen schweizerischen Gewehre liegt er nun frei in dem ihn umgebenden Holzschaft, so daß er sich beliebig ausdehnen und zusammenziehen kann, ohne Widerstand und Hemmung zu finden. Der über dem Laufe befindliche Holzschaft soll die Hand des Benutzenden vor Verbrennung ꝛc. ꝛc. schützen und damit die Ruhe und Sicherheit der Handhabung erhöhen.

Das neue deutsche 8 mm-Gewehr besitzt bekanntlich die Deckung seines Laufes in einer Rohrumhüllung von Stahlblech, für die auch in der Schweiz der Patentschutz erworben wurde, die aber bei den schweizerischen Versuchen nicht die gleiche Anerkennung fand.

Noch rühmt man im Weiteren, daß der Rückstoß beim neuen Gewehre geringer als beim alten ist und die Abzugsvorrichtung ruhiges Abkommen wesentlich begünstigt.

Die Frage: „Erhalten wir Schweizer ein nun wirklich ganz auf der Höhe der Zeit stehendes und den weitgehendsten Anforderungen entsprechendes Gewehr?" wird von den zunächst dabei zur Antwort Verpflichteten vollständig bejaht!

Die von den Versuchen des Major Rubin bekannt gewordenen Flugbahnverhältnisse werden da in Erinnerung gebracht, wobei dann auch anschließend noch erwähnt wird, daß außer schweizerischer Eidgenossenschaft wohl nur noch Belgien auf das Kaliber von 7,5 bis 7,65 Millimeter herabgegangen ist.

Die Anfangsgeschwindigkeit (in 25 Meter Entfernung von der Gewehrmündung gemessen) von 590 Meter wurde erreicht, ohne daß die früheren

großen Pressionen im Laufe, die sowohl Hebler als Rubin so viel zu schaffen gaben, hier noch eintraten. Auf ein Ziel von 1,80 Meter Höhe berechnet man die maximalbestrichene Raumerstreckung auf 480 Meter, wodurch nun ermöglicht wird, daß die niedrigste Absehensstellung von 300 Meter auf alle nahen Ziele Anwendung finden kann.

Der höchste Werth wird da wieder auf gutes Distanzschätzen, sowie auf dessen Erleichterung gelegt. Es heißt da neben Anderem wörtlich:

„Dabei brauchen wir wohl kaum zu erwähnen, daß ein so günstig konstruirtes Geschoß, wie das kleinkalibrige, auch bezüglich der Beibehaltung der Geschwindigkeit auf große Distanzen, unübertroffen dasteht. Es sei indessen erwähnt, daß der Geschoßmantel von Stahl oder Kupfer das Geschoß etwas leichter macht, als wenn das ganze Geschoß aus Blei bestände, wodurch die Flugbahn auf große Distanzen etwas ungünstiger wird. Es ist dies aber eine rein theoretische Betrachtung; in Wirklichkeit spielt ja das Distanzenschätzen eine weit größere Rolle, als die wenigen Meter bestrichenen Raumes, die man auf größere Distanzen durch ein nur wenig schwereres Geschoß gewinnen würde. Von Bedeutung ist dagegen, daß die größte Flugweite des neuen Geschosses bis auf 3 Kilometer (und darüber hinaus) reichen mag."

Erkennt man Rubin das Verdienst zu, für die Geschoßbemantelung bahnbrechend gewirkt zu haben, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß Hebler darauf von der Kupfer- zur Stahlbemantelung überging. Dabei weist man gleichzeitig darauf hin, daß Stahl wohlfeiler als Kupfer sei und — aber nur auf kürzere Entfernungen! — den Vortheil größerer Durchschlagsfähigkeit gegenüber gewissen Substanzen aufweise. Die Abnutzung der Läufe wies bei Benutzung von Stahlmantel- oder Kupfermantelgeschossen keinen bemerkenswerthen Unterschied auf; die gleiche Beobachtung machte man bei Vergleichungen bezüglich Präzision 2c. 2c.

Das für das neue Gewehr vorzugsweise bestimmte Pulver wurde eingehenden Rüttelproben unterzogen, denn man wollte sich gründlich überzeugen, ob es etwa durch Rütteln an Wirksamkeit Einbuße erleide. Scharfe Patronen, die mit neuem Pulver gefüllt waren, wurden mit solchen älterer Füllung in eine Kiste gelegt und dann sechszig Stunden hindurch den Einwirkungen des Rüttelapparates der eidgenössischen Munitionsfabrik ausgesetzt. Diese Kiste erhielt 120 Stöße in der Minute bei 30 Millimeter Fallhöhe auf Metallunterlage. Der Boden der Kiste zerfiel in Staub, die mit den gerüttelten Patronen älterer und neuerer Art angestellten Schießversuche zeigten darauf die nämlichen Präzisionsergebnisse, die bei anderen, nicht gerüttelten Patronen erzielt wurden.

Daß die Einführung des neuen schweizerischen Gewehres manche Erörterung in den zunächst betheiligten Kreisen hervorgerufen hat, ehe die hauptsächlichsten Bedingungsfragen endgültig gelöst wurden, ist begreiflich. Viele Vorarbeiten, Versuche und Vergleiche waren nothwendig, wollte man diese Angelegenheit

so erledigen, daß sie auf geraume Zeit hinaus zu befriedigendem Abschluß gebracht werden konnte.

Gegenwärtig ist man an leitender Stelle überzeugt, daß dies geglückt ist und sieht sich daher kaum veranlaßt, die Einwände von unberücksichtigt gebliebenen Erfindern zu widerlegen, die bei solchen Gelegenheiten stets post festum erhoben werden. Eine in den letzten Jahren bei den eigenartigen Zeitverhältnissen brennend gewesene Frage des nationalen Wehrwesens wurde da in befriedigender und durchaus zweckgemäßer Weise gelöst und das bleibt denn doch die Hauptsache für Diejenigen, die dabei die Last vollster Verantwortlichkeit übernommen haben.

Im Jahre 1613 hatte die von den schweizerischen Ständen eingeführte Muskete ein Laufkaliber von 19,8 mm, ein Geschoßkaliber von 18,6 mm, eine Länge von 1,25 m und ein Gewicht von 7 bis 7,5 Kilogramm. Diese Muskete galt gegenüber der älteren Hakenbüchse, in Bezug auf Tragfähigkeit und leichtere Verwendungsart im Kampfe namentlich, als ein schwer zu übertreffendes „Schießgeräth". Im Zeitalter der Hinterlader marschirt die Waffentechnik mit ihren Fortschritten schneller als damals, wo der schwedische Kriegsheld sich erst noch mit Erprobung elementarster Formen der modern werdenden Feuertaktik im Felde abmühen mußte.

„Wird mit der Einführung der neuen Kleinkaliber- und Magazingewehre wirklich ein Abschluß für längere Zeit stattgefunden haben?" frägt man jetzt nicht blos in der Schweiz. Vielleicht ergeht es uns bei genügsamer Selbstbeantwortung einer solchen Frage genau so wie den Vorfahren, die gar zu häufig sich der Idee hingaben: nun könne doch wirklich nichts besseres und schärfer wirkendes mehr geschaffen werden! 36.

Neuerungen auf dem Gebiete der Handfeuerwaffen.*)

Vor Kurzem hielt im großen, sehr gut besuchten Saale des militärwissenschaftlichen und Kasino-Vereines zu Wien der Herr Major Kromar des Infanterie-Regimentes Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 einen mit sehr vielem Beifalle aufgenommenen Vortrag über dieses Thema, welches er, selbst

*) Mit gütiger Erlaubniß der Redaktion aus dem österreichischen „Armee-Blatt", eines Journals, welches wir allen unseren Bibliotheken und Kasinos zur Orientirung über die Verhältnisse in unserer verbündeten Armee empfehlen. D. Red.

Konstrukteur und lange Jahre in der k. und k. Armee-Schützenschule und im technisch-administrativen Militär-Komité thätig, wie selten Einer beherrscht.

Kromar sprach frei mit klarer, sonorer Stimme, die bis ins letzte Winkelchen des großen Saales gehört wurde und unterstützte seine hochinteressanten Ausführungen durch eine Anzahl Modelle und durch deutlich gezeichnete, über das Maß gehaltene Wandtafeln.

Wir glauben, nur dem Wunsche unserer P. T. Leser zuvorzukommen, wenn wir Kromar's Vortrag im Auszug wiedergeben.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Vortragende die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, präzisirte, begann derselbe mit der Besprechung des eigentlichen Themas und gliederte den Stoff des leichteren Ueberblickes wegen in zwei Hauptgruppen, wovon die erste Gruppe die Einrichtung der Magazine und Repetirvorrichtungen, die zweite Gruppe jene der Verschlußkonstruktionen bildete.

I. Magazine.

Als eine der wichtigsten Neuerungen muß die Anwendung der sogenannten randlosen Patronenhülse hervorgehoben werden. Das erste hierfür eingerichtete kriegsbrauchbare Repetirgewehr in Oesterreich wurde vom Herrn Ober-Ingenieur Mannlicher bei Anwendung dieser Hülsenform Ende des Jahres 1887 vorgelegt, also gerade zu einer Zeit, als sich die oberste Heeresleitung zur Annahme des 8 mm-Kalibers entschlossen hatte und die Großerzeugung dieser Gewehre bereits eingeleitet war.

Der Vortragende erklärte nun, daß die damaligen Verhältnisse bei dem Umstande, als noch keine Erfahrungen über diese Hülsenform zu Gebote standen, die Annahme dieser Hülsenform in Oesterreich unthunlich machten.

Hierauf besprach der Vortragende den Einfluß, den die randlose Hülse auf die Form und Größe der Magazine und des Kastens nimmt, daß hierdurch das Magazin eine rechtwinklige Form erhält, in seinen Dimensionen verkleinert wird und die rückwärts angebrachte Nase in Folge einer röhrenförmigen Ausbauchung der rückwärtigen Wand des Magazins derartig geformt werden kann, daß sich oben und unten eine Nase bildet, wodurch es für das Einführen des Magazins gleichgiltig ist, was oben und unten ist.

Es kann auch nicht geleugnet werden, daß durch die Form solcher Magazine sich die Form unserer Patrontaschen, sowie die Verpackung der Patronen weitaus günstiger gestaltet hätte. Da sich aber die Vortheile der randlosen Hülse eben nur auf die Form der Magazine und der Verpackung, nicht aber auf die Schießresultate beziehen, bei dem Umstande weiters, daß für das 8 mm-Infanterie-Gewehr die Hülse mit vorstehendem Rande systemisirt ist, die Vortheile der randlosen Hülse nicht groß genug erscheinen, um heute bei Festsetzung des neuen Karabiner-Modells den Grundsatz der Munitions-Einheit auch nur einen Moment in's Schwanken gerathen zu lassen, denn

auch mit unserer bestehenden Patrone kann der Karabiner ebenso zu einer Musterwaffe werden, wie dies unser Infanterie-Gewehr M. 88 ist.

Nach Charakterisirung der in Oesterreich-Ungarn zuerst angewendeten Packetladung erklärt der Vortragende, daß dieses System nahezu in ganz Europa durchgegriffen habe und alle Neukonstruktionen, wenn sie auch kleine Abarten bezüglich der Einrichtung der Magazine zeigen, unverkennbar die Grundtype der österreichischen Packetladung tragen und keine Neuerungen bieten, die bei uns nicht schon gesehen und gekannt sind.

Am meisten abweichend ist die Ladeweise des in Italien eingeführten Magazinssystems Vitali, bei welchem das Patronen-Packet aus einem Holzstücke besteht, an dem sich nach abwärts zu zwei Paare Blechstreifen angenagelt befinden. Dieses Packet faßt vier Patronen, hat oben eine Spagatschlinge und wird, nachdem es in das Magazin des Gewehres von oben eingeführt, mittelst der Schlinge wieder herausgerissen, wobei die im Kasten beiderseits angebrachten Patronenhalter die Patronen im Kasten festhalten. Das herausgerissene leere Magazin wird vom Soldaten versorgt, um gelegentlich später wieder mit einzelnen Patronen gefüllt werden zu können.

Ein anderer Unterschied in der Ladeweise besteht darin, daß das Magazin (Etui) nicht mit in den Magazins-Kasten eingeführt wird, sondern, daß man die Patronen vom Magazine mit der Hand abstreift. Auch diese Ladeweise war in Oesterreich schon lange bekannt und wurde schon bei dem Trommelgewehr, System Schönauer-Mannlicher (Muster 1887/1888) zur Anwendung gebracht, auf welches die Packetladung mittelst des Abstreifens der Patronen übertragen wurde.

Der Vortragende führte dieses Gewehr vor und erklärte weiters, daß sich an diesem System auch eine andere Neuerung befindet, welche ursprünglich von Pieper in Anwendung kam.

Mannlicher hatte nämlich schon bei seinen Gewehren aus dem Jahre 1884 den Lauf mit einem sogenannten Spanüberzug versehen, um das Gewehr bei großer Erwärmung des Laufes überall fest anfassen zu können, ohne sich zu verbrennen.

Pieper hat den ganzen Lauf mit Holz verkleidet, was auch Mannlicher bei dem vorliegenden Modelle übernommen hat und heute in der Schweiz als „Rundschaft" eingeführt ist.

Diese Holzhülse wurde später nach der Idee des bayerischen Major Mieg durch ein stählernes Ueberzugsrohr ersetzt, welches derartig angeordnet ist, daß zwischen dem Laufe und dem Mantelrohr eine Luftschichte verbleibt.

Diese Einrichtung soll gestatten, das Gewehr selbst bei großer Erwärmung des Laufes überall fest anfassen zu können, ohne sich zu verbrennen und schützt den Lauf gegen jede äußere Beschädigung, wodurch es möglich wird, denselben auf seine zulässig kleinsten Dimensionen zu verringern, um das Gewicht der Waffe in seinen normalen Verhältnissen zu erhalten.

In der Schweiz haben bekanntlich Rubin und Hebler durch ihre Forschungen in der Kaliberfrage den neuesten Abschnitt in der Entwickelungs-Geschichte der Handfeuerwaffen geschaffen.

Das in der Schweiz zur Einführung gelangende neue kleinkalibrige Gewehr System Oberst Schmidt führt ebenfalls die Packetladung und ist auf die randlose Patrone basirt. Das Magazin faßt zwölf Patronen, welche in zwei Reihen, aneinander übergreifend, gelagert sind und wird von oben, analog der österreichischen Packetladung in den Kasten eingeführt. Diese Lagerung der Patronen im Magazine wurde seinerzeit schon von Werndl und späterhin von Krnka ausgeführt.

Die Vermehrung der Patronen im Packete von fünf auf zwölf Stück, sowie die Anbringung einer Repetir-Sperre, wie sie diese Magazinseinrichtung besitzt, kann der Vortragende nach Darlegung seiner hierfür sprechenden Gründe, nicht als einen Vortheil bezeichnen.

Die in Belgien stattgehabten ersten Versuche mit Konkurrenz-Modellen, behufs Auswahl eines neuen kleinkalibrigen Gewehres, haben die Ueberlegenheit des österreichischen Modelles M. 1888 dargethan. Späterhin wurden in Entsprechung spezieller Anschauungen drei Modelle, und zwar: ein Mannlicher-, ein Ragant- und ein Mauser-, den Konkurrenz-Versuchen unterzogen, bei welchen die definitive Wahl auf das System Mauser fiel.

Alle Gewehre waren auf die randlose Patrone basirt.

Beim belgischen System Mauser wird das Magazin aus einem Stahlstreifen gebildet, dessen ausgefrästen Seitenränder die Patronen in ihrer Lagerung erhalten. Behufs Festhaltens der Patronen im Magazin und um das Abstreifen der Patronen aus dieser Magazinsform zügiger zu machen, bringt Mauser an der inneren Stirnfläche des Magazins eine Wellenfeder an, die er mit zwei Zinken an dem Magazine befestigt.

Wir sehen somit das System des Abstreifens der Patronen vom Magazin wie dies beim Trommelsystem Schönauer-Mannlicher M. 1887/88 zur Ausführung gelangte, erneuert in Anwendung gebracht.

Nachdem der Vortragende erwiesen hat, daß dieses System des Abstreifens der Patronen bereits in Oesterreich bekannt war, vertritt er die Ansicht, daß, namentlich für eine derbe schwulstige Hand, das Einschieben eines ganzen Packets sammt Magazin weitaus leichter sei als das Abstreifen der Patronen vom Magazin, daß ferner der angebliche Vortheil, daß das Magazin auch mit einzelnen Patronen geladen werden könne, die Handhabung der Waffe komplizire, und daß diese Gesichtspunkte auch in Deutschland maßgebend waren, nachdem das neue, in Deutschland in Einführung begriffene, kleinkalibrige Repetirgewehr die Mannlicher-Packetladung mit der randlosen Patrone besitzt.

Im weiteren Verlaufe führt [illegible] Konstruktion der neuesten Zeit von Schulhof vor [illegible]vehr für fünf

Patronen bei Anwendung der Mauser'schen Packet-Konstruktion und im Allgemeinen bezüglich der Drehvorrichtung der Trommel mit dem System Schönauer-Mannlicher M. 1887/88 identisch.

In den letzten Tagen hat sich Schulhof von der Mauser'schen Packet-Anordnung getrennt und indem er das Abstreifen der Patronen — wie es bei einem Trommelsystem mit anzuwendender Packetladung nicht anders thunlich ist — beibehält, doch dem Magazin eine andere Form gegeben.

Bei Anwendung der randlosen Patrone wurde die Trommel für fünf Patronen so klein, daß es möglich war, die Trommel ganz mit dem Schafte zu verkleiden, so daß das Gewehr dem Aeußeren nach nicht erkennen läßt, ob es ein Repetirgewehr oder ein Einlader ist.

Die Transformation des serbischen und russischen Gewehres, gegenwärtig als Projekt vorliegend, vom serbischen Oberst Koka Milovanovitsch konstruirt, zeigt gleichfalls die Anwendung der Packetladung zu fünf Patronen, bei welchen das Magazin, ähnlich wie beim System Vitali nach dem Einführen in den Kasten, wieder leer herausgerissen wird.

Der Kasten befindet sich jedoch links seitwärts der Patronen-Einlage angebracht, ein Schieber, welcher das Ausspringen der Patronen nach oben verhindert, ist verstellbar eingerichtet, und dient gleichzeitig als Repetir-Sperre, indem durch das Abwärtsdrücken des Schiebers, die Patronen des Kastens soweit versenkt werden, daß das Repetiren eingestellt wird.

Der Zubringer hat einen Zeiger, der nach auswärts greift und die Zahl der im Magazin befindlichen Patronen erkennen läßt.

Wenn immerhin diese Konstruktion alle möglichen Varianten zuläßt, so setzt dieselbe voraus, daß auch der Soldat in der richtigen Handhabung dieser Varianten entsprechend instruirt sein muß.

Aus allen den vorangeführten Magazins-Einrichtungen leitet der Vortragende ab, daß durch diese Neukonstruktionen die österreichische Packetladung nicht übertroffen wurde.

II. Verschlüsse.

Die ersten Geradzugverschlüsse wurden von Mannlicher konstruirt und war überhaupt der Name „Geradzugverschluß" vor den Erfindungen Mannlicher's in der Technik der Handfeuerwaffen nicht bekannt. Es bestehen zwei Originaltypen.

Beim ersten Typus, Modell 1884, wird die geradlinige Bewegung des Griffstückes mittelst eines schraubenförmigen Ausschnittes, in welchen ein Zapfen des Verschlußkolbens greift, auf die drehende Bewegung des Verschlußkolbens, welch' letzterer die Verschlußwarzen trägt, übersetzt und dadurch der Abschluß hergestellt.

Beim zweiten Typ erhält der Verschlußriegel durch die geradlinige Führung des Griffstückes, welch' letzteres einen Keil besitzt, der mit seinen

Führungsleisten in die entsprechenden Nuten des Riegels eingreift, seine auf- und abwärtsgehende Bewegung, wodurch der Abschluß hergestellt wird.

Beide dieser Typen wurden seinerzeit vom technischen und administrativen Militär-Komité erprobt und gelangte letztere zur Annahme.

Diese Charakteristik dieser beiden Verschlußtypen erörtert der Vortragende zuerst und führt hierauf alle nachfolgenden Konstruktionen in logischer Weise auf diese Originaltypen zurück.

In neuerer Zeit hat man die Erfahrung gemacht, daß die ballistische Leistungsfähigkeit einer Waffe auch von der Art und Weise des Verschlusses abhängig ist, da der Verschluß den Stoßboden bildet und dieser auch als ein einflußreicher Theil der Bohrung betrachtet werden muß.

Schon im Jahre 1878 hat Herr Ober-Ingenieur Mannlicher einen Verschluß vorgelegt und patentirt, bei welchem sich die Verschlußwarzen ganz vorne befinden und der Abschluß dicht hinter dem Patronenboden geschieht. Diesem Verschluß wurde damals keine Aufmerksamkeit geschenkt, weshalb der Erfinder das Patent verfallen ließ; daß dasselbe auf die Präzision einen Einfluß zu üben im Stande wäre, hatte damals Niemand vermuthet. Da tauchte im Jahre 1886 diese Verschlußart beim französischen Gewehrsystem Lebel erneuert auf und unterscheidet sich der Verschluß des System Lebel von dem Grasverschluß nur dadurch, daß der Verschlußkopf, welcher die Abschlußwarzen trägt, mit dem Kolben fest verbunden ist und sich die Abschlußwarzen des Verschlußkopfes beim Rechtsdrehen des Verschlußkolbens in den vordersten Theil des Gehäuses verreiben, wodurch der Abschluß bewerkstelligt wird. Ob man damals schon den Einfluß auf die Präzision eines solchen Abschlusses genau gekannt hat, kann nicht bestimmt angegeben werden, doch ist anzunehmen, daß man die gegenseitige Verriegelung des Gras-Verschlusses beseitigen wollte und daß die Versuche darauf geführt haben.

Nachdem es durch diese Art des Verschlusses möglich wird, sowohl das Gehäuse als den größten Theil des Verschlußkolbens von dem Druck der Pulvergase zu entlasten und auf diese Weise das Gewicht der Waffe durch Schwächung des Gehäuses und des Verschlusses zu verringern, sah Mannlicher sich veranlaßt, seine ursprüngliche Idee, die er in Frankreich übernommen sah, wieder aufzunehmen und es entstanden neue Modelle, sowohl von Drehverschlüssen als Geradzugverschlüssen mit Verreibung des Verschlußkopfes. Versieht man ein Infanteriegewehr mit einem derartigen neuen Verschluß, so zeigt sich, daß derselbe Lauf bei Anwendung der normalen Patrone eine erhöhte Präzision ergiebt.

Die Ursachen dieser Erscheinung leitet der Vortragende folgendermaßen ab:

Befinden sich die Abschlußwarzen, wie dies bei den meisten Kolbenverschlüssen der Fall ist, hinter der Patronen-Einlage oder noch weiter rückwärts, so wird beim Schusse der größte Theil des Gehäuses auf die Dehnung und der längste Theil des Verschlußkolbens auf das Zusammendrücken in Anspruch

genommen. Beide dieser Faktoren wirken gemeinsam auf die Vergrößerung des Spielraums hinter dem Patronenboden.

Trägt dagegen der Verschlußkopf die Abschlußwarzen, welche sich unmittelbar hinter dem Stoßboden im Gehäuse verreiben, so wird das Gehäuse nur auf die geringste Dimension bezüglich der Dehnung und der Verschlußkopf nur auf ein ganz kurzes Stück auf das Zusammendrücken in Anspruch genommen und somit wird der Spielraum hinter dem Patronenboden auf das denkbarste Minimum reduzirt, wonach für den Stoßboden nahezu dieselben Verhältnisse eintreten, wie dies seinerzeit bei den Vorderladern der Fall war. Der Vortragende vertritt deshalb die Ansicht, daß die Vibration des Stoßbodens nachtheilig auf die Präzision einer Waffe einwirkt.

Nun führte Herr Major Kromar sowohl Drehverschlüsse als Geradzugsverschlüsse mit der Verreibung des Verschlußkopfes vor und erklärte, daß namentlich bei letzterer Verschlußgattung das Gewicht der Waffe erleichtert wird, daß die Handhabung dieses Verschlusses mit jenem des Infanteriegewehres ganz gleich ist und bezeichnet diese Konstruktion als eine jener Neuerungen, für deren Annahme er bei der Festsetzung des Karabinermodelles mit seiner vollsten Ueberzeugung eintreten würde.

In Deutschland hat man, diesem Einfluß des Stoßbodens Rechnung tragend, den Verschluß bei dem neuen Gewehr auch dementsprechend eingerichtet.

Der Verschluß des neuen Schweizer-Gewehres ist ebenfalls ein Geradzugsverschluß und lehnt sich an die erste Type eines Geradzugsverschlusses von Mannlicher an. Bei demselben besteht der Verschlußkolben aus einem langen Cylinder, welcher hinter der Patroneneinlage eine Verstärkung besitzt, welche die schraubenförmige Nut für die Uebersetzung der geradlinigen Bewegung des Griffstückes hat und die beiden Abschlußwarzen trägt. Das Griffstück bildet einen separaten Kolben, welcher in einem separaten Gehäuse liegt und mit seiner Warze in die schraubenförmige Nut des Kolbens eingreift.

Diese Konstruktion, die wohl eine Nachahmung ist, bleibt in konstruktiver Hinsicht hinter der ersten Type Mannlicher's zurück und zeigt eben nur, daß man auch in der Schweiz den Werth eines Geradzugsverschlusses erkannt hat.

Nach einer allgemeinen Beschreibung des Repetirgewehres System Lebel als Repetirgewehr mit Vorderschaftsmagazin und Erörterung der hierbei in Ausführung gekommenen Verbesserungen der löffelförmigen Zubringervorrichtung geht der Vortragende auf das Projekt der Transformation des russischen Berdan-Verschlusses in einen Geradzugsverschluß, ausgeführt von Oberst Koka-Milovanovitsch, über.

Bei dieser Transformation wird das Schlagstück gleichzeitig umgewandelt und trägt einen Stift, welcher in eine schraubenförmige Nut des Verschlußkolbens eingreift, wodurch beim Zurückziehen des Schlaggriffstückes das Linksdrehen des Verschlußkolbens erfolgt und der Verschluß geöffnet wird. Beim Schließen veranlaßt eine am vorderen Ende des Schlagstückes angebrachte

Schiene, welche mit einer schiefen Fläche auf die Verschlußleiste drückt, das Eindrehen der Verschlußleiste und legt sich beim Schusse diese Schiene derartig vor die Verschlußleiste, daß ein Aufschnellen derselben ausgeschlossen erscheint.

Als Mittelding zwischen Gewehr und Mitrailleuse führt der Vortragende die Handmitrailleuse von Mannlicher vor, beschränkt sich jedoch nur auf das Vorzeigen derselben.

Bezüglich des rauchlosen Pulvers erklärt der Vortragende, daß die Versuche genügend dargethan haben, daß die Anwendung dieser Pulvergattung bei unserem Infanteriegewehr keinem Anstand unterliegt.

Nun kommt der Vortragende zu folgendem Schlußsatze:

Nach den gemachten Darlegungen nimmt von allen in der Gegenwart eingeführten Infanteriewaffen jene der österreichisch-ungarischen Armee den ersten Rang ein. Durch unser Gewehr wurde eine neue Phase in der Waffentechnik eingeleitet und war es diesmal unser Beispiel, welches anderen Staaten zur Richtschnur gedient hat.

Bei den in Einführung begriffenen oder zur Einführung bestimmten Gewehrsystemen anderer Staaten, welche selbstverständlich durch unsere Erfahrungen viel zu lernen in der Lage waren, finden sich einzelne Neuerungen, die wohl als vortheilhaft anerkannt werden müssen, die jedoch im praktischen Effekt der Waffe keinerlei Unterschied ergeben und durch welche unsere Infanteriewaffe in der großen Konkurrenz auf dem Schlachtfelde sicherlich in keiner Weise in den Schatten gestellt werden wird.

Summum tempus.

In allen Zeitungen des deutschen Reiches werden seit zwei Jahren die Verhältnisse des Offizierstandes eingehender Betrachtungen unterzogen. Alle, welcher politischen Richtung sie auch angehören, sind darüber einstimmig, daß es Zeit ist, die Gehalts- sowohl wie die Versorgungs-Verhältnisse einer wohlwollenden Revision zu unterwerfen; es dürfte daher nicht uninteressant sein, zu untersuchen, wo uns denn eigentlich der Schuh drückt, und welche Mittel zur Hebung der vorhandenen Uebelstände in Vorschlag zu bringen wären.

Der größte Theil aller Menschen wird mit dem 30. Lebensjahre in der

Lage sein, sofern nicht eigenes Vermögen vorhanden ist, auf die Unterstützung von Angehörigen nicht mehr rechnen zu können, das trifft in der Armee die Charge der Premier-Lieutenants, die in diesem Alter meistens erst zu dieser Stellung befördert sind.

Der größte Theil der Offiziere sind nun Söhne des Offiziers- und Beamtenstandes, sie haben von ihren Eltern eine kostspielige Erziehung genossen, sie sind bis dahin durch Gewährung einer, wenn auch geringen, so doch feststehenden Zulage gesichert gewesen, und nun tritt mit dem Tode des väterlichen Ernährers der bittere Mangel an die Stelle ihres bisherigen Zustandes, denn Niemand wird wohl bezweifeln können, daß es heute selbst dem festesten Charakter unmöglich ist, von dem Premier-Lieutenants-Einkommen zu leben.

Sehr richtig sagt v. d. Goltz-Pascha in seinen klassischen Schriften: „Reiche Prätorianer haben noch stets ihren Herrn im Stich gelassen, aber Mangel, Sorgen und Noth hemmen den frischen und fröhlichen Geist und machen die Thatkraft verschwinden."

7—8 Jahre dauert es, bis der Premier-Lieutenant zum Hauptmann befördert wird, und 7—8 Jahre sind eine lange Zeit, wenn sie ausgefüllt wird mit der Sorge um das tägliche Brod und um die Möglichkeit, sich in seiner Laufbahn zu erhalten.

So steht denn der gereifte Mann im Anfang der dreißiger Jahre, da er der Hülfe des sorgenden Vaters entbehrt, pekuniär schlechter da, als am Anfang seiner Laufbahn. Sollte, so fragen wir, dadurch nicht der frische, fröhliche Geist und die Thatkraft leiden?

Wir enthalten uns hier jeglichen Vergleiches der Stellung des Offiziers mit seinen Altersgenossen in den civilen Staatsstellungen, da es ja allgemein bekannt, daß dieselben im Anfang der dreißiger Lebensjahre in auskömmliche Gehälter gelangen, die nahezu denen unserer Hauptleute I. Klasse entsprechen.

Die schlimmste Zeit kommt indessen für den Premier-Lieutenant erst mit der Beförderung zum Hauptmann. War es ihm gelungen, bei der notorischen Unmöglichkeit, von seinem Gehalt zu leben, von Freunden und Verwandten Unterstützungen von auch nur 20 Mark pro Monat sich zu besorgen, so macht das in den 7—8 Jahren, die er in dieser Stellung verblieben, nahe an 2000 Mark Schulden, dazu kommt nun die Beschaffung eines Pferdes und der Reit- und Stalleinrichtung. Der Infanterist, wenn er nicht mit Kavallerie in einer Garnison steht, hat in der Regel wenig Gelegenheit, Reiten zu lernen, er kann also nicht wie der junge Kavallerie-Offizier, dem ein gerittenes Dienstpferd stets zur Disposition steht, ein rohes und daher billiges Pferd kaufen. Daher behaupten wir nicht zu viel, wenn wir sagen, daß der neue Hauptmann gezwungen ist, für Pferd, Sattel- und Stalleinrichtung 1000 Mark auszugeben.

So hat denn der junge Hauptmann mit dem Antritt seiner Stellung eine Schuldenlast von 3000 Mark.

Die neue Stellung verlangt höhere Pflichten; der Hauptmann kann nicht mehr so wohnen und leben wie der Lieutenant, es giebt Tage im Leben der Kompagnie, an denen er sich nicht scheuen darf, in den eigenen Beutel zu greifen. Die Leute wissen nicht, ob ihr Hauptmann wohlhabend ist oder nicht, sie empfinden es aber sofort, wenn bei „ihrer Kompagnie" das Weihnachtsfest schlechter ausfällt, als bei anderen.

Die guten Freunde und Verwandten wollen endlich ihr Geld sehen, sie haben lange geduldig gewartet, „jetzt ist er doch Hauptmann, jetzt kann er zahlen."

Pro Monat 50—100 Mark zurückzahlen vom Hauptmannsgehalt II. Klasse, ist eine harte Aufgabe, es heißt, die eben erwachten Ansprüche wieder zurückschrauben auf 4—5 Jahre.

Jetzt endlich mit dem 42.—44. Jahre kommt die Erlösung, er tritt in das Gehalt der Hauptleute I. Klasse. Was aber ist aus dem frohen, frischen, thatkräftigen Menschen geworden? Beständiger Kampf macht rauh und unduldsam, der self made man wird mit stolzer Verachtung auf seine schwächeren, im Kampfe, den er bestanden, zagenden Kameraden herabblicken, hart und unduldsam hat ihn das Leben erzogen, Härte und Unduldsamkeit werden seine Untergebenen ernten. Und gesellschaftlich? Die Erfahrung lehrt, daß diese Männer sich meist feindlich von froher Gesellschaft zurückziehen, hat ihnen das Leben in der Jugend nie gelächelt, wie sollten sie sich jetzt im vollen Mannesalter an dem Treiben der harmlosen Jugend erfreuen, sie fühlen es zu tief, sie passen nicht hinein mehr in die heiter plaudernde Gesellschaft edler Frauen, in das frohe Treiben der Jugend beim Liebesmahl.

So entstehen jene unzufriedenen harten Charaktere, ein Schrecken ihren Untergebenen, ein vielfaches Aergerniß ihren Vorgesetzten.

Das ist das Bild eines Theils der eigentlichen Erzieher des Volkes in Waffen, der wahren Schulmeister von Königgrätz.

Was ist nun der Lohn dieser Männer, wenn sie aufgearbeitet den Dienst verlassen müssen? Eine dürftige Pension und die Aussicht auf Anstellung im Zivildienst. Die erstere steigt mit dem Gehalt, würde also durch eine Erhöhung desselben von selbst wachsen, die zweite ist eigentlich nur eine Illusion, die von selbst verschwindet, wenn der dennoch zu suchen Gezwungene sich in den verschiedenen Branchen, die ihm geboten werden, umsieht.

In der letzten Zeit sind Versuche gemacht, diese Stellen zu vermehren, was aber hat man dem invaliden Offizier geboten? Während der Unteroffizier, wenn er den Dienst verläßt, in der Zivilstellung aufsteigt, hat man dem invaliden Offizier Subalternstellen in der Militärverwaltung angeboten, im Steuerfach kann er nur die Subaltern-Karrière machen, in Konkurrenz mit jedem Unteroffizier oder Supernumerar, in der Post bleibt er, und wenn er der Tüchtigste ist, ewig Postdirektor, in der Gefängniß-Karrière konkurrirt er wieder mit dem Unteroffizier, kurz in Allem ein Rückschritt, ein Zurück-

stoppen gegen seine Gewohnheiten, gegen seine Erziehung; dazu kommt, daß diese Stellungen noch sehr gesucht sind, wozu zwingt die Noth nicht, und der Expectant mehrere Jahre auf Anstellung warten muß.

Haben wir so die Schäden des jetzigen Zustandes hervorgehoben, so gilt es nun, die Mittel zu finden, dieselben zu heben und auszugleichen.

Das erste ist die Erhöhung der Gehälter der Premier-Lieutenants. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt das alte Sprichwort und wir glauben, daß, wenn man diese Charge um 30—40 Mark erhöhen würde, die Möglichkeit für dieselbe vorläge, unter sehr bescheidenen Ansprüchen und der Aussicht auf das lohnende Hauptmannsgehalt zu existiren.

Dann müßte jedem Hauptmann bei seiner Beförderung zu dieser Charge eine ausreichende Entschädigung für Beschaffung von Pferd und Reitzeug bewilligt werden.

Drittens Fortfall der Zweitheilung des Hauptmannsgehalts, die nur zu Ungerechtigkeiten und Glücksritterthum in der Armee beiträgt und Gleichstellung aller Hauptleute in allen Waffen. Eröffnung lohnender und standesgemäßer Anstellung im Zivildienst. Darunter rechnen wir:

1) Ueberlassung der Landrathsposten an Offiziere a. D. (Wir haben in der Provinz Preußen einen Landrath kennen gelernt, der aktiver Offizier war und in dem Rufe stand, der beste Beamte seines Regierungsbezirks zu sein).

2) Zulassung der Offiziere zur höchsten Steuer- und Post-Karrière.

3) Ueberlassung der Stellen der Strafanstalts-Oberbeamten nur an Offiziere a. D.

4) Ueberlassung der Lotterie-Kollekten der Staatslotterie nur an Offiziere a. D.

5) Anregung zur Selbsthilfe eventuell durch Staatszuschuß zur Gründung von Kranken- und Unterstützungskassen, von Freistellen in Bädern 2c.

Das wäre in großen Umrissen das, was uns Noth thut, doch macht diese Arbeit durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr soll sie nur berufeneren Federn die Anregung bieten, auf dieses Thema einzugehen.

Die Neutralität der Schweiz, ihr Verhältniß zu den Garantie-Staaten und ihre Vertheidigungskraft.*)

Wirft man einen Blick auf die politische Uebersichtskarte von Europa, so sieht man nahezu in der Mitte des Welttheils ein ganz kleines Land, dessen Grenzen durch eine besondere Farbe der Stempel der Selbstständigkeit aufgedrückt ist. Und dieses kleine Land, die Schweiz, besitzt nicht allein absolute Unabhängigkeit, sondern auch eine von ganz Europa garantirte, immerwährende Neutralität. Es dürfte nicht uninteressant sein, die Geschichte, Berechtigung und heutige Auffassung dieser Neutralität, das Verhältniß zu den Garantie-Staaten, sowie die Vertheidigungskraft des Staates einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen. Der letzte, ziemlich hartnäckige Streit zwischen der Schweiz und Deutschland, zwischen dem nahezu kleinsten und dem mächtigsten der europäischen Staaten, dürfte das Interesse an dieser Betrachtung erhöhen.

Die Schweiz ist ein Internationalstaat, in welchem eine Menge Nationalitäten, vor Allem aber drei große, die deutsche, französische und italienische vertreten sind, in welchem also das Uebergewicht einer einzigen Nationalität fehlt. Ihre Religion, ihre Sprache und ihre Sitten sind verschieden, der Staat und seine Theile, deren Abgrenzung durch den gebirgigen Charakter des Landes mit seinen Thalschaften noch begünstigt wird, so klein, daß bei solcher Betrachtung nicht allein eine garantirte Neutralität, sondern eine staatliche Selbstständigkeit überhaupt unnatürlich und unberechtigt erscheint. Trotzdem haben eine mehrhundertjährige Geschichte, gemeinsame Gefahren und Erinnerungen, vor Allem aber die republikanische Freiheit und die Möglichkeit ihrer weiteren Entwicklung die einzelnen Theile trotz ihrer Rassenverschiedenheit und der hieraus entstandenen oftmaligen Befehdungen zur Eidgenossenschaft zusammengekittet, das Gefühl einer Zusammengehörigkeit und eine daraus resultirende, wiederholt erzwungene und anerkannte Selbstständigkeit geschaffen. Eine merkwürdig republikanische Verfassung mit vielen Schwächen ist jedoch das Resultat dieser merkwürdigen Zusammenkittung. Wie kommt es nun, daß die angrenzenden National- und Einheits-Großstaaten keine merkliche Anziehungskraft auf die Bestandtheile der Schweiz entwickeln und im Vereine mit Oesterreich an keine Theilung derselben denken? Die Begründung würde mich zu weit führen. Ebenso gut wie kurz finden wir die wesentlichsten Bedingungen der staatlichen Selbstständigkeit der Schweiz niedergelegt in den

*) Wir bringen mit Vergnügen auf dem neutralen Boden unseres Journals den nachstehenden Artikel, der gewiß anregend wirken und in seiner vornehmen Art auch die Beachtung gegentheiliger Anschauungen gewinnen wird.

Worten: Dei providentia et hominum confusione conservatur Helvetia. Einem solch kleinen Internationalstaat soll und darf aber keine Initiative in den äußeren Angelegenheiten Europas zuerkannt werden. Aus diesen und anderen Motiven wurde dem nun einmal selbstständigen Föderativ-Staat durch die Verträge von 1815 immerwährende Neutralität garantirt und seine Unabhängigkeit anerkannt. Das würde an und für sich nicht viel zu bedeuten haben, da die Verträge von 1815 bedenklich angefressen sind, und 1838, 1847 und 1856 standen die Dinge so, daß man bald von Frankreich, bald von diesem und Oesterreich, bald von Deutschland einen Angriff auf diese Neutralität wohl für möglich halten durfte. Indessen hat die Schweiz bei jeder europäischen Verwicklung, die ihre Grenzen bedrohte, unter Berufung auf die Pariser Verträge von 1815 stets an ihre Neutralität erinnert und auf diese Weise in einer Reihe von Akten die wiederholte Anerkennung ihrer Neutralität erhalten. Es dürfte nunmehr geboten sein, den Begriff der Neutralität kurz zu definiren.

Die einfache Neutralität ist die Nichtbetheiligung eines Staates an der Kriegsführung anderer Staaten unter eigenem parteilosen Verhalten gegen jeden der Kriegführenden. Dies ist also eine vorübergehende Neutralität, welche mit dem Ende des Krieges erlischt. Auch diese Stufe hat die Schweiz durchgemacht, aber seit 1815 handelt es sich bei ihr um eine immerwährende und garantirte Neutralität. Diese Art von Neutralität bedingt schon im Frieden ein gewisses Verhältniß zwischen dem ewig neutralen Staat und den Garantiemächten, das auf gegenseitigen Rechten und Pflichten basirt. Die Auffassung dieses Friedensverhältnisses gab wiederholt zu Streitigkeiten Veranlassung, zuletzt zu einem Streite mit Deutschland, dem sich auch noch Rußland und Oesterreich zugesellten.

Um nun die heutige Auffassung der schweizerischen Neutralität und das thatsächliche Verhältniß derselben zu den Garantiemächten zu erkennen, haben wir lediglich das Resultat des letzten Streites ins Auge zu fassen. Nach langem Zögern mußte die Schweiz dem Ordnungsruf Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands Gehör schenken und Maßregeln ergreifen, welche einerseits das Geständniß einer Pflichtverletzung bestätigten, andererseits den Forderungen der Mächte gerecht wurden. Dieser Umstand gestattet folgende Auffassung und Gliederung der Pflichten: Die gegenseitigen Rechte und Pflichten lassen sich in drei Gruppen eintheilen: Die erste Gruppe umfaßt die allgemeinen völkerrechtlichen Pflichten, die jeder zivilisirte Staat hat und welche in der pünktlichen Erfüllung aller von dem geltenden europäischen Völkerrechte aufgestellten Verbindlichkeiten souveräner Staaten bestehen; sicher gehören hierher entsprechende Handhabung der Fremdenpolizei, Ankündigung des Krieges bezw. hier Aufkünden der Neutralität u. s. w.

Die zweite Gruppe umfaßt die völkerrechtlichen Pflichten, die aus dem Wesen der ewigen Neutralität sich ergeben. Die aus dem Begriff der ewigen

Neutralität hervorgehenden Pflichten sind für den neutralen Staat Verzichtleistung auf alle große Politik, auf jeden Angriffskrieg und auf jedes Bündniß.

Die dritte Gruppe schließt die besonderen Pflichten in sich, welche speziell die Neutralitätsakte auferlegt. Diese muß noch immer als Basis für eine Reihe von Pflichten angesehen werden, da die Schweiz bis in die jüngste Zeit bei Berufung auf dieselbe Anerkennung ihrer Neutralität erhielt. In dieser erkennen Preußen, Oesterreich, Frankreich, Rußland und Großbritannien die immerwährende Neutralität (neutralité perpétuelle) der Schweiz an, garantiren die Unantastbarkeit und Unverletzlichkeit ihres Territoriums und bestätigen schließlich, daß diese Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz, sowie ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einflusse in den wahren Interessen von ganz Europa liege. Ich bitte, diesen Schlußpassus im Gedächtnisse zu behalten.

Bemerkenswerth ist hierbei, daß nach dem Wortlaute der Akte die immerwährende Neutralität anerkannt, die Unantastbarkeit und Unverletzlichkeit aber garantirt ist.

Die Ueberschrift der Akte lautet jedoch: Acte portant reconnaissance et *garantie* de la neutralité perpétuelle de la Suisse et de l'inviolabilité de son territoire.

Diese Garantie der Neutralität ist aber offenbar nicht weitergehend zu verstehen, als es eben die Anerkennung und Garantie des staatlichen Besitzstandes mit sich bringt.

Verletzt nun der neutrale Staat eine seiner Pflichten, so haben die Garantiemächte das Recht, durch der Pflichtverletzung entsprechende Repressalien die sofortige Wiederherstellung des pflichtmäßigen Verhältnisses zu fordern, trotz des Schlußpassus der Neutralitätsakte von der Unabhängigkeit von fremdem Einflusse, weil die Verletzung einer Pflicht auf der einen Seite offenbar die Verbindlichkeit auf der anderen Seite aufhebt. Andererseits ist die Schweiz berechtigt bezw. verpflichtet, bei nicht pflichtmäßigem Verhalten der Garantiemächte für ihre Neutralität einzustehen ev. mit Waffengewalt; auch sie bedarf daher einer stets wohlgerüsteten Armee.

Als Verletzung einer allgemeinen völkerrechtlichen Pflicht und Bedrohung der Neutralität seitens der Schweiz wurde nun von den erwähnten drei Mächten die Duldung und Beschützung von Umtrieben angesehen, welche gegen deren Wohl gerichtet sind, ihren Frieden und ihre Sicherheit gefährden, je einen bewaffneten Einfall revolutionärer Elemente von der Schweiz aus nicht ausschließen, wie ein solcher 1835 in den Schwarzwald geplant war, wenn auch damals aus ganz anderen Motiven. Dies wäre aber gleichbedeutend mit einer Neutralitätsverletzung seitens der Schweiz. Dazu kam noch die voreilige Verhaftung und Verweisung eines deutschen Beamten und die Verweigerung der réparation d'honneur.

In Folge dessen erklärten Deutschland, Oesterreich und Rußland, daß, wenn sie für den Schutz, den sie durch Einstehen für die Neutralität gewähren,

bei der Schweiz keinen Schutz gegen die Bedrohung ihres inneren Friedens fänden, sie an der Neutralität der Schweiz kein Interesse mehr haben könnten.

Die Maßregeln, zu welchen sich die Schweiz schließlich bequemte, bestehen in schärferer Handhabung der Fremdenpolizei, in der Ausweisung wühlender Socialisten, in der Einsetzung eines Bundesanwaltes, überhaupt in Schritten zur Centralisation des Rechtswesens, dessen Handhabung, besonders bezüglich der Fremdenpolizei, noch zu sehr der Willkür der Kantons-Regierungen überlassen war.

Eine fast krankhafte Aengstlichkeit um ihre Souveränität und Kurzsichtigkeit hinderte wiederholt die Schweiz, welche als Interpolationsstaat und natürlicher Vermittler des internationalen Verkehres für die Erhaltung des Friedens arbeiten sollte, den Großmächten gegenüber an dem Entgegenkommen, das Klugheit und moralische Verpflichtungen gebieten würden; denn gerade eine solche Auffassung ihrer garantirten Selbstständigkeit würde ihren Werth für die Menschheit erhöhen und ihr am ehesten ein Fortbestehen für längere Zeit sichern.

Auf die Schweiz selbst hat übrigens der letzte Streit doch einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Der Gedanke an ein Fallenlassen der Neutralität seitens der Garantiemächte hat vernünftige Anschauungen und Maßregeln, sowie den Entschluß gereift, einerseits durch Erfüllung der Pflichten ein rechtliches und angenehmes Verhältniß zu den Mächten zu schaffen, andererseits durch Erhöhung der Wehrkraft die Neutralität besser wahren zu können. So haben für die Schweiz die zwei wichtigsten Faktoren zur Erhaltung ihres inneren und äußeren Friedens gewonnen, das Rechtswesen und das Militärwesen.

Bei dem Seitens der Schweiz wiederholt ausgesprochenen Entschlusse, die Neutralität mit allen Mitteln wahren zu wollen, und bei Betrachtung des neuen Impulses, welchen der letzte Streit der militärischen Regsamkeit in der Schweiz gegeben, dürfte es von weiterem Interesse sein, zu fragen, in wie weit wohl die Schweiz im Stande sein dürfte, ihre Neutralität schützen zu können. Ich glaube, daß es keiner Begründung bedarf, daß die Schweiz unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht daran denken kann, allein, angriffsweise die Grenze zu überschreiten; es handelt sich eben nur um die Wahrung ihrer Neutralität, um den Schutz ihrer Grenzen, also um ihre Vertheidigungskraft.

In seinem Memoire von 1868/69 über den Aufmarsch der deutschen Armee im Falle eines Krieges gegen Frankreich sagt Moltke: Nicht mindere Schwierigkeiten würde für Frankreich die Verletzung der Neutralität der Schweiz hervorrufen, wo es einer starken und wohl organisirten Miliz begegnet. Darauf Bezug nehmend, sagt eine andere militärische Autorität im Jahre 1882: Seitdem aber hat die Schweiz ihre Streitkräfte nicht nur der Zahl nach beinahe verdoppelt, sondern durch eine verbesserte Organisation

(1874) haben dieselben vor Allem an Qualität bedeutend gewonnen. Ich habe heute die Ehre, vor Ihnen über die heutige Vertheidigungskraft der Schweiz in ihrer Gesammtheit zu berichten.

Dieselbe setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen, aus moralischen und materiellen. Als die wesentlichsten und kräftigsten Vertheidigungsmittel möchte ich hier anführen und betrachten: Stärke und Beschaffenheit des Heeres und des Kriegsmaterials, Volksgeist und Volksbildung, Volksbewaffnung, Landesvertheidigung und Landesbefestigung, schließlich die Vortheile des Kriegstheaters.

Die im Allgemeinen trefflich durchdachte Organisation des Heeres leidet, mit der Verfassung zusammenhängend, wie diese, noch an einigen Gebrechen, die aus dem alten Prinzip doppelter Souveränität, einer eidgenössischen und einer kantonalen sich herleiten. So ist die oberste Leitung des Heerwesens noch immer nicht in der Hand des Bundes allein, die Rekrutenaushebung, die Administration und die Offizierswahl liegen bei den Kantonen. Doch scheint auch hier Abhilfe geschaffen zu werden, denn alle neueren Bestrebungen und Maßregeln zielen auf vollständige Centralisation des Militärwesens.

Das Bundesheer setzt sich zusammen aus Auszug und Landwehr mit je 12jähriger Dienstzeit und dem Landsturm, welcher aus allen Bürgern vom 17.—50. Lebensjahre und aus Freiwilligen gebildet wird. Man schätzt die so gebildete Gesammtmacht auf über ½ Million. 250 000 Mann von dieser dienen im Auszug oder in der Landwehr oder haben bereits gedient. Am schwächsten ist die Kavallerie, welche im Kriege jedoch durch den Landsturm ersetzt werden soll, wie wir später hören werden. Maßregeln zur Hebung der Pferdezucht und Errichtung eines Bundes-Kavallerie-Remontedepots suchen die bisher fragliche Aufbringung von Pferden im Kriegsfalle sicher zu stellen. An die Vermehrung der Feld-Artillerie mit gegenwärtig 288 Geschützen und der Gebirgs-Artillerie mit gegenwärtig 12 Geschützen wird gedacht, die Vermehrung und Verbesserung der Positions-Artillerie, einer Art Festungs-Artillerie, ist durch Anlage der neuen Befestigungen nothwendig, beschlossene Sache und genehmigt.

Die bei den verschiedenen Waffen geltenden Reglements und die gepflogene Taktik ähneln vollkommen den unsrigen; daß natürlich nur das Allernothwendigste gelehrt und geübt wird, ist selbstverständlich. 6½ Millionen des Kredits für 1890 zur Anschaffung von Kriegsmaterial wurden jetzt schon verwendet, die Zahl aller Fahrzeuge und Kriegsfuhrwerke genau festgesetzt, das Fehlende sofort angeschafft. Eisenbahnwagen-Material soll hinreichend vorhanden sein.

Die wenn auch kurze, so doch gute technische Ausbildung der Truppen in den Rekrutenschulen und Wiederholungskursen erhält Vorbereitung durch militärischen Vorunterricht und Vorübungen in den Volksschulen; diese beginnen mit dem Eintritt in die Schule und werden demnächst bis zum Ein-

tritt in den Auszug fortdauern. Der Umstand, daß die Schweizer schon mit 10 Jahren das Schießen beginnen, das Gewehr beim Austritte aus dem Heere mit sich nehmen und sich weiter üben, die allerdings erst in 2½ Jahren vollständig durchgeführte Neubewaffnung mit dem kleinkalibrigen Schmid'schen Gewehre mit rauchlosem Pulver, lassen wohl auf eine ziemliche Leistungsfähigkeit dieser Waffe in der Hand des Schweizers schließen, besonders aus den Schlupfwinkeln des Gebirges.

Was nun die moralische Beschaffenheit des Heeres anbelangt, so möchte ich hier nur die Disciplin in's Auge fassen, da sich die anderen Eigenschaften des schweizerischen Heeres aus meiner Betrachtung über den Volksgeist ergeben werden. Die Disciplin kann nicht die eines stehenden Heeres sein; die Ausbildungszeit ist zu kurz für Vorgesetzte und Untergebene, darum die militärische Ueberlegenheit vieler Chargen zu gering oder gar nicht vorhanden, und die militärische Zucht entbehrt des nöthigen Nachdruckes und der Gewöhnung. Aus diesen Gründen, wie auch vielleicht weiters aus dem Umstande, daß die republikanische Verfassung die Autorität des Bundes durch das sogenannte Referendum, eine Art Volksveto, vollständig zu negiren gestattet, fällt dem Schweizer die Anerkennung einer Autorität überhaupt schwer, und ist die Subordination nicht immer die gewünschte. Berichte über Verwundungen im Feuergefechte, Patronen-Unterschlagungen, Gehorsamsverweigerungen in größerem Maßstabe haben wir hierfür als Belege.

Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß ein zum Aeußersten fest entschlossenes, bewaffnetes Volk, das Tapferkeit, Gewandtheit, Abhärtung, Ausdauer und Enthusiasmus besitzt, sehr wohl glücklich kämpfen kann, auch ohne das Maß kriegerischer Tugend, welches stehende Heere, besonders gegen Volksbewaffnungen unbedingt besitzen müssen. Kunstvolle Fertigkeit des stehenden Heeres und der disciplinirte Muth, der die Massen zusammenhält, zeigen sich am überlegensten in der freien Ebene, Gebirge aber sind für Volksbewaffnungen, bei denen die Kräfte getheilt und die Theile sich mehr selbst überlassen sind, die besten Kampfplätze.

Der Geist des Volkes ersetzt dann die kriegerische Tugend, die Vaterlandsliebe potenzirt die Willenskraft für die Pflichterfüllung. Auch die Schweiz besitzt, reich an schwer zugänglichen Gebirgen, ein im Allgemeinen abgehärtetes, thätiges und ausdauerndes Volk. Nach allen Anzeichen aber dürfte die historische Tapferkeit und Vaterlandsliebe der alten Schweizer, durch die Geschichte und Erinnerungen belebt, durch Noth und Gefahr und das Bewußtsein entfaltet, daß Freiheit und Unabhängigkeit die höchsten Güter auf Erden sind, in den Herzen der Söhne neuerdings auflodern, wenn es wieder gilt, Haus, Herd und Heimathland zu schirmen.

Aber auch die allgemeine Bildung des Volkes beeinflußt im hohen Grade die Qualität eines Heeres, besonders eines Milizheeres. Je kürzer die Ausbildungszeit, je geringer also die Gewöhnung an stramme Zucht ist, desto

größer muß die Intelligenz der Elemente des Heeres sein, um diesen Mangel durch höhere Einsicht einigermaßen ersetzen zu können. Die höhere Bildung bedingt größere Schärfe und Elastizität des Geistes, rascheres und besseres Verstehen und Aufnehmen des zu Erlernenden, größeres Verständniß für die Pflichten des Berufes u. s. w., nicht allein anzustrebende und unschätzbare Eigenschaften für das Volk in seiner Thätigkeit überhaupt, sondern vor allem für ein Milizheer mit so kurzer Ausbildungszeit. Für das Unterrichtswesen wurde in der Schweiz in den letzten Jahren außerordentlich viel gethan, in keinem europäischen Staate ist das Budget hierfür so bedeutend, und was die Zahl und Qualität der Schulen anbelangt, so ist sie manchem Staate weit voran. Doch darf die Schweiz nicht stillestehen, sondern muß alles aufbieten, um die allgemeine Bildung, besonders auch die der militärischen Chargen, zu erweitern und zu heben, welch letztere besonders beim Berufsoffizierkorps viel zu wünschen übrig läßt. Die ökonomische, militärische und gesellschaftliche Hebung dieses Offizierkorps wäre eine nothwendige Maßregel für die Schweiz, denn auch die Offiziere eines Milizheeres sollten an Intelligenz und Ansehen weit über ihren Untergebenen stehen. Doch geben zahlreiche und gute Militärbildungsanstalten, sechs meist vortrefflich redigirte Militärzeitschriften, die Offiziersvereine, die Einführung des Kriegsspieles, die Verlängerung der Offiziersdienstzeit u. s. w. den Offizieren neuerdings vermehrte Gelegenheit zu militärwissenschaftlicher Fortbildung. Der unermüdliche Fleiß, die rationelle und ersprießliche Thätigkeit vieler schweizerischer Offiziere ist bekannt; einzelne gelten sogar als Autoritäten.

Ich komme nun zur Volksbewaffnung, Landesvertheidigung und Landesbefestigung, welche so ziemlich Hand in Hand gehen und zu den Hauptelementen der schweizerischen Vertheidigungskraft zu rechnen sind.

Das Landsturmgesetz von 1887 ist ein bedeutender Schritt vorwärts zur Volksbewaffnung und Landesvertheidigung. Der Landsturm setzt sich aus zwei Klassen zusammen, aus dem bewaffneten Landsturm, der nur aus ausgedienten guten Schützen besteht, und aus den Hilfstruppen. Diese formiren theils Pionier-Abtheilungen zum Bau von provisorischen und flüchtigen Befestigungen, zur Anlage von Hindernissen aller Art, zur Zerstörung von Verbindungen, theils Abtheilungen für den Sanitäts-, Verpflegungs-, Transport- und Kundschaftsdienst, auch können einzelne ihrer bürgerlichen Thätigkeit entsprechend zum Dienste herangezogen werden. Der Landsturm ist nicht bestimmt, dem Gegner im freien Felde im offenen Kampfe entgegenzutreten. Seine Aufgabe ist demnach, zunächst eine bedrohte Grenze sofort zu besetzen und den Mangel an Reiterei dadurch auszugleichen, daß er die des Feindes durch Hemmung der Verbindungen und durch sein Feuer in ihrer Beweglichkeit behindert; er kann daher sofort von den Gemeinden aufgeboten werden. Ferner soll er, indem er die legale Volksbewaffnung ermöglicht, im Vereine mit der mobilen Feldarmee und im Anschlusse an die Landesbefestigung den Gegner mit allen

Mitteln am Ein- und Vordringen verhindern oder doch wenigstens ein dauerndes Festsetzen im Hochgebirge zur Unmöglichkeit machen. Bei der Betheiligung am Kampfe im Hochgebirge verspricht man sich mit Recht die größeren Leistungen. Diese Organisation befördert also die Landesvertheidigung durch die Volksbewaffnung außerordentlich, da sie ermöglicht, jeden beliebigen Bezirk durch Aufbieten in den Gemeinden sofort zur Vertheidigung einzurichten und zu besetzen. Da jeder Aufgebotene seine Waffe und Verpflegung auf zwei Tage mitzunehmen hat, durch Niederlegung von Waffen, Munition und Werkzeugen in Gemeinde- und Bezirksdepots, wird es möglich, die vollständige Bewaffnung, Ausrüstung und Besetzung außerordentlich rasch durchzuführen. Die nothwendige Vorbildung sollen die Hilfstruppen, soweit sie nicht gedient haben, im Jugendunterrichte erhalten, dem eine neue Ausdehnung gegeben werden wird. Natürlich haben alle diese Maßregeln erst die Probe zu bestehen. Funktionirt der Organismus ebenso gut, als er durchdacht ist, so dürfte ihm eine große Widerstandsfähigkeit innewohnen.

Die Landesvertheidigung soll ferner eine feste Stütze finden an der permanenten Landesbefestigung, deren Lösung mit der Gotthard-Befestigung ihren Anfang nahm, deren Durchführung mit großen Geldopfern und dem Aufwande aller Kräfte betrieben wird. Sie bildet nach dem Verluste der Hochebene gewissermaßen ein Landesreduit, das wenigstens die Behauptung des Hochgebirges sicher stellen oder doch den Krieg bis zu einem günstigen Friedensschlusse hinziehen soll, während (ich lasse hier die Worte eines höheren schweizerischen Offiziers folgen) die Feldarmee sich vielleicht gänzlich auf fremdes Gebiet zurückgezogen hat, um Schulter an Schulter mit der Armee desjenigen Nachbaarstaates weiter zu kämpfen, mit welchem die Eidgenossenschaft nach Ausbruch des Krieges nothgedrungen in ein Allianzverhältniß gegen den getreten ist, der zuerst die Neutralität gebrochen.

Und mag auch die militärische Macht der Schweiz schwach erscheinen, wenn sie in den Fall kommen sollte, sich mit den Massen auch nur einer europäischen Macht ernstlich im Kriege messen zu müssen, so gewinnt sie doch an Bedeutung, wenn sie als Bundesgenosse eines europäischen Staates auftritt, der sich als ihr Beschützer hinstellt, während ein anderer größerer Staat sie angreift.

Die Befestigung des St. Gotthard besteht aus einer äußeren und inneren Vertheidigungsline fortifikatorischer Anlagen um den Straßenknoten von Andermat und deckt durch die Möglichkeit einer geschützten Besetzung des Urserenthales mit Ausfalltruppen die am Gotthard massiv vorbeiführenden Einbruchsrichtungen zugleich durch das Mittel offensiver Unternehmungen. Obwohl durch den Streit mit Deutschland beschleunigt, verstärkt sie doch vor allem und in erster Linie die Südfront, sie gereicht jedoch auch bei einem Angriff von anderen Fronten zum Vortheil, da sie, so lange die Ausfallbesatzung intakt, die Benutzung so ziemlich aller Straßen und Pässe östlich

und westlich des Gotthard verwehrt oder doch erschwert, wie sie auch landeinwärts das Reußthal von Göschenen abwärts unter Feuer zu nehmen erlaubt.

Ich komme nunmehr zu den Vortheilen des Kriegstheaters, auf welchen die Hauptstärke der Schweiz beruht. Die Wasserlinien und Kommunikationen, der Zug der Gebirge und die Beschaffenheit des Terrains sind im Allgemeinen für die Vertheidigung außerordentlich günstig. Die zahlreichen und günstigen Eisenbahnen, in der Verwaltung der Kantone und von Privaten, sind fast ausschließlich eingeleisig, was die einheitliche Beförderung zahlreicher Truppenmassen an die Grenze vielleicht verzögert und gefährdet. Trotzdem ermöglichen die zahlreichen und vorzüglichen Verbindungen die Aufstellung von 30—40 000 Mann in 2—3 Tagen. Dadurch und durch Aufbietung des Landsturms dürfte einer Ueberrumpelung vorgebeugt werden. Am 16. Juli 1870 wurden 5 Divisionen aufgeboten, welche schon am 19., dem Tage der französischen Kriegserklärung, in der Stärke von über 37 000 Mann konzentrirt waren, wenn auch dazumal mit großem Mangel an einheitlicher Beschaffenheit.

Da die Vertheidigungsfähigkeit der Schweiz nach allen Fronten nicht die gleiche ist, so möchte ich die einzelnen Fronten für sich ins Auge fassen. Dabei glaube ich, daß meine Darstellung am meisten anregend wirkt, wenn ich gleich mit den in der Praxis möglichen Eventualitäten rechne. Gegen einen Angriff von Frankreich, also gegen Westen, bieten sich drei Vertheidigungsstellungen, am Jura, hinter der Aar und hinter der Aar-Limmat-Linie, die Lage von Zürich als Operationsobjekt ist hierbei ein nicht zu unterschätzender Vortheil für die Schweiz. Ein Angriff Frankreichs findet so an Stärke zunehmende Terrainhindernisse und mehrfache kräftige Vertheidigungsstellungen.

Gegen einen Angriff von Deutschland befände sich die Schweiz in einer durchaus schlimmen Lage, da Terrainhindernisse so gut wie gar nicht vorhanden sind, die beiden Vertheidigungslinien, die Rhein- und Aar-Limmat-Linie zu nahe hinter einander liegen und die wichtige Position von Zürich (dasselbe natürlich befestigt gedacht) zu nahe an der Grenze. Mit der Wegnahme dieses Punktes ist die Hochebene dem Gegner preisgegeben.

Die Ostfront bietet vielfache vortreffliche Stellungen, und die lokalen Terrainhindernisse sind bereits so schwerwiegender Natur, daß eine Vertheidigung der Ostfront weit günstigere Chancen hat.

Die Stärke der Schweiz erreicht Italien gegenüber ihren Höhenpunkt. Die lokalen Terrainhindernisse potenzieren sich hier ins Ungeheure. Außer den strategischen und geographischen Vortheilen der Südgrenze bildet der Vorderrhein im Osten und die Rhonelinie im Westen mit der starken Schlüsselstellung des St. Gotthard in der Mitte eine Rochedelinie, hinter welcher sich eine zweite mächtige Vertheidigungsfront, die Tödikette, aufthürmt.

In der Schweiz wurde vor einigen Jahren vielfach die Ansicht ausgesprochen, daß die Verletzung der schweizerischen Neutralität in einem deutsch-

französischen Kriege der französischen Offensive sehr bedeutende Vortheile gewähre und die thatsächliche Bedrohung der Neutralität der Schweiz auf Seite Frankreichs liege. Das mag in früheren Zeiten der Fall gewesen sein, heute liegt die Sache wohl anders. Eine Bedrohung Süddeutschlands bedroht nicht mehr den staatlichen Zusammenhang Deutschlands, die Entscheidung liegt für Frankreich in Berlin, die einzige Operationslinie Belfort-Basel-Schaffhausen ist von Norden und Süden her zu sehr bedroht, außerdem bereiten die strategischen Verhältnisse und die heutige Vertheidigungskraft der Schweiz einer französischen Diversion solche Hindernisse, daß diese selbst illusorisch wird, die gewohnte Schlagfertigkeit der deutschen Armee vorausgesetzt. Ich glaube daher folgern zu dürfen, daß die Neutralität der Schweiz in einem deutsch-französischen Kriege ebensowenig gefährdet wird, wie 1870. Sollte die Schweiz demnach von Frankreich angegriffen werden, so mag sie sich ihrer Haut wehren, wozu sie in mehr als einer Hinsicht sehr geeignet ist (sagt schon Clausewitz). Die Deutschen werden unterdessen in Frankreichs Herz bringen und ihm die Lebensfähigkeit nehmen. Anders liegen jedoch die Dinge, wenn noch andere Mächte in den Krieg eintreten, oder wenn es sich um einen Krieg mit anderen Mächten handelt, und mit diesem Umstande rechnet wohl Frankreich, wenn es seine Grenzen an der Schweiz verstärkt. So erscheint ein Krieg zwischen Deutschland und Italien, wie ein solcher zwischen Frankreich und Österreich nur mit Verletzung der Neutralität der Schweiz möglich. Dann ruht die ganze Hoffnung der Schweiz auf der möglichst langen Festhaltung des Hochgebirges, da der Krieg beim Verluste desselben zu Ungunsten der Schweiz entschieden, wenn er überhaupt gegen die Selbstständigkeit der Schweiz gerichtet sein sollte, bezw. um beim Schlusse desselben die alte Anerkennung der Neutralität und Garantie ihres Besitzstandes zu erlangen. Daher vor Allem und in erster Linie die Befestigung der Zentralstellung desselben.

Dank der ausgezeichneten Lage der Schweiz und ihres Charakters als trennende Schranke zwischen vier mächtigen Reichen ergab sich bisher ein gewisses Gleichgewicht in den politischen Interessen der der Schweiz benachbarten Mächte. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, daß eine Einigung über die Theilung der Schweiz schwer zu erzielen sei, im Uebrigen aber Niemand ein besonderes Interesse an einem einzelnen kleinen Theile der Schweiz haben würde, bildete bisher die beste Schutzwehr für die Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft. Wir haben jedoch von den drei mächtigsten monarchischen Mächten die Andeutung vernommen, daß nach ihrer Ansicht die Neutralität und Selbstständigkeit der Schweiz unter Umständen kein besonderes Interesse für Europa mehr habe. Dies wird dann der Fall sein, wenn die Schweiz sich zu sehr vom europäischen Staatensystem emancipirt und die ihr gestattete Stellung zum Schaden der Mächte mißbraucht. Denn, wenn man auch dem kleinen Internationalstaat infolge der weitgehenden bürgerlichen und

persönlichen Freiheit, die er seinen Unterthanen gewährt, ein Asylrecht für Verfolgte eingeräumt hat, so soll er doch nie und nimmer die Mißachtung der Staatsformen der Mächte gestatten, welche ihm immerwährende Neutralität und Unverletzlichkeit gewährleisteten.

Wenn man übrigens bedenkt, daß alle Verträge im Laufe der Zeit nothwendiger Weise diejenigen Veränderungen erfahren müssen, die der unwiderstehliche Einfluß der Zeit und der Ereignisse auf alle menschlichen Einrichtungen ausübt, wenn man ferner bedenkt, wie sehr sich nunmehr nach 70 Jahren die politische Gestaltung Europas geändert hat, so muß man einsehen, daß das, was einst in den Interessen von ganz Europa lag, nicht nothwendiger Weise nach hundert Jahren noch in den Interessen von ganz Europa liegen muß.

Andererseits erhöht die Steigerung der Vertheidigungskraft der Schweiz den Werth ihrer Selbstständigkeit und Neutralität für die Menschheit wiederum. Denn je größer ihre Vertheidigungskraft ist, desto schätzbarer ist sie als Bundesgenosse. Will nun ein Krieg zwischen zwei Mächten entstehen, der eine Verletzung der Neutralität der Schweiz nothwendig macht, so wird begreiflicher Weise doch jeder Bedenken tragen, dieselbe zuerst zu verletzen, weil, abgesehen von ihrer Widerstandsfähigkeit, die Verletzung der Neutralität der Schweiz dieselbe sofort zum Bundesgenossen des anderen Staates macht.

Daß natürlich einem Staate mit bedeutendem Uebergewichte über alle anderen Staaten die Achtung der Neutralität der kleinen Schweiz nicht besonders am Herzen liegen dürfte, daß ein genialer Feldherr und Eroberer seine siegreichen Truppen an den Grenzen der kleinen Schweiz nicht Halt machen ließe aus Rücksicht auf die veralteten Verträge von 1815, ist begreiflich. Beide können thun und aus der Schweiz machen, was *ihnen* beliebt, was in *ihren* Interessen liegt, das ist in der Weltgeschichte das zwingende Recht des Stärkeren.

Die in der Schweiz wach gewordene Einsicht, daß der Krieg doch ein Bestandtheil von Gottes Weltordnung ist, daß ein nicht mehr zu vermeidender Krieg, die eben angedeuteten oder andere Umstände die Neutralität und Selbstständigkeit der Schweiz gefährden und in Frage stellen können, die Einsicht, daß ihr republikanischer Militärdienst einen überaus wohlthätigen Einfluß auf das soziale Leben und die sozialen Klassen auszuüben im Stande ist, indem er den Sinn für Zucht, Gesetz und Ordnung fördert und alle Unterschiede ausgleicht, hat dort gegenwärtig eine stete kriegerische Aufmerksamkeit erzeugt, welche sie kein Opfer scheuen läßt, einer durch Verträge allein immerhin schlecht gesicherten Selbständigkeit und Neutralität die kräftigste Wehr zu geben, eine gut organisierte Heeres- und Vertheidigungseinrichtung. Umgeben von kriegsbereiten und kriegsfertigen Staaten, umgeben von waffenstarrenden und waffenklirrenden Mächten will auch die Schweiz beständig auf dem qui vive sein. Was bringt zu Ehren? Sich wehren! Je kräftiger die Wehr', desto

größer die Ehr'! Diese bei allen Mächten zum Bewußtsein kommende Wahrheit ist auch in die Schweizer Gaue und in die Schweizer Herzen gedrungen!

Zum Schluß möchte ich noch den Wortlaut der Urkunde anführen, welche bei Legung des Schlußsteins zum Fort Fondo del Bosco der Gotthardbefestigung bei Airolo versenkt wurde. Sie zeigt, wie sehr den Leiter des schweizerischen Staatswesens dessen Wohl und Wehe am Herzen liegt, aber natürlich auch liegen muß und enthält folgenden patriotischen Wunsch:

„Möge diese Festung für alle Zukunft und die künftigen Geschlechter bestehen: als ein Werk, das seinen Meister lobt, als ein Denkmal der Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, als ein Bollwerk der schweizerischen Freiheit! Mögen die Vertheidiger derselben in der Stunde der Gefahr, eingedenk des Ruhmes ihrer Väter, auch im Tode unbesiegt bleiben! Mögen dieselben die Hoffnungen, die das Vaterland auf sie setzt, jederzeit erfüllen! Gott schütze das Schweizerland!"

Das Meldewesen bei der Infanterie.

Richtige Nachrichten über den Feind sind nicht allein die Seele der Operationen im Großen, sondern bilden auch die Grundlage für alle taktischen Maßnahmen in kleinen Verhältnissen. Welche Mißverständnisse, welche Irrthümer, welche Friktionen können durch eine falsche Meldung erzeugt werden! Die treffendsten taktischen Maßnahmen werden illusorisch, die größten Leistungen der Truppe werden werthlos, wenn sie nicht den Verhältnissen entsprechen. Ungenaue bez. falsche Meldungen über den Feind können nun auf zweierlei Weise entstehen: entweder der Auftraggeber giebt dem Ueberbringer eine irrthümliche bez. falsche Meldung, oder der Ueberbringer richtet eine genaue bez. richtige Meldung ungenau bez. falsch aus. Das Resultat ist in beiden Fällen dasselbe: an eine solche Meldung knüpfen sich zweckwidrige Maßnahmen.

Auch angenommen, die gemachte und überbrachte Meldung und der darnach getroffene Entschluß wären richtig, so bleibt doch, bis der Entschluß sich in die taktische Handlung umsetzt, noch eine dritte Klippe zu umschiffen: der Befehlsmechanismus darf nicht versagen. Selbst wenn der Führer seinen Entschluß in Form eines Befehles klar ausdrücken kann, und die Unterführer die Intelligenz besitzen diesen Befehl richtig aufzufassen und auszuführen,

so scheitert doch noch manche gute Anordnung an dem Uebermitteln des Befehles.

Hat man alle Unterführer gleich zur Hand, so ist natürlich die direkte und mündliche Ausgabe des Befehles das sicherste Mittel, um Mißverständnissen vorzubeugen, sowie Zweifel und Zwischenfragen schnell zu erledigen. Allein oft sind Unterführer entsendet, bez. nicht gleich zur Hand und zu schriftlichen Befehlen ist im Drange der Umstände, zumal in kleineren Verhältnissen, nur selten Zeit vorhanden.

Wollte auf dem Marsche und im Gefechte jeder Brigade-Kommandeur mit seinen Regiments-Kommandeuren, jeder Regiments-Kommandeur mit seinen Bataillons-Kommandeuren, jeder Bataillons-Kommandeur mit seinen Kompagnie-Chefs — sofern diese nicht unmittelbar zur Hand sind, schriftlich verkehren, um so Mißverständnisse und Irrthümer auszuschließen, so würden alle Instanzen Gefahr laufen, über dem Schreiben, Diktiren und Lesen den nothwendigen Ueberblick zu verlieren und den rechten Augenblick zu versäumen; die Ausführung dringender Anordnungen würde enorme Verzögerungen erleiden und größtentheils von den Verhältnissen überholt werden.

Hier ist es also unvermeidlich, daß der mündliche Befehl durch eine dritte Person überbracht wird. Geschieht dies in nicht korrekter Weise, schleichen sich Irrthümer, ja falsche Ausdrücke ein, so scheitert die Ausführung des an unrichtig gemachter und überbrachter Meldung geknüpften Befehles noch im letzten Augenblicke.

Hieraus erhellt die ungeheuere Wichtigkeit einer guten Ausbildung der Truppe im Formuliren von Meldungen, sowie in richtigem Ueberbringen von Meldungen, Befehlen und Aufträgen. Entspricht nun aber der Zustand unseres mündlichen Meldewesens, speziell bei der Infanterie, der hohen Wichtigkeit, welche ihm unter diesen Verhältnissen beizumessen ist? Diese Frage dürfte — Ausnahmen bestätigen ja wie überall nur die Regel — unbedingt mit Nein zu beantworten sein.

Es sei hier vollständig von größeren Verhältnissen abgesehen. Soweit Adjutanten und Ordonnanzoffiziere eine Meldung bezw. einen Befehl überbringen, läßt sich wohl annehmen, daß die mündliche Wiedergabe eine korrekte sein wird. Nicht so bei der Mannschaft! Auch hier möge man nicht den Einwurf machen, daß das Ueberbringen von Befehlen und Meldungen im Kriege Sache der Meldereiter ist! Diese sind nur den Stäben bezw. detachirten Kompagnien und auch da nur naturgemäß in geringer Zahl zugetheilt; sie sind überdies in erster Linie bestimmt, schriftliche Meldungen und Befehle zu überbringen.

Bleiben wir bei der Kompagnie stehen!

Man braucht nur einen praktischen Versuch zu machen, unsern Leuten, selbst Gefreiten beim Felddienst einen Befehl oder Auftrag zu geben und sich denselben wiederholen zu lassen, so wird man sich zu seinem Staunen über-

zeugen, daß diese Wiederholung in vier Fällen von fünf eine unkorrekte, ja mitunter geradezu falsche ist.

Giebt man z. B. einem Gefreiten folgenden Auftrag: „Sagen Sie dem Herrn Lieutenant, er solle mit dem Vortrupp an der Chaussee rechts (vergl. Felddienstordnung I, Punkt 41) abbiegen und auf dem Wege nach B-Dorf vorrücken, um die Brücke über den C-Bach, Front gegen das Dorf, zu besetzen, ich würde mit dem Haupttrupp mich in dem Wäldchen dort aufstellen", so wird derselbe diesen etwas längeren Auftrag, selbst wenn man ihm die betreffenden Punkte im Gelände zeigt, vielleicht erst nach zwei bis drei vergeblichen Versuchen korrekt wiederholen können, wodurch aber noch keine Gewähr geliefert ist, daß er auf dem Wege zum Vortrupp nicht etwas Wichtiges vergißt. Werden doch selbst die einfachsten Aufträge, wie „der Haupttrupp soll in Halbzügen aufmarschiren und im Laufschritt vorrücken", zuweilen in der unglaublichsten Weise verunstaltet. Kommen vollends dringliche mündliche Meldungen über den Feind in Betracht, wie sie z. B. der Führer eines Unteroffizierspostens oder einer Patrouille schickt, so wird der Ueberbringer derselben nur in den allerseltensten Fällen sich seines Auftrages korrekt entledigen. Es kommt dabei oft zu den wunderlichsten Mißverständnissen, weil der Ueberbringer die ihm übergebene Meldung in der Regel nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaute nach aufzufassen suchen wird. Er braucht nur auf dem Wege zu dem Vorgesetzten aus Aengstlichkeit oder durch überschnelles Laufen verursachter Aufregung oder in Folge Begegnens eines höheren Vorgesetzten, der ihn nach etwas fragt, das eine oder andere Wort zu vergessen, so ist das Unglück schon da. Er wird seine Vergeßlichkeit nicht eingestehen wollen und unfähig den Auftrag wenigstens sinngemäß zu wiederholen, wird er für das oder die ihm entfallenen Worte andere, meist ähnlichen oder entgegengesetzten Sinnes, setzen. So wird aus rechts auf einmal links, aus östlich wird westlich, aus diesseits jenseits, aber auch aus A-Dorf wird B-Dorf, aus 600 m werden 400 m oder gar 6 km, aus Flanke wird Flügel, aus „besetzen" wird Stellung nehmen, aus „aufmarschiren" vielleicht gar „in Reihen setzen", ganze Worte wie „sofort", „in 10 Minuten", „womöglich" und andere werden vielleicht ganz weggelassen und der sonst richtig wiedergegebene Befehl erhält dadurch oft einen ganz anderen Sinn und wird natürlich entsprechend ausgeführt.

Je eiliger und heftiger ein Befehl oder Auftrag ertheilt wird, desto schlechter wird er in der Regel von dem Ueberbringer aufgefaßt. Ruhe und Klarheit seitens des Auftraggebers sind also hier erste Vorbedingung. Man darf weder im barschen Tone noch allzu schnell sprechen; längere Aufträge theilt man am besten in der Art mit, daß man dem Manne im Gelände klar zu machen sucht, was man beabsichtigt und ihm dann erst den eigentlichen Auftrag giebt.

Das unaufgeforderte Wiederholen mündlich ertheilter Aufträge und Be-

fehle ist wohl jetzt überall zur Regel geworden und bewährt sich auf das Beste. Es ist gewissermaßen eine Quittung, die nebenbei noch den gar nicht zu unterschätzenden Vortheil gewährt, daß der Vorgesetzte an der ungenauen Wiedergabe seines Befehles oder Auftrages in vielen Fällen erkennen wird, daß er sich unklar ausgedrückt und dadurch selbst den Grund zu Mißverständnissen gelegt hat.

Fällt aber schon das reine Auffassen und Ueberbringen eines Befehls oder einer Meldung unseren Leuten schwer, so ist dies noch weit mehr der Fall, sobald an den Mann, wie im Marschsicherungs- und Vorpostendienst, die Aufgabe herantritt, selbst eine klare und akkurate Meldung zu formuliren. Jeder, der in der Front dient, weiß, was für schwache Leistungen dabei oft zu Tage treten. Die berüchtigte Meldung: „der Feind kommt", ist dabei noch lange nicht die schlechteste, denn sie enthält wenigstens nichts geradezu Falsches und durch Befragen des Mannes läßt sie sich vielleicht theilweise vervollständigen. Wie aber wird es, wenn der Mann von dem Bedürfniß getrieben, eine recht schöne und vollständige Meldung zu machen, seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, oder wenn er in der Aufregung, aus Schrecken oder durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Meldung, aus der Mücke einen Elephanten macht, wenn in einer sehr schön und korrekt klingenden Meldung nur ein Körnchen von Wahrheit zu finden ist! Läuft nun eine solche, anscheinend gute Meldung mündlich weiter, so ist zu noch weiteren Entstellungen Gelegenheit geboten.

Diese Betrachtungen weisen auf die dringende Nothwendigkeit hin, der Ausbildung unserer Leute im Melden und Ausrichten eine viel größere Beachtung zu schenken, als bisher. Ja, der mangelhafte Betrieb dieses Dienstzweiges dürfte augenblicklich den wundesten Punkt unserer ganzen Ausbildung bilden!

Uebungen im Wiederholen und Ueberbringen von Aufträgen und Befehlen werden ja schon jetzt überall mit den Rekruten vorgenommen, das heißt, nicht etwa als besonderer Dienstzweig, — bewahre! dadurch könnte ja etwas Zeit für die Griffe verloren gehen! — sondern nebenbei beim Antreten oder beim Rühren und zwar durch Unteroffiziere und Gefreite, die selbst hierin der Ausbildung bedürfen. Kommt dann das Kommando „Stillgestanden", oder ruft der Offizier die Unteroffiziere zusammen, oder ist der Anzug durchgesehen, so ist es auch mit dem schwachen Versuche vorbei. Aber das Gewissen ist beruhigt und beunruhigt sich auch nicht weiter, wenn bei nahender Rekrutenvorstellung diese schwachen Versuche gänzlich unterlassen werden. Vom Beginn der Kompagnieschule ab aber verschwindet dieses Thema natürlich ganz von der Bildfläche und taucht erst zu Beginn der Felddienstperiode wieder auf, wo der Kompagniechef zu seinem Schrecken gewahrt, daß die Leute weder melden noch Befehle überbringen können und daß seine bestangelegten Felddienst-

übungen in kleinen Mißverständniſſen und Friktionen ſcheitern, die ſich unmöglich vorausſehen ließen.

Wie kann dem abgeholfen werden?

Naturgemäß führen, wie überall, ſo auch hier viele Wege nach Rom. Bei unſerer deutſchen Gründlichkeit aber wird der gewiſſenhafte Kompagnie-Chef nicht verhehlen, methodiſch und ſyſtematiſch dabei zu verfahren. Und dies iſt wohl auch unleugbar, wenn nicht der ſchnellſte, ſo doch der ſicherſte Weg, um zum Ziele zu gelangen.

Man kann drei Stufen unterſcheiden, nämlich:

1. das einfache Wiederholen von Aufträgen und Befehlen,
2. das Ueberbringen ſolcher an eine andere Perſon,
3. das Formuliren von Meldungen.

1. Das Wiederholen von Aufträgen und Befehlen muß allerdings ſchon mit dem Rekruten angefangen werden, doch nicht nur ſo nebenbei, ſondern gründlich. Dazu iſt ein ſorgfältig geſchultes Lehrerperſonal eine unerläßliche Vorbedingung und Sache des Kompagniechefs. Denn wie ſoll ein Unteroffizier oder gar Gefreiter, der ſelbſt keinen klaren Befehl geben oder keine vernünftige Meldung formuliren kann, den Mann anleiten? Er legt nur den erſten Grund zur Unklarheit und zu mangelhaftem Verſtändniß. Mit einem ſorgfältig vorgeübten Lehrerperſonal alſo beginne man gleich vom erſten Tage an den Mann ganz einfache Befehle und Aufträge ſofort wiederholen zu laſſen und halte mit Strenge darauf, daß nie etwas Weſentliches weggelaſſen oder verändert wird. Es können dabei ſehr wohl ſämmtliche Leute der Korporalſchaft ein und denſelben Befehl wiederholen. Um ihr Intereſſe anzuſpornen, fordert man ſie auf, genau darauf zu achten, ob Einer das Betreffende falſch oder ungenau wiederholt.

Allmählich gehe man zu längeren Befehlen und komplizirten Aufträgen über; noch ſpäter laſſe man dieſelben nicht ſogleich, ſondern erſt am nächſten Tage wiederholen. Wo Irrthümer oder Ungenauigkeiten in der Wiederholung ſich einſchleichen, da fahre man den Mann ja nicht an, denn dadurch wird man ihn nur einſchüchtern und ſeine geiſtigen Fähigkeiten lähmen; man beſpreche vielmehr ruhig und klar, zu welchen Mißverſtändniſſen ſolche Ungenauigkeiten Veranlaſſung geben können.

Durch ſolche Uebungen wird nicht nur das Denkvermögen des Mannes geſchärft und ſeine Intelligenz befördert, ſondern auch ein ſicherer Grund für die ſpäteren Anforderungen gelegt. Von dem Augenblicke an, wo der Mann in das Gelände geführt wird, kläre man ihn über die wichtigſten Bezeichnungen und Unterſchiede, wie Kunſtſtraße, Landſtraße, Feldweg, Dorf, Gehöft, Haus, Fluß und Bach, Wald, Gehölz u. ſ. w. auf und laſſe ihn Meldungen über das Gelände wiederholen. Hieran ſchließen ſich durch Suppoſition ganz von ſelbſt die viel ſchwierigeren Aufträge und Meldungen bezüglich des Feindes.

In der ersten Hälfte der Rekrutenausbildung sollten diese Uebungen täglich eine halbe Stunde betrieben werden.

2. Das Ueberbringen von Aufträgen und Meldungen. Möglichst zeitig, sobald der Rekrut im Stande ist, einen Auftrag dem Auftraggeber zu wiederholen, schreite man dazu, ihn diesen Auftrag einer anderen Person überbringen, also wirklich ausrichten zu lassen.

Am zweckmäßigsten bildet diese zweite Person der Korporalschaftsgefreite; der Unteroffizier giebt den Auftrag, der Mann wiederholt denselben, begiebt sich zu dem nur 8—10 Schritte entfernt stehenden Gefreiten und richtet ihn dort aus. Es ist wichtig, daß diese Uebungen nicht schablonenhaft betrieben werden, sondern, daß Abwechselung hineinkommt und daß das Interesse der Korporalschaft auch dadurch rege erhalten wird, daß Alle aufmerken müssen, ob sich irgendwo ein Fehler einschleicht. Der Unteroffizier darf daher auch keinen neuen Auftrag geben, bevor nicht der alte bei dem Gefreiten von einem Manne tadellos ausgerichtet worden ist.

Diese Uebungen sind bis zum Schluß der Rekrutenschule fortzusetzen und auch in der Kompagnieschule hier und da zu wiederholen, damit sie wirklich in Fleisch und Blut übergehen. Selbst in der eigentlichen Felddienstperiode noch ist ihre zeitweilige Wiederholung nützlich, da durch die beim praktischen Felddienst gemachten Erfahrungen sich Mängel immer wieder herausstellen werden.

3. Das Formuliren von Meldungen. Es ist dies diejenige Stufe, welche dem Manne erfahrungsgemäß am schwersten fällt. Man betreibe sie parallel mit dem Ueberbringen von Meldungen und Aufträgen und schreite auch hier vom Leichten allmählig zum Schweren fort.

Zunächst kommt es darauf an, den Mann Meldungen nur konstruiren zu lassen. So schablonenhaft dies für einen intelligenten Menschen erscheinen mag, so unerläßlich ist es für die bei Weitem meisten unserer Leute. Die Redaktion schriftlicher Befehle wird ja selbst von geübten Generalstabsoffizieren nach Punkten geordnet, um Klarheit hineinzukriegen und nichts Wesentliches zu vergessen. Um wie viel unentbehrlicher erscheint also diese Methode einem mit mangelhafter Schulbildung und Intelligenz versehenen Manne gegenüber!

Es ist also ein Meldesatz zu konstruiren.

Zunächst muß die Meldung das bemerkte Meldeobjekt klar und deutlich bezeichnen, und zwar ist bei Meldungen über den Feind die Waffengattung und Stärke anzugeben.

Bezüglich der Waffengattung ist es natürlich gut, wenn der Mann nicht blos Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere und Train unterscheidet, sondern auch Grenadiere, Linie, Jäger, Schützen, Husaren, Ulanen, Dragoner u. s. w. angeben kann. Wenn z. B. zwei Patrouillen das Erscheinen von Kavallerie melden, so können beide dieselbe Kavallerie, ebenso gut aber

[illegible]

Wie im Frieden mit farbigen Flaggen gearbeitet wird, z. B. um den Gegner zu markiren, da läßt man nicht die der Flagge beigelegte Bedeutung melden, sondern z. B. „eine rothe Flagge". Somit könnte es sich ereignen, daß von zwei Stellen z. B. eine feindliche Kompagnie gemeldet wird, während auf der einen Stelle eine Kompagnie, auf der anderen nur die eine solche bedeutende Flagge gesehen worden ist.

Nachdem der Mann das Melde-Objekt sich klar gemacht hat, muß er sich weiter fragen, was daſſelbe **thut**. Es steht, hält, lagert, marschirt, reitet, fährt, geht vor oder zurück, hat besetzt, nimmt Stellung, „zeigt sich" u. s. w.

Auch hierbei macht es sich der Mann gern im Ausdruck bequem, am beliebtesten ist der Ausdruck „zeigen sich", der aber gerade am nichtssagendsten ist. „Zeigte sich" bedeutet: erschien einen Augenblick und verschwand gleich wieder. In jedem anderen Falle ist näher anzugeben, was das Meldeobjekt that.

Sodann muß sich der Meldende über die **Marschrichtung** bez. den **Punkt**, wo er das Meldeobjekt erblickt hat, klar werden und klar ausdrücken. Ausdrücke wie „vor" und „hinter", diesseits und jenseits sind dabei nicht zu gestatten. Dagegen dürften dem Verständniß des Mannes die Bezeichnungen „rechts" und „links" viel näher liegen, als die betreffenden Himmelsrichtungen. Ohne Besitz einer Karte lassen sich dieselben schwer bestimmen. (Vgl. Felddienstordnung I Punkt 41).

Während es bei einem nicht in der Bewegung begriffenen Meldeobjekt

genügt, den Punkt, wo daſſelbe erblickt wurde, anzugeben, muß bei einem in der Bewegung begriffenen auch noch die Marſchrichtung angegeben werden, z. B. die Kolonne marſchirt von A nach B. Gerade dies iſt aber nicht immer leicht; man muß oft ſehr genau hinſehen, um ſich über dieſelbe klar zu werden, zumal z. B. eine entferntere Kolonne ſehr langſam vorzurücken ſcheint; eine ſolche muß zuweilen 1—2 Minuten genau beobachtet werden, bevor ihre Marſchrichtung erkannt iſt.

Gar zu gern begnügt ſich der Mann, bei einem in der Bewegung begriffenen Meldeobjekt nur die Marſchrichtung anzugeben, nicht aber auch den Punkt, an welchem daſſelbe zur Zeit des Meldens angekommen war. Und doch iſt dies äußerſt wichtig. So läßt die Meldung marſchirt von A nach B es offen, ob der Gegner erſt kurz über A hinausgerückt, oder ſchon beinahe in B angelangt iſt. Wenn nun die Entfernung von A bis B eine Stunde beträgt, ſo iſt die Meldung vollſtändig ungenügend. Es muß alſo z. B. angegeben werden: „Die Tete (das Gros) iſt etwa 2 Kilometer über A hinaus vorgerückt; iſt noch etwa 800 Meter von B entfernt; die Spitze iſt auf halbem Wege von A nach B u. ſ. w.“

Auch iſt hierbei die Zeit in Anrechnung zu bringen, welche zwiſchen dem Erblicken des Meldeobjektes und dem Erſtatten der Meldung verfloſſen iſt. Der Mann muß alſo gleich von ſelbſt angeben z. B.: „vor 5 Minuten war die Tete der Kolonne noch etwa 1400 Meter vom Dorfe B entfernt.“ Der Vorgeſetzte erſieht daraus, daß dieſelbe wahrſcheinlich um 500 Meter weiter vorgerückt und augenblicklich nur noch 900 Meter von B entfernt iſt. (Vgl. übrigens Felddienſtordnung I Punkt 15 Abſ. 2.)

Dieſer ſo konſtruirte Meldeſatz bildet das Gerippe jeder Meldung. Sind die darin enthaltenen Punkte klar und wahr, ſo wird die ganze Meldung, ob mit oder ohne weitere Zuſätze, brauchbar ſein. In der Regel kommen ja noch kleinere Zuſätze hinzu, z. B. über Sicherungsabtheilungen des Gegners. Meldungen, die nicht feindliche Truppen betreffen, z. B. gehörte Schüſſe oder Signale, aufſteigender Staub oder Rauch, eine geſchlagene oder geſprengte Brücke u. ſ. w. ſind in ganz analoger Weiſe klar und deutlich zu bezeichnen. Hat der Mann erſt gelernt, klare Meldungen über den Feind zu machen, ſo fällt ihm das Formuliren über andere Meldeobjekte nicht mehr ſchwer.

Nachdem der Mann gelernt hat, korrekte Meldungen zu konſtruiren, gehe man dazu über, ihn im Gelände an ſupponirten Meldeobjekten zu üben. Zu dieſem Zwecke empfiehlt es ſich, die Kompagnie in Abtheilungen zu 6 Mann unter je einem Unteroffizier oder Gefreiten — z. B. auf einem Höhenkamm — aufzuſtellen, mit kleinen Abſtänden von Abtheilung zu Abtheilung. Der Inſtrukteur macht wie im Vorpoſtendienſt ſeine Leute mit dem vorliegenden Gelände bekannt und giebt dem Manne nun ein Meldeobjekt, wie z. B.: „Sie ſehen dort auf dem Wege den Wagen fahren; nehmen Sie an, es wäre eine marſchirende Infanterie-Abtheilung und dreimal ſo lang wie der Wagen.

Machen Sie darüber eine Meldung.“ Oder: „Ueber das grüne Feld dort sehen Sie 3 Husaren reiten in der Richtung nach Adorf!“ Oder: „Dort am Eingange von dem Dorfe sehen Sie eine lagernde Abtheilung; nur ein Mann steht mit Gewehr über; auf der Straße vorwärts, da, wo der Weg rechts abbiegt, steht ein Doppelposten, dahinter lagern noch einige Leute“ u. s. w. Ackernde Geschirre, fahrende Wagen, Reiter, Fußgänger, Feldarbeiter u. dergl. lassen sich mit Vortheil benutzen, um daran eine Meldeaufgabe zu knüpfen. Schließlich kann man auch noch bunte Flaggen erscheinen lassen.

Während es sich auch hierbei im Anfang empfiehlt, alle Meldungen in konstruirten Sätzen machen zu lassen, können bei fortschreitender Uebung diese Konstruktionen wegfallen und die Meldungen in gewandterem Stile gemacht werden.

Dies entbindet dieselben natürlich in keiner Weise von der erforderlichen Einfachheit und Klarheit. Unklare, nichts- und allessagende Redensarten dürfen in keiner Meldung vorkommen. Der Mann ist in diesem Falle am besten zu belehren, wenn man seine verworrene bezw. ungenaue Meldung in einen wie oben konstruirten Meldesatz bringt. Meist wird der Mann mit Beschämung sehen, daß aus seinem langen, unklaren Satze ein sehr kurzer und klarer entsteht.

Hierbei sei darauf hingewiesen, daß es von großer Wichtigkeit ist, den Mann darüber aufzuklären, was für einen großen Unterschied es ausmacht, ob er das zu Meldende *selbst* gesehen hat und also für seine Meldung sicher einstehen kann — oder ob es ein *Anderer* gesehen hat, oder gar ob es sich lediglich um eine *Vermuthung* handelt. Die Quelle, aus der die Meldung stammt, ist in jedem Falle anzugeben, ebenso eine Vermuthung zu begründen. Es ist also ein großer Unterschied zwischen den Meldungen: „Eine feindliche Abtheilung, 1—2 Kompagnien stark, steht in A-dorf“ und „*Nach Meldung einer Patrouille* hat sich .... gezeigt.“ Ebenso: „Eine feindliche Infanterie-Patrouille, 3 Mann stark, *zeigte sich* am Waldrande rechts der Straße und *zog sich* gleich wieder auf ihre geschlossene Abtheilung zurück“ und „Eine feindliche .... und zog sich gleich wieder zurück, *wie es schien*, auf eine geschlossene Abtheilung, denn man sah eine dunkle Masse durch die Bäume.“ (Vgl. Felddienstordnung I. Punkt 15.)

Ganz von selbst werden diese reinen Meldeübungen allmälig mit den den Feldwachtdienst vorbereitenden Doppelposten-Uebungen zusammenfallen und in die eigentlichen Felddienstübungen übernommen werden.

Eine auf diese — oder andere — Weise vorbereitete Kompagnie wird, wenn sie in die Felddienstperiode tritt, nicht mehr an den zahlreichen Mißverständnissen und Irrthümern zu leiden haben, welche den ganzen Befehls- und Meldemechanismus fortgesetzt stören und zahlreiche Friktionen im Gefolge haben, dem Truppentheil ungünstige, ja falsche Beurtheilung seitens höherer Vorgesetzter zuziehen und auf alle Betheiligten verstimmend wirken.

Zum Schluß sei noch der oft und sehr verschieden erörterten Frage ge-

dacht, ob der Mann, welcher einen Befehl überbringen soll bezw. eine Meldung machen will, laufen darf oder nicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein bepackter Infanterist, der einige hundert Schritt querfeldein gelaufen ist, oft außer Athem und außer Stande sein dürfte, sich seines Auftrages bezw. seiner Meldung zu entledigen. Daraus aber zu folgern, daß der Mann überhaupt nicht laufen dürfe — bei einigen Truppentheilen ist ja das Laufen vollständig verboten —, hieße denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Warum soll ein kräftiger Mann, der z. B. eine wichtige Meldung bringen will, nicht auf einer guten Straße kürzere Strecken Laufschritt machen? Das Wahre dürfte, wie überall, so auch hier, in der Mitte liegen, man überlasse es daher getrost dem Instinkt und der körperlichen Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes, ob und wie weit er laufen will oder kann. 105.

Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges.

Eine strategisch-taktische Studie.

VIII.

Die Vertheidigung der Serben bei Pirot steht in einem ebenso schroffen wie lehrreichen Gegensatze zu der Vertheidigung der Bulgaren bei Slivnitza.

Die Schlacht von Pirot spielte sich auf der Ebene von Pirot bez. den dieselbe umgebenden Höhen ab. Diese Ebene besteht aus einem 15 Kilometer langen und 3—5 Kilometer breiten Thalkessel, der dadurch gebildet wird, daß die von Osten kommende Nischawa hier nach Norden abbiegt und von links eine Anzahl kleine Zuflüsse erhält. Durch einen von Süden vorspringenden steilen Bergrücken und die Stadt wird die Ebene in zwei ungleiche Theile getheilt, einem kleineren westlichen von 4 Kilometer Länge und einen großen östlichen von 9 Kilometer Länge.

Durch die größere östliche Ebene strömt die Nischawa von Südosten nach Nordwesten und erhält von links mehrere Bäche, die mit ihren sumpfigen schilfbestandenen Ufern für berittene Waffen ein Hinderniß bilden. Baumwuchs zeigt die Ebene nur in der Nähe der Dörfer. Im Norden, Westen und Süden ist sie amphitheaterisch von hohen Bergzügen eingerahmt, zwischen denen hindurch die Nischawa in nördlicher Richtung einen schmalen Ausweg findet. Hier liegt auch, an den Südabhang des nördlich begrenzenden Höhen-

zuges gelehnt, das Städtchen Pirot hart am Fuße des vorspringenden Scharlak-Felsens.

Die Besetzung der Stellung war folgende:

Die mit ihren vier Divisionen nunmehr vereinigte Nischawa-Armee hatte drei Divisionen in vorderer Linie stehen und zwar bildete die Donau-Division, welche den Scharlakfelsen und das Städtchen Pirot besetzt hatte, das Centrum, während der rechte Flügel die Drina- und der linke Flügel, die Schumadja-Division auf den Höhen nördlich und südlich der Ebene standen, so daß sie zusammen mit dem Centrum einen gegen Südosten — die bulgarische Anmarschlinie — geöffneten Halbkreis (ähnlicher Grundriß wie Slivnitza) bildeten und durch ihr Geschützfeuer die ganze östliche Ebene beherrschten. Als Reserve stand die Morawa-Division hinter dem linken Flügel an der nach Nisch führenden Hauptstraße bei Blator.

Zur Verstärkung der Stellung waren — im Gegensatze zu Slivnitza — nur flüchtige Erdschanzen und Schützengräben angelegt. Auf dem linken Flügel hatte die Schumadja-Division mehrere Batterien eingeschnitten und auf dem Kamm nördlich Pirot Schützengräben ausgehoben. Im Centrum hatte sich die Donau-Division begnügt, die Südostlisiere von Pirot ein wenig zu verstärken; doch war an einer südöstlich der Stadt befindlichen Feldbäckerei zu beiden Seiten der Straße ein 600 m langer Schützengraben angelegt. Auf dem rechten Flügel hatte die Drina-Division nur einige Schützengräben ausgehoben.

Die wieder auf 34 000 Mann gebrachte Nischawa-Armee wäre den 55 000 Bulgaren dann gewachsen gewesen, wenn sie es verstanden hätte, durch ein offensives Vorgehen mit zusammengehaltenen Kräften den in drei getrennten Kolonnen anmarschirenden Gegner einzeln zu schlagen.

Es findet sich hier in taktischer Hinsicht eine gewisse Analogie mit der Schlacht von Königgrätz. Wäre Benedek von Olmütz auf Neiße vormarschirt und hätte sich dem preußischen linken Flügel entgegengestellt, so konnte der Feldzug möglicher Weise nach Schlesien verlegt werden.

Zu einer solchen Operation auf der inneren Linie zu wenig thatkräftig, verstand es aber das serbische Oberkommando nicht einmal, die Gunst der Umstände auszunutzen, welche sich ihm in seltener Weise bot. Die bulgarische Haupt- und rechte Flügelarmee hatten sich auf der Ebene von Pirot vereinigt und marschirten in Folge der mangelnden Aufklärung ahnungslos und in einer Art Siegestaumel in den nach ihnen zu geöffneten Halbkreis der serbischen Stellung hinein, in der ausgesprochenen Absicht, der serbischen Armee durch den geschlossenen Anmarsch einer 40 000 Mann starken Armee zu imponiren.

Es bot sich also den Serben hier die dem Vertheidiger so überaus selten gebotene Gelegenheit eines Hinterhaltes im Großen, die zu einer doppelten Umfassung und vollständigen Umzingelung des Gegners benutzt werden konnte.

Trotzdem beharrte die serbische Armee in der taktischen Defensive! Durch die Demaskirung einiger Batterien der Drina- und Schumadja-Division noch rechtzeitig gewarnt, machte die bulgarisch-ostrumelische Armee Halt und entfaltete sich wieder, um, ihrem ursprünglichen Plane gemäß, die Serben von beiden Seiten zu umfassen.

Eine zweite Gelegenheit, zur Offensive überzugehen, bot sich der serbischen Armee am zweiten Schlachttage. Durch das Zurückdrängen des serbischen rechten Flügels war der nach Osten geöffnete Halbkreis in eine gerade Linie verwandelt worden; in Folge dessen stand die bei Blator in Reserve gehaltene Morawa-Division nunmehr rechts überragend hinter dem rechten Flügel der serbischen Front. Als nun der zur Umfassung des serbischen rechten Flügels herumschwenkende bulgarische linke Flügel durch den Widerstand, welchen die Drina-Division auf der Höhe östlich Bari Tzisluk leistete, in eine mißliche Lage gerieth, da war für die Morawa-Division der Augenblick gekommen, durch einen kräftigen Offensivstoß dem schwankenden bulgarischen Flügel vollends den Garaus zu machen und nach diesem Theilsiege vielleicht einen allgemeinen Uebergang zur Offensive herbeizuführen.

Statt dessen blieb die Morawa-Division ruhig stehen und ließ den linken Flügel schlagen! Infolge dieses passiven Verhaltens der Division trägt die Schlacht bei Pirot serbischerseits den Charakter einer reinen Defensivschlacht — sehr im Gegensatze zu Slivnitza! Der Ausgang konnte daher kaum ein anderer sein: die Serben, welche sich immer nur begnügten, die bulgarischen Angriffe abzuwehren, ohne selbst sich je zum Angriff aufraffen zu können, unterlagen schließlich trotz der zähen Tapferkeit der einzelnen Abtheilungen und der von den Bulgaren gemachten Fehler an einem Punkte dem Angriff derselben.

5. Der Einfluß der Bewaffnung auf den Kampf.

a) Infanterie und Kavallerie. Die serbische Infanterie führte durchgängig das Mauser-Milowanowitzsch-Gewehr mit aufzupflanzendem Seitengewehr, welches durch zweckmäßigen Verschluß und Kleinheit des Kalibers ausgezeichnet, das beste der damals existirenden Modelle bildete. Das Mauser-Milowanowitzsch-Gewehr ist fast genau dasselbe, wie unser jetziges deutsches Modell, von dem es sich nur durch ein einen halben Millimeter kleineres Kaliber und dem Mangel der Mehrladevorrichtung unterscheidet.

Auch die Kavallerie war mit einem gleichartigen Karabiner bewaffnet und führte die Infanteriepatrone. Für das zweite Aufgebot waren allerdings nur Prabody-Gewehre vorhanden.

Die bulgarische Infanterie war gleichfalls mit einer modernen Infanteriewaffe versehen, dem russischen Berdan II.-Modell, mit fest angebrachtem Bajonnet, welches dem serbischen Gewehr so ziemlich ebenbürtig war. Selbst

das zweite Aufgebot war größtentheils mit diesem Modell bewaffnet. Die Kavallerie führte Berdan-Karabiner mit der Infanterie-Patrone.

Die beiderseitige Infanterie war demnach mit einem fast gleich guten und modernen Hinterlader bewaffnet. Dafür schossen aber beide Gegner auch fast gleichmäßig schlecht.

Der Verlauf der Gefechte des Feldzuges zeigt so recht deutlich die Nothwendigkeit einer guten Schießausbildung und Feuerdisziplin und einer zweckmäßigen Feuerleitung. Eine gute Waffe ist nur dann nützlich, wenn ihr Träger sich ihrer zu bedienen versteht. Ohne diese Vorbedingungen nützt das beste Gewehr der Welt nichts, ja es richtet vielleicht gradezu Schaden an.

Es wurde schon oben dargestellt, wie die serbische Infanterie, um die vielgerühmte Tragweite ihres Gewehrs auszunützen, ihre Munition regelmäßig auf übergroße Entfernungen vergeudete und dann, wenn es zur Entscheidung kam, von den Bulgaren verhältnißmäßig leicht geworfen wurde. Diese unerwartet geringen Erfolge ihres Massenfeuers wirkten aber auf die serbische Infanterie gradezu demoralisirend. Dieselbe verlor vollständig das Zutrauen zu sich selbst und zu ihren Führern. Hätte man von den serbischen Gewehren das hohe Visir einfach entfernt und dem Soldaten gesagt, daß er jetzt nur noch bis 600 Meter schießen könne, so würden die Schießresultate voraussichtlich größer gewesen sein.

Alle Berichterstatter aus dem Feldzuge tadeln das sinnlose ungezielte Schnellfeuer, besonders der serbischen Infanterie, die von dem Augenblicke an, wo sie Bulgaren zu Gesicht bekam, blindwüthig ihre Gewehre in die Luft abschoß. Eine geregelte Feuerleitung, das einzige Mittel, um bei dem Gebrauche der modernen Schnellader eine Munitionsverschwendung vorzubeugen, gab es bei den Serben nur dem Namen nach. Höchstens wurde hier und da eine Kompagniesalve abgegeben. Ein Augenzeuge dieser Kämpfe ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß es am richtigsten sei, von 1200—700 Meter nur die besten Schützen schießen zu lassen, wobei Offiziere die Visirstellung befehlen müßten. Von 700—300 Meter sei allgemeines Salvenfeuer anzuwenden und mache den meisten Eindruck. Erst von 300 Meter ab sei dann ein regelloses Schützenfeuer zu gestatten und sogar unvermeidlich.

Die bulgarische Infanterie schoß mit ihrem sehr kriegsbrauchbaren Modell zwar auch nicht besonders, und bei Slivnitza sollen die meisten Bulgaren ihre Gewehre abgedrückt haben ohne den Kopf aus der Deckung zu erheben, doch kam hier der Nachtheil der mangelhaften Schießausbildung und Feuerleitung viel weniger zur Geltung, weil die Bulgaren in der Vertheidigung ihr regelloses Schnellfeuer nicht nur in dem Momente entwickelten, wo die Serben ihnen schon auf entscheidende Entfernungen gegenüber standen, während sie beim Angriff schon auf Entfernungen von 600 Metern ab und mehr zum Bajonnetangriff vorgingen, der ihnen weit sympathischer war, als das Feuergefecht.

Die Bulgaren behaupten übrigens, sie hätten eine große Chanze vor den Serben dadurch vorausgehabt, daß sie das Bajonnet fest auf dem Gewehr gehabt hätten, während jene es erst hätten aufpflanzen müssen. Diese an und für sich einfache Manipulation soll, in der Hitze des Gefechts und meist zu spät vorgenommen, den Serben, zumal im Knieen und Liegen, immer unverhältnißmäßig viel Zeit gekostet haben, so daß sich die Bulgaren hätten mit Leichtigkeit auf die inzwischen halb Wehrlosen stürzen können. —

Ganz auffallend ist der Einfluß, welchen die Bewaffnung mit dem vorzüglichen Berdan-Karabiner — natürlich verbunden mit einer dementsprechenden Ausbildung — auf das Verhalten der serbischen Kavallerie im Gefecht hatte. Dieselbe vergaß gänzlich ihre eigentliche Bestimmung, den Aufklärungsdienst, und kam auch nirgends zu einer Attacke. Dafür widmete sie sich mit um so größerem Eifer infanteristischen Aufgaben. Schon am ersten Tage von Slivnitza hatte sich die Kavalleriebrigade Abends verschossen. Bei Pirot kämpfte das von den anrückenden Bulgaren zurückgewiesene 1. Kavallerie-Regiment mit der größten Erbitterung, zum Fußgefecht abgesessen, an der Seite der Infanterie um den Besitz von Pirot.

Die Kavallerie soll sich dabei besonders ausgezeichnet haben, und ein Zug rühmt sich, allein 89 Bulgaren gefangen genommen zu haben. Mit welcher beispiellosen Wuth, speziell von der Kavallerie, gekämpft wurde, geht daraus hervor, daß die Gegner bei der Dunkelheit vielfach ihre Gewehre als nutzlos wegwarfen, um sich dafür mit den Fäusten und Zähnen zu bearbeiten. Am nächsten Morgen sah man Serben und Bulgaren verschlungen liegen, die sich noch im Todeskampfe mit den Zähnen gepackt hielten.

b) Artillerie. Im schroffsten Gegensatz zu der Bewaffnung der serbischen Infanterie stand diejenige der Artillerie. Zwar hatte man sich vor Ausbruch des Krieges schon für die Einführung eines modernen Einheitsgeschützes, System de Bange, entschieden und die Lieferungen abgeschlossen. Bei Eintritt der Mobilmachung waren indessen erst 2 Bange-Geschütze bei der Armee, welche zu Versuchszwecken in das Land gekommen waren. Die Absicht, die zur Ablieferung fertigen de Bange-Geschütze noch im letzten Augenblicke nach Serbien kommen zu lassen, scheiterte an der Zahlungsunfähigkeit der serbischen Regierung. In Folge dessen nahm die serbische Artillerie fast lauter ganz veraltetes Material sehr verschiedenen Kalibers und verschiedener Konstruktion mit in das Feld. Die meisten Batterien führten bronzene Hinterlader nach dem 25 Jahre früher eingeführten System la Hitte, die wieder verschiedenes Kaliber hatten und theilweise zu Hinterladern aptirt waren. Nur 5 Batterien besaßen Krupp'sche 15 cm Stahlgeschütze und 2 Batterien Armstronggeschütze, eine Beute des letzten Türkenkrieges. Schrapnells führte die serbische Artillerie überhaupt nicht.

Infolge dieser Verschiedenartigkeit der serbischen Geschützsysteme und Kaliber stieß naturgemäß der Munitionsersatz im Gefecht auf viel Schwierig-

keiten. Es kam wiederholt vor, daß Batterien, die sich verschossen hatten, wichtige Positionen aufgeben mußten, weil für das System oder Kaliber, welches sie führten, gerade keine Ersatzmunition in der Nähe war.

Auch die bulgarische Artillerie war beim Ausbruch des Krieges noch nicht im Besitz eines in Aussicht genommenen Einheitsgeschützes, sondern führte noch Geschütze von verschiedenem System und Kaliber, die aber sämmtlich Hinterlader waren und auch größtentheils Schrapnells schossen. Von den 12 bulgarischen Batterien waren 6 mit Krupp'schen 15 cm Stahlgeschützen, türkischen Beutestücken, versehen, 5 mit dem der jungen Armee vom Czaren verliehenen russischen 9 cm Ordonnanzmodell, und eine führte ein 7 cm Kaliber. Die ostrumelische Armee besaß 4 bronzene Hinterlader russischen Ursprungs.

Der Hauptunterschied zwischen der beiderseitigen Artillerie bestand also darin, daß die bulgarische lauter Hinterlader und auch Schrapnells führte, während die serbische größtentheils Vorderlader besaß, die bei einer geringeren Tragweite und Präcision nur Granaten und Kartätschen schossen. Daß die Granaten sehr oft nicht krepirten, war ein Uebelstand, den beide Artillerien theilten.

Die serbische Artillerie rückte zwar mit 132 Geschützen in das Feld, doch fehlten die 20 der Timok-Division auf dem Hauptkriegsschauplatze, sodaß hier nur 112 serbische Geschütze den 100 bulgarischen und ostrumelischen gegenüberstanden. Mithin konnte selbst die Quantität der serbischen Artillerie in keiner Weise wieder ausgleichen, was ihr an der Qualität abging. Selbst da, wo die serbische Artillerie im Gefecht der bulgarischen mit doppelter und dreifacher Ueberlegenheit gegenübertrat, wie an den beiden ersten Tagen vor Slivnitza, wurde sie durch die größere Tragweite und Treffsicherheit der bulgarischen Batterien vollständig in Schach gehalten.

Um die Nachtheile der geringen Tragweite und Treffsicherheit ihrer Geschütze einigermaßen auszugleichen, hätte die serbische Artillerie zweckmäßiger Weise gleich auf nähere Entfernungen herangehen und ihr Feuer auf die jeweilig wichtigsten Ziele konzentriren sollen. Statt dessen gingen aber die serbischen Batterien nie näher als 1500 Meter an den Gegner heran, gewöhnlich nur auf 2000—2500 Meter, und nicht selten weit darüber hinaus. Die natürliche Folge davon war, daß sie in die Feuerzone der ihnen an Tragweite und Treffsicherheit überlegenen bulgarischen Artillerie geriethen, ohne diese selbst wirksam beschießen zu können.

Am ersten Tage von Slivnitza sollen im Umkreise der bulgarischen rechten Flügelbatterie binnen 5 Stunden über 400 serbische Granaten eingeschlagen sein und nur 2 Todte und 5 Verwundete verursacht haben. Auch bei dem Angriffe der Drina-Division gegen den bulgarischen linken Flügel konnte das vereinigte Artilleriefeuer der ganzen Division die eine Batterie Iwanoff nicht

zum Schweigen bringen, trotzdem hunderte von Granaten weit vor, und nur die der Kruppgeschütze meist hinter der Batterie einschlugen.

Am zweiten Tage von Slivnitza hielten auf dem bulgarischen linken Flügel 3 Batterien die 9 Batterien der Drina- und Schumadja-Division ab, ihre angreifende Infanterie zu unterstützen. Die 9 vereinigten serbischen Batterien wagten nicht über 2500 Meter zu avanciren, sodaß ihr Feuer nirgends Schaden anrichtete. In den ganzen ersten sechs Kriegstagen sollen die Bulgaren durch die serbische Artillerie einen Gesammtverlust von nur 39 Mann gehabt haben.

Bei der mangelnden Vorbereitung durch Artilleriefeuer konnten natürlich auch die Angriffe der serbischen Infanterie nicht gelingen. Dieselben zerschellten vielmehr regelmäßig an dem vereinigten Infanterie- und Artilleriefeuer der Bulgaren.

Die Bulgaren schossen zwar mit ihrem ganz leiblichen Artilleriematerial nicht gut und erzielten nirgends besondere Resultate. Immerhin aber schlugen ihre Granaten und Schrapnells in dichter Nähe der feindlichen Batterien ein und hielten diese von weiterem Vorgehen ab.

Der Grund der anscheinenden Zaghaftigkeit der serbischen Batterien ist auf die eigenthümliche Thatsache zurückzuführen, daß in der serbischen Armee ein Geschütz nicht einfach als eine Waffe, wie jede andere, sondern als eine Art Feldzeichen betrachtet wurde, dessen Verlust für schimpflich galt. Um einen solchen zu vermeiden, wichen die serbischen Batterien jedem bulgarischen Angriffe schon von Weitem aus, und getrauten sich ebenso wenig auf wirksame Schußweite an die bulgarischen Stellungen heran, aus Furcht, die Bespannung könne weggeschossen oder ein Geschütz demolirt werden und dem Feinde in die Hände fallen. Infolge dessen eroberten zwar die Bulgaren in dem ganzen Feldzuge kein einziges serbisches Geschütz, erlitten aber dafür auch nur ganz geringe Verluste durch Artilleriefeuer.

Die serbische Anschauung ist in keiner Weise zu billigen und würde in letzterer Konsequenz dahin führen, die Geschütze gar nicht mit in das Feld zu nehmen, um ihren Verlust gänzlich auszuschließen. Eine gute Artillerie wird es zwar grundsätzlich vermeiden, ihre Geschütze der Gefahr, genommen zu werden, auszusetzen, doch giebt es Gefechtslagen, wo es einfach Pflicht der Artillerie ist, an der Seite der Infanterie auszuharren, selbst auf die Gefahr hin, genommen zu werden. Sieht die Infanterie erst ihre Artillerie abfahren und sich selbst dafür nun dem vereinigten Infanterie- und Artilleriefeuer des Gegners ausgesetzt, so vergeht ihr naturgemäß die Lust am weiteren Kampfe. Umgekehrt kann eine einzige Batterie, die im richtigen Augenblick todesmuthig vorfährt, und wäre es bis in die Reihen der Schützen, die schwankende Linie zum Halten bringen, ja wieder vorreißen. Eine gute Infanterie wird schwerlich ihre Artillerie im Stiche lassen. Und sollte diese letztere auch unter dem vernichtenden Infanteriefeuer des Gegners in kürzester Zeit verstummen, so

wird doch auch eine solche stumme Batterie ihren Eindruck nicht verfehlen; weiß doch der Gegner nie, ob sie nicht im nächsten Augenblick ihren feuerspeienden Mund wieder aufthut.

Ein Beispiel zäher Tapferkeit bietet die Batterie Iwanoff, welche am ersten Tage von Slivnitza durch ihr mit Kartätschen abgegebenes Schnellfeuer den Angriff der ganzen Drina-Division auf 400 m zum Stehen bringen half.

Das Prinzip der Massenverwendung der Artillerie und Konzentrirung des Feuers auf das entscheidende Ziel wurde von beiden Gegnern nicht gewürdigt. Berichterstatter erzählen, daß man selten habe mehr als zwei Batterien nebeneinander gesehen. Meist standen dieselben ganz einzeln und statt ihr Feuer auf den entscheidenden Punkt zu richten, zersplitterten sie dasselbe beinahe fächerförmig; mit Vorliebe beschossen sich die beiden Artillerien gegenseitig.

Die einzigen serbischen Batterien, welche sich in dem ganzen Feldzuge ausgezeichnet haben, sind die zwei zu dem Artillerie-Regiment, Horstig, ein früherer deutscher Offizier, gehörenden Batterien, welche am zweiten Schlachttage von Pirot 2000 m vor der Front des bulgarischen Centrums auffuhren, und ohne dessen Feuer, dem sie vollkommen die Flanke boten, zu achten, gegen die an der Höhe östlich Bari Tzifluk emporklimmenden Rumelioten ein so wirkungsvolles Flanken- und Rückenfeuer eröffneten, daß deren Angriff zum Stocken kam.

Andererseits muß ausdrücklich auf den Mangel an Initiative hingewiesen werden, welche nach den Angaben der Berichterstatter die meisten bulgarischen Batterien entwickelt haben. Bei der mangelnden einheitlichen Leitung der bulgarischen Artillerie war jeder Batterie-Chef mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen. Wenn es auch einige Male vorkam, daß bulgarische Batterien aus eigener Initiative ihre vorgehende Infanterie, wie auf dem rechten Flügel, bei Slivnitza, begleiteten, so avancirten sie doch meist und namentlich bei Pirot nicht mit der Infanterie, selbst wenn die zurückgehenden Serben schon Entfernungen erreicht hatten, auf welche nicht mehr gefeuert werden konnte. Der Chef einer solchen Batterie, von einem Berichterstatter gefragt, weshalb seine Batterie nicht mit vorrücke, soll die überraschende Antwort gegeben haben: „Er habe keinen Befehl dazu.“ Die Mannschaften einer ebenfalls weit rückwärts stehenden Batterie vollends wurden, während das Gefecht vorn fortdauerte, neben ihren Geschützen schlafend angetroffen.

6. Munitionsverbrauch. Verluste.

Es ist statistisch nachgewiesen, daß mit der Vervollkommnung der Waffen die Schlachten entsprechend unblutiger geworden sind. So paradox dies auf den ersten Blick erscheint, so psychologisch erklärlich ist es.

Es giebt wenig Schlachten, in denen, wie bei den Thermopylen, der eine

der Gegner vollständig aufgerieben wurde. In der Regel ist nur ein gewisser Prozentsatz an Verlusten erforderlich, um dem einen der Gegner die Ueberzeugung beizubringen, daß seine Sache verloren sei. Es liegt also niemals ein physischer, sondern stets ein moralischer Zwang vor, welcher den einen der Gegner das Feld räumen läßt. Der moralische Eindruck der Verluste wird nun aber um so größer, je mehr dieselben sich auf eine gewisse Zeit zusammendrängen. Eine Truppe, die den ganzen Tag hindurch kämpft, erträgt viel leichter 30 Prozent Verlust ohne zu schwanken, als wenn sie in wenig Minuten 10 Prozent der Kameraden um sich herum stürzen sieht. Gerade die schnell feuernden Gewehre sind also geeigneter, den feindlichen Muth zu vernichten, weil sich die Verluste in so verhältnißmäßig kurzer Zeit häufen.

Andrerseits darf nicht übersehen werden, daß die Tragweite unserer Feuerwaffen das Feuer auf große Entfernungen eröffnen läßt und auch in den späteren Phasen des Gefechts die Gegner in respektvoller Entfernung hält. Der Entschluß zum Angriff mit der blanken Waffe überzugehen, ist erschwert, die Möglichkeit eine Stellung noch rechtzeitig aufzugeben erleichtert. Die blutigen Kämpfe Mann gegen Mann, wie sie frühere Zeiten kannten, werden dadurch eine große Seltenheit.

Diese Thatsachen bestätigt auch der serbisch-bulgarische Krieg, der einzige, der bisher mit den modernen Gewehren geführt worden ist. Gleichzeitig wird durch denselben eine überraschende Thatsache bestätigt, welche schon der Feldzug 1870/71 gezeigt hatte, nämlich eine den geringeren Verlusten entsprechende Abnahme des Patronenverbrauchs infolge der durch die schnellschießenden Gewehre schnell herbeigeführten Entscheidungen. Jeder der beiden Gegner hat in dem 14tägigen Feldzuge annähernd 5 Millionen Patronen verschossen. Dies ergiebt, trotz des rasenden Schnellfeuers, welches manche Truppentheile, namentlich serbische, bisweilen stundenlang unterhalten hatten, durchschnittlich nur 100—125 Patronen für das Gewehr. Bei Erstürmung der östlichen Tri Uschi-Kuppe durch die Bulgaren am 19. November soll derselbe von serbischen Patronenhülsen förmlich übersäet gewesen sein; trotzdem hatten die Angreifer aber nur ganz geringe Verluste. Bei Vertheidigung des Preglebischte-Berges am 24. November sollen die Serben 200 000 Patronen verschossen und doch nur 58 Bulgaren getödtet haben. Dies würde 87 Kilo Blei auf einen Todten ergeben. Natürlich ist die mangelhafte Schießausbildung der serbischen Infanterie dabei mit in Anrechnung zu bringen.

Ganz ähnlich ging es bei der Artillerie her. Auch hier wurde viel kanonirt und wenig getroffen. Daß am ersten Tage von Slivnitza im Umkreise der bulgarischen rechten Flügelbatterie 400 Granaten einschlugen und nur 2 Todte und 5 Verwundete verursachten, wurde bereits erwähnt. Dies würde 400 Kilo Blei auf einen Todten und 114 Kilo unter Anrechnung der Verwundeten ergeben.

Dagegen traten auch Kampfesphasen ein, in welchen sich die Verluste in kurzer Zeit häuften. So erlitten am zweiten Tage von Slivnitza die gegen das von 6 bulgarischen Bataillonen und 2 Batterieen besetzte Dorf Wladomirovze anstürmenden 2 Divisionen in kurzer Zeit schwere Verluste. Bis 500 Meter waren sie trotzdem vorgekommen; als sie sich aber erhoben, um über das freie Feld weiter vorzulaufen, da häuften sich die Verluste derartig, daß die beiden Divisionen Kehrt machten. Augenzeugen berichten, daß dabei geschlossene Unterstützungstrupps, welche in zweigliedriger Formation den Schützenketten folgten, sich im bulgarischen Schnellfeuer nicht halten konnten, und wo sie dies trotzdem versuchten, förmlich niedergemäht wurden. Die Serben verloren hier binnen zwei Stunden über 1500 Mann.

Wie fast stets, so hatte der Angreifer größere Verluste als der Vertheidiger. Nur der Kampf um den Pregledischte-Berg bildete hiervon eine Ausnahme, indem die Serben daselbst viermal stärkere Verluste erlitten, als die Bulgaren. Das ungezielte Schnellfeuer des Vertheidigers einerseits und die Deckung, welche der todte Winkel am Fuße des Berges gewährte, wie das rücksichtslose Drauflosgehen der Bulgaren auf der anderen Seite, waren die Ursache. Dagegen verloren die Bulgaren in dem oben erwähnten Kampfe um Wladomirovze nur gegen 500 Mann, obgleich das aus Fachwerk erbaute Dorf nur ungenügende Deckung bot. Verhältnißmäßig noch geringer waren die Verluste der Bulgaren in den Erdwerken von Slivnitza. Am ersten Tage hatten die Bulgaren hier 100 Todte und etwa 400 Verwundete, die Serben 170 Todte und über 800 Verwundete. Am zweiten Tage hatten die Bulgaren über 700, die Serben über 2400 Todte und Verwundete. Am dritten Tage steigerten sich die Verluste der Bulgaren, da sie theilweise die Offensive ergriffen, auf 220 Todte und 1500 Verwundete; auf serbischer Seite betrugen dieselben 470 Todte und 2300 Verwundete. In der Schlacht von Pirot bezifferten sich die Verluste der Serben, selbst als Vertheidiger, auf 40 Offiziere und über 1000 Mann, darunter aber fast die Hälfte Todte. Die Verluste der Bulgaren, die die Rolle des Angreifers übernommen hatten, sollen nach den neuesten Schätzungen über 1400 Mann, darunter sehr viel Todte, betragen haben. Den Serben hatte der dritte Tag von Slivnitza, den Bulgaren der zweite Tag von Pirot die meisten Opfer gekostet.

Die Gesammtverluste der serbischen Armee betrugen nach amtlichen Berichten: 774 Todte, 4270 Verwundete, 2801 Vermißte; von den letzteren ist ein großer Prozentsatz als Todte bez. Verwundete zu berechnen.

Die Gesammtverluste der Bulgaren werden auf 3500 Mann angegeben, doch ist diese Summe offenbar viel zu niedrig gegriffen. 68.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegstagebuch des hessischen Generalstabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.*)

Nach einem archivalischen Original (Marburger Staatsarchiv)

bearbeitet von

Pechend,

Premier-Lieutenant im Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80.

I. Theil.

Tagebuch des Feldzugs in der Champagne 1792 bis zum Rückzuge der Verbündeten.

Einleitung.

Die nachstehend wiederzugebenden, auf Befehl des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel durch Offiziere seines Stabes**) abgefaßten Aufzeichnungen über den Feldzug des Jahres 1792 bieten im Anfange außer einigen bemerkenswerthen Schilderungen über die damaligen Zustände in der Truppe fast nur Sondergeschichte. Wir entnehmen daher hieraus nur einzelne Stellen.

In einem Vorworte lernen wir die Stimmung des ersten Berichterstatters beim Beginn der Ereignisse kennen:

---

*) Benutzte Nebenquellen: 1) Beih. z. Mil. Wochenbl., Nov./Dez. 1846: Beitr. z. d. Gesch. d. Feldzüge in Frankreich und am Rhein 1792 u. 1793, a. d. mil. Nachlaß Königs Friedrich Wilhelm III. — 2) Europ. Annalen, 1799 Bd. I/II, Beitr. zur näh. Beleuchtung des 1. Feldz. v. J. 1792. — 3) Zeitschr. f. Kunst, Wissensch. u. Gesch. d. Krieges. 1831, 21. Bd. a) Ueberfall von Limburg a/L. und Hochheim 1792/93, v. F. v. Strantz, Kgl. Major. b) die Hessen und Rüchel, Bruchstück a. e. ungedr. Tagebuche 1792/93. — 4) Zeitschr. f. Kunst, Wissensch. u. Gesch. d. Krieges, 1838, 43. Bd. Der Feldzug in der Champagne i. J. 1792. — 5) Oesterreichische mil. Zeitschr. 1813, 2. Bd. Der Sturm von Frankfurt 1792. — 6) Oesterreichische mil. Zeitschrift 1833, 2. Bd. Der Zug der Alliirten in die Champagne 1792, nach österr. Orig.-Qu. — 7) Magazin d. Kr.-Begebenheiten 1794, 1. Bd. Journal der Emigranten, 1792. — 8) Gesch. d. fr. Rev.-Krieges 1792, v. C. Renouard, Kassel 1865, b. Theod. Fischer. — 9) Kriegsbegebenheiten i. Deutschland ꝛc.: Operationen der Preußen und Hessen nach ihrem Rückzuge aus Frankreich ꝛc. (v. Witzleben), 1796, Frankfurt a/M. bei Fr. Eßlinger. — 10) Betrachtungen üb. d. Feldz. Oesterr. u. Preußens gegen Frankreich i. d. J. 1792, 93, 94 (v. Massenbach), 1795. — 11) Generalstabskarte.

**) und zwar durch Oberst-Lieutenant Graf v. Bohlen, General-Adjutant des Landgrafen, Hauptmann Wiederhold im Generalstabe und Kapitän im Garde-Regiment v. Müller. Letzteres sind gleichlaufende Berichte, weshalb sie bei nöthig erscheinenden Ergänzungen gleichzeitig benutzt worden sind.

„Die in Frankreich seit 1789 herrschenden inneren Gährungen zogen gleich Anfangs die Aufmerksamkeit aller europäischen Staaten auf sich, jedoch schien keine fremde Macht einen genauen Antheil daran nehmen zu wollen, als bis das Maaß der Vergehungen so gehäuft war, daß auch Nachbarn die Wiederherstellung ihrer gekränkten Rechte mit Nachdruck fordern mußten. In dieser Lage befand sich besonders das deutsche Reich, indem die französische Nationalversammlung durch ihre neue Staatsverfassung in die Rechte derjenigen Reichsfürsten Eingriffe that, welche Besitzungen im Elsaß hatten. Die damals kurz auf einander folgenden deutschen Kaiser wandten sich deshalb an die Nationalversammlung, aber alle Drohungen wie Vorstellungen der offenbaren Verletzung der Friedenstraktate mit dem deutschen Reiche fruchteten nichts, sondern neue Vergehungen gegen die geheiligte Person des Königs und der Königin von Frankreich, als naher Blutsverwandtin des österreichischen Hauses, vermehrten die Schuld der ausgearteten Nation der Franken. Ueberzeugt, daß das deutsche Reich nie die angethanenen Beleidigungen ungeahndet lassen würde, setzten sie noch die hinzu, die Treue der deutschen Unterthanen durch unbegründete Vorspiegelungen und durch den Reiz der mißverstandenen Worte „Freiheit und Gleichheit", so unstatthaft auch letztere ist, wanken zu machen. Deutschlands echte Bürger höhnten zwar der fränkischen Lobpreisung ihres idealischen Glücks, da sie die Dauerhaftigkeit des ihrigen empfanden, doch fanden sich auch hier, wie in allen Ländern, unruhige, boshafte Menschen, welche die schwärmerischen Grundsätze der Neufranken auch heimlich zu verbreiten suchten.

Das österreichische Haus hob die alte Feindschaft und das Mißtrauen gegen das Preußische auf und so fand sich der jetzige Kaiser Franz II. in den Stand gesetzt, die Sache der deutschen Reichsfürsten ernsthaft durchzusetzen. Frankreichs Freiheitsbürger warteten aber die gegen sie getroffenen Kriegsanstalten nicht ab, sondern erklärten dem österreichischen Hause im Monat April d. J. den Krieg und fielen sogleich feindlich in die österreichischen Niederlande ein. Nunmehr verband sich Preußen mit Oesterreich zur thätigsten Beihülfe und forderte alle patriotisch denkenden Reichsfürsten mitzuwirken auf.

Das Haus Hessen-Kassel ward gleich zur Deckung der Reichsgrenzen am Rhein aufgefordert, da es den Neufranken unaufgehalten durch Festungen ein leichtes war, von dieser Seite einzudringen und das bevorstehende Fest der Kaiserwahl Franz II. in Frankfurt zu stören. Landgraf Wilhelm IX., zu sehr Soldat und zu sehr überzeugt von der Gefahr, die das ganze deutsche Vaterland bedrohte, bedurfte keiner weiteren Aufmunterung, sondern rückte sogleich mit 12 000 Mann seiner auserlesensten Truppen ohne weitere Bedingungen zur Deckung der Rheingegenden vor." — —

Nachdem der Berichterstatter in seinem Tagebuche bis zur Beendigung der ersten Versammlung hessischer Truppen bei Rheinfels, bezw. bei Hanau gelangt ist, erzählt er über die beginnenden Vereinbarungen mit Preußen folgendes:

„Donnerstag, den 14. Juni. Heute gegen Abend kam der preußische Obr.-Lieutenant v. Trawert, zugleich Quartiermeister-Lieutenant, allhier an, der von Sr. preußischen Majestät vermöge eines an meinen gn. Herrn mitgebrachten Schreibens bevollmächtigt war, den gemeinschaftlichen Operationsplan der angehenden Kampagne zu verabreden. Da aber die politischen Gegenstände noch nicht hinlänglich an's Licht gesetzt sind, so fanden sich mein gn. Herr bewogen, sich keineswegs bei nicht festgesetzten bestimmten Vortheilen weiter in bindende Verabredungen einzulassen. Der gedachte Obr.-Lieutenant ging also unverrichteter Sache wieder von hier." . . .

Den Landgrafen bewogen zu seinen Rüstungen an sich mehr die Besorgnisse für seine eigenen Länder, als die von dem Berichterstatter oben angeführten Gründe. Er beurlaubte jetzt sogar einzelne Leute in den marschfähig gemachten Regimentern. Erst die Durchreise des Herzogs von Braunschweig, bezw. die Durchzüge preußischer Truppen verschoben den Standpunkt wieder soweit, daß der Landgraf nicht nur Vorkehrungen zur sofortigen Gestellung der Beurlaubten traf, sondern auch seinerseits den preußischen Wünschen entgegenkam. Er suchte den Herzog von Braunschweig (1. Juli) auf und eilte dem bei seiner Reise nach Ansbach Bacha berührenden Könige (12. Juli) entgegen. Hierüber erzählt der Berichterstatter:

„Nach ½ 11 Uhr langten Sr. Majestät der König in einem halbgedeckten mit 8 Pferden bespannten Reisewagen an und hatten den General-Major und General-Adjutant v. Bischoffswerder neben Sich sitzen. Sr. Hochf. Durchl. der Landgraf gingen bis an den Wagen entgegen und führten Sr. Majestät in das zubereitete Zimmer. Hier unterhielten sich beide hohen Herren auf das Freundschaftlichste. Die jetzigen politischen und kriegerischen Aussichten gaben hierzu den Gegenstand, doch blieb auch die ehemalige Bekanntschaft und die zusammen im einjährigen preußisch-österreichischen Kriege von 1778 verlebten Stunden nicht unerwähnt. Nach dieser ½ Stunde dauernden Unterredung ließen Sr. Durchl. der Landgraf Sr. Königl. Majestät allein, welche aber nach einigen Minuten heraustraten und in den Saal, wo das Frühstück aufgetragen war, geruhten an der Tafel Platz zu nehmen. Nach ¼ 12 Uhr erhoben sich Sr. Majestät wieder, dankten nochmals für die erzeigte Attention, hatten unsern gn. Herrn vorher zur Unterredung in Mainz, welche ungefähr in 8 Tagen mit dem Kaiser und den 3 geistlichen Churfürsten, auch dem Herzog von Braunschweig gehalten werden soll, eingeladen, umarmten ihn auf's Freundschaftlichste und setzten Höchstderen Reise alsdann weiter fort." —

Am 14. Juli fand das Fest der Kaiserkrönung in Frankfurt und am 20. die Zusammenkunft der eben genannten Fürsten in Mainz statt. Der König berührte hierbei Hanau (19.) und wurde abermals von dem Landgrafen empfangen. Auch in Mainz fehlte der Letztere nicht und der Bericht hebt die guten Beziehungen zu[illegible] sonders hervor. Es heißt darin u. A.:

„Nach 6 Uhr begaben Sich Sr. Hochf. Durchlaucht wieder nach dem Schloſſe,*) wo ein prächtiger Ball veranſtaltet war, dem ein äußerſt zahlreicher und glänzender Hof beiwohnte und welches Feſt mit einem franzöſiſchen Tanz zu 8 Paaren, unter welchen Sich J. Majeſtät die Kaiſerin mit dem Kronprinzen von Preußen befanden, eröffnet ward. Während dieſes frohen Feſtes erklärten Sich Sr. Hochf. Durchl. der Landgraf, daß Sie aus patriotiſcher Geſinnung für des deutſchen Reiches Beſte Sich entſchloſſen hätten, 6000 Mann Ihrer Truppen zu der preußiſchen Armee am Rhein ſtoßen zu laſſen, dieſelben nicht nur ganz auf eigene Koſten zu unterhalten, ſondern auch in eigener Perſon zu kommandiren geſonnen wären und Sich mit dieſem Korps zur Ausführung des allgemeinen Operationsplanes gegen den 15. Auguſt**) mit der preußiſchen Armee zu vereinigen gedächten. Dieſe Aeußerung verurſachte die größte Freude bei Sr. preußiſchen Majeſtät und Sie gingen mit unſerem gn. Herrn zum Kaiſer und ſagten, Sie ſtellten hier J. Kaiſerl. Majeſtät den patriotiſchſten Reichsfürſten vor, der die größten Opfer ſeiner eigenen Perſon und Truppen zum allgemeinen Reichswohl brächte. Nach dieſem beurlaubten Sich Sr. Hochf. Durchlaucht wieder und fuhren zum Herzog von Braunſchweig und beſprachen Sich über die gemachten Pläne des Feldzuges. Nach Endigung dieſer Unterredung fuhr Sr. Durchlaucht nach dem Abſteigequartier zurück. Beim Ausſteigen aus dem Wagen wurden unſerm gn. Herrn von Sr. Majeſtät dem Könige die Zeichen des preußiſchen rothen Adlerordens überſandt; diejenigen Ritter, die den ſchwarzen Adlerorden bereits beſitzen, tragen dieſe nur um den Hals.“ —

Am folgenden Tage wurden von dem Landgrafen die Truppentheile beſtimmt, welche an dem Feldzuge theilnehmen ſollten. Es waren dies

an Infanterie: das Grenadier-Bataillon Prinz v. Philippsthal und Grenadier-Bataillon v. Eſchwege, die Regimenter Garde, Garde-Grenadiere, Leibregiment, das ſog. Jägerkorps***) und das leichte Infanterie-Bataillon v. Lentz;

an Kavallerie: Das Regiment Karabiniers, Leibdragoner und Huſaren;

an Artillerie: Nur diejenige der Infanterie-Bataillone (Oberſtlieutenant Kellermann).

Führer des Korps unter dem Landgrafen war General-Lieutenant v. Bieſenrodt, die Eintheilung deſſelben aber folgende:

---

*) Des Kurfürſten von Mainz. Hier wohnte der Kaiſer, in der ſog. Favorite der König mit dem Herzoge.

**) Am 11. Auguſt begannen die Feindſeligkeiten auf Seiten der preußiſchen Armee.

***) Unter Oberſt v. Creutzburg, welcher vom 12. Auguſt ab dem Hauptquartier zugetheilt wurde, während Oberſt v. Lentz neben ſeinem Bataillon auch die Führung des Jägerkorps erhielt, eine eigenthümliche Maßregel.

Brigade des Gen.-Maj. v. Hanstein	II. Batl. Garde	im Ganzen 6000 Mann.
	I./II. Bataillon Leib-Regts.	
	Gren.-Batl. (4 Komp.) v. Eschwege	
	leichte Infant.-Batl. (2 Komp.)	
Brigade des Gen.-Maj. v. Wurmb	2 Komp. Jäger	
	Gren.-Batl. (4 Komp.) v. Philippsthal	
	I./II. Batl. Garde-Gren.	
	I. Batl. Garde	
Brigade des Gen.-Maj. v. Dalwigk	3 Esk. Husaren	
	3 Esk. Karabiniers	
	3 Esk. Leibdragoner	

16 Kanonen Regiments-Artillerie und 2 Amüsetten. —

Das Korps wurde bei Rheinfels versammelt und bereits am 30. Juli befand man sich in der Lage, dem preußischen Hauptquartier bestimmt mitzutheilen, daß der Abmarsch am 15. August erfolgen werde. Der Berichterstatter selbst wurde mit Ueberbringung eines dahin lautenden Schreibens an den Herzog von Braunschweig betraut und schreibt darüber u. A. wie folgt:

Dienstag den 31. Juli. Ungeachtet ich seit gestern Morgen ½ 8 Uhr (von Wilhelmsbad bei Hanau) unterwegs und die ganze Nacht durchreiste, traf ich wegen Mangels an Postpferden auf verschiedenen Stationen erst diesen Mittag ½ 12 Uhr in Koblenz ein. Die preußische Armee war aber schon gestern nach Trier zu aufgebrochen; sie hatte 2 Stunden von hier zwischen Rübenach und Metternich 8 Tage lang im Lager gestanden.

Mittwoch den 1. August. Um 4 Uhr morgens reiste ich von Koblenz ab und da ich in Polch erfuhr, daß ich zu Wagen unmöglich bei den Trains und der Bagage der Armee in den Gebirgen vorbeikommen würde, so ging ich von dort mit Courrierpferden weiter. Jenseits Kaiserseſch fand ich noch den ganzen linken Flügel der preußischen Armee nach 12 Uhr, — wegen der Unwegsamkeit des Gebirges waren die Batteriestücke hängen geblieben — auf der Lagerstätte stehen, während der rechte Flügel um 4 Uhr morgens aufgebrochen war. Gegen ½ 2 Uhr erreichte ich das seit heute zwischen Hontheim und Lutzerath 14 Stunden von Koblenz und 10 von Trier aufgeschlagene preußische Lager. Ich entledigte mich meines Auftrages bei Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Braunschweig und bekam von demselben Befehl, mich daselbst bis morgen zu verweilen und in Hontheim zu übernachten.

Da die preußische aus 52 000 Mann bestehende Armee*), wovon jedoch

*) Die verbündete Armee unter dem Herzog von Braunschweig bestand aus 51 000 Mann Preußen (47 Bataillons, 70 Schwadronen), dem österreichischen Korps des Feldzeugmeisters Fürst Hohenlohe-Kirchberg, 23 800 Mann (14 Bataillons, 20 Schwadronen), der österreichischen Heeresabtheilung des Feldmarschall-Lieutenant Grafen Erbach, 10 860 Mann (6 Bataillons, 6 Schwadronen), dem österreichischen Korps des Feldzeugmeisters Grafen Clerfait, 17 540 Mann (11 Bataillons, 12 Schwadronen), dem Emigrantenkorps 12 000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Mainzer Truppen = 125 000 Mann.

die Avantgarde von 12 000 Mann unter dem Erbprinzen von Hohenlohe vorausdetachirt ist, wegen der Gebirge von Polch aus nur in einer Kolonne marschiren konnte, so dauerte der heutige, obgleich nur 4 Stunden Weges lange Marsch bis 10 Uhr abends für die letzten Regimenter und einigen war noch der Befehl zugeschickt, auf der gestrigen Lagerstätte bei Kaiserseſch zu verweilen.

Sr. preußische Majestät, wie auch J. Durchl. der Herzog von Braunschweig kampirten, jedoch geschieht solches nur dann, wenn keine schicklichen Kantonnirungsquartiere für beide höchsten Herrschaften vorhanden sind. Sehr auffallend war es in einem und demselben Lager zwei verschiedene Hauptquartiere zu finden: in dem Sr. Majestät des Königs ward die Ordre für die preußische Armee ausgegeben, in dem des Herzogs aber wurden die allgemeinen Operationspläne entworfen und den kombinirten Truppen zugestellt, daher auch hier der österreichische Generalmajor v. Wälsch und der französische Marschall der Emigrirten Armee, Marquis de Lambert, sich aufhielten.

Donnerstag, den 2. August. Die Armee hatte Rasttag, ausgenommen die Regimenter, welche gestern hatten bei Kaiserseſch stehen bleiben müssen. Morgen wird in zwei Kolonnen bis Wittlich marschirt, den Sonnabend bis Hetzerath und am Sonntag nach Trier und Gegend vorgerückt.

Um 1/2 7 Uhr begab ich mich in das Hauptquartier Sr. Durchl. des Herzogs, bekam aber Befehl, mit nach dem des Königs zu reiten. Um 1/2 11 Uhr ritten Sr. Durchl. der Herzog zum Hauptquartier des Königs, woselbst die Ordre ausgegeben ward. Sr. Majestät ließen mir einen Brief für Sr. Durchl. den Landgrafen aushändigen, trugen mir mündlich Ihr Kompliment an Höchstdenselben auf und bald darauf erhielt ich ebenfalls ein solches Schreiben von Sr. Durchl. dem Herzog nebst mündlichen Bestellungen, welche sich hauptsächlich auf den Wunsch Sr. Durchlaucht bezogen, daß die hessischen Truppen schon vor dem 15. d. M. aufbrechen möchten." — —

Wir sind hiermit durch die Aufzeichnungen des Berichterstatters bis zu dem Zeitpunkte gelangt, in welchem die Märsche des hessischen Korps von Rheinfels aus ihren Anfang nehmen und fügen nur zur Richtigstellung gewisser darin enthaltener Angaben hinzu, daß der Landgraf Wilhelm IX. nicht so ganz umsonst zur Heeresfolge bestimmt worden war. Eine augenblickliche Schadloshaltung für die Stellung der hessischen Truppen, welche er sich ausbedingen wollte, lehnte man preußischerseits auch in Mainz noch ab und versprach dafür nur dem Landgrafen die preußische Stimme zur Kurwürde geben zu wollen, bezw. für seine spätere Kostenentschädigung Sorge zu tragen. — — —

1. Abſchnitt.

Vom Beginn der Märſche des heſſiſchen Korps bis Clermont, vom 16. Auguſt bis 13. September (einſchl.).

Ueberſicht der Zeitereigniſſe. Scharmützel von Sierck, Fall von Longwy und Verdun, Unternehmung gegen Thionville (Hohenlohe-Kirchberg), Clerfait geht nach Stenay. Die feindliche Nordarmee (jetzt Dumouriez) beſetzt die Argonnenpäſſe, um die Mittelarmee jetzt Kellermann) zu erwarten. Uebergang des preußiſchen Heeres über die Maas, Stillſtand. Doumouriez bei Grand Pré, Kellermann im Anmarſch. Die franzöſiſche Rheinarmee beginnt ihre Bewegungen gleichfalls. Die Theilkorps Dillon bezw. Galbaud bei La Chalade und les Islettes.

„Donnerſtag den 16. Auguſt. Heute brachen die jenſeit des Rheines gelegenen Regimenter auf und paſſirten auf dem Exerzierplatz, dem „Raſen", vorerſt Spezialrevue vor Ihrer Durchlaucht dem Landgrafen. Zuerſt ſtand daſelbſt das Huſaren-Regiment zu 3 Eskadrons, dann Karabiniers zu 6 Kompagnien und das Leib-Regiment zu 5 Eskadrons, in allem 950 Mann zu Pferde. Sie wurden nach und nach auf der fliegenden Rheinbrücke nebſt der Bagage übergeſetzt. Dann folgten das Garde-Grenadier-Regiment und Leib-Regiment; beide zu 2 Bataillons, paſſirten ebenfalls Spezialrevue und wurden dann in kleinen Böten übergeſetzt; die Bagage dieſer Regimenter ging mit der fliegenden Brücke.

Das Jägerkorps war heute Morgen nach Frankweiler, Beltheim und Bickenbach im Trier'ſchen gerückt, das leichte Infanterie-Bataillon nach Baſſelſcheid und Leiningen. Das Huſarenkorps kam nach Hungenroth, Dörth, Mühlpfad und Niedert.

Freitag den 17. Auguſt. Dieſen Morgen um 4 Uhr ward Generalmarſch, um 5 Uhr aber Vorgatterung geſchlagen und ſogleich abmarſchirt. Es ward regimenterweiſe nach folgender Marſchroute nach den nachbenannten Kantonnirungsquartieren marſchirt:

Die Huſaren gingen bis Haſſelbach, Speſenroth, Wüſchheim, ſämmtlich pfälziſche Orte.

Das Jägerkorps nach Hundheim, Völkenroth, Leibeneck, Orte des Oberamts Caſtellaun.

Das leichte Infanterie-Bataillon erreichte Bell, Craſtel und Wöhnroth, zum Oberamt Caſtellaun gehörig.

Das Regiment Karabiniers kam nach Alterkülz, Michelbach und Neuerkirch, zu Caſtellaun gehörig.

Das Regiment Leibdragoner nach Unzenberg, Göbenhauſen, Reckershauſen, Amt Simmern.

Aus Rheinfels brachen heute unter Führung unſres durchl. Herrn auf das Grenadier-Bataillon v. Philippsthal und das Regiment Garde. Das Genadier-Bataillon v. Philippsthal kam heute nach Ohlweiler, Naunhauſen

und Nickweiler, Oberamt Simmern; das Regiment Garde nach Simmern, Chumbdhen, Keidelheim und Cülz; das Garde-Grenadier-Regiment nach Göbenroth, Hollnich, Rodt, Uhler und Caſtellaun; das Leibregiment nach Dudenroth, Braunshorn, Epſchied und Laubach; das Grenadier-Bataillon v. Eſchwege rückte von Patersberg jenſeits des Rheins bis Horn, Budenbach und Bubach vor. Das Hauptquartier war in Simmern.

Die Länge des Marſches war ungefähr 6 Stunden Weges. J. Durchl. der Landgraf und Prinz Friedrich bewohnten das Oberamtshaus. Das Städtchen hält 200 Häuſer; man ſieht daſelbſt ein herrſchaftliches, aber ruinirtes Schloß; eine Beſatzung von 50 pfälziſchen Dragonern lagen daſelbſt.

Sonnabend, den 18. Auguſt. Der geſtern ausgegebenen Ordre gemäß ward wieder um 4 Uhr Generalmarſch, um 5 Uhr aber Vergatterung geſchlagen und ſogleich abmarſchirt. Der gegebenen Marſchroute zufolge rückten die Regimenter in nachfolgende Orte vor:

Das Huſaren-Regiment nach Hundheim, Hinſerath und Goutzerath.

Das Jägerkorps nach Longcamp und Commen.

Das leichte Infanterie-Bataillon nach Irmenach und Beuren.

Das Regiment Karabiniers nach Hochſcheidt, Wederath, Götzerath und Ober-Clennig.

Das Regiment Leibdragoner nach Weitersbach und Rhaunen.

Das Grenadier-Bataillon von Philippsthal nach Fronhofen und Nieder-Kleinich.

Das Regiment Garde nach Büchenbeuren, Horbruch, Hirſchfeldt, Krummenau, Wahlenau, Niederweiler.

Das Garde-Grenadier-Regiment nach Lantzenhauſen, Lötzbeuren.

Das Leib-Regiment nach Dillendorf, Dill, Göſenroth, Laufersweiler.

Das Grenadier-Bataillon von Eſchwege nach Sohren und Nieder-Sohren.

Das Hauptquartier war in Büchenbeuren, einem unter Badenburlach'ſcher Hoheit ſtehenden Dorfe. Es enthält nur 32 Häuſer und vom Regiment Garde war nur die Leibkompagnie dahin einquartiert; Ihre Durchlaucht der Landgraf bewohnten das Pfarrhaus und theilten daſelbſt Ihre ſehr enge Wohnung mit dem Prinzen Friedrich.

Der heutige Marſch war von 5 Stunden, wurde aber durch die regneriſche Witterung beſchwerlich.

Nicht lange nach Höchſter Ankunft traf der preußiſche Huſarenlieutenant Eiſenhardt vom Regiment v. Köhler mit Depeſchen vom Herzog von Braunſchweig ein. Derſelbe beſtätigte die Nachricht vom Marſch der preußiſchen Armee nach Luxemburg zu, wie auch das Scharmützel bei Sierck. Daſelbſt hatte beim Umhauen des Freiheitsbaumes eine Frau einen preußiſchen Huſaren aus dem Fenſter eines Hauſes mit der Piſtole todtgeſchoſſen. Freilich bezahlte ſie dieſen Unſinn mit dem Leben und das Haus ward eingeäſchert, es beweiſt

aber dennoch, zu welchem Grade die Freiheitsschwärmerei bei diesem Volke gestiegen ist.

Der erhaltenen Depesche zufolge bekam die Avantgarde, aus unsern Husaren, Jägern und der leichten Infanterie bestehend, Befehl, statt des morgen zugestandenen Rasttages weiter vorzurücken, jenseits Büdlich.

Sonntag den 19. August. Für das ganze Korps, die Avantgarde ausgenommen, war Rasttag; im Hauptquartier wurde Gottesdienst abgehalten. Zur Parade waren alle Majors der auswärts kantonnirenden Regimenter gegenwärtig.

Montag den 20. August. Um 4 Uhr ward Generalmarsch und um 5 Uhr Vergatterung geschlagen. Der heutige Marsch war ungefähr 6 Stunden lang.

Das Hauptquartier war zu Thalfang, einem Trierschen Dorfe. Im Pfarrerhause daselbst war das Absteigequartier unsers durchlaucht. Herrn und in etwas doch bequemer als das vorletzte. Von Morbach hierher ist es sehr gebirgig.

Folgende Kantonnirungsquartiere wurden heute erreicht:

Die Avantgarde traf zu Tawern und Fellerich jenseits Trier ein.

Das Regiment Karabiniers zu Schemmerich, Breit, Büdlich und Beschеid.

Das Regiment Leibdragoner zu Geisfeld, Rascheid und Beuren.

Das Grenadier-Bataillon v. Philippsthal zu Heidenburg.

Das Regiment Garde zu Immert, Hilscheid, Etgert, Gielert, Deuselbach und Malborn.

Das Regiment Garde-Grenadiere zu Gutenthal, Obert, Hunolstein, Rapperath, Weiperath.

Das Leib-Regiment zu Haag, Gräfenthron, Berg und Licht.

Das Grenadier-Bataillon v. Eschwege zu Merscheid, Heinzerath und Elzerath.

Der General-Lieutenant v. Biesenroth blieb auf diesen Märschen immer beim Hauptquartier und die übrigen Generale bei ihren Brigaden.

Bis jetzt ist der Marsch noch in bester Ordnung zurückgelegt und nach Erneuerung der strengsten Befehle wegen guter Mannszucht gegen dieselbe nicht gefühlt worden. Den Tag des Ausmarsches aus Rheinfels beschenkten unser gn. Herr jeden Unteroffizier mit 6 Batzen, jeden Gemeinen mit 3.

Dienstag, den 21. August. Es ward um die gewöhnliche Zeit abmarschirt, und der heutige Tagesmarsch war zwischen 6 und 7 Stunden.

Die Avantgarde, vom Obrist Schreiber kommandirt, behielt ihre gestern genommene Position jenseits Trier.

Das Regiment Karabiniers ging heute nach Ruwer, Mertesdorf, Eitelsbach und Tarforst.

Das Leibdragoner-Regiment nach Kirsch, Langnich und Kenn.

Das Grenadier-Bataillon v. Philippsthal nach St. Matthias, einer Vorstadt jenseits Trier.

Das Regiment Garde nach Trier.

Das Regiment Garde-Grenadiere nach Ober-Fell, Nieder-Fell, Fastran und Riol.

Das Leibregiment nach Waldrach, Thomm, Morscheid und Casel.

Das Grenadier-Bataillon v. Eschwege nach Lorscheid, Farschweiler und Osburg. Das Hauptquartier war in der Abtei St. Maximin, einer Vorstadt diesseits Trier. Hier hatte Alles das Ansehen des größten Ueberflusses und J. Durchl. der Landgraf wie auch Prinz Friedrich waren prächtig logirt. Der Prior der Abtei machte seine Aufwartung und bald darauf auch der Statthalter von Trier, Freiherr v. Kerpen. Beide wurden zur Mittagstafel behalten. Nach beendigter Tafel besahen unser gn. Herr die Stadt Trier zu Fuß und wurden nach der churfürstlichen Residenz geführt, wo Höchstdenselben eine bei Sierck eroberte 6pfündige französische Kanone nebst dem daselbst genommenen Freiheitsbaume gezeigt wurden. Dieser letztere bestand in einer langen mit den Nationalfarben bemalten Stange, woran ein ovales Brett befestigt war, in der Mitte durch einen Strich getheilt, und zur Rechten standen die Worte: „Passans, Voicius, c'est ici le pays de la liberté!“ — Die Stadt Trier ist auf alte Art gebaut, ziemlich groß, hat aber wenig schöne Häuser und meist enge Straßen. Es hat noch Ueberbleibsel alter Festungswerke, aber in verfallenem Zustande. Auch die churfürstliche Residenz trägt ganz das Gepräge des stets abwesenden Landesherrn.

Mittwoch den 22. August. Heute Morgen um 7 Uhr versammelte sich das ganze diesseits Trier liegende Korps, um in einer Kolonne nach dem durch die Avantgarde bis jetzt okkupirten Lagerplatze zwischen Fellerich und Tawern im Luxemburgischen vorzurücken. Das Regiment Garde und Grenadier-Bataillon v. Philippsthal, die in Trier und jenseits im Quartier gelegen hatten, fielen in ihre Tour beim Durchmarsche ein. Unser Durchl. Herr ritten um $^3/_4$7 Uhr nach Paulinsflur, als dem Rendezvous der sämmtlichen diesseit der Stadt gelegenen Regimenter und setzten sich vor die Tete der Kolonnen, um sie durch die Stadt zu führen. Bei Conz wurde die Saar passirt, welche etwa 200 Schritt unterhalb der Brücke in die Mosel fällt. Hier sind Depots dreier verschiedener Fourage-Magazine für die Preußen, Hessen und ausgewanderten Franzosen. Eine kleine Strecke weiter fängt die luxemburgische Grenze an, obgleich man strichweise noch wieder auf Trierschen Boden kommt.

Unser gn. Herr verließen die Kolonne und ritten mit Ihrem Gefolge aber ohne weitere Bedeckung nach der Lagerstätte voraus. Um 1 Uhr rückte auch die ganze Kolonne in das abgesteckte Lager bei Tawern und Fellerich ein. Die Front desselben war nach der Saar zu, der Lagerplatz eine starke Anhöhe, die über verschiedene Berge dominirte. Zur linken Hand lag unter dem Berge

etwas vorwärts das Trier'sche Dorf Tawern, [illegible] das luxemburgische Dorf Zellerich. Die [illegible] nach der Saar zu detachirt und zwar: [illegible] die Jäger nach [illegible] [illegible]

Correſpondenz.

Frankreich.

Diesmal iſt nicht Vieles zu berichten.

Die Verdoppelung bezw. Trennung des VI. Korps ſcheint endgültig abgelehnt zu ſein, doch iſt die Frage noch in der Schwebe, wie eine Verſtärkung an der Oſtgrenze zu treffen ſei. Da Freycinet auch in dem neueſten Miniſterium, deſſen Chef er geworden, das Kriegsminiſterium behalten hat, ſo werden die Angelegenheiten ſich ruhig ent- und abwickeln. Es ſcheint den Franzoſen endlich die Erkenntniß zu dämmern, daß die Stetigkeit gerade bei der oberſten Leitung des Kriegsweſens eine der hauptſächlichſten Vorbedingungen für Erfolg und Fortſchritt iſt. Auch der zum Generaliſſimus beſtimmte Gouverneur von Paris, Sauſſier, bleibt auf weitere drei Jahre in ſeinem Amte.

Trotzdem ſich ſchon viele und zum Theil gewichtige Stimmen gegen die ins Ungeheure gehenden Militärausgaben vernehmen laſſen, bewilligt die opferfreudige Volksvertretung ſtets neue Summen. So ſind u. a. Nachtragsforderungen geſtellt und genehmigt behufs Vermehrung der Zahl der Kavallerie-Regimenter, der Batteriezahl und des Offizieretats bei der Feldartillerie, der Kompagniezahl bei den Jägerbataillonen. Ferner iſt ein Pauſchquantum beſtimmt für die durch die Garniſonübungen entſtehenden Unkoſten; für die wieder einmal ins Leben gerufenen Cadre-Uebungen; für die Beſeitigung der ſchon früher von uns erwähnten ſchreienden Nothſtände hinſichtlich der Militär-Betten; für Erhöhung des Soldes der über die Altersgrenze hinaus aktiv geführten Generale auf den Satz für die Generale der Reſervecadres, der inzwiſchen erhöht worden iſt; für Vergrößerung der polytechniſchen Schule in Paris; für die neue Umfaſſung und Forts von Lyon u. ſ. w.

Geſcheitert dagegen iſt der kriegsminiſterielle Geſetzesvorſchlag über die Penſionirung der Offiziere, welche in beſchränktem Maße ſchon mit 20, anſtatt wie bisher mit 30 Jahren Dienſtzeit beginnen ſollte. Der Senat hat abgelehnt und erhält dafür von der radikalen France militaire die gebührende Standrede. „Wahlintereſſen und nichts Anderes bewegen das Parlament. Alles, was den gemeinen Soldaten und den Unteroffizier betrifft, wird angenommen; dagegen ſcheitert Alles, was zum Beſten der Offiziere und nun gar der Generale geplant wird. Der Grund liegt klar zu Tage: die Soldaten ſind Wähler, die Unteroffiziere werden es nach ihrer Entlaſſung. Sie werden ſogar einflußreiche Wähler in Anbetracht der Aemter aller Art, welche die Regierung ihnen giebt und derjenigen, welche ſie ſich ſelbſt im bürgerlichen Leben verſchaffen; ſie ſind es, die ihre Mitbürger zur Wahlurne führen. Darum bewilligt man ihnen Alles, — und das iſt uns ja erfreulich; aber gerechter Weiſe müßten die Offiziere ebenſo behandelt werden. — Allerdings: die Offiziere ſind keine Wähler. Alt treten ſie in das bürgerliche Leben zurück, in

Stellungen, durch welche sie keine Beziehungen mit den Wählermassen haben: das Parlament thut nichts für sie, weil es von ihnen nichts zu hoffen hat."

Es ist anzunehmen, daß der Gesetzentwurf, in wesentlich anderer Fassung, demnächst wieder vorgelegt werden wird . . . . .

Ein Schlag ins Antlitz der Armee muß die erfolgte Freisprechung des Verfassers von „Sousoff" genannt werden, welcher wegen der in seiner Schmähschrift enthaltenen, geradezu ungeheuerlichen Beschimpfungen der französischen Unteroffiziere u. s. w. vor Gericht gestellt worden war . . . . .

Ein amüsantes Geschichtchen läßt sich die Gazette de France unter dem 24. März d. J. aus Berlin berichten. Wörtlich: „Der preußische Kriegsminister hat dem Magistrat von Wesel mitgetheilt, daß diese Festung nächstens entfestigt werden würde. Bei dieser Gelegenheit scheint ein Hinweis angebracht auf eine äußerst merkwürdige Thatsache. Vor 6 Jahren hatte der ehemalige badensische Kapitän von Ehrenberg den Auftrag, das Vertrauen des französischen Kriegsministers zu gewinnen. Er mußte, um sich in Paris gut einzuführen, der französischen Regierung ein militärisches Geheimniß verrathen. Herr von Ehrenberg überlieferte auch in der That einen Plan der Festung Wesel. Nämlich die Entfestigung von Wesel war seitens der deutschen Heeresverwaltung bereits beschlossen. Uebrigens weiß man, daß Ehrenbergs Sendung vollständig mißglückte, dank der Vorsicht und Diskretion des damaligen französischen Kriegsministers." Nun, gut erfunden ist diese Geschichte jedenfalls! . . . .

Die nach wie vor trefflich geleitete „Revue de cavalerie" bringt im Februarheft 1890 den Anfang der Uebersetzung einer preußischen Regimentsgeschichte; sie führt diese Arbeit mit folgenden bemerkenswerthen Sätzen ein: „Wir waren der Meinung, daß es für die Leser unserer Revue von Interesse sei, Kenntniß zu nehmen von den Thaten und Leistungen eines deutschen Reiterregiments während des Krieges 1870/71, aufgezeichnet von den Mitkämpfern selbst. Wenn unsere Wahl auf die dritten Ulanen — („Kaiser von Rußland", von Bothe und Ebert geschrieben) — gefallen ist, so ist dies begründet darin, daß seine Geschichtsschreibung eine der klarsten und vollständigsten ist, die wir kennen. Man findet in derselben mehr als eine nützliche Mittheilung über die Mobilmachung, die Marschbefehle, den Sicherheitsdienst, die Verpflegung und die Taktik der deutschen Reiterei. Ueberdies wird man das gewissenhafte Bestreben erkennen, mit welchem die Deutschen in ihren Truppentheilen das Andenken zu verewigen suchen an tapfere Thaten, auch an oft unbedeutende. Handlungen, die von Angehörigen, selbst den untersten Soldaten dieser Truppenkörper vollbracht sind. Indem wir den auf den deutsch-französischen Krieg bezüglichen Theil der Regimentsgeschichte übersetzen, haben wir, wohlgemerkt, den Wortlaut der Urschrift beibehalten, selbst an den Stellen, die für unser patriotisches und soldatisches Selbstgefühl verletzend sind. Ist die Bitterkeit, welche die Lektüre gewisser Abschnitte uns ins Herz träufelt, nicht die ernsteste und heilsamste Lehre?". . . .

Sehr verständig! 8.

Literatur.

Am 7. März dieses Jahres feierte das Westfälische Ulanenregiment Nr. 5 das Fest seines 75jährigen Bestehens. Zu diesem Ehrentage hat Rittmeister Hans von Böhn die Geschichte des Regiments geschrieben, die, dem hohen Chef desselben, Seiner Hoheit dem Herzog Adolf zu Nassau gewidmet, und gedruckt bei August Bagel in Düsseldorf, heute in einem stattlichen, schon äußerlich mit gediegener Eleganz ausgestatteten Bande vor uns liegt.

Schlagen wir denselben auf, so fällt uns zunächst die künstlerische Ausschmückung auf, die dem Text beigegeben ist. In dieser Hinsicht dürfte es nur wenigen Regimentern der Armee möglich sein, etwas Aehnliches zu leisten, denn die Professoren Hünten und Roeber, von denen letzterer Reserve-Offizier des Regiments ist, haben sich in die Arbeit getheilt.

Fünf Uniform-Bilder in farbigem Druck tragen Hünten's Chiffre, und stellen dar: Bosniaken im Jahre 1760 als Stammtruppe aller Ulanen, preußische Ulanen und Bergische Husaren, als spezielle Stammtruppen des Regimens aus dem Jahre 1815 und ferner 5. Ulanen aus den Jahren 1835, 1853 und 1889. Die Figuren sind in jeder Hinsicht, sowohl was das Pferde-Material, als den Typus der Mannschaften anbetrifft, charakteristisch und mit gewohnter Meisterschaft gezeichnet. E. Roeber hat den Band mit einem prächtig gezeichneten Titelblatt und 20 Textzeichnungen von hohem künstlerischen Werth geschmückt, in deren einer es nicht schwer fällt, das Portrait des Verfassers Rittmeisters von Böhn zu errathen.

Dem Bande sind ferner beigegeben ein Bildniß des hohen Chefs und zwei Tafeln mit den Portrait des der bisherigen Kommandeure.

Der ausgezeichneten künstlerischen Ausstattung entspricht der Text.

Nach kurzem kernigem Vorwort giebt uns der Verfasser in der Einleitung zunächst in knappen Zügen die Entstehungsgeschichte der preußischen Ulanen, aus den Bosniaken und Towarczys bis zur Formation der ersten drei preußischen Ulanen-Regimenter in der ersten Hälfte des Jahres 1809.

Der erste Abschnitt handelt dann von den Stammtruppen des jetzigen Regiments, den 2. und 3. Ulanen und den Bergischen Husaren.

Wir begleiten zunächst das aus den beiden genannten preußischen Regimentern kombinirte Regiment von Werder im Feldzuge 1812 nach Rußland, wo es dem braven Kommandeur gelang, nach glänzender Theilnahme an fast allen größeren Kämpfen, das Regiment trotz aller Schrecken des Rückzugs und furchtbarer Verluste geschlossen und ungebrochen in seinem inneren Zusammenhang über die preußische Grenze zurückzuführen. Wir folgen dann den Spuren erst des 2., dann des 3. Ulanen-Regiments in den Jahren 1813 und 1814, über die Schlachtfelder von

Großgörschen, an der Katzbach, von Dresden, Leipzig, Laon und zahlreiche andere Gefechtsfelder — und sehen im nächsten Kapitel die Bergischen Husaren — zunächst als Bergische Lanciers aufgestellt, und später unter verschiedenen Bezeichnungen — unter Napoleons Fahnen auf fast allen Kriegsschauplätzen Europa's fechten, in der Beresina ihr Grab finden, neu formirt bei Leipzig abermals dem Untergang geweiht werden, schließlich Ende 1813 als „Husaren-Regiment von Berg" neu erstehen und im Juni 1814 in Düsseldorf und Umgegend Quartiere beziehen.

Wir wohnen bei der Formation des 5. Ulanen-Regiments im Frühjahr 1815 aus je einer Eskadron des 2. und 3. Ulanen-Regiments und der Bergischen Husaren, welche damals sämmtlich in den Niederlanden standen zwischen Maas und Mosel.

Noch am Tage seiner Formirung bezieht das neue Regiment Vorposten an der französischen Grenze, und die hierzu erlassenen Anordnungen gewähren einen interessanten Einblick in den, mit unseren jetzigen Auffassungen allerdings wenig übereinstimmenden damaligen Vorpostendienst.

Es folgt nun die Darstellung der Schlacht bei Ligny und der Gefechte bei Wawre, an denen das Regiment ruhmvollen Antheil nahm, und dann folgen wir demselben auf seinem Marsche nach Paris und, nach beendetem Feldzug in seine neuen in Schlesien belegenen Garnisonen, Frankenstein, Münsterberg und Striegau.

Ein fernerer Abschnitt des Buchs ist den Friedensjahren bis 1847 gewidmet. — Er giebt in gedrängter Darstellung die wenigen Thatsachen dieser Zeit, die von Interesse sind: die Versetzung des Regiments an den Rhein — den mehrmaligen Garnisonwechsel, eine kurze Charakteristik des Dienstbetriebs und der sonstigen dienstlichen und außerdienstlichen Verhältnisse, gewürzt durch einzelne Humoresken aus der Vergangenheit des Regiments. Am Schlusse dieses Abschnitts finden wir dasselbe in Garnison in Düsseldorf und Wesel, in denen es die Wirren der Jahre 1848/49 miterlebte und in treuer Pflichterfüllung beilegen half. Ein kurzer Abschnitt ist der Darstellung dieser Verhältnisse gewidmet.

Der nun folgende Theil behandelt die Geschichte des Regiments bis 1866. Die Reformen werden kurz besprochen, die unter General von Wrangel der Kavallerie eine höhere taktische Ausbildung zu geben bestimmt waren; der Garnisonwechsel nach Trier und Deutz, die Besetzung Hessens 1850, die Rückkehr nach Düsseldorf, die verschiedenen Mobilmachungen jener Jahre, der Einfluß der Heeres-Reorganisation 1860 auf die Verhältnisse des Regiments werden kurz besprochen. Auch wird der Feier des 50jährigen Jubiläums eingehende Erwähnung gethan.

Dann wendet sich die Darstellung zu ernsteren Ereignissen.

Es ist zunächst der Feldzug 1866, der das Regiment vom Rhein in die böhmischen Ebenen führt. In kurzer klarer Weise giebt der Verfasser den Rahmen, innerhalb dessen sich die Thätigkeit des Regiments bewegt — und geht dann näher auf die Verhältnisse ein, die dieses letztere speziell berühren. Eingehend wird die Thätigkeit des Regiments am Tage von Königgrätz geschildert und die Verfolgung der Oesterreicher bis Wien. — Ausgezeichnete Handlungen einzelner Mitglieder des Regiments werden in angemessener Weise erwähnt; Verlust- und Quartierliste des

Regiments sind beigefügt. Nunmehr geschieht zunächst der Neuformationen Erwähnung, die infolge der Vergrößerung der Armee nöthig wurden, und zu denen auch die 5. Ulanen eine Schwadron abgeben mußten; dann wendet sich der Verfasser zur Darstellung des Feldzuges 1870/71.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Geschichte eines einzelnen Regiments in einem mit so großen Massen geführten Kriege so zu schreiben, daß die Thätigkeit desselben im Rahmen des Ganzen verständlich bleibt, und doch der Darstellung der allgemeinen Verhältnisse kein größerer Raum eingeräumt wird, als ihn der Zweck der Arbeit, eben nur Regiments-Geschichte zu sein, gestattet.

Rittmeister von Böhn hat es verstanden, diese Schwierigkeit zu überwinden. Doch möchte ich hier schon erwähnen, daß die Beigabe einer genaueren Karte das Verständniß wesentlich erhöht haben würde. Angesichts der sonstigen glänzenden Ausstattung des Buchs muß das Fehlen einer solchen befremden. Die beigegebene Marschlinienkarte kann diesen Mangel, besonders für die Detailschilderungen, nicht ersetzen. Schon bei der Darstellung des Vormarsches nach Metz, der sogar in der Marschkarte nicht mit aufgenommen ist, macht sich dieser Uebelstand geltend, mehr aber noch bei der Zernirung von Metz, an der das Regiment theilnahm, und bei den vielfach verwickelten Verhältnissen der Nord-Kampagne.

Die Darstellung zeigt nach kurzer Skizzirung der Gesammtverhältnisse zuerst den regen Aufklärungsdienst beim Vormarsch auf Metz. Einzelne Episoden, bei welchen 5. Ulanen sich besonders auszeichneten, werden eingehender besprochen. Es folgt die Zernirung der Festung mit ihrem aufreibenden Vorpostendienst und die Schilderung der Schlacht von Noisseville, an der das Regiment sich wenigstens am ersten Schlachttage betheiligte, endlich die Gefangennahme der französischen Armee und der Aufbruch nach dem Norden Frankreichs, wo das Regiment an sämmtlichen größeren Schlachten und Gefechten der Nordarmee Theil nahm, ohne allerdings Gelegenheit zu haben, sich durch eine glänzende Waffenthat besonders auszuzeichnen. Zahlreich sind dagegen kleinere Episoden, in welchen einzelne Abtheilungen, Offiziere und Mannschaften jede sich bietende Gelegenheit benutzten, sich hervorzuthun. Besonders interessant ist hierbei der Einblick, den man in den Vorposten- und Aufklärungsdienst gewinnt, und wenn auch die Kavallerie bei demselben nicht annähernd die Verluste erlitt, wie die Infanterie, so staunt man doch über die Energie und Ausdauer, mit der sie Strapatzen und Anstrengungen jeder Art ertragen hat, ohne jemals den frischen Muth und den freudigen Schneid zu verlieren.

Es würde uns hier zu weit führen, das Regiment auf allen Kreuz- und Querzügen zu begleiten, die es bis an die Ufer des Meeres nach Dieppe, und von dort wieder zurückführten auf die Schlachtfelder an der Hallue, bei Bapaume und St. Quentin. Jedem, der an jenen Kämpfen theilgenommen, aber können wir diese Blätter empfehlen, die ihn mitten hinein versetzen in die Empfindungen und Geschehnisse dieser Tage.

Die ganze Darstellung durchweht ein frischer patriotischer Hauch, sie giebt überall nur das Wesentliche und geht nirgends in die Breite.

Den Schluß des Buches bildet der Abschnitt, der die Friedensjahre seit 1871 umfaßt, und Alles berührt, was irgend in dieser Zeit dem Regiment und allen, die in ihm gedient haben, von Interesse sein kann. Wenn die Darstellung hier vielfach mehr in das Detail geht, als in den bisherigen Abschnitten, und theilweise auch kleinere intimere Verhältnisse berührt, so findet das seine Berechtigung in dem Umstande, daß von denen, welche diese Zeit miterlebten, die Meisten noch am Leben, viele noch im Regiment oder in der Armee sind, und hier selbst Erlebtes wiederfinden. So geschieht der beiden Garnisonen Benrath und Geldern, welche jetzt schon seit längerer Zeit aufgegeben sind, dankbare und eingehende Erwähnung. Ueber ein glänzendes Reiterfest, das im Jahre 1880 das ganze Offizier-Korps auf das Lebhafteste beschäftigt haben mag, wird Näheres mitgetheilt. Die taktischen Neuerungen dieser Periode werden in ihren Hauptpunkten berührt, besonders wichtige und interessante Manöver werden erwähnt, des regen Jagd- und Rennsports im Regiment wird gebührend gedacht.

In einfachen aber empfundenen Worten erzählt dann der Verfasser den so rasch auf einander folgenden Tod der beiden unvergeßlichen Kaiser, Wilhelm I. und Friedrich III. — und den Regierungsantritt Seiner Majestät unseres jetzigen Kriegsherrn. Ein kurzer Bericht über die Manöver des Jahres 1889, ein kurzes, schön geschriebenes Nachwort — schließen den erzählenden Theil des Buches ab.

Es folgt in einem Anhang die Geschichte der Standarte, des Ersatzes, der Remontirung, Kasernirung, der Bekleidung und Ausrüstung, sowie der Offizierspeise-Anstalt. Wir finden hier auch Angaben über die Regiments-Musik — der Jenastiftung (eine Geldstiftung für Unteroffiziere), und der Pferdeverlustkasse. Zwei Pläne des Kasernements und ein Bild des Offizierspeisesaals sind diesem Anhang beigefügt — der uns in dankenswerther Weise einen Einblick in das innere Getriebe des Dienstes, der Bewirthschaftung und des ganzen Lebens des Regiments gestattet.

Eine äußerst dankenswerthe Beigabe bilden die statistischen Notizen, welche als II. Theil dem Buch beigefügt sind. Wir finden hier die Liste der etatsmäßigen Stabs-Offiziere, Eskadron-Chefs, Adjutanten, Zahlmeister, Aerzte und Wachtmeister, die das Regiment gehabt hat. Es folgt dann eine Nachweisung aller aktiven Offiziere, welche in den Rangliſten des Regiments geführt sind — eine kurze Darstellung der dienstlichen Laufbahn aller Offiziere, die im Regiment gestanden haben, die Rangliſten des Regiments von 1815 bis 1890, eine Liste der Reserve-Offiziere und eine Zusammenstellung der Garnisonwechsel.

Den Schluß des Ganzen bildet das vom Hauptmann a. D. Heucumont gedichtete Festspiel, das am Tage der Feier des 75jährigen Bestehens des Regiments von Mannschaften desselben aufgeführt worden ist. Die ansprechende Dichtung wird gewiß dazu dienen, bei Allen, die den Ehrentag des Regiments miterlebt haben, die Erinnerung an denselben lebendig zu erhalten.

Der reiche Inhalt des Buches und sein künstlerischer Werth bürgen dafür, daß es unter Denen, die zum 5. Ulanen-Regiment in Beziehungen gestanden haben,

zahlreiche Leſer finden wird. Wir können die Lektüre aber auch Fernerſtehenden nur empfehlen. Das Werk wird eine Zierde ſein jeder militäriſchen Bibliothek.

Im Buchhandel iſt daſſelbe leider nicht erſchienen — doch dürfte es keine Schwierigkeiten verurſachen, es durch das Regiment oder den Drucker zu beziehen.

104.

Karte des Schauplatzes der Wißmann'ſchen Expedition und
Karte des Schauplatzes der Peters'ſchen Expedition und des neueſten Deutſchen Schutzgebietes.

Es ſind dies die neueſten, die Nummern 9 und 10 tragenden „Deutſchen Kolonialkarten", welche das „geographiſche Inſtitut zu Weimar" zum Preiſe von je 80 Pfennigen herausgiebt. Mögen ſich einzelne Parteien und Perſonen noch ſo ſehr dagegen ſträuben: Deutſchland iſt nun einmal — ſpät, aber zum Glück noch nicht zu ſpät — in die Reihe der Kolonialmächte getreten und da kann kein gebildeter Deutſcher ſich der Nöthigung entziehen, wenigſtens einigermaßen ſich auf dem Laufenden zu erhalten über die Vorgänge jenſeits des Oceans. Und gern wird Jeder, der ein Verſtändniß und eine Empfindung hat für das Ringen, Streben, Kämpfen bahnbrechender Kulturträger in fremden Erdtheilen, — folgen den Zügen kühner Männer, wie Wißmann, Peters u. a. Dazu ſind gute Karten nöthig, wie die vorliegenden, farbigen Pläne, für welche bereits handſchriftliche Zeichnungen und Mittheilungen von in jenen Gegenden lebenden Deutſchen Verwendung gefunden haben. Die erſte Karte iſt im Maßſtabe von 1 zu 1 Million gefertigt, geſtattet alſo eine ins Kleine gehende Darſtellung der Landſchaften, in deren Wißmanns Kämpfe ſich abſpielten und noch abſpielen werden; die zweite bietet ein Doppelbild: eine Ueberſichtsdarſtellung des von Peters durchſtreiften Gebietes und der ganzen benachbarten Küſtenſtrecken; ſodann in noch eingehenderem Maßſtabe ſpeziell den kürzlich deutſch gewordenen Theil der letzteren. 130.

Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Hermann von Boyen. Aus ſeinem Nachlaß im Auftrage der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Zweiter Theil. Der Zeitraum von Ende 1809 bis zum Bündniß von Kaliſch. Leipzig 1889. Verlag von S. Hirzel.

Wir nehmen bei unſerer kurzen Beſprechung dieſes zweiten Theiles Bezug auf das, was im Januarheft 1890 unſerer Zeitſchrift über den erſten Theil geſagt worden iſt. Abermals erklären wir es für bedauerlich, daß die erforderlichen Karten nicht — da es beim erſten verabſäumt worden — wenigſtens dem zweiten Theile nun beigefügt ſind, daß vielmehr der Leſer und Käufer das wichtige Hilfsmittel für das volle Verſtändniß des Textes bis zum Schlußbande entbehren muß, welcher letztere das Kartenmaterial erhalten ſoll. Indeſſen, das iſt auch die einzige Ausſtellung, die wir an dieſem Bande zu machen haben, der in überreicher Fülle wichtige, intereſſante und zum Theil ganz neue oder anders als bisher lautende Mittheilungen über eine hochernſte, im Ganzen wenig erfreuliche, im Einzelnen von hohen Tugenden

Vieler zeugende Zeit darbietet. Zu unserer Freude ist die Schreibweise Boyens unverändert beibehalten: in welches Deutsch, — will sagen: in welche Orthographie hätte man sie wohl „übersetzen" sollen?

Wie packend die kurze Schilderung der Begegnung Blüchers mit dem Könige anno 1809 in Pommersch-Stargard! — Dann — Boyen erhält inzwischen das Militärkabinet — die eingehende, ganz vortreffliche Schilderung der Persönlichkeit, der Bedeutung, der Beanlagung, Neigung, Thätigkeit, der Vorzüge und der Schwächen Friedrich Wilhelms III. Man sieht den Monarchen vor sich erstehen unter dieser Schilderung! Dann: das Verhältniß des Königlichen Paares zu einander, das tägliche Leben und Arbeiten des Monarchen, die Hauptpersonen bei Hofe und in der Regierung —: das ist das Thema der ersten Kapitel des Buches. Da eine umfängliche Darlegung des Inhalts hier nicht angängig ist, so mögen die vom Herrn Bearbeiter gewählten Kapitelüberschriften einen Anhalt geben für den Leser: es folgen nämlich: „Umgestaltung des Ministeriums"; — „der Tod der Königin Luise und die allgemeine Lage"; — „die Hardenbergsche Reformperiode"; — „Fortschritt der Militär-Reorganisation"; — „die Annäherung an Rußland"; — „die Annäherung an Frankreich"; — „die Lage Preußens seit der französischen Allianz"; — „Reise auf den Kriegsschauplatz"; — „Aufenthalt in Petersburg und Auftrag des Kaisers Alexander"; — „Rückreise von Petersburg bis zur österreichischen Grenze"; — „Rückblick auf den Feldzug von 1812"; — „Heimkehr nach Preußen"; — „von der Konvention von Tauroggen. bis zum Bündniß von Kalisch". — Der Anhang bringt 42 werthvolle Beilagen: Briefe, Vorschläge, Berichte, Denkschriften u. s. w.

Boyen berichtet über das Bekanntwerden der Yorkschen Konvention mit den Russen zu Tauroggen: „Der König war bey der ersten Nachricht über dieses Ereigniß in dem höchsten Grade aufgebracht über York gewesen, die anbefohlene Entsetzung und die Untersuchung über das Benehmen des Generals war nicht allein eine zur Beschwichtigung Napoleons getroffene Maßregel, sondern bey dem Könige voller Ernst, dessen Zorn in jenem Augenblick nicht verstellt war. Der König, der bey seiner Art zu denken und zu handeln, auch selbst bey Handlungen Geistiger Thätigkeit, Mechanischen Gehorsam verlangte und sich niemahlen auf die Gründe und Folgen einer Handlung, auf die Beurtheilung der Verschiedenheit der Verhältnisse einließ, sah auf einem derartigen Stand-Punkte nichts als eine directe Auflehnung des General York gegen sein Ansehen. Ueberdem war des Königs Aufenthalt, wenn auch durch eigene Schuld und wider den ihm häufig ertheilten Rath, mitten unter den Franzosen, wohl geeignet, ihm für seine Person Besorgnisse einzuflößen, daß Napoleon nicht durch jene Handlung Yorks zu einem Gewalt-Schritte gereizt würde. Wenn auch, wie schon gesagt, der König an diesem Mißverhältniß selbst Schuld war, da der bestehende Traktat mit Napoleon ihm den Aufenthalt in Breslau zugegeben hatte, so muß man doch wiederum zugeben, daß, so wie die Lage nun einmahl war, diese Handlung den König wohl zum Unmuth stimmen konnte . . . . Der König hat trotz allen durch die Zeit abgedrungenen Aeußeren Gunstbezeugungen dem General York niemals diesen Schritt vergeben, aber das Erhabene Haus der

Hohenzollern und jeder, dem die Erhaltung des Preußischen Staates am Hertzen liegt, ist dem Andenken Yorks wohl einige dankbahre Achtung schuldig!“

So schrieb Boyen im Januar 1838. — Der nächste Band der „Erinnerungen“ wird uns in die Zeit der Erhebung Preußens aus tiefer Schmach und Schwäche führen. 129.

Unsere Festungen. Von A. Henning, Ingenieur-Hauptmann z. D. Berlin 1890. Verlag von A. Bath.

Der Herr Verfasser, — durch Schriften über das Befestigungswesen bereits bekannt — führt eine scharfe Feder; Sauer und Schumann, deren Namen allerdings nicht genannt werden, erhalten Stiche. Etwas weniger „schneidig“ zu sein wäre Herrn Hauptmann Henning zu empfehlen gewesen, zumal er einerseits selbst, als Konstrukteur, auf Nachsicht Anderer angewiesen ist, andererseits durch größere Milde die Vermuthung einer gewissen Konkurrenz-Erbitterung von der Schwelle abgewiesen hätte.

Anregend sind seine Erörterungen und Vorschläge in hohem Grade, nur ist die Schreibweise vielfach geschraubt, anscheinend nach Wirkung haschend. Wenn Herr Hauptmann Henning sagt: „Meine seit Jahren ausgesprochene Ansicht geht dahin, daß für das deutsche Reich eine oder zwei Festungen vollkommen genügen, und diese Blätter werden nicht vergilbt sein, bevor die Wahrheit dieser Ansicht bestätigt sein wird“, so scheint diese höchst zuversichtliche Behauptung vorläufig wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben, und es wird sich fragen, ob solche jemals eintreten kann. Mit dem „Vergilben“ hat es gute Weile, denn die Blätter des sehr vornehm und gediegen ausgestatteten Buches sind sehr dauerhaft.

Den beigegebenen Zeichnungen muß das Lob klarer und scharfer Ausführung vorenthalten werden; sie erfordern ein gewaltiges Studium und sind trotzdem kaum den Fachleuten ganz verständlich. 127.

Ueber Nachtgefechte, ihre Eigenthümlichkeit und ihre Bedeutung. Erläutert an kriegsgeschichtlichen Beispielen. Hannover 1889. Lindemanns Verlagshandlung.

Kein Zweifel: Dieser Gegenstand ist mit Fug und Recht in den Fachzeitschriften aller Heere zur gegenwärtigen Zeit lebhaft erörtert und seine hohe Wichtigkeit allerorten anerkannt; eine Reihe besonderer Schriften über Nachtgefechte ist jüngst erschienen und man hat allen Anlaß zu der Annahme, daß der Abschluß der Frage — soweit durch friedensmäßige Untersuchungen ein Abschluß überhaupt erfolgen kann — noch lange Zeit hinaus nicht erfolgen wird. Eins scheint festzustehen: daß die Rasanz, Treffweite und Durchschlagskraft der kleinkalibrigen Repetirgewehre dem Angriff die Nöthigung zuweist, jedes Mittel zur Herabminderung von Verlusten zu verwerthen —; und zu diesen Mitteln gehört natürlich auch die Benutzung der Dunkelheit für die Vorbewegung, — weniger für das Gefecht. Die obengenannte

kleine Schrift giebt in gedrängter Kürze und Klarheit die wichtigsten in Betracht kommenden Gesichtspunkte. Ausführlicher hinsichtlich kriegsgeschichtlicher Beispiele ist die Schrift gehalten:

Das Nachtgefecht im Feld- und Festungskrieg. Kriegsgeschichtliche und taktische Studie von Cardinal von Widdern, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im Infanterie-Regiment Nr. 99. Mit 8 Planskizzen. Berlin 1889. Verlag von R. Eisenschmidt. —

An der Hand mannigfacher Geschehnisse, die ja stets eine besondere Beweiskraft haben, werden die Lehren, Grundsätze und Regeln für Nachtgefechte interessant und treffend erörtert. Aber — das letzte, jüngste historische Beispiel ist das von Kars, 1877! Und im Jahre des Heils 1890 haben wir schon derartige Aenderungen und Fortschritte in technischer und taktischer Beziehung zu verzeichnen, daß die Vorbedingungen für die Nachtgefechte, — für deren Nothwendigkeit, Rathsamkeit, Anlage, Durchführung u. s. w. — erhebliche Aenderungen erlitten haben. Freilich: die Hauptsache ist dieselbe geblieben, welche die Entscheidung in nächtlichen Kämpfen am letzten Ende giebt, — das moralische Element.

In recht umfassender, auf die neuesten Verhältnisse eingehender Erörterung wird ein Nachtgefecht behandelt, das auch Cardinal von Widdern kurz beschreibt, — das Nachtgefecht, das wohl die größeste Truppenzahl im Kampfe gesehen hat: — das von Laon, am 9. März 1814 — in dem neuesten, zwölften Hefte der von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes herausgegebenen „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften." (Berlin 1889, bei Mittler & Sohn, Preis: 2,50 Mark.)

Das Heft enthält drei Aufsätze; zunächst: „Der Fall von Soissons am 3. März 1814 und die demselben unmittelbar vorhergehenden Operationen des Schlesischen Heeres. Mit 1 Anlage und 1 Uebersichtskarte." In den Schlußbetrachtungen wird gesagt, daß die Auffassung Napoleons, wie sie in den Briefen an seinen Bruder entgegentritt, ohne Zweifel es ist, welche der sich in den Reihen der Franzosen alsbald befestigenden und auch auf deutscher Seite hin und wieder vertretenen Ansicht von der übertriebenen Bedeutung der Kapitulation von Soissons am 9. März 1814 am meisten Vorschub geleistet hat. Bald war allgemein die Anschauung verbreitet, daß das Schlesische Heer in eine höchst gefährliche Lage gekommen sein würde, wenn ihm nicht durch einen glücklichen Zufall in letzter Stunde ein Uebergangspunkt über die Aisne zugefallen wäre, der es dem verderbenbringenden Angriffe Napoleons entzog. Nach eingehender Widerlegung dieser Auffassung heißt es: „Nach alledem ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Napoleon auch ohne den Fall von Soissons Blücher an seinen Uebergang über die Aisne nicht hätte hindern können. Hiernach dürfte daher in Zukunft die Bedeutung der Uebergabe dieses Platzes zu bemessen sein. Dieselbe war ohne Frage ein für das Schlesische Heer erfreuliches Ereigniß, weil demselben hierdurch die Gelegenheit zu einem bequemeren, wenn auch keineswegs rascheren Uferwechsel geboten wurde. Die Anschauung jedoch, welche in diesem Her-

[illegible] Kriege 1870/71 bis zu [illegible] Mit zwei Skizzen." Es ist A[illegible] für die Kämpfe gegen die Arme[illegible] den meisten Fällen unmöglich, die Zahl[illegible] auch nur annähernd festzustelle[illegible]

128.

Kleine Mittheilungen.

[illegible] bestehen gegenwärtig aus 11 Ba[illegible] Kompagnien, 6 Zügen Reiterei und [illegible] Offiziere und 8200 Soldaten; dazu treten [illegible] des Kriegsministeriums, des Sanitätskorps [illegible] Von den 11 Infanterie-Bataillonen [illegible] ergänzen sich aus den Fellahs. Di[illegible] auf 600 Mann; aber die Neger sind [illegible] — letztere werden in Listen geführ[illegible] „Trägerinnen" und „Dienst[illegible]

haben eine Monatslöhnung von 300, die eingeborenen Unteroffiziere von 18 Francs. Der eingeborene Soldat erhält monatlich 10½ Francs, jede in den Listen eingetragene Frau nur 7½ Francs. 2.

Griechenland. Das Militärbudget für 1890 ist festgestellt auf 23¼ Millionen Francs, 1¾ Millionen höher, als das vorjährige. Das Landheer beansprucht 18½ Millionen, die Marine den Rest.

Das Landheer zählt 1956 Offiziere, 24 152 Mannschaften, 3754 Pferde und Maulesel, 120 Geschütze; — die Marine 247 Offiziere und 2970 Mann. Die Flotte besteht aus 4 Panzer-, 15 Dampf-, 3 Segelschiffen und weist 210 Geschütze auf. Für diese Landesvertheidigung zahlt jeder griechische Bürger jährlich 11½ Francs. 129.

Italien. Die Deputirtenkammer hat mit beträchtlicher Mehrheit in den ersten Märzwochen 17½ Millionen Francs bewilligt für die Herstellung von rauchlosem Pulver und den Bau geeigneter Pulvermühlen. 8.

Rußland. Für die Errichtung des großen Kriegshafens bei Libau, — die im Mai dieses Jahres unter der Oberleitung des Ingenieur-Oberst Macdonald beginnen soll, — sind 13 Millionen Rubel ausgesetzt. Zur mehreren Sicherheit soll das eigentliche Becken dieses Kriegshafens auf 8 bis 10 Kilometer ins Land hinein verlegt und durch einen, den größesten Panzerschiffen zugänglichen Kanal mit dem Meere verbunden werden. Die Fertigstellung dieses Riesenbaues wird jedenfalls eine gewaltige Stärkung der russischen Kriegsmacht, besonders der Seewehr, bedeuten. 4.

Dänemark. Ueber das militärische Radfahren in Dänemark entnimmt die „Deutsche Heeres-Ztg." der „Revue du cèrcle militaire" einen Auszug aus dem Werke des dänischen Lieutenants Lobedanz „Fahrräder und ihre Anwendung im Heere." Die jetzigen Fahrräder kann man in fünf Klassen theilen:

1. Das Zweirad, zwei sehr ungleiche Räder, sehr hoher Sitz, das Vorderrad direkt bewegt.
2. „Safety" (kleines Zweirad), zwei gleiche niedrige Räder, das hintere Rad durch Kette und Zahnrad bewegt, wenig hoher Sitz.
3. Das Dreirad, dasselbe System wie „Safety", aber drei Räder.
4. „Tandem", Dreirad für zwei Personen.
5. Vielrad, für drei bis zwanzig Personen eingerichtet.

Seit 1875 wurden in Italien Versuche angestellt, um mittelst Radfahrer die Verbindung zwischen den Stäben und den Kommandeuren der Einheiten zu sichern. Man erreichte eine Schnelligkeit von 19 Kilometern in der Stunde; die Radfahrer folgten der Infanterie wie der Kavallerie, indem sie ihr Fahrrad beim Ueberschreiten von Hindernissen trugen. Gegenwärtig giebt es vier oder fünf Fahrräder (Safety-System) und eine gewisse Anzahl ausgebildeter Mannschaften in jedem Regiment.

In Oesterreich begann man 1884 mit den Versuchen; bereits im folgenden Jahre legten Ordonnanzen in 24 Stunden bis zu 140 Kilometer zurück.

In Folge der in Straßburg und in Frankfurt angestellten Versuche stattete Deutschland im Jahre 1886 die hauptsächlichsten Festungen mit Fahrrädern aus, um den Dienst zwischen dem Platz und den Forts zu versehen.

In der Schweiz erzielte ihre Verwendung bei den Manövern 1887 trotz der Bodenunebenheiten günstige Erfolge.

In Frankreich beschäftigte man sich mit den Fahrrädern nach den italienischen Versuchen, zuerst, um die Festungen mit solchen auszustatten, dann bei den Manövern des 18. Korps im Jahre 1886. Man beförderte in dieser Weise täglich 6 bis 8 Meldungen schneller als durch berittene Ordonnanzen. Die Schnelligkeit auf den Vicinalwegen war genügend. Im Jahre 1887 thaten beim 9. und 17. Korps Reservisten mit ihren Fahrrädern Dienst, indem man deren zehn dem Stabe des Korps, fünf den Divisionen und zwei den Brigaden zutheilte. Die Schnelligkeit betrug 15 bis 20 Kilometer pro Tages- und 10 Kilometer pro Nachtstunde. Die zurückgelegten Entfernungen wurden bis auf 95 Kilometer täglich gesteigert. 1888 wurden die Versuche bei den Manövern des 3. und 16. Korps fortgesetzt.

In England ist der Fahrradsport sehr verbreitet. Von militärischem Gesichtspunkte aus ward der Frage erst 1887 näher getreten, doch waren die durch den Oberst Savil verzeichneten Erfolge so gute, daß man im Jahre 1888 Sektionen von Radfahrern zusammenstellte und so weit ging, sie allein zum Sicherheitsdienst zu verwenden. Die erreichten Resultate führten zur Zutheilung von Radfahrerabtheilungen, die aus 1 Offizier, 2 Unteroffizieren, 20 Mann und 1 Hornisten bestanden, zu den Freiwilligen-Bataillonen. Im vergangenen Jahre wurden diese Abtheilungen bei 32 Bataillonen zusammengezogen und ausgebildet. Man ließ sogar die Radfahrer allein gegeneinander manövriren, wobei die Einen die Vorhut, die Andern die Nachhut zweier Detachements bildeten.

Im Jahre 1888 bediente sich Dänemark der Radfahrer beim Dienst im Rücken, d. h. auf den großen Straßen. Ihre mittlere Schnelligkeit betrug etwa 1900 Meter in 6 Minuten. Des Nachts ist die Bewegung langsam und, wie ein schwerer Unfall bewies, selbst gefährlich.

Aus dem Studium dieser Versuche folgert der Verfasser, daß man die Radfahrer unter folgenden Verhältnissen verwenden könne:

a) In der Ruhe und auf dem Marsche. Ueberbringung von Befehlen der Stäbe und von Meldungen der Einheiten — Postdienst — Wahl der Haltepunkte und Biwack's.

b) Im Gefecht. Ueberbringen von Befehlen und Meldungen zwischen den großen Einheiten, den Munitions- und Krankenträgerabtheilungen.

c) Sicherheitsdienst. Rasche Uebermittelung von Meldungen der Vor- oder Nachhut und der Vorposten.

d) Nachrichten- und Signaldienst. Derselbe Zweck.

e) Festungs- oder Küstendienst. Schnelle Uebermittelung von Nachrichten, die man durch Telegraph oder Telephon nicht befördern kann.

Was ihre Nutzbarmachung für den Aufklärungs- und den eigentlichen Sicherheitsdienst anbetrifft, so ist der Verfasser der Ansicht, daß die Radfahrer, die mehr oder weniger an die Straßen gebunden sind, denselben nicht genügend versehen können.

Dafür kann man aber das Tandem zur Ausbesserung oder Zerstörung der Telegraphenlinien mittelst Petarden verwenden.

Man hat auch schon daran gedacht, das Fahrrad mit einer Schnellfeuerwaffe auszurüsten, doch ist dies eine Frage, deren Lösung einer späteren Zukunft vorbehalten bleibt.

Der Verfasser behauptet die Möglichkeit, die Fahrräder als Ersatz für die Beförderung kleiner Infanterieabtheilungen auf Wagen oder auf der Pferdekruppe hinter den Reitern, wie es jetzt in Rußland versucht wird, zu benutzen und so schnell wichtige Punkte mit Infanterie besetzen zu können, sei vorhanden.

Es bliebe noch festzustellen, ob die Armee auf eine genügende Anzahl Radfahrer wird zählen können. In Dänemark sind gegen 1100 vorhanden, und der Verfasser schlägt vor, diesen eine militärische Ausbildung zu ertheilen. Er wünscht, daß bereits im Frieden ein Kadre zur Ausbildung von Rekruten vorhanden sei, und daß das Genie das Material verwalte.

Die Prüfung der verschiedenen Systeme bewegt den Verfasser, dem Safety den Vorzug zu geben, welcher weniger gefährlich und, wenn man die Hindernisse in Betracht zieht, eben so schnell als das Dreirad ist; er ist auch leichter anzuhalten, und eine Vorkehrung gestattet das Sitzenbleiben beim Halt. Das Dreirad ist weniger beweglich. Das Tandem besitzt den Vortheil, zwei Mann zu tragen, von denen einer in seinen Bewegungen ungehindert ist. Das Vielrad ist bis jetzt erst Gegenstand weniger Versuche gewesen. Die von Liebhabern des Radfahrersports in Dänemark erreichten Schnelligkeiten waren folgende: Ein Zweirad legt in 24 Stunden 343 Kilometer zurück, ein Tandem 44,8 Kilometer in 1 Stunde 52 Minuten. Wir lassen hier die Ergebnisse einiger englischen Radfahrerrennen folgen:

	Safety	Dreirad	Tandem
80 km in	2 St. 47 M.	3 St. 9 M.	2 St. 46 M.
161 „ „	6 „ 19 „	7 „ 11 „	6 „ 57 „
1387 „ „	5 T. 1 „ 45 „	5 T. 10 St.	— —
in 24 St. eine Strecke von	467 km	414 km	475 km.

Der Verfasser stellt an die militärischen Radfahrer die Forderung, daß sie 1. stets und überall die Infanterie begleiten können und 2. die Kavallerie nur auf die Entfernung eines Marschtages zu verlassen brauchen, indem der Radfahrer die auf schlechtem Wege verlorene Zeit auf dem guten wieder einbringt. Trotz der Schwierigkeit der Frage setzt er eine mittlere Schnelligkeit von 18 Kilometer in der Stunde bei einer Normalmarschleistung von 90 Kilometern fest.

Die Ordonnanzen auf Fahrrädern würden nur mit dem Revolver zu bewaffnen sein. Was die Infanterie betrifft, so gestatten ihr sämmtliche Systeme mit Ausnahme des Zweirades, ihre Waffe umzuhängen und noch einige kleine Gegenstände mit sich zu führen.

Als Bekleidung wird ein leichter wollener, die Bewegungen nicht hindernder Anzug, Knieſtiefel und eine gut Luftzutritt geſtattende Mütze empfohlen. Der Radfahrer muß ſein Fahrrad gut kennen, mit der Inſtandhaltung Beſcheid wiſſen, es auseinandernehmen und zuſammenſetzen und im Nothfall kleine Ausbeſſerungen an demſelben vornehmen können.

Endlich führt der Verfaſſer zum Schluß die verſchiedenen Fabriken und ihre Preiſe an.

Nach unſerer Anſicht dürften die Fahrräder beſonders in den feſten Plätzen, im Rücken der Armee, auf den Etappen und in den Kantonnements, für die Poſt und bei der Küſtenvertheidigung fruchtbare Verwendung finden. Was ihren Gebrauch im Gefecht betrifft, ſo ſcheint die Frage noch der Löſung zu harren.

— Elektricität zur Küſtenvertheidigung. Kapitän Zalinski, der bekannte Erfinder der pneumatiſchen Dynamitkanone, hielt am 18. Oktober v. J. im elektriſchen Klub zu New-York nach der „Electrical Review, New-York“ einen Vortrag über obiges Thema, in dem er unter Anderem Folgendes ſagte:

Wir benutzen die Elektricität bei der Küſtenvertheidigung zu folgenden Zwecken:

1. Zu Mittheilungen,
2. zum Auffinden von Reihe und Stellung,
3. zur Beleuchtung,
4. zu Motoren, zum Richten von Geſchützen und zum Lenken von Torpedos,
5. zur Entzündung und Abfeuerung von Minen, Torpedos und Kanonen.

Der gewöhnliche Gebrauch der Elektricität zu Mittheilungen iſt allgemein bekannt.

Die permanente Vertheidigung, mit der wir uns gegenwärtig beſchäftigen, wird ohne Zweifel durch unterirdiſche Leitungen, welche gegen feindliches Feuer geſchützt ſind, weſentlich unterſtützt. Um gegen Betriebsſtörungen ſich zu ſichern, werden die wichtigſten Leitungen verdoppelt. Hierzu muß aber eine Feldausrüſtung von iſolirtem, auf Haſpeln aufgewundenen leichten Kabeldraht vorgeſehen ſein, welcher von 1 oder 2 Mann bequem getragen werden kann.

Die europäiſchen Armeen ſind mit einer Feldtelegraphen-Ausrüſtung verſehen, welche ſowohl zur permanenten Verbindung der Armee mit ihrer Operationsbaſis, als auch zu einer ſolchen von temporären Linien bei aktiven Operationen auf dem Schlachtfelde dienen ſollen. Der gewöhnliche Telegraphen-Apparat hat bei unſeren eigenen Kriegen praktiſche Dienſte geleiſtet, aber die Ausrüſtung mit leichten iſolirten Feldkabeln auf tragbaren Haſpeln war damals noch nicht ſo ausgebildet und wurde erſt neuerdings in Benutzung genommen.

Torniſter mit Haſpeln, welche ein ¼ Meile langes Kabel enthalten, ſind in England und Deutſchland eingeführt.

Dieſelben können auf dem Rücken getragen und von einem einzigen Mann bedient werden.

Die leichten, im Auslande angefertigten Kabel werden weniger gut iſolirt gefunden, bei unſerer eigenen Fabrikation iſt das leichte Kabelmaterial indeſſen beſſer konſtruirt.

Es ist noch eine offene Frage, welche Apparate sich zur elektrischen Mittheilung bei einer Schlacht am besten eignen. Das Telephon scheint nicht den Anforderungen zu entsprechen, wenn seine Umgebung geräuschvoll ist.*)

Der Zeigertelegraph ist nicht immer anzuwenden und scheint leicht gestört zu werden; er verlangt bei Anwendung abgekürzter Schriftzeichen die größte Aufmerksamkeit und giebt keine fixirte Schrift, um sich vor Irrthum zu schützen.

Ein geeigneter Druck-Telegraph ist hierzu ein dringendes Bedürfniß, und würde ich erfreut über die Exrstenz eines solchen sein. Der einzige nützliche Apparat ist z. B. der Morse-Schreiber. Derselbe verlangt aber eine längere Ausbildung, während ein Druck-Telegraph von einem intelligenten Manne ohne vorhergehende lange praktische Instruktion bedient werden kann.**) Das Telephon wurde als Empfänger in Verbindung mit einem Morse-Taster benutzt und gehören hierzu dieselben Einrichtungen wie bei einem gewöhnlichen Taster und Klopfer.

Professor Gray's Schreib-Apparat, wenn er leicht und nicht zu empfindlich ist, wird für militärische Zwecke von großem Nutzen sein und hoffe ich, daß er unseren Erwartungen entsprechen wird.

Außer der telegraphischen Mittheilung haben wir eine nächtliche Korrespondenz mittels Lichtsignalen und von in gewisser Höhe herabhängenden elektrischen Lampen, welche an kleinen Ballons oder Papierdrachen befestigt sind. Der elektrische Strom wird hierbei mittels eines Tasters geschlossen oder unterbrochen, so daß man zur Korrespondenz die Morse-Zeichen sehr gut benutzen kann. Das von Lieutenant Finley des Signal-Corps der Vereinigten Staaten-Armee erfundene doppelte Signallampen-System besteht aus zwei Glühlampen an den Enden eines kurzen Kreuzarmes, welche in der Mitte einen Theodolit haben und auf einem Dreifuß montirt sind. Es scheint, daß ein Dreilampen-System, welches die dritte Lampe einige Fuß über und zwischen den andern trägt, eine größere Sicherheit gewähren würde. Die mittlere Lampe bleibt stets erleuchtet und dient als bestimmter Richtungspunkt für die Lichtblitze der beiden andern.

Das Auffinden von Reihe und Stellung besteht in dem schnellen Distanzschätzen und Auffinden der feindlichen Kriegsschiffe.

Hierbei können die Geschütze so gerichtet werden, daß das Ziel der Bedienung nicht sichtbar erscheint. Da der Rauch sehr schnell das direkte Gesichtsfeld verdunkelt, so muß man immer darauf bedacht sein, ein eigenes Reihe- und Stellungsfindungs-System für die Vertheidigungs-Artillerie zu finden.

Bei einem versuchsweisen Feuern mit Hilfe eines solchen Systems, wo die

*) Man hat Versuche gemacht, bei starkem Geräusch, also auch beim Feuergefecht, an beide Ohren je ein Telephon zu nehmen und soll hierbei ziemlich gute Resultate erlangt haben.

**) Die Ausbildung am Typendruck-Apparat von Hughes dauert etwa vier Wochen bei den kaiserlichen Telegraphenämtern; dieser Apparat würde sich jedoch wegen seiner Schwere und Komplizirtheit zum Feldgebrauch nicht gut eignen, und benutzt man neuerdings bei der Militär-Telegraphie die sogenannten „Klopfer" und das Vorposten-Mikro-Telephon von Mix und Genest. („Elektrotechn. Echo" 1889. S. 433.)

Kanoniere beim Richten der Geschütze die Scheibe nicht sehen, haben sich bessere Resultate herausgestellt, als wenn die Kanonen direkt auf die Scheibe gerichtet waren. Dies war besonders bei sich bewegendem Ziel der Fall.

Das Reihe- und Stellungsfinden ist besonders auch bei Operationen mit einem bestimmten unterseeischen Minensystem, welches beliebig vom Beobachter abgefeuert werden kann, von Vortheil. In allen Fällen werden die Distanzen auf Karten markirt, welche in numerirte Quadrate getheilt sind; für jedes Geschütz sind Tabellen vorgesehen, welche die nöthigen Horizontal- und Vertikalwinkel angeben, um die Mitte jedes Quadrats zu erreichen. Die Querkreise sind für die Horizontalwinkel eingetheilt und die Meridianlinie wird gewöhnlich als Null-Linie angenommen. Die Nummer des Quadrats, in welcher sich das Ziel zugleich bewegt, wird schnell dem Geschütz zutelegraphirt, und der Moment des Abfeuerns nachher von der Beobachtungsstation telegraphisch angesagt.

Auf diese Weise kann eine große Zahl von Geschützen verschiedener Batterien auf ein einziges Schiff oder auf mehrere Schiffe gerichtet und zugleich abgefeuert werden.

Zur elektrischen Mittheilung werden beim Auffinden von Reihe und Stellung verschiedene Systeme benutzt. Gewöhnlich wendet man zwei Hauptmethoden an: die eine hat an den beiden Enden einer Horizontalgrundlinie zwei Beobachter, die andere nur einen einzigen in geringer Höhe über der Grundfläche.

Bei der ersteren Methode werden die Winkel gemessen und entweder direkt markirt, oder zum Aufzeichnen an eine Zentralstelle übertragen. Dies muß sehr schnell geschehen und sehr genau ausgeführt werden. Das Ablesen der Winkel und Uebertragen, sowie Aufzeichnen derselben verursacht Zeitverlust und führt bei jeder neuen Operation zu Irrthümern. Es wurde deshalb versucht, die Winkelablesung aufzugeben und dieselbe automatisch zu übertragen und aufzuzeichnen.

Für diesen Zweck kann der Siemens'sche Apparat als Muster angesehen werden. Er besteht aus zwei Theilen, welche die Aufzeichnungs- und Hilfsstation genannt werden. Ein in Quadrate getheilter Tischplan enthält eine Karte mit dem darauf befindlichen Hafen. Auf dem Tische befindet sich ein Teleskop mit Fadenkreuz, welches einen Zeiger oder eine enge Schneide trägt; auf einem Punkte, welcher auf der Karte die andere Beobachtungsstation markirt, ist ein stufenweise fortschreitender elektrischer Machanismus mit lichtem Aluminiumzeiger oder enger Schneide aufgestellt, der durch Stromimpulse von der Hilfsstation aus bewegt wird. Auf letzterer befindet sich ein Kasten, welcher einen kleinen Handdynamo und ein Teleskop mit Fadenkreuz enthält. Wenn der Handdynamo funktionirt, wird das Teleskop über die Scheibe fortbewegt. Ist das Instrument eingeschaltet, so bewegt sich der Aluminiumzeiger auf der andern Station mit dem Hilfsteleskop und stellt sich parallel zu ihm ein.

Die Fadenkreuze auf der Beobachtungsstation sind auf die Scheibe gerichtet, die Stellung der letzteren befindet sich auf dem Einschnitte der engen Schneide, welche am Teleskope befestigt ist, und bewegt sich letzteres mit dem Aluminiumzeiger parallel zu dem Teleskop der Hilfsstation.

Die Fahrt eines Schiffes kann so beständig verfolgt werden, wenn die beiden Beobachter einfach die Fadenkreuze ihrer Teleskope auf das Schiff gerichtet halten. Natürlich müssen beide Instrumente auf denselben Zielpunkt eingestellt sein und sind hierzu geeignete telegraphische Verbindungen zwischen den Beobachtern vorhanden.

Die Methode mit einer Station und einem Beobachter dient dazu, um eine Stellung durch polarisirte Coordinaten zu erlangen. Sie zeigt gegen das System mit zwei Stationen manche Vortheile und hält den Beobachter auf einer bekannten Höhe über den Meeresspiegel, welche womöglich nicht weniger als 100 Fuß betragen darf, obgleich günstige Resultate mit nur 50 Fuß Höhe erreicht wurden. Je geringer die letztere, je wichtiger ist es, die Region der Ebbe und Fluth zu kennen und zur Verbesserung anzuwenden. Man verwendet hierzu ein Teleskop, welches wie ein Theodolit montirt ist und eine Vorrichtuug zur Vervielfältigung der Bewegung bei sehr kleinen Ablesungswinkeln enthält. Es ist für verschiedene Höhen eingerichtet, so daß die Lage durch direktes Ablesen erlangt und auf dem Fadenkreuz, welches auf dem Einschnitt der Scheibe mit dem Wasser gebracht ist, markirt wird. Hat man den Horizontal- und Vertikalwinkel, so ist die Lage der Scheibe genau auf der Karte festgestellt.

Major Watkins von der englischen Artillerie hat einen Stellungsfinder konstruirt, wo die Horizontalwinkel oder die Richtung der Scheibe sowohl als ihre Entfernung automatisch auf verschiedene Punkte übertragen werden.

Lieutenant Bradley Fiske der Vereinigten Staaten-Marine hat neuerdings einen elektrischen Stellungsfinder entworfen, welcher viel Neues aufweist und sehr gute Resultate verspricht. Derselbe wird nicht nur für genannte Zwecke, sondern auch bei Kriegsoperationen und Belagerungen benutzt.

In den größeren europäischen Armeen sind neuerdings elektrische Beleuchtungswagen mit Dampf- und Dynamomaschinen, nebst elektrischen Scheinwerfern eingeführt, welche sehr gute Resultate für militärische Zwecke geliefert haben.

In Betreff der elektrischen Scheinwerfer soll nach Zalinski's Ansicht die Spannung von 50 Volt nicht überschritten werden und eine Sternstärke von 50 Ampère genügen; ein stärkerer Strom soll die Lampen und Fassungen überhitzen, so daß man sie mit der Hand kaum noch berühren kann.

Der englische Ingenieur-Major Clarke hat vorgeschlagen, eine Dynamomaschine zur Beleuchtung von Laufgräben durch Pferdekraft zu betreiben. Der Dynamo- und der Pferdekraftapparat sind verhältnißmäßig leicht und können gut transportirt werden; man kann diese Einrichtung sogar bei permanenten Befestigungen anwenden und hierbei die gewöhnliche Pferdetretmühle als Motorkraft benutzen.

Die Versuche im New-Yorker Hafen mit elektrisch beleuchteten Bojen sind besonders wichtig, um die Hafeneinfahrt zu beleuchten und Schiffe gegen Torpedoangriffe zu schützen. Diese Idee ist vom Kommandeur Mackenzie der Vereinigten Staaten ausgegangen und wurde im vergangenen Winter eine derartige Boje in der Nähe von Robins Reef versucht.

Der Elektromotor wird mit Vortheil zum Richten der Geschütze und Heben der

Munition ſtatt der bisher angewandten hydrauliſchen, Dampf- oder Preßluftmaſchinen benutzt. Bei letzteren drei Maſchinen verlangt eine Reparatur der Bleirohre mehr Zeit, als bei Anwendung eines Elektromotors. Im letzteren Falle kann ein Zuſammenſchleißen des Drahtes oder Erſetzen des beſchädigten Kabels mit geringen Koſten bewerkſtelligt werden. Man hat vorgeſchlagen, eine 8zöllige Kanone in Chicago durch Elektromotoren zu richten; dieſes Experiment iſt ſehr wichtig, und obwohl Anfangs einige Schwierigkeiten entſtehen werden, iſt die Möglichkeit und der Erfolg der Ausführung nur noch eine Frage der Zeit.

Das Lebenselement für unterſeeiſche Torpedos und das elektriſche Abfeuern von Geſchützen ſind die elektriſchen Zünder.

Von letzteren ſind drei Klaſſen bekannt und in Gebrauch: ſolche mit hoher, mittlerer und niedriger Spannung.

Bei allen drei Klaſſen haben wir zwei getrennte iſolirte Leitungen, deren freie Enden auf beſtimmte Entfernung durch einen Pflock von Iſolirmaterial oder eine dünne Einfaſſung feſtgehalten werden. Bei den Zündern mit hoher Spannung iſt eine Zündmaſſe von hohem Widerſtande zwiſchen den blanken Leitungsenden angebracht. Sie explodiren durch einen ſtarken elektriſchen Funken, welcher den Raum zwiſchen den Leitungsenden durchſchlägt und werden gewöhnlich durch elektriſche Reibungsmaſchinen abgefeuert.

Die mittleren Spannungszünder unterſcheiden ſich von denen mit hoher Spannung dadurch, daß die zwiſchen ihren Kabelenden gelagerte Zündmaſſe geringeren Widerſtand hat und durch Ströme von geringerer Spannung abgefeuert werden. Sie können daher durch Reibungs- und magnetoelektriſche Maſchinen oder durch Batterien entladen werden, welche eine große elektromotoriſche Kraft haben.

Die Zünder mit niedriger Spannung ſind an ihren Enden mit einem ſchwachen Leiter, der ſogenannten „Brücke" verbunden, welche einen größeren Widerſtand als die freien Leitungsenden hat. Der Durchgang des Stromes erhitzt die „Brücke" und entzündet die ſie umgebende Exploſionsmaſſe, wobei der benutzte Strom eine niedrige Spannung, aber große Stärke haben muß.

Die hohen Spannungszünder haben einen Widerſtand von 10 Megohms, während die mittlere Spannung von 100 000 bis zu 6 oder 7 Ohm wechſelt.

Die Entzündung der hohen und mittleren Spannungszünder wird durch den Hitzeffekt des Funkens oder Stromes und wahrſcheinlich durch die elektrolytiſche Umwandlung herbeigeführt. Letzteres wurde durch die Thatſache beſtätigt, daß der Strom bei einigen abzufeuernden Zündern ſo ſchwach war, daß die hierbei erzeugte Hitze nicht zum Entzünden ausreichte.

Einige Zünder wurden bei einem ſchwachen Strom von 0,03 Microfarad abgefeuert, während andere 16,00 Microfarad verlangten. Die Empfindlichkeit einiger derſelben wird noch beſſer dadurch beſtätigt, daß einige hohe Spannungszünder bei günſtigen Verhältniſſen durch einen Reibungskamm entladen wurden, welcher bei kurzem Durchfahren durch das Haar erregt war. Wir können deshalb leicht begreifen, daß durch Reibungsboote vorzeitig unterſeeiſche Minen abgefeuert werden, welche durch ſolche Zünder zu entladen ſind.

Um zu einer bestimmten Kenntniß der Empfindlichkeit verschiedener Zünder zu gelangen und für den Dienst geeignete auszuwählen, erfand General About der V. St. Armee eine Art Cuthbertson'sche Elektrometerwage, mit der er praktisch die elektrischen Ladungen der Zünder messen konnte. Er benützte verschiedene Kondensatoren, welche beliebig durch die Zündung entladen wurden und fand, daß einige Zünder durch Ströme abgefeuert wurden, welche den menschlichen Körper kaum fühlbar erscheinen.

Durch mehrere Versuche konstatirte er, daß mit einem Condensator von 0,52 Microfarad der Strom nicht gefühlt wird und daß 0,67 Microfarad die Kapazität des Stromes sei, welcher bei Kondensatorbenutzung aber noch gefühlt wird. Hieraus schloß er, daß kein Zünder sicher benutzt werden kann, der einen geringeren Strom als 0,8 Microfarad zum Abfeuern verlangt. Er fand einen gut verwendbaren Zünder, welcher durch ungefähr 2 Microfarad abgefeuert werden konnte und bezeichnet dies als die äußerste Kapazität für einen Militärzünder. Weitere Versuche zeigten, daß die besten hohen und mittleren Spannungszünder, sowohl in Betreff des Widerstandes als der Empfindlichkeit sehr verschieden waren und daß kein vorhergehendes Experiment oder Messungen sicher angeben, ob ein gegebener Zünder auch wirklich abgefeuert werden kann.

Es zeigte sich bei unterseeischen, mehrere Monate in derselben Lage bleibenden Minen, daß die Zündung konstant war, und ihre Brauchbarkeit auf einige Zeit durch Messungen bestimmt werden konnte. Aus diesen Gründen entschied sich General About für niedrige Spannungszünder und schloß die andern beiden ganz aus, während in anderen Staaten noch mittlere Spannungszünder beibehalten sind. Hierauf stellte er durch Versuche fest, welche niedrige Spannungszünder-Brücke die besten Resultate ergab. Er wählte eine Legirung von Platinum-Iridium, welches nicht leicht verzehrbar ist, einen höheren Widerstand und eine geringere spezifische Hitze als reines Platin hat. Es wurde ein Draht von 0,0025 Zoll Durchmesser gewählt, es wurde aber nicht genau konstatirt, warum diese Stärke besser als eine geringere sei. Nach den angestellten Experimenten wurde 0,0037 Zoll als größte Länge festgestellt, welche man ohne zu großes Anwachsen des Widerstandes anwenden kann. Diese Länge wird natürlich etwas verschieden, wenn ein schwächerer Platindraht benützt wird.

Zalinski benützt zum Abfeuern der Geschosse seiner pneumatischen Dynamitkanone seinen Draht von $^1/_{1000}$ Zoll Durchmesser und bettet seine Zündbrücke in einen Ballen von zusammengepreßtem Pulver. Eine so geschützte Brücke ermöglicht eine Benützung der elektrischen Zündung bei gewöhnlichem Pulvergeschoß.

Bei der Hafenvertheidigung durch unterseeische Minen müssen die Geschütze der Küstenbatterien so gerichtet sein, daß sie verschiedene Hafentheile bestreichen; dieselben werden abgefeuert, wenn die feindlichen Schiffe auf den betreffenden Punkten angelangt sind. Der Abfeuerungsstrom wird geschlossen, wenn die Schiffe die mit bezüglicher Feuerleitung versehenen Bojen berühren.

General About bezeichnet die betreffende Energie für explodirende, unterseeische Minen und Torpedos bei gleicher Gewichtseinheit folgendermaßen:

Dynamit Nr. 1 . . .	1,00
Nitro-Glycerin . . .	0,81
Schießbaumwolle . . .	0,87
Sprenggelatine . . .	1,42

Von diesen 4 Sprengstoffen ist die Sprenggelatine wegen ihrer Beständigkeit, großen Dichtigkeit und geringen Beeinflussung durch Feuchtigkeit oder Frost vorzuziehen. Sie ist weniger empfindlich gegen Stoß als Dynamit und kann daher durch Contreminirung nicht so leicht explodiren.

Folgende Tabelle stellt die Größe des Zerstörungsradius von Sprenggelatine, Schießbaumwolle und Dynamit Nr. 1 dar:

	100 Lbs.	200 Lbs.	500 Lbs.
Sprenggelatine	20 Fuß	28 Fuß	44 Fuß
Schießbaumwolle	14,7 „	20,5 „	30,7 „
Dynamit Nr. 1	16,3 „	29,6 „	35 „

Hieraus ist zu ersehen, daß die Ladungen vergleichsweise näher dem Ziel explodiren müssen, um günstige Resultate zu erzielen; aber schwere Nachtheile ergeben sich, wenn die Entladung vom Schiffe entfernter stattfindet.

Ein Stoß, welcher den Boden nicht durchbrechen kann, genügt noch, um Steuer und Schraube zu beschädigen und das Schiff unthätig und hilfslos zu machen; Schäden an Kessel und Maschine folgen ebenfalls nach.

Während im amerikanischen Dienst die Musterladungen im Verhältniß gering sind, finden wir in fremden Staaten dieselben bis zu 900 Lbs. Sprenggelatine, welche einen effektiven Stoßradius von 90 Fuß ergeben. Derselbe Torpedo mit 600 Lbs. Schießbaumwolle geladen, würde einen effektiven Radius von nur 45 Fuß haben.

Der Vortheil eines starken Sprengstoffes liegt daher klar zu Tage.

Die Hauptklassen von unterseeischen Minen sind schwimmende oder Bojen-Minen und Grund-Minen. Dieselben wirken entweder ganz automatisch oder können beliebig von dem Beobachter am Ufer entladen werden.

Die Bojen-Minen-Gehäuse müssen so leicht wie möglich und stark genug sein, um der Explosion von benachbarten Minen und der Contreminirung des Feindes zu widerstehen. Ihre Gestalt muß bei gegebenem Gewicht einen großen Inhalt haben und zugleich einen geringen Widerstand der störenden Wirkung von Ebbe und Fluth entgegensetzen; auch müssen sie gegen Wasser undurchdringlich sein.

Für gewöhnlich scheint die Kugelform zu diesem Zwecke am geeignetsten, sie ist aber schwer herzustellen. Dies ist jedoch von den Kontinental-Eisenwerken in Brooklyn erfüllt worden, so daß durch Zusammenschmelzen zweier Kugeln aus schwachem Stahl eine vollständige Kugelgestalt hergestellt ist.

Die Bojen-Minen müssen genau gelegt und sicher verankert werden, so daß sie 10—15 Fuß unter Masser bleiben. Sie dürfen niemals auf der Oberfläche erscheinen; ist das Steigen und Fallen der Ebbe und Fluth sehr beträchtlich, so müssen besondere Vorkehrungen zu ihrem Schutze getroffen werden, um sie in Berührung mit dem feindlichen Schiffsboden bei hoher Fluth zu halten.

Die Grundminen werden aus Gußeisen fabrizirt, dessen Schwere nicht nachtheilig ist. Sie haben meist Kugelform, welche wegen ihrer Stärke und Geschicklichkeit der Kontreminen widerstehen und ihre Lage gegen die Wirkung der Fluth festhalten. Sollen sie automatisch in Thätigkeit kommen, so erhalten sie eine Hilfsboje, welche eine Stromschluß-Vorrichtung trägt, wie sie bei den Bojen-Minen benutzt wird. Der Stromschließer ist so eingerichtet, daß er entweder die Gegenwart des Feindes bei seinem Berühren der Boje, oder der mit ihr verbundenen Mine signalisirt, oder letztere automatisch nach Willkür des Beobachters explodirt. Außerdem muß der Stromschließer so angeordnet sein, daß er das Abfeuern der Mine nach dem Willen des Beobachters, unabhängig von jeder feindlichen Berührung gestattet.

Diese und andere innere Einrichtungen der unterseeischen Minen sind der Art, daß der Beobachter selbst von Zeit zu Zeit die Beschaffenheit der Zündung und des Inneren kontroliren kann.

Die Operations-Minenkammer ist so beschaffen, daß die Möglichkeit einer Beschädigung des Kontrolapparates ausgeschlossen ist. Dieser Apparat giebt dem Beobachter die Gewißheit, ob der Feind eine Mine berührt hat und bei automatischer Thätigkeit, ob dieselbe abgefeuert ist. Er setzt ihn in den Stand, den Torpedo für die eigenen Schiffe gefahrlos zu machen und läßt ihn gegen den Feind wirken.

Die Reihe- und Stellungsfindungs-Stationen geben über die Stellung des Feindes telegraphische Nachricht, sodaß man den Moment wahrnehmen kann, wenn ein feindliches Schiff sich über eine Mine oder Minengruppe befindet, um sie nach Ermessen abzufeuern. Da willkürliches Feuern größere Ungebundenheit verlangt und Fehler vorkommen, so werden in diesem Falle drei Gruppen zugleich abgefeuert.

Jede Gruppe enthält gewöhnlich 21 Minen, welche wieder in drei kleine Gruppen getheilt sind. Dieses System basirt auf dem Gebrauch von sieben adrigen Kabeln. Das Kabel wird durch eine große Verbindungsbüchse getrennt und führen die Leitungen von da zu sieben dreifachen kleineren Verbindungsbüchsen. Die von da abgezweigten drei einfachen Kabelleitungen sind mit dem Hauptkabel verbunden und münden in drei Torpedominen. Letztere sind 100 Fuß von einander entfernt, so daß die Büchsen im Stande sind, der Explosion der benachbarten Minen zu widerstehen. Sollte eine derselben vom Feinde berührt werden, so wird sie entweder abgefeuert, oder signalisirt die Berührung an die Beobachtungsstation. Da durch die Explosion einer einzigen Mine oder Minengruppe ein Leitungsende in das Wasser kommen und eine bedeutende Erdverbindung entstehen kann, so ist eine Ausschalte-Vorrichtung in der Verbindungsbüchse angeordnet, durch welche der Strom beim Abfeuern der Mine gehen muß. Dieser Ausschalter besteht im Wesentlichen aus einem Zünder, ähnlich dem einer Miene; jedoch ohne Explosionsladung und genügt hierbei ein Durchbrechen der „Brücke". Derselbe liegt in einer kleinen festen Kammer, welche mit Stopfbüchsen zur Aufnahme des Kabels versehen ist; ist der Ausschaltezünder abgefeuert, so ist er vollständig zwischen der Hauptleitung und der zur Mine führenden Zweigleitung durchbrochen. Dieser Bruch geschieht in der wasserdichten Büchse und wird hierdurch ein Erdschluß vermieden.

[illegible] von schweren, mehradrigen Kabeln zu vermeiden, hat der [illegible] Mc. Evoy eine besondere Methode erfunden. Diese erfordert nur [illegible], welche zur Verbindungsbüchse führt. In derselben befindet sich [illegible] Bewegungsmechanismus, welche das den Feuerstrom leitende Haupt- [illegible] anzeigen, zu jeder Mine führenden Leitung verbindet. Eine schmale [illegible] des Hauptkabels führt zu einem Läutewerke, und ist das ganze Kabel sehr [illegible]. Die Einrichtung ist der Art, daß kein Ausschaltzünder zur Ver- [illegible] eines Erdschlusses nothwendig ist. Die Operationsbüchse führt ein Ziffer- [illegible], welches die Mine anzeigt, mit der die Verbindung genommen ist.

Ein anderes System kann so eingerichtet werden, daß die Verbindungsbüchse die Feuerbatterie und den stufenweisen Bewegungsmechanismus enthält, welcher durch einen Signalstrom von einer leichten Leitung vom Ufer aus bethätigt wird. Derselbe ändert den Kontakt mit einem Torpedo der Gruppe; umgekehrt ändert der Strom die Polarität eines kleinen Elektromagneten, welcher einen permanenten Magneten bewegt und den Feuerstrom in Berührung mit der zum Abfeuern verbundenen Mine bringt.

Bei allen Kriegsoperationen giebt es jedoch zu der Frage des unterseeischen Minenschutzes eine Kehrseite. Der Feind wird nämlich meist kontreminiren. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen.*) Ein automatisch, durch elektrische Vorrichtungen gesteuertes Boot kann eine Reihe von Kontreminen in ihre Stellung schleppen, sie verankern und sich dann zurückziehen, um die Kontreminen elektrisch abzufeuern. Es kann dabei von dem Steigen der Fluth Vortheil ziehen, entweder um die Kontreminen in ihre Lage zu bringen, oder Netze zu werfen, um die Vertheidigungsminen auszureißen und zu zerstören. Man kann die unterseeischen Kabel entweder direkt durchschneiden oder schwache Ladungen, welche nachher elektrisch abgefeuert werden, an ihnen befestigen. Das elektrische Licht kann dabei mit Vortheil angewandt werden, um die Aufklärer wirksam zu unterstützen.

Zum Schutz gegen Kontreminirung müssen die Minen so gelegt werden, daß sie unter wirksamem Feuer der Küstenbatterien stehen. Dies und die Schwierigkeit, ihre Lage seitens des Feindes genau zu beurtheilen, macht es nothwendig, die Minengruppe nicht über zwei Meilen von den Festungswerken anzulegen. Wegen des Rauches, Nebels ꝛc. legt man sie nicht weiter wie eine Meile von den Beobachtungsstationen entfernt an.

Die Minen werden gewöhnlich in verschiedenen unregelmäßigen Gruppen gelegt, am dichtesten in der Mitte des Hauptkanals des Hafens und weniger dicht in Gewässern, welche noch für kleine Fahrzeuge schiffbar sind.

In seichtem Wasser werden meist Grundminen angewendet, in tiefem Wasser Bojen-Minen; letztere werden in England bei 70 Fuß tiefem Wasser benutzt.

---

*) Die Vereinigten Staaten haben neuerdings den Dampfer „Vesuvius" mit drei pneumatischen Dynamitkanonen und mehreren Schnellfeuergeschützen armirt und ausschließlich zum Kontreminiren auf weite Distanzen benutzt. Die Resultate sollen sehr gut ausgefallen sein und sind in der „Deutschen Heereszeitung" eingehend besprochen worden.

Man wendet bei der Marine meist zwei Arten von Fischtorpedos oder beweglichen Minen an. Der eine, der elektrische Sims-Edison-Torpedo erhält die Bewegungskraft vom Ufer von einer Dynamomaschine und enthält selbst einen Elektromotor, welcher die Schraube antreibt.

Der Torpedo hängt in bestimmter Tiefe unter dem Wasser an einem Schwimmer und wird durch auf dem Schwimmer angebrachte Flossen von der Beobachtungsstation aus elektrisch gesteuert. Während der Torpedo sonst sehr wirksam ist, wird seine Geschwindigkeit jedoch nur auf 11 Knoten pro Stunde angegeben. Da die anderen Kriegsschiffe 18—20 Knoten zurücklegen, wird man diesen Torpedo wohl nicht oft anwenden.

Bei dem Patryk-Torpedo geht die Bewegungskraft von der Welle durch eine Hebelvorrichtung in einen Cylinder, welcher einen kleinen Motor einschaltet, erhitzt und antreibt. Er wird elektrisch vom Ufer aus gesteuert und ebenso abgefeuert. Die Geschwindigkeit des Motors wird durch elektrische Vorrichtungen vom Ufer aus, mittels Kabelverbindung geändert.

Diese Fischtorpedos kosten jeder 7000—12000 Dollars, haben eine Fahrtdauer von höchstens zwei Meilen und müssen auf bestimmte Distanz zur richtigen Steuerung beobachtet werden. Diese Schwierigkeit wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß von der feindlichen Flotte nur wenig sichtbar ist und bei Sturm, Nebel oder Rauch es fast unmöglich ist, die Torpedos zu lenken. Einmal abgefeuert, sind sie unbrauchbar und können nach Beendigung ihrer Fahrt nicht weiter benutzt werden.

Der beste Torpedo ist bis jetzt der Lay-Torpedo, welcher 21 Knoten in der Stunde erreicht haben soll. (Streffleur, Februar-Heft 1890.)

— Die Flotte der United States. Der Marine-Minister hat den vollständigen, von der Kommission entworfenen Plan zur Gründung einer Flotte dem Ausschuß des Bundes-Senats für Marine-Angelegenheiten, welcher denselben auch gutgeheißen hat, unterbreitet. Wie er jetzt vorliegt, ist der Plan ein viel umfassenderer und großartigerer als der in der letzten Zeit bekannt gegebene, und wenn derselbe in Ausführung gelangen sollte, woran kaum zu zweifeln, so werden die Vereinigten Staaten in etwa 2 Jahrzehnten eine der mächtigsten und bestkonstruirten Flotten der Welt besitzen. Dem betreffenden Vorschlage der Flotten-Kommission zufolge sollen nämlich gebaut werden:

10 Schlachtschiffe erster Klasse mit schwerer Armirung von je 10 000 Tons Deplacement; Gesammtkosten 56 400 000 Dollars.

8 Schlachtschiffe erster Klasse mit mittlerer Armirung von je 8000 Tons Deplacement; Gesammtkosten 39 890 000 Dollars.

12 Schlachtschiffe zweiter Klasse mit mittlerer Armirung von je 7100 Tons Deplacement; Gesammtkosten 52 200 000 Dollars.

3 Schlachtschiffe dritter Klasse mit schwerer Armirung von je 6300 bis 7500 Tons Deplacement; Gesammtkosten 11 000 000 Dollars.

5 Schlachtſchiffe dritter Klaſſe mit mittlerer Armirung von je 6000 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 18 000 000 Dollars.

6 Monitors zu Hafen-Vertheidigungszwecken von je 3815 bis 6000 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 25 000 000 Dollars.

1 Kreuzer-Monitor von 3800 Tons Deplacement; Koſtenpreis 1 900 000 Doll.

11 Widderſchiffe, eins von 2000 und die anderen von je 3500 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 19 500 000 Dollars.

9 gepanzerte Kreuzer von je 6250 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 28 800 000 Dollars.

4 gedeckte Kreuzer erſter Klaſſe von je 7500 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 15 760 000 Dollars.

10 gedeckte Kreuzer erſter Klaſſe von je 5400 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 28 000 000 Dollars.

12 gedeckte Kreuzer zweiter Klaſſe von je 3000 bis 4500 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 22 500 000 Dollars.

6 gedeckte Kreuzer dritter Klaſſe von 1700 bis 3190 Tons Deplacement; Geſammtſumme 5 500 000 Dollars.

10 Kanonenboote und Aviſos von je 850 bis 1500 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 4 500 000 Dollars.

16 Torpedokreuzer, einſchließlich des „Veſuvius", von je 900 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 7 500 000 Dollars.

3 Torpedo-Depotſchiffe von je 5000 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 6 500 000 Dollars.

101 Torpedoboote von je 65 Tons Deplacement; Geſammtkoſten 6 565 000 Dollars.

Das macht zuſammen im Ganzen 227 Fahrzeuge mit einem Geſammt-Deplacement von 610 035 Tons und zu einem Geſammtkoſtenpreiſe von 349 515 000 Dollars. In den letzteren Betrag ſind die für die Herſtellung neuer, theils vollendeter, theils im Bau begriffener Kriegsſchiffe bereits verausgabten 67 965 000 Dollars eingeſchloſſen.

Im Einklang mit dieſem Plane hat der Ausſchuß für Marine-Angelegenheiten des Bundesſenats eine von Hale (Me.) entworfene Bill eingebracht, welche dem Marineminiſter Geld zur Herſtellung von 8 Schlachtſchiffen von je 7500 bis 10 000 Tons Deplacement, von 2 Panzerſchiffen zu Küſten-Vertheidigungszwecken, von 3 Kanonenbooten und 5 Torpedobooten erſter Klaſſe bewilligt.

(Darmſtädter Mil.-Ztg. nach New-Yorker Handels-Ztg.)

Welchen Einfluß hat das Entfernungsschätzen auf den Erfolg im Feuergefecht mit der neuen Waffe im Vereine mit deren Schußleistung (Flachheit der Bahnen und Treffgenauigkeit)?

Von

A. Ableitner,

Sekonde-Lieutenant im k. bair. 11. Infanterie-Regiment von der Tann.

Ueber den Werth, die Entfernung zum Gegner möglichst genau ermitteln, über die Wichtigkeit, mit dem Auge dieselbe sicher schätzen zu können, über die Art und Weise, wie das Entfernungsschätzen zu lehren und zu üben sei, wurde schon viel gedacht und geschrieben; seit vielen Jahren bemüht man sich unausgesetzt, aber auch ebenso vergeblich, die zahlreichen, vielfach im Gebrauche befindlichen Entfernungsmesser auch für den Krieg brauchbar zu machen. In dem größten Theile der Schießinstruktionen der verschiedenen Armeen finden wir mehr oder minder eingehende Bestimmungen über die Uebungen im Entfernungsschätzen, und wer sich hierüber orientiren will, darf dieselben nur zur Hand nehmen, und er wird staunen über die Ausführlichkeit der Bestimmungen und die Manigfaltigkeit der Methoden, welche einzelne empfehlen, darunter Methoden, welche im Kriege nur sehr bedingt oder garnicht zur Anwendung kommen können. Zu diesen letzteren gehört z. B. die Methode, die Entfernung nach dem Grade der Deutlichkeit zu bemessen, welche Theile des menschlichen Körpers und der Ausrüstung auf den verschiedenen Entfernungen zeigen (Schweiz, Rußland, Italien, Belgien), die Methode, das Korn des Gewehres als Maßstab zu nehmen (Schweiz, Frankreich, Oesterreich), das Ermitteln der Entfernungen nach dem Schalle, welchem heute nur sehr bedingt Anwendung zugesprochen werden kann, da diese Methode, abgesehen von anderen Umständen, einen mit rauchendem Pulver feuernden Gegner zur Voraussetzung hat. In den meisten Fällen müssen die Entfernungen mit dem Auge am Erdboden abgemessen werden, dann kommt wohl das Einschießen, das Ablesen von Karten und schließlich die Ermittelung nach der Schallgeschwindigkeit. Nur diesen Methoden, vor Allem aber der ersten, als der am häufigsten vorkommenden, huldigt die deutsche Schießvorschrift, weil diese am meisten von allen anderen Vorschriften die Verhältnisse des Ernstfalles im Auge hat.

Alle Vorschriften lassen jedoch erkennen, daß sie auf genaues Ermitteln der Entfernungen und auf richtiges und sicheres Schätzen derselben großen Werth legen. Wenn ich trotz dieser bekannten und oft besprochenen Thatsache heute über dieses Thema wieder spreche, so geschieht es vornehmlich aus dem Grunde, weil man zuweilen der Ansicht begegnet, als hätten die flachen Flugbahnen unseres neuen Gewehres den Werth des Entfernungsschätzens mehr oder minder herabgedrückt. In erster Linie muß auch hier unsere neue Schießvorschrift Anhaltspunkte geben; für sich allein betrachtet, muß der Abschnitt „Entfernungsschätzen" den hohen Werth des richtigen Schätzens erkennen lassen, der Vergleich mit der älteren Vorschrift wird beweisen, ob dieser Werth abgenommen hat. Die Einleitung zum Entfernungsschätzen in unserer neuen Schießvorschrift führt uns, genau wie in der alten, mit treffenden und kurzen Worten nicht allein den Werth des richtigen Schätzens vor Augen, sondern sie liefert auch zugleich mit einigen Worten, in einem einzigen, kurzen Satze den Beweis über die Nothwendigkeit sicherer Schätzung: Fertigkeit im richtigen Schätzen von Entfernungen ist für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften unerläßlich; von derselben hängt die richtige Wahl der Visire und des Haltepunktes und damit wesentlich der Erfolg des Feuergefechts ab. Damit ist über den hohen Werth richtiger Schätzung Alles gesagt.

Wenn man die neue Vorschrift mit der alten vergleicht, so findet man, daß in Folge der größeren Schußweiten und in Folge der größeren Treffgenauigkeit (der mit Feuer gedeckte Raum von 100 m beginnt erst mit Visir 600) die Uebungen im Entfernungsschätzen an Extensität zugenommen haben; Mannschaften müssen bis 600 m, gut beanlagte bis 1000 m sicher schätzen können; diese, sowie die Offiziere und Unteroffiziere müssen auch noch Uebung im Schätzen über 1000 m haben, erst über 800 m darf mit zwei Visiren geschossen werden; man sieht, die Uebungen im Entfernungsschätzen haben sich vermehrt, kann man hieraus irgendwie schließen, daß sie an Intensität, d. h. an Gründlichkeit abgenommen hätten, im Gegentheil, die extensive Steigerung schließt auch schon eine intensive in sich. Wenn man trotzdem in der neuen Vorschrift eine kleine Abkürzung und einfachere Gliederung findet, so geschah diese Vereinfachung allein aus dem Grunde, weil die im Kriege am häufigsten vorkommende Methode in der Art und Weise ihrer Ausführung auf allen Entfernungen so ziemlich die gleiche bleibt und die neue Vorschrift dem Bestreben, das alle unsere Vorschriften auszeichnet, nämlich nur das und nur so lehren und üben zu lassen, was und wie es der Krieg verlangt, im Kriege zur Anwendung kommt oder als nothwendige Vorbereitung für denselben dient, vollkommen gerecht werden wollte. Es hat sich demnach die Nothwendigkeit des richtigen Schätzens nicht vermindert, sondern eher gesteigert, wie wir noch weiter hören werden.

Man sagt, unser neues Gewehr ist ein ausgezeichnetes Gewehr, hat flache

Flugbahnen, also große bestrichene Räume u. s. w. — sehr richtig, nur ist der Begriff „flach" doch sehr relativ zu nehmen, auch bei dem besten Gewehre, weil die Rasanz von der Entfernung und der dadurch nothwendigen Krümmung der Bahnen abhängt. Unsere neue Schießvorschrift hat mit gutem Grunde auf S. 21 die Größe der bestrichenen Räume mit den verschiedenen Visiren gegen alle Zielgrößen vorgeführt, um zu zeigen, daß eine Irrung in der Schätzung um die Länge des bestrichenen Raumes an und für sich ein Fehlgehen des Schusses zur Folge haben muß, und daß dies eigentlich immer der Fall sein müßte (wenn nämlich nicht die Streuung des einzelnen Gewehres und der Gewehre dazu käme), sobald sich das Ziel auch nur um eine Idee jenseits der Visirschußweite des betreffenden Visirs befände, weil ja der bestrichene Raum nur Bedeutung hat für Ziele innerhalb der Flugbahn. Z. B. eine Abtheilung, ich spreche also vom Abtheilungsschießen, hat liegende Schützen vor sich, schätzt ungefähr 450 m und nimmt Visir 450. Der mit Feuer gedeckte Raum beträgt ungefähr 50 m, der bestrichene Raum (s. S. 21) nur 35 m. Wird nun bloß um 25 m (Hälfte des mit Feuer gedeckten Raumes) + 35 m (Länge des bestrichenen Raumes der untersten Flugbahn), also 60 m zu weit geschätzt, so werden die Schüsse an und für sich sämmtlich nicht treffen; desgleichen, wenn nur 25 m zu kurz geschätzt wird (der bestrichene Raum kommt hier nicht in Betracht). In Wirklichkeit werden nun allerdings einzelne Schüsse noch in's Ziel gehen, weil die Gefechtsstreuung (durch moralische Faktoren hervorgerufen) und bei etwas zu kurzem Visir die Querschläge dazu kommen, aber es ist dann eine entsprechende Menge von Munition nothwendig. Wurde dagegen richtig geschätzt, so wird das Ziel ungefähr in der Mitte des mit Feuer gedeckten Raumes sich befinden, wo die meisten Geschosse einschlagen, und es wird, vorausgesetzt, daß die Schützen gut zielen, der Erfolg trotz der Gefechtsstreuung gesichert und der Munitions-Einsatz ein geringer sein.

Ein anderes Beispiel: Sollte eine Abtheilung auf liegende Schützen schießen, unter der Annahme, dieselben seien 800 m entfernt, also mit Visir 800, schätzt aber 50 m (Hälfte des mit Feuer gedeckten Raumes) + 10 m (Länge des bestrichenen Raumes) = 60 m zu weit oder nur 50 m zu kurz, so müßten die Schüsse an und für sich sämmtlich vorbeigehen.

Hier muß von vornherein auch bei richtiger Schätzung viel Munition eingesetzt werden, weil der mit Feuer gedeckte Raum 100 m beträgt, also die Geschosse nur halb so dicht einschlagen als auf einer Entfernung, wo dieser Raum nur 50 m beträgt; die Gefechtsstreuung breitet aber hier die Schüsse in Wirklichkeit noch weiter aus, und kommt noch ein Schätzungsfehler hinzu, so potenziert sich der Munitionsverbrauch entsprechend; von einem Erfolge kann dann da natürlich nicht mehr die Rede sein, dagegen ist der Munitionsverschwendung Thür und Thor geöffnet. Diese Betrachtung zeigt uns zugleich, daß ein Feuern auf solchen Entfernungen gegen die kleinsten Ziele im All-

gemeinen zu vermeiden ist, weil hier nur bei richtiger Schätzung und unter Einsetzung einer bedeutenden Munitionsmenge durchschlagende Wirkung zu erlangen ist. Bei größeren Schätzungsfehlern liefert auch die Gefechtsstreuung so gut wie keine Resultate mehr.

Da bei Anwendung von zwei Visiren der mit Feuer gedeckte Raum 200 m beträgt, so ist natürlich die Dichtigkeit der Geschoßgarbe bei Anwendung von zwei Visiren noch geringer. Daher schiebt man die Anwendung von zwei Visiren möglichst weit hinaus, nach unserer Vorschrift erst über 800 m. Dies setzt aber voraus, daß bis 800 m sicher geschätzt wird, und der Schätzungsfehler über 600 m keinesfalls 50 m übersteigen soll. Je größer die Treffgenauigkeit eines Gewehres ist, desto kürzer ist der mit Feuer gedeckte Raum, desto später beginnt der konstant bleibende Raum von 100 m. In Folge dessen sind bei einem solchen Gewehre die Geschoßgarben viel dichter, als bei einem minder genauen, bis zu der Entfernung, auf welcher der mit Feuer gedeckte Raum bei beiden Gewehren der gleich große ist. Dieser Umstand liefert natürlich dem Gewehre mit der größeren Treffgenauigkeit bis zu dieser Entfernung viel günstigere Resultate, weil die Geschosse dichter einschlagen, bedingt aber auch, weil der mit Feuer gedeckte Raum so klein ist, sicherere Schätzung. Bei Gewehr M/71/84 beträgt der mit Feuer gedeckte Raum bei Visir 400 und den höheren Visiren 100 m, bei Gewehr 88 erst bei Visir 600 und den höheren; bei M/71/84 wurde von 600 m aufwärts, bei 88 wird erst von 800 m aufwärts mit zwei Visiren geschossen. Daß natürlich, wenn die Entfernung erschossen ist, sofort zum Feuern mit einem Visir auch über 800 m übergegangen und eventuell auch noch der Haltepunkt korrigirt wird, ist selbstverständlich, damit die am Ziele einschlagenden Geschoßgarben wieder möglichst konzentrirt werden. Daß der mit Feuer gedeckte Raum bei allen Gewehren von einer gewissen Entfernung an (abhängig von der Treffgenauigkeit) die konstante Größe von ca. 100 m beträgt, rührt davon her, daß die wagerechten Treffflächen, die infolge der Streuung an und für sich immer mehr zunehmen, durch die zunehmende Krümmung der Flugbahnen wieder auf das gleiche Maß von ca. 100 m reduzirt werden. (Siehe auch die Tabelle Seite 486 und die daran geknüpften Bemerkungen.)

Nach der Schießvorschrift für das Gewehr M/71 wurde bis 400 m mit einem Visir, bis 600 m mit zwei um 50, bis 800 m mit zwei um 100 m auseinander liegenden Visiren, über 800 m mit drei Visiren geschossen, um die Schätzungsfehler unschädlich zu machen. Die gefährdeten Räume waren allerdings größer, aber auch die Wirkung viel schwächer und der Munitionsverbrauch viel größer. Wie viel einfacher, klarer, rationeller und wirksamer sind die neuen Bestimmungen!

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Rasanz unseres Gewehres gegen hohe Ziele auf den nahen Entfernungen und gegen die kleinen auf den nächsten. Sobald ein Ziel in größerer Zielhöhe sich zeigt, ist es beim Abtheilungs-

schießen durch die Rasanz unseres Gewehres gefährdet. Die Gefährdung wird hauptsächlich die geschlossenen Abtheilungen und Schützen treffen, wenn sie vor- oder zurückgehen. Außerdem wird sich alles möglichst klein zu machen suchen. Die Rasanz mit dem Standvisir ist nun so bedeutend und die Flughöhen so gleichmäßig nieder, daß selbst gegen das kleinste Ziel von 100—200 m ein Schätzungsfehler von 50, ja von 100 m, ohne Einfluß wäre auf die Wahl des Haltepunktes, da ja von 100—200 m die Flughöhe immer = circa 0,20 m ist. Auch mit der kleinen Klappe ist die Rasanz sehr bedeutend, aber gegen die 2 kleinsten Ziele nehmen die bestrichenen Räume schon wieder sehr ab. Hieraus und bei Betrachtung der Flughöhen mit den nahen Visiren resultirt, daß tiefe, geschlossene und halb oder ganz hohe Ziele auf den nahen Entfernungen hochgradig gefährdet sind, daß man sich also so klein als möglich zu machen sucht, und daß es in künftiger Zeit auf den nächsten Entfernungen überhaupt zu keinem lange andauernden Abtheilungskampfe mehr kommen kann. Zunächst genügt aber beim Abtheilungsschießen bei annähernd richtiger Schätzung, welche wenigstens die richtige Wahl des Visirs sichert, auch bis 450 m, bis zu welcher Entfernung die Visire bezüglich der Visirschußweiten weiter auseinander gelegt sind, gegen die kleinen Ziele ein bloßes Heranhalten von unten „Ziel aufsitzen", Dank der Rasanz, Dank der Streuung! (Auf 300 m z. B. beträgt die Flughöhe mit der kleinen Klappe + 30, mit dem Standvisir — 30, Höhen-Streuung 46 cm, auf 400 m mit Visir 450: + 50 cm, Höhen-Streuung 70 cm, die Höhe des Kopfzieles 35, die des Brustzieles 50 cm). Sichere Schätzung aber und Beobachtungen gestatten den Haltepunkt genauer zu bestimmen und zu korrigiren, und die verhältnißmäßig geringe Streuung auf diesen Distanzen ermöglicht es dann, das Feuer in dichter Masse auf das Ziel zu konzentriren, und dann wird auch gegen das kleinste Ziel im Bereiche der kleinen Klappe und des Visirs 450 der Erfolg ein eminenter, bis 600 m auch mit verhältnißmäßig wenig Munition ein guter sein können.

Man erkennt zwar, daß sich Rasanz und Treffgenauigkeit zum Theil aushelfen; wo beim Abtheilungsschießen in Folge der großen Treffgenauigkeit genaueste Kenntniß der Entfernung nothwendig wäre, hilft bis zu einem gewissen Grade die Rasanz aus, hauptsächlich auf den nächsten Entfernungen; umgekehrt auf den Entfernungen, wo die Treffgenauigkeit geringer und Krümmung der Bahnen größer wird, liefern sie zusammen einen unter Feuer genommenen Raum, der für den Erfolg im Abtheilungsschießen von großer Bedeutung ist.

Nach den nunmehr gemachten Betrachtungen aber wäre es ein Irrthum, von der Rasanz unserer neuen Gewehre Alles zu erwarten, nicht mehr sicher zu schätzen, nicht mehr die Visire richtig zu stellen, die für die Handhabung der Waffe gegebenen Vorschriften und die Sorgfalt in der Abgabe des Schusses nicht mehr peinlichst beachten zu lassen — ein Blick auf die Tafel mit den

bestrichenen Räumen zeigt uns die Kleinheit derselben gegen die kleinsten Ziele auf den Entfernungen, auf denen der Kampf hauptsächlich zur Durchführung kommt (vielleicht zwischen 300 und 800) und auf welchen der Gegner bei den neuen Gewehren noch mehr das Bestreben haben wird, die kleinsten Ziele zu bieten.

Alle unsere theoretischen Betrachtungen finden ihre volle Bestätigung durch praktische Versuche. Nachstehende Uebersicht, aus der bisherigen Schweizer Schießinstruktion entnommen, zeigt uns in dieser Richtung sehr viel, vor Allem den wesentlichen Einfluß des richtigen oder nicht richtigen Entfernungsschätzens auf die Wirksamkeit des Feuers und die Abnahme dieser Wirksamkeit mit der Zunahme des Schätzungsfehlers.

Abnahme der Trefferprozente in Folge Zunahme der Distanzfehler.

	Schießen der Scharfschützen mit dem Peabody-Gewehr 1868.		Schießen kleinerer Abtheilungen mit dem Repetirgewehr und Stutzen 1874 (Vetterli).	
	Treffer-Prozente auf bekannter Entfernung:			
	300 m	600 m	300 m	600 m
	79	58	90	62
Bei einem mittleren Fehler von:	sind zu erwarten:			
1% der Entfernung . .	79	56	90	58
2½% „ „ . .	78	48	89	49
5% „ „ . .	75	34	85	34
10% „ „ . .	66	20	72	20
15% „ „ . .	56	13	59	13

Aus dieser Uebersicht springt vor Allem Dreierlei in die Augen:

Erstens: Die Trefferprozente werden selbst durch kleine Schätzungsfehler bedeutend herabgesetzt, besonders auf größeren Entfernungen.

Zweitens: Es zeigt sich der Vortheil des rasanteren und genaueren Vetterli-Gewehres gegenüber dem Gewehr 1868 auf den nahen Entfernungen bei richtigem Schätzen der Entfernung; bei größeren Fehlern, auf 300 m bei einem mittleren Schätzungsfehler von nur über 45 m, nähern sich die Ergebnisse sehr und würden schließlich beim Vetterli-Gewehr (wegen seiner Genauigkeit) schlechter als bei Gewehr 1868.

Drittens: Bei 600 m und darüber sind entschieden bei beiden Gewehren die mit Feuer gedeckten Räume so ziemlich gleich groß, daher bei beiden die Resultate geradezu die gleichen und die bedeutende Abnahme der Trefferprozente bei Schätzungsfehlern eine ziemlich gleichmäßige. Hieraus resultirt, daß von der Entfernung an, wo der mit Feuer gedeckte Raum gleichmäßig groß bleibt, der Erfolg weniger in der Güte des Gewehres, als

im richtigen Schätzen der Entfernung liegt; so sind auf 600 m mit Gewehr 1868 bei einem mittleren Schätzungsfehler von 1% = 6 m die Trefferprozente 56%, mit dem guten Vetterli-Gewehre aber bei nur 2½%, also 15 m, nur 49%, mit 5% = 30 m nur 34% u. s. w., bei 15% oder 90 m Schätzungsfehler nur mehr 13%. Dabei haben wir ganz normale Friedensverhältnisse. Man erkennt, wie falsche Schätzung und im Kriege die hinzukommende Gefechtsstreuung die Leistung des besten Gewehres herabzusetzen vermag. Daher nimmt man schließlich zwei Visire und braucht recht viel Munition. Man findet außerdem, daß man sich auf den mittleren und weiteren Entfernungen erst dann die größtmögliche Präzision wünschen kann, sobald man einen vollständig kriegsbrauchbaren und sicheren Entfernungsmesser konstruirt hätte und wenn noch dazu ebenso schnell und sicher der jeweilige Einfluß der atmosphärischen Einflüsse u. s. w. berechnet werden könnte. Da dieses aber vorläufig blos unerreichbare Ideale sind und auch wohl bleiben werden, glaube ich, daß eine weitere Steigerung der Treffgenauigkeit nicht mehr von Vortheil sein dürfte, mit Rücksicht auf die nothwendige Streuwirkung auf den größeren Entfernungen.

Dem Gewehr M/71/84 gegenüber wird unser Gewehr 88 allerdings bei sachgemäßer Handhabung und richtiger Schätzung auch über 600 m bessere Resultate liefern und in kürzerer Zeit einen besseren Erfolg aufweisen können, weil der Rückstoß des neuen Gewehrs eine zentrale Wirkung äußert und das rauchschwache Pulver fortdauerndes Feuern und genaueres Zielen ermöglicht. Unsere neue Schießvorschrift huldigt mit Rücksicht auf den Ernstfall wiederum beim Abtheilungsschießen dem Haltepunkt „Ziel auffitzen". Wurde etwas zu weit geschätzt und deshalb ein etwas höheres Visir genommen, oder gab der momentane Einfluß der Luft zu solcher Irrung Veranlassung, so ermöglicht der markante Haltepunkt „Auffitzen" das Treffen offenbar eher als „die Mitte", besonders wenn die bestrichenen Räume noch groß sind (bekanntlich sind die bestrichenen Räume bei „Auffitzen" etwas größer als mit „Mitte"). Wurde aber zu kurz geschätzt, so ist die Beobachtung der Geschosse vor dem Ziele der Korrektur sehr günstig, und durch Querschläge werden im Ernstfalle eine Reihe von Verwundungen vorkommen. Ist ein anderer Haltepunkt erkannt, so muß er sofort befohlen werden.

Wir sprachen bisher vom geleiteten Abtheilungsfeuer, und die gemachten Betrachtungen haben uns gezeigt, von welch großem Vortheile es ist, wenn die Abtheilungsführer, Offiziere wie Unteroffiziere, im Schätzen sämmtlicher Entfernungen große Sicherheit besitzen.

Unsere Vorschrift verlangt aber noch ferner, daß auch die Mannschaften Entfernungen bis 600 (nahe Entfernungen) mit Sicherheit schätzen lernen und im Schätzen von Entfernungen zwischen 600 und 1000 m geübt werden. Die letzten Kriege haben einen großen Verlust an Offizieren gezeigt, der in keinem Verhältnisse zu dem der Mannschaften steht, und dieser Verlust wird

sich in einem künftigen Feldzuge voraussichtlich noch steigern — häufig wird daher und aus anderen Gründen auf den nahen Entfernungen die Feuerleitung durch Offiziere und Unteroffiziere eine unvollkommene sein, häufig wird sie ganz aufhören —, wohl der Truppe dann, die noch schätzt, die Visire stellt, richtig zielt u. s. w. Unsere Vorschriften suchen auf jede Weise die Mannschaften an solche Verhältnisse zu gewöhnen, durch Uebungen ohne Feuerleitung, durch Belehrung, durch Uebungen im Schätzen u. s. w., und eine hohe Anforderung wird an die Mannschaften gestellt, wenn die Vorschrift sagt: Beim Abtheilungsfeuer lassen die Schützen Ziel auffitzen. Wird ein zweckmäßigerer Haltepunkt erkannt, so ist derselbe bei vorhandener Feuerleitung zu befehlen, bei nicht vorhandener Feuerleitung von den Schützen selbstständig zu wählen. Es giebt einzelne Leute, welche bei diesen Uebungen im Schätzen besondere Anlage zeigen; diese müssen auf allen Entfernungen so geübt werden, daß sie bis 1000 m schätzen können und über 1000 geringe Fehler machen, damit sie den Zugführer beim Erscheinen von Zielen durch Angabe der richtigen Entfernung unterstützen können.

Auch einzeln, als Posten, Patrouilleur, kommt der Soldat auf den nahen Entfernungen häufiger in die Lage, selbstständig handeln zu müssen. In solchen Lagen soll er das Schießen im Allgemeinen vermeiden; gebieten jedoch die Umstände, daß er schießt, so wird es für ihn immer von großem Werthe sein, wenn er mit jedem Schusse, wenn möglich mit dem ersten, auf einen Treffer rechnen kann. Dies setzt in erster Linie die Kenntniß der Grenzen für den wirksamen Einzelschuß voraus, aber auch innerhalb dieser Grenzen und innerhalb des bestrichenen Raumes muß der Soldat das Bestreben haben, mitten in den Theil zu treffen, welcher seiner Ausdehnung nach ein Vorbeigehen des Schusses in Folge der Streuung (auch bei richtigem Zielen) unmöglich macht; wie beim Abtheilungsschießen genügt also hier ein erstmaliges, einfaches Ziel auffitzen lassen nicht, wenn man möglichst mit jedem Schusse, vor Allem aber mit dem ersten, treffen will; beim gefechtsmäßigen Einzelschießen ist also der Haltepunkt wie beim Schulschießen der Entfernung entsprechend zu wählen. Der Soldat muß also auch hier die Entfernung schätzen können, und zwar rasch und sicher, handelt es sich doch oft um raschen Entschluß und entschlossenes Handeln!

Wer weiß, wie schwer es zuweilen fällt, die Bedingungen des Schulschießens zu erfüllen, welche doch auf ganz bekannte Entfernung stattfinden und innerhalb der Grenzen, die die Streuung auferlegt, wird zugeben, daß auch beim gefechtsmäßigen Einzelschießen trotz der großen Präzision unserer Waffe eine gute Schätzung Vorbedingung eines guten Erfolges ist; kommen doch im Kriege außerdem eine Reihe von Momenten dazu, welche den Schützen noch unsicherer machen.

Aus diesen Gründen ist es auch nicht angezeigt, daß einzelne Leute selbst gegen ein wichtiges Ziel, durch mehrere Schüsse jenseits der Grenzen des

wirksamen Einzelschusses Treffer zu erhalten suchen; die Wahrscheinlichkeit zu treffen, ist gering in Folge der Streuung und der Aufregung; es wären also viele Patronen nothwendig; dieses bedeutet aber eine Munitionsverschwendung, zieht die Aufmerksamkeit und das Feuer eines vielleicht überlegenen Gegners auf sich, verräth den Standort des Schützen und hat zur Voraussetzung, daß ein ebenso schwacher Gegner so unklug wäre, so lange zu warten, bis er endlich getroffen wird. Wenn angängig, sollte vielmehr durch gedecktes Anschleichen und Verkürzung der Entfernung der Gegner durch wirksames Feuer überrascht werden.

Aus all' diesen Gründen ergiebt sich die Nothwendigkeit, daß auch die Mannschaften innerhalb der nahen Entfernungen (— 600 m) und innerhalb der Grenzen für den wirksamen Einzelschuß (ebenfalls — 600 m), also bis 600 m, mit Sicherheit schätzen können, trotz der Rasanz unseres Gewehres, damit eben der im Kriege durch den Drang der Umstände sich ergebende Schätzungsfehler doch möglichst gering bleibt und die Rasanz und Treffgenauigkeit unseres Gewehres den hinzukommenden Fehlern in der Abgabe des Schusses zu Gute kommt. Diese hinzukommenden Fehler in der Abgabe des Schusses werden bei einer Truppe um so größer sein, je schlechter sie im Zielen und Schießen ausgebildet ist und je geringer die Gewöhnung an die vorschriftsmäßige Handhabung des Gewehres durch die Disciplin und durch stramme Uebungen ist.

Es müssen also gute Schießausbildung, rationelle Uebungen, sicheres Entfernungsschätzen, eiserne Disciplin mit einem guten Gewehre Hand in Hand gehen, — und die Truppe ist unbesieglich.

Eine Truppe, welche alle Eigenschaften in hohem Maße besäße und nur vom Schätzen keine Ahnung hätte, wäre jedoch schlecht, sehr schlecht daran; da fällt mir wieder das Beispiel ein, welches Oberst Böcklin in seiner 1882 in Wien erschienenen Abhandlung: „Das Beurtheilen der Schußdistanzen im Gefechte" uns vorführt; er sagt: „Vor unserem geistigen Auge steht das Bild zweier Kompagnien. Es ist ihnen die Aufgabe zugefallen, vom günstigen Aufstellungspunkte feindliche Reserven zu beschießen, die gegen unsere Vertheidigungsstellung heranrücken, hierzu die Deckungen im Gelände benutzen, dabei aber doch bald da, bald dort sich exponiren, also in die Feuerwirkung beider Kompagnien kommen müssen.

Die eine der beiden Kompagnien ist im Schießen musterhaft ausgebildet: nicht Zeit, nicht Patronen wurden gespart, nicht an Verständniß, nicht an Konsequenz hat es dabei gefehlt, mit aller Genauigkeit werden die Aufsätze gestellt, sobald ihr Hauptmann Ziel und Distanz nennt. Es wird gezielt mit klassischer Ruhe. Auf das Kommando des Zugskommandanten hört man nur runde Salven, wie auf dem Exerzierplatze — es ist eben die beste Kompagnie des Regiments. Aber, wenn der Kompagnieführer die Distanzen nennt, irrt

er sich um zwei, drei und mehr Hundert Schritt, besonders dann, wenn die „großen" Distanzen geschätzt werden sollen.

Je besser die Schießausbildung der Kompagnie ist (und je größer die Treffgenauigkeit ihres Gewehres ist), umsoweniger werden die Salven den Feind also treffen, denn — um so sicherer wird sie (bei unrichtig geschätzten Distanzen) dorthin schießen, wo der Feind nicht ist.

Die andere Kompagnie ist übel, sehr übel ausgebildet — sie ist die schlechteste Kompagnie im Regimente, — aber neben dem Hauptmann steht ein Soldat — zu Hause war er Wildschütze, Pferdedieb, Schmuggler, wer weiß, was er sonst noch war? Bei der Kompagnie hat er es nicht zum Gefreiten bringen können, wer sein Strafextrakt zur Hand nimmt, glaubt, er läse das Inhaltsverzeichniß des Militär-Strafgesetzbuches zweiter Theil, — aber der Mann hat das Auge eines Falken, — man hat das zufällig erkannt, er hat beim Entfernungsschätzen immer Recht behalten, hat darin excellirt, und wenn er Distanzen jetzt schätzt, so fehlen nicht fünf aufs Hundert. Der Mann nennt dem Hauptmann die Entfernung, sobald sein scharfes Auge entdeckt, daß da oder dort der Gegner auftaucht und so schlagen die Streuungsgarben dieser Kompagnie jedesmal ein, wenn auch nicht so dicht, wie es bei besserer Ausbildung sein könnte."

Wenn auch solche Leute, wie der eben geschilderte, selten sind, so kommen sie doch vor; besonders Forstleute, Gehilfen von Geometern, Topographen, Steinsetzer bringen es mitunter bei fleißiger Uebung zur größten Sicherheit in der Angabe der Entfernung.

Das Gesammt-Resultat unserer Betrachtungen ist demnach folgendes: Um von unserer ausgezeichneten Waffe den größtmöglichen Nutzen zu haben, übe man neben den anderen Dienstzweigen das Entfernungsschätzen, wie es unsere Vorschrift verlangt, und suche die gut beanlagten Mannschaften herauszufinden: „Im Felde wird es sich fast stets darum handeln, Entfernungen auf der geraden Linie möglichst schnell zu ermitteln und dieselben mit dem Auge auf dem Erdboden abzumessen. In dieser Hinsicht allseitig große Sicherheit herbeizuführen, muß demnach bei den Uebungen im Entfernungsschätzen vornehmlich angestrebt werden." Die Ziele und das Schätzen müssen kriegsgemäß sein. Fortgesetztes Einprägen bestimmter und bekannter Maßeinheiten, fortgesetztes Abschreiten oder Abmessen unbekannter Längen, Eintragen der bekannten in unbekannte, fleißige Uebungen im wechselnden Gelände u. s. w. führen nach und nach zu einem mehr oder minder bewußten oder unbewußten Vergleich mit den im Kopfe befindlichen bekannten Längen beim Schätzen der verschiedenen Entfernungen und damit zur Sicherheit im Abmessen mit dem Auge. Dann kommen die anderen Methoden, welche nur bedingt angewendet werden können, aber doch geübt werden müssen, weil sie, wenn sie angewendet werden können, häufig ein besseres Resultat liefern, als die bloße Schätzung. Feuert der Gegner vereinzelt, mangelhaft und mit rauchendem Pulver, so gestattet die

Schallgeschwindigkeit auf mittlere und weitere Entfernungen die Ermittelung der Entfernung sehr wohl u. s. w.

Ich betrachte nunmehr die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, als gelöst. Dieselbe gipfelte vor Allem in dem Bestreben, durch das Herausgreifen und Besprechen eines kleinen, aber wichtigen Abschnittes aus unserer Schießvorschrift neuerdings auf den Werth derselben hinzuweisen, neuerdings ihr Studium anzuregen; macht doch die sinngemäße Anwendung unserer vortrefflichen Vorschriften unsere Truppen unbesieglich! 101.

Zur Steigerung der Kraft der deutschen Feldartillerie

nimmt ein ehemaliger Offizier dieser Waffe das Wort, beiläufig in einer hochbedeutenden Schrift*), die wir noch an anderer Stelle unserer Zeitschrift besprechen werden. Oberstlieutenant Koettschau hebt in dem Kapitel: „Die Friedensarbeit im Felde" die Nothwendigkeit schnellster und leichtest von Statten gehender Mobilmachung hervor und behauptet mit Fug und Recht, daß von den verschiedenen Waffen die Feldartillerie durch die Mobilmachung bei Weitem am schwersten getroffen werde.

Denn dieselbe stellt nicht nur in jedem Geschütze eine aus todtem und lebendem Material zusammengesetzte Maschine dar, deren Arbeit von der Leistungsfähigkeit und dem Zusammenwirken aller einzelnen Theile abhängt, sondern dasselbe Verhältniß besteht auch für die ganze Batterie. Ein im Gebrauch seiner Waffen nicht genügend geübter Kavallerist oder Infanterist bedeutet einen Säbel, ein Gewehr weniger in seiner Schwadron, seiner Kompagnie; ein unbrauchbarer Kanonier bedeutet aber oft ein Geschütz weniger oder auch ein verfehltes Einschießen der ganzen Batterie. Während bei der Kavallerie und Infanterie die durch Versehen einzelner Leute bewirkten Störungen geringfügiger Art sind und durch die Leistungen der Kameraden ausgeglichen oder auf einen engen Kreis beschränkt werden, können Versehen der Artilleristen großes Unheil für weite Kreise herbeiführen; sie können häufig weder verhütet noch wieder gut gemacht werden. Eine in der Batterie zersprungene eigene Granate kann man ebensowenig wieder zusammenleimen als die von ihr zerschlagenen Glieder, und ein nach falschem Ziel oder in unrichtiger

*) Irrthümer des Friedenssoldaten im Feld. Von C. Koettschau, Oberstlieutenant a. D. Heft I. Straßburg i. Els. 1889. Straßburger Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Comp.

Art geschleudertes Geschoß kann man auch nicht wieder zurückholen. Bei der Mobilmachung dürfen daher die Unteroffiziere und Mannschaften der Feldartillerie sowie der fortan dem Feldheer zuzuweisenden Theile der Fußartillerie keineswegs so leichten Herzens durcheinander geworfen werden, wie bei den anderen Hauptwaffen. Jene Truppen haben schon in den untersten Chargen zahlreiche Stellen, welche nur unter schwerer Schädigung der Gesammtleistung gewechselt werden können. Nach solchem Wechsel fehlt bis zum ersten Gefecht nicht nur die genügende Zeit, sondern auch die Möglichkeit, die neu zusammengesetzte Maschine für Musterleistungen vorzubereiten, weil man den Schießplatz nicht mit sich führen kann. Dieser allein aber ermöglicht für die Artillerie einen wesentlichen, unersetzlichen Theil der Gesammtausbildung, das Scharfschießen in größeren Verbänden. Die Ansicht, daß viele künftige Schlachten vorwiegend in großen Artillerie-Duellen bestehen werden, wird zwar in dem unübersichtlichen, durchschnittenen Kulturgelände des westlichen Europa nur selten bestätigt werden; sie hat aber in dem ebenen, dünn bevölkerten Osten unzweifelhaft mehr Berechtigung, man wird dort gar oft bahnbrechender Artillerie-Massen bedürfen und wird dann sehr bedauern, die gut eingespielten Friedensmaschinen unmittelbar vor dem Kriege auseinander genommen zu haben.

Daß diese dem Fachmann so einfach scheinenden Dinge an manchen hohen und einflußreichen Stellen wenig beachtet werden, wird hauptsächlich veranlaßt durch die schimmernde Außenseite, welche eine gute Bespannung der Feldartillerie verleiht. Der kavalleristische Theil der Ausbildung ist überhaupt bei dieser Waffe weit mehr gegen Vernachlässigung geschützt, als der ungleich wichtigere, rein artilleristische Theil des Dienstes, einmal weil er im deutschen Heer mehr der Neigung, der Liebhaberei der Offiziere und Mannschaften entspricht, und auch weil er zu Parade- und Besichtigungszwecken leichter verwerthet werden kann.

Das stattliche Bild rasch und sicher bewegter zahlreicher Geschütze läßt es ebensowohl bei Paraden als bei den Uebungen gemischter Waffen militärischen und nicht militärischen Zuschauern unglaublich erscheinen, daß dies ganze Fahren, wie hoch man auch seine Wichtigkeit rühmen hört, eine einfache Nebensache bleibt. — Man würde sich aber sicherlich wundern, wenn z. B. ein Schauspieler die Künste des Kutschers, welcher ihn zum Theater fährt, als einen entscheidenden Theil seines künstlerischen Könnens auffaßte, obgleich unter besonderen Umständen auch bei ihm von der Geschicklichkeit des Kutschers, welcher ihn zum Theater fährt, der Kraft und Schnelligkeit der Pferde die rechtzeitige Entfaltung seiner Thätigkeit abhängt. Indessen darf man doch auch diese, in ihrer Wichtigkeit weit übertriebene Paradeseite der Feldartillerie nicht unterschätzen, weil sie nicht allein Repräsentation, sondern auch ein gutes Stück Muth und Selbstgefühl und dadurch moralischen Halt der Truppe bedeutet, und weil auch ohne Galopp und Marschmarsch die geregelte Bewegung von Geschützen querfeldein eine tüchtige Leistung bleibt.

Das Auffahren der Batterien zum Gefecht hat sich schon seit Einführung der gezogenen Geschütze erheblich verändert. Man hat vorsichtiger werden müssen und wird dies fortan den erheblich vervollkommneten Streugeschossen gegenüber noch mehr werden. Wie sehr dies auch dem soldatischen Gefühl widerstrebt, man muß sich auch hier der vernichtenden Wirkung der feindlichen Geschosse beugen; denn mit Leichen und Trümmern gewinnt man keine Schlacht, man bedarf dazu unversehrt gebliebenen, leistungsfähigen Materials. Nach dieser Richtung hin sind alle Waffen Leidensgefährten — in erster Linie freilich die mit den großen, weithin sichtbaren Pferden in die Gefechte tretenden zwei Hauptwaffen. Die große Schnelligkeit dieser Thiere kann der Reiterei außerordentlich nützen, weit — weit weniger aber der Artillerie. Denn die Kämpfe der einen entscheiden sich nach Minuten, die der andern nach Stunden; die eine ist beweglich im Kampfe, die andere steht im Kampfe; jene muß den Bereich des wirksamen Kleingewehrfeuers durcheilen, diese muß ihn sorglich vermeiden. Die Art der Annäherung an den Feind hat daher für die Artillerie eine vergleichsweise geringere Wichtigkeit. Wenn man nun auch hiernach dem öfter laut werdenden Rufe nach weiterer Erhöhung des Pferdebestandes nur insoweit zustimmen kann, als er sich auf die zum unmittelbaren Grenzschutz gehörigen Batterien bezieht, so muß man andererseits doch zugeben, daß der Friedensstand der Feldbatterien an Unteroffizieren und Kanonieren nicht ausreicht, um bei der Mobilmachung bedenkliche Störungen dieser wichtigen Maschinen zu verhüten. Die Durchsicht der in diesem Fall eintretenden Vertheilung der Unteroffiziere und Mannschaften, insbesondere der Geschützführer und Richtkanoniere, kann hierüber jeden erfahrenen Offizier aufklären.

Diese Störungen der artilleristischen Leistungsfähigkeit werden sich namentlich einem mit langer Dienstzeit ausbildenden Feind gegenüber durch empfindliche Verluste aller Waffen fühlbar machen und eine Aenderung dieser Sachlage liegt daher im Interesse aller Feldtruppen . . .

Soweit Herr Oberstlieutenant Koettschau. 3.

Ueber die Stellung und Wirksamkeit des französischen Schwadronschefs.

Ein Selbstbekenntniß.

Im Märzheft 1890 der ganz vortrefflich geleiteten und fachlich hoch angesehenen „Revue de cavalerie“*) findet sich die Fortsetzung eines im Ganzen und Großen durchaus zutreffenden Aufsatzes über das Wesen, den

*) Erscheint in Monatsheften bei Berger-Levrault in Paris.

Dienſt u. ſ. w. der deutſchen Kavallerie; es wird dauernd der Vergleich gezogen mit den Verhältniſſen der franzöſiſchen Reiterei. Zur Wiedergabe beſonders geeignet erſcheint ein Urtheil, welches der ſehr maßvoll und ſachlich ſchreibende franzöſiſche Kavallerieoffizier ausſpricht über die Stellung und Wirkſamkeit des franzöſiſchen und des deutſchen Eskadronschefs. Es heißt da folgendermaßen:

Wenn wir das Ausbildungsverfahren vergleichen, welches bei der Reiterei in Deutſchland und bei der in Frankreich zur Zeit Geltung hat, müſſen wir feſtſtellen, daß wir in dieſer Hinſicht uns in noch ſehr empfindlichem Nachtheil befinden, obgleich ſeit 1876 bemerkenswerthe Fortſchritte bei uns gemacht worden ſind.*) In Frankreich exiſtirt, trotz der durch die Neuordnung der Dinge gewaltſam herbeigeführten Decentraliſirungsbeſtrebungen, die Selbſtſtändigkeit der Schwadron nur dem Namen nach. Der Rittmeiſter iſt durchaus verantwortlich für die Ausbildung der Rekruten, aber ſeine Offiziere und Unteroffiziere (Kadres) und der größte Theil der alten Mannſchaften ſind ihm in manchen Stücken entzogen. Neben-Autoritäten, die ihm gleichgeſtellt oder übergeordnet ſind, greifen unaufhörlich in ſeinen Befehlsbereich ein. Zunächſt geht ſtets vor und hemmt oft den Ausbildungsgang der „allgemeine Regimentsdienſt", — vertreten durch einen Stabsoffizier, einen Rittmeiſter und einen Adjutanten, welche in täglicher Berührung mit dem Regimentskommandeur ſtehen und in ſeinem Namen den „täglichen Dienſt" befehlen. Der Gang der Ausbildung, deren Zweck, das Hauptziel, die „große Beſichtigung" iſt, ſcheint von weniger dringendem Intereſſe zu ſein, als der Wachtdienſt, die Sachenausgabe, die Appells, der Arbeitsdienſt und die zahlloſen, oft ſehr wenig militäriſchen Einzelheiten,**) welche alltäglich die Lebensbedingungen der Truppen in ihren Garniſonen im Gefolge haben . . .

Sodann haben der Inſtruktions-Rittmeiſter und gewiſſe jeweilig beſonders beſtimmte die Obliegenheit, je nach den Regimentern in mehr oder weniger bedeutendem, aber jedenfalls ſtets recht beträchtlichem Umfange, die Offiziere, Unteroffiziere, zuweilen ſelbſt die Gefreiten und Kapitulanten der Eskadrons auszubilden, ebenſo die Sappeure, Telegraphiſten, Bahnordonnanzen, das Schießperſonal u. ſ. w. Der Bekleidungs-Kapitän hält die Hand auf die „Hülfshandwerker" der Eskadrons, desgleichen der Roßarzt auf die Beſchlagſchmiede und Schmiede-Lehrlinge, der Arzt auf die Lazarethgehülfen u. ſ. w.

*) d. h. ſeit dem Zeitpunkt der Annahme eines neuen Reglements, welches den Grundſatz der Ausbildung innerhalb der Eskadron aufgeſtellt hat.

**) Um Beiſpiele anzuführen: Urlaub für die Erntezeit; — Arbeiter in der Stadt; — Leute, die den Civilbehörden, beſonderen Korporationen, ſelbſt Schauſtellungsmännern zur Verfügung geſtellt werden; — „Dienſte", welche im Namen des Regimentskommandeurs oder gar von ihm ſelbſt befohlen, Soldaten ihrem unmittelbaren Vorgeſetzten, dem Schwadronschef, entziehen, ohne daß dieſer über die Angemeſſenheit dieſer „Dienſte" ein Wort mitzureden hat! —

So geht es herunter bis zu den Unteroffizieren, wie den Stabstrompeter und den Fechtmeister, von denen ersterer über die Trompeter und deren Pferde, letzterer über die Vorfechter die berechtigte, thatkräftige Aufsicht ausüben, so daß gewisse Soldaten fast ganz der Autorität ihrer Schwadronschefs entzogen sind. Dazu kommt, daß bei der französischen Kavallerie die materiellen Ausbildungsmittel fehlen oder wenigstens, wie anerkannt ist, ganz unzulänglich sind, denn ein Regiment schätzt sich da schon glücklich, wenn es eine einzige Reitbahn zu seiner alleinigen Verfügung hat. Da die meisten Uebungsplätze während der schlechten Jahreszeit unwegsam sind, so bleibt, als Aushülfe, den Schwadronen für das Bewegen der Pferde nur die Benutzung der Straßen; und die wenigen Stunden, während deren der Eskadronschef über die Bahn verfügt, werden für die Rekruten reservirt, welche letztere allein eine regelrechte und anhaltende Ausbildung für den Zeitraum von sechs Monaten erhalten. So ist es eine in unserer Armee allgemein verbreitete Meinung, daß man den Rekruten am Schlusse ihres Schulpensums den höheren Grad theoretischer und praktischer Kenntnisse zuerkennt, deren Aneignung man überhaupt den einfachen Reiter für fähig hält. Ohne Widerspruch gilt der Eintritt des Rekruten in die Schwadron als gleichbedeutend mit dem Prädikate: „die Ausbildung ist beendet"; sie gelten als ausgebildet, und es hat den Anschein, als ob sie während der ferneren Jahre ihrer Dienstzeit nicht mehr zu lernen hätten.

Fügen wir weiter hinzu, daß der französische Eskadronschef, außerdem, daß er der Thätigkeit nebenwirkender und unverantwortlicher Autoritäten, welche ganz nach Belieben in seine gesetzmäßigen Befugnisse sich einmischen, unterliegt, nicht einmal Herr ist seines Bestandes an Reitern und Pferden. Unter dem Vorwande, die Kopfzahl der Schwadronen auf gleicher Höhe zu halten, erduldet der Rittmeister fortwährende Veränderungen, sei es an Zugang, sei es an Abgang, nach dem Grundsatze, daß alle Elemente unserer Armee unter einander vertauschbar sind; wie wenn der Reiter und das Pferd rein materielle Bestandtheile wären, die man ohne Unterschied verwenden könnte unter ganz verschiedenartigen Verhältnissen, ohne Rücksicht auf die Bedeutung des Kreises, in dem sie bekannt und richtig gewürdigt sind, oder wo sie nach ihrer vollsten physischen und moralischen Leistungsfähigkeit verwerthet werden können." . . . . .

Wenn gegenüber dieser allerdings höchst unerquicklichen Lage des französischen die fast volle Selbstständigkeit des deutschen Schwadronschefs in aller Umfänglichkeit entwickelt wird, so kann uns Deutschen dies nur lieb sein: wir sehen das Gute, was wir besitzen, und freuen uns dessen doppelt nach dieser Auslassung des französischen Reiter-Journals. 8.

Lanze oder Säbel?

Diese Frage beschäftigt fortgesetzt die russischen Fachleute. Ein im „Raswjedtschik" enthaltener kurzer Artikel dürfte auch für nicht russische Leser von Interesse sein, weil er die Vergangenheit der Lanze speziell in der russischen Armee in Betracht zieht. Er lautet:

„Vor nicht langer Zeit hat sich die deutsche Armee von dem Bajonett getrennt. Nachdem dasselbe Jahrhunderte lang auf dem Gewehr gewesen und auf demselben Dienste geleistet hatte, hat man dasselbe von ihm abgenommen und irgend wohin in die Nachbarschaft von Spaten und Hacke gehängt. Die Deutschen vertrauten auf die gegenwärtige Feuerkraft, mit welcher sie den Gegner im Kampfe zu besiegen gedenken. Man könnte nun denken, daß sie in Folge einer derartig entwickelten Ansicht über die allmächtige und wunderthätige Bedeutung des Feuers auch die Möglichkeit einer Kavallerie-Attake leugneten, ist doch ihrem Wesen nach die Attake der Kavallerie (obwohl auf 1000—1500 Schritt vom Feinde) dem Momente im Angriff der Infanterie verwandt, wenn letztere (in der Entfernung von 50—100 Schritt vom Feinde) zum Bajonettangriff übergeht. Doch wie die Sache steht, ist dem nicht so; im Gegentheil predigen die Deutschen solche Attaken nicht nur im Gefecht von Kavallerie gegen Kavallerie, sondern auch in dem gegen Infanterie. Und in der Vorbereitung zu diesen gingen sie sogar bis zu der Geschmacksverirrung, daß sie die Reiterei mit eisernen Lanzen bewaffneten, als ob dies die vorzüglichste Waffe für den Choc sei. Aber kann man denn die Lanze als die vorzüglichste Waffe für den Choc ansehen? Die Antwort auf diese Frage fällt verneinend aus, sowohl in Bezug auf die Logik, als auch die Geschichte. Das Unterpfand für die Attake und deren Erfolg liegt in dem Geiste des Menschen, in seiner Entschlossenheit, in seiner Selbstverleugnung; für den Choc ist unumgänglich nöthig die Lust und Entschlossenheit, Brust an Brust mit dem Feinde zusammenzutreffen oder noch näher. Und deshalb ist immer und überall der Repräsentant für den Choc das kurze Schwert gewesen in seinen verschiedenen Formen (Pallasch, Säbel, Degen, Dolch, Beil, Axt, Bajonett). Die Lanze ist durch ein ganz anderes Gefühl als Waffe zur Geltung gekommen, nämlich durch das Gefühl der Selbsterhaltung, das Bemühen, den Feind unschädlich zu machen, ihn weit von sich abzuhalten. Die Lanze in der Familie der blanken Waffen in diesem Sinne entspricht demselben Gefühle der Selbsterhaltung, welchem der ganze Fortschritt der Technik bei schnellfeuernden Gewehre zu Grunde liegt. Der Kampf zwischen Schwert und Lanze wird zweifellos zum Siege (als dem Beweise der Ueberlegenheit) des Schwertes über die Lanze führen, als eine Folge des Sieges der Selbst-

verleugnung über die Selbstbewahrung. Die Geschichte steht in voller Uebereinstimmung mit der Logik; die Römer — die charakteristischen Repräsentanten kriegerischen Geistes in Bezug auf Selbstverleugnung — unterjochten mit ihren kurzen Schwertern Völker mit langen Schwertern und Lanzen. Die besten regulären Reitereien ihrer Zeit — die Gustav Adolphs, Karls des XII., Friedrich des Großen, Napoleons (bis zum Zenith seines Ruhmes im Jahre 1809), d. h. diejenigen, welche die übrigen Kavallerien und Infanterie besiegten, hatten keine Regimenter mit Lanzen. Die regulären Reitereien aller europäischen Staaten, wenn sie auch nicht ausgiebige Siege in der Geschichte verzeichnet, so doch aber oft auf den Schlachtfeldern des 17., 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts (bis 1815) gearbeitet haben, hatten eine ganz untergeordnete Anzahl von Lanzen führender Regimenter (z. B. gab es in der russischen Armee bis zum Jahre 1814 im Ganzen nur 5 derartige Regimenter). Und diese regulären Reitereien aller Staaten, mit Säbeln und Pallaschen, haben nie gezögert, unter den verschiedenartigsten Umständen zur Attake vorzugehen, ungeachtet der Aussicht auf mögliche Verluste. Nein, wenn man einmal eine Waffe für den Angriff den Choc aussuchen soll, wenn man selbst das ketzerhafte Urtheil zulassen will, daß der Erfolg einer Attake die Waffe in sich schließt und von ihr abhängt — so kann eine solche Waffe nur das Schwert sein, das Schwert und seine Abarten, aber niemals die Lanze — diese Waffe der Selbstbewahrung, aber nicht der Selbstaufopferung, diese Waffe der Tapferkeit von ferne und nicht der Tapferkeit von Brust gegen Brust!

Auch findet sich ein bemerkenswerthes Faktum in der Geschichte der Lanze und der Kavallerie als Kriegswaffe bei uns. Viel, viel kämpfte unsere Kavallerie (wenn auch vielleicht nicht immer geschickt, so arbeitete sie doch mit Selbstverleugnung) von Peter dem Großen (welcher keine Lanzen tragenden Regimenter hatte) bis zum Jahre 1814, und war immer mit Säbel — Pallasch — bewaffnet. Aber vom Jahre 1815 an beginnt in unserer Reiterei das Anwachsen der Lanzen führenden Regimenter und erreicht ihre Anzahl bis zum Jahre 1825 die Zahl 20. Die friedliche Ruhe, die Sympathie für Polen und seine Ulanen, die Autorität der in Warschau entstandenen Manege-Reiterei fallen mit dem Erscheinen der Lanzen unserer Kavallerie zusammen. Im Jahre 1827 haben wir schon 24 Ulanen-Regimenter, aber im Jahre 1833 fängt die Lanze endgültig an, unsere Reiterei anzufüllen, sie wird eingeführt als Bewaffnung bei den Küraſſieren und Dragonern (bei letzteren 2 Eskadrons im Regiment). So enthielt unsere reguläre Reiterei, welche nie Lanzen geführt hatte zur Zeit der grimmigen Kriege mit den Schweden, Türken (zu Suworoffs und Potemkins Zeiten), mit Frankreich und mit Europa (1799—1814) zur Zeit friedlicher Unthätigkeit 31 Lanzen führende Regimenter unter 54. Im Jahre 1855 nach Beendigung des Krimkrieges beeilte man sich, auch den Küraſſieren die Lanze zu geben und so wurde sie denn zur Waffe der gesammten Reiterei. Daraus geht hervor, daß die Lanze

[illegible] der russischen Kavallerie vorzuherrschen, [illegible] von 1815 bis 1877, als die Blätter der [illegible] mit Ausnahme seltener Siege von irgend [illegible] Massen schwiegen.

[illegible] mysteriös, die Unthätigkeit unserer Kavallerie den [illegible]. Diese hatte ihren Grund in vielen, vielen Ur[illegible] das Faktum steht fest, daß die Erscheinung und [illegible] dieser Periode der Thatenlosigkeit zusammenfallen. [illegible] zweifellos dieselbe Fülle von Selbstverleugnung in [illegible] und Vorfahren. Es ist nur nöthig, in dieser [illegible] und zu erziehen, und in der Zukunft wird dann [illegible] reden machen. Was die Bewaffnung anbetrifft, so [illegible] Waffe lassen, die von unseren Großvätern und Vor[illegible] der Säbel und der Pallasch, aber ja nicht die Lanze, [illegible] unserer Väter gewesen ist in einer trüben Periode [illegible] Kavallerie. Man muß in Rücksicht ziehen, daß der Russe [illegible] besonders ein Mann des Schlagens und des Hauens ist, [illegible] des Säbels und mehr noch des Beiles und der [illegible] Waffen des Slaven und des Russen."

Eigenthümliche Pflichttreue.

[illegible] „Wajemi Sbornik" enthaltenen Auszuge aus „den Beschlüssen [illegible] Gerichts" entnehmen wir folgendes, einen eigenthümlichen Ein[illegible] Faktum.

[illegible] Hauptmann im 1. Nowogeorgiewskischen Festungsbataillon Smirjagin, [illegible] älterer Kompagnieführer der in der „Warschauer Front" auf dem [illegible] Ufer der Festung Nowogeorgiewsk verquartierten Kompagnien [illegible] Befehlig des Kommandanten der sämmtlichen Befestigungen auf diesem [illegible] war, und welchem außerdem speziell die Aufsicht über die Ueber[illegible] vermittelung der Verbindung der beiden Weichselufer innerhalb der [illegible] oblag, hatte ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten seine ihm in der [illegible] angewiesene Dienstwohnung nicht bezogen, sondern ein Privatquartier [illegible] am rechten Weichselufer gelegenen Flecken Nowi-Dwor bewohnt, sich [illegible] seinen dienstlichen Verrichtungen in der Festung aufgehalten und [illegible] einige Mal dort übernachtet, er hatte ferner die Einhaltung der für

die Ueberfahrt über die Weichsel geltenden Bestimmungen nicht überwacht, nach denen in den Ueberfahrt-Booten nur 32 Mann incl. Bedienung auf ein Mal übergefahren werden durften, sondern gestattet, daß größere Kommandos bis zu 70 Mann in den Booten befördert wurden und sich selbst mit einer derartigen Anzahl Mannschaften seiner eigenen Kompagnie überfahren lassen.

Am 1. Mai vorigen Jahres nun sollte um 4 Uhr Morgens seine Kompagnie in seiner Abwesenheit in zwei Booten überfahren, von denen das eine, weil es überfüllt war, in der Mitte des Stromes umschlug und 45 Mann in voller Ausrüstung ertranken, während von 16 geretteten Mannschaften die Gewehre, Munition und Bekleidung verloren ging. Hierbei stellte sich heraus, daß der Lieutenant Kotowitsch, welcher der einzige Subaltern-Offizier dieser Kompagnie war und die erste Halbkompagnie führte, sich bereits am Tage vorher, am 30. April, nach Nowogeorgiewsk (am rechten Ufer) begeben und dort übernachtet hatte, weil er wußte, daß seine Kompagnie am nächsten Morgen um 5 Uhr auch auf diesem Ufer zum Abmarsche zum Schießen eingetroffen sein sollte. Der Feldwebel der Kompagnie aber, welcher die zweite Halbkompagnie zu führen hatte und in Abwesenheit der Offiziere die Kompagnie hätte führen sollen, hatte seinerseits wieder dem ältesten Unteroffizier der Kompagnie den Befehl übergeben und war selbst in der Kaserne noch so lange zurückgeblieben, bis das erste Boot im dichten Nebel abgefahren war. Als während des Einsteigens der Mannschaften in das zweite Boot von der Mitte des Flusses her Hülferufe ertönten, hatte er die Mannschaften dieses zweiten Bootes wieder aussteigen lassen und nach der Kaserne zurückgeführt, ohne sich weiter um etwas zu kümmern. Der älteste Unteroffizier, welcher nach dem Abfahren des ersten Bootes zurückgeblieben war, ergriff nun wenigstens die Initiative, indem er mit einigen Mannschaften als Ruderer in das zweite Boot sprang und schließlich noch 12 Mann des ersten das Leben rettete. Indessen auch seine Schuld war groß genug! Nachdem er auf Befehl des Feldwebels die Kompagnie zur Ueberfahrtstelle geführt, hatte ihm der dort Wache stehende Gemeine gemeldet, daß das Ueberfahren vor dem Eintreffen der diensthabenden Unteroffiziere und der Ruderer vor 6 Uhr Morgens nicht stattfinden könne. Darauf hatte dieser Unteroffizier dem Gemeinen beschimpft und so gestoßen, daß er zur Erde gefallen war, und seiner eigenen Mannschaft befohlen, die angehängten Boote loszumachen. Ungeachtet dessen, daß ihn seine eigenen Leute darauf aufmerksam machten, daß das Boot überfüllt und die Ueberfahrt bei dem starken Nebel überhaupt lebensgefährlich sei, hatte er doch dessen Abfahrt befohlen. Das Boot war nun in der Mitte des Flusses von hohen Wellen überschüttet untergegangen und somit fast die Hälfte der Kompagnie dem Tode geweiht worden.

Wohl ereilten strenge Strafen die pflichtvergessenen Offiziere und Unteroffiziere, allein welches Licht fällt auf eine derartige gewissenlose Kommandoführung!

100.

[illegible]

(1. [illegible]

Da in die [illegible] [illegible] ichtlichen Beiprechung [illegible] unterzogen werden [illegible] gebracht [illegible] englischen [illegible] 1880 für das militärische [illegible]

An großen [illegible] Jahr dennoch an [illegible] im Ganzen [illegible] Leitung des [illegible] strebungen der [illegible] des [illegible] in [illegible] fördernd zu Hilfe [illegible] zur Förderung und [illegible] gethan. [illegible] jetzige [illegible] scheidendere [illegible] Bemerkung [illegible] selbst [illegible] entwickelt [illegible] zu [illegible] und [illegible] dürfte [illegible] Lage [illegible] [illegible] Ansicht haben.

[illegible] des neue [illegible] dem auch noch [illegible] Paradedrill und die [illegible] es doch durch die neuen [illegible] gaden und Divisionen [illegible] und nothwendige [illegible] of Field Artillery [illegible]

de
dr

wel
link
zur
Ufer
fahrt
Befe
Festu
in de
nur
höchste

Handbuch, welches die Waffe von vielem unnützen und veralteten Parade-ballaſt freimachte und in der Hauptſache den neuen Anſchauungen über Ausbildung und Verwendung der Feldartillerie Rechnung zu tragen wußte. Nicht unweſentlich erſcheint ferner die Neuorganiſation des Army Service Corps (Train), welcher erſt in dem abgelaufenen Jahre wieder zu einer rein militäriſchen Truppe geworden iſt, deren Offiziere fernerhin nicht blos den anderen nicht mehr nachgeſtellt werden können, ſondern ſogar noch beſondere Avancements-Vortheile zu erwarten haben.

Von hervorragender Bedeutung iſt, was das Jahr 1889 der Armee des vereinigten Königreiches auf dem Gebiet der Taktik durch die weitere Einführung von Schnellfeuergeſchützen, berittener Infanterie, Radfahrern, vor Allem aber durch die Neu-Einführung des Magazingewehres und des rauchloſen Pulvers an willkommenen Gaben gebracht hat. Wir Deutſchen ſtehen zwar einer praktiſchen, wenigſtens ausgedehnteren Verwerthung der drei erſteren Ideen mehr oder minder ſkeptiſch gegenüber, daß dieſelben jedoch für die Armee eines großen Kolonialreiches von weſentlichem Werth ſein können, dürfte nicht zu bezweifeln ſein. Die Einführung einer kleinkalibrigen Magazinwaffe und eines rauchloſen Pulvers iſt die Annahme einer zuerſt von uns Deutſchen in wirklich erfolgreicher Weiſe in das Werk geſetzten Idee, die für alle Militärſtaaten der Welt bahnbrechend geweſen iſt. Ueber den augenblicklichen Stand dieſer verſchiedenen Fragen in der Armee Großbritanniens weiter unten mehr.

Gegenüber dieſen zweifellos großen Fortſchritten, welche, nebſt anderen weniger wichtigen, das Jahr 1889 der Armee und dem Lande gebracht hat, erwähnen einzelne Stimmen als bedauerliche Thatſachen nur etliche neue Beſtimmungen über die Verminderung der höheren Stellen in der Armee (über welche die „Neuen Milit. Blätter“ bereits früher berichteten), die Uebertragung der Leitung der Waffenfabrikate an einen Nichtſoldaten, den noch immer ſehr ſchlechten Zuſtand der Waffenfabrikation im Allgemeinen, den unheilvollen Dualismus in den oberſten Kommandobehörden der Armee u. ſ. w. Mit erſichtlicher Freude und Genugthuung werden dagegen der Beſuch unſeres Kaiſers, der in jeder Beziehung ſo wohlgelungen und von ſo angenehmen Folgen für die Annäherung beider Armeen und Länder begleitet geweſen ſei, die Ernennung der Königin zum Chef des 1. Garde-Dragoner-Regiments und die im Allgemeinen recht günſtigen Erfolge hervorgehoben, welche die engliſchen Waffen namentlich in Aegypten zu verzeichnen hatten.

Auch bezüglich der Marine, ihrer Fortſchritte und Erfolge kann ein Rückblick auf die Ereigniſſe des Jahres 1889 nur ein freundliches Bild darbieten. Für die Erhöhung der Wehrkraft zur See an Zahl und Güte des Materials wie Perſonals iſt manches werthvolle nicht blos in das Auge gefaßt, ſondern wirklich eingeleitet worden, deſſen Reſultat in dieſem und namentlich den nächſten Jahren zu Tage treten muß; die wichtige und ſo lange vernachläſſigte Frage der Küſtenvertheidigung und Sicherung der Kohlen-

stationen, sowie der wichtigsten Kolonialplätze ist gleichfalls nicht länger ad calendas graecas verschoben, sondern, Dank dem Drängen der öffentlichen Meinung, jetzt thatsächlich wenigstens in Angriff genommen worden, wenngleich ihre Lösung noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Die näheren Details, von denen das wichtigste bereits früher in diesen Blättern erwähnt wurde, können Mangels an Raum hier nicht von Neuem aufgezählt werden: Das Endresultat ist, daß auch auf diesem Gebiet wie auf den vorhererwähnten, die englische Regierung in dem abgelaufenen Jahre unter endlicher Verzichtleistung auf das jahrelang durchgeführte, gefährliche Prinzip allzuweit gehender Sparsamkeit diejenigen einleitenden Schritte unternommen hat, welche bei energischer Durchführung in der nächsten Zeit eine werthvolle Steigerung der Wehrkraft Großbritanniens zu Wasser wie zu Lande in Aussicht stellen. Das unangenehmste Ereigniß für die Marine im Jahre 1889 war, neben mancherlei kleineren Unfällen, welche einzelne Fahrzeuge („Lily", „Amphion", „Icarus", „Anson", „Surprise", „Watchfull" u. s. w.) betrafen, der Untergang des „Sultan", der aber bekanntlich wieder glücklich gehoben und geborgen werden konnte.

Viele Sorgen und Fragen freilich sind trotz dieser verhältnißmäßig günstigen Bilanz für das militärische Großbritannien in das neue Kalenderjahr noch hinübergenommen worden:

Zunächst ist die augenblickliche Beschaffenheit der englischen Flotte, bis die in Angriff oder in Aussicht genommenen großen Neubauten fertig gestellt sein werden, gegenüber der namentlich im Material sie übertreffenden Beschaffenheit der Flotten anderer großen Seemächte (Frankreich, Rußland, Italien) so ungünstig, daß für eine augenblickliche Katastrophe nicht mit Unrecht viel zu fürchten sein würde. Wenn daher der erste Lord der Admiralität, Lord Hamilton, in einer großen, Ende des vorigen Jahres in Liverpool, gehaltenen Rede siegesgewiß urbi et orbi verkündete, daß nicht hundert feindliche Kreuzer dem Handel Englands Gefahr bringen könnten, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn er dafür von der militärischen Presse des eigenen Landes theilweise arg mitgenommen wurde. Es wurde ihm darauf erwidert, daß England augenblicklich überhaupt nur zwei Kreuzer („Blake" und „Blenheim") besitze, die den französischen Fahrzeugen von der Tage- oder Forbin-Klasse oder dem russischen „Admiral Korniloff" wahrscheinlich überlegen seien, daß die englischen Kreuzer sonst sämmtlich zu langsame, die Kanonenboote zu kleine Fahrzeuge seien und die französische Kampfflotte allein zur Zeit „nicht blos der englischen gleich, sondern eher noch überlegen sei".

Eine andere schwere Sorge bildet die Geschützfrage für die Marine. Der Umstand, daß außer anderen gelegentlichen kleineren Geschützunfällen eins der neu konstruirten 110 Tons-Geschütze, welche von der Eswick-Firma hergestellt wurden, bei einem Probeversuche auf der „Victoria" den erwarteten Anforderungen in Bezug auf die Widerstandsfähigkeit des Rohres nicht entsprach,

und nach Abgabe einiger Schüsse schwere Beschädigungen davontrug, hat eine große Bewegung gegen die „Riesengeschütze" überhaupt hervorgerufen und einen Theil des Publikums und der Presse zu der Meinung gebracht, daß alle großen Geschütze der Marine für den Ernstfall nichts taugten und die Marine im Moment des Gebrauches fast wehrlos sein werde.

Obgleich sowohl Lord Hamilton, als Sir Armstrong, der Chef jener Firma, in öffentlichen Versammlungen und in ausführlichen Darlegungen die Gegenpartei von der Unbegründetheit ihrer Ansichten zu überzeugen gesucht haben, so ist dies bis jetzt vergeblich gewesen. Der Kampf entbrennt weiter und die Frage, ob Riesengeschütze mehr oder Rückkehr zum kleineren Kaliber und damit Aufgabe des alten Kampfes Geschütz contra Panzer zu Gunsten des letzteren, bleibt in der Schwebe.

In dem Geschützmaterial der Feldartillerie soll auch der neue, erst kürzlich fertig gestellte 12pfünder (Stahlmantelrohr mit de Bange-Schraubenverschluß) schon nicht unbedeutende Mängel aufgewiesen haben, was um so auffallender erscheint, als dies Geschütz noch vor Kurzem emphatisch als „das beste Feldgeschütz in Europa" gepriesen wurde.

Der unheilvolle Dualismus, welcher in der Leitung der militärischen Angelegenheiten Großbritanniens organisationsmäßig besteht, bildet einen ständigen Gegenstand der Sorge und ernsten Erwägung für den denkenden Patrioten. Der Gegensatz, der zwischen dem in Civilhänden befindlichen Kriegsministerium und dem militärischen Commander-in-chief mit seinem Stabe naturgemäß bestehen muß, wirkt besonders lähmend auf einen energischer als sonst beabsichtigten Fortschritt in der Wehrhaftigkeit des Landes. Gewichtige Stimmen werden daher seit lange laut, diesem organisatorischen Zwitterding endlich ein Ende zu machen — aber über das „wie" kann man sich nicht klar werden. Den Anlaß zu einer erneuten scharfen Bewegung von Seiten der Militärpartei bildet der auch in diesen Blättern (Januarheft, Seite 54) gegeißelte, von dem Kriegsminister gebilligte Aufruf des Lord-Mayor zur Bildung eines Fonds für die Beschaffung der nothwendigen Kriegsausrüstung der Volunteers, also eines Theiles der mobilen Armee, aus freiwilligen Beiträgen der hauptstädtischen Bürger. In einem die obige Frage beleuchtenden und ein gewisses Aufsehen erregenden Vortrage, den Generalmajor Bray vor einiger Zeit hielt, wurde der Gedanke erörtert, die entscheidende Stimme in allen wichtigen Fragen einem „Kriegsrath" (Council-War) zu übertragen, der aus dem Kriegsminister, dem Commander-in-chief, zwei hohen Staatsbeamten und drei hervorragenden Generalen zur Disposition bestehen soll, und dessen Erwägung alle wichtigen militärischen, finanziellen und Standes-Angelegenheiten vorgelegt werden müßten. Andere wieder schlagen vor, die bisher gewöhnlich von einem Mitgliede des königlichen Hauses — zur Zeit dem Herzoge von Cambridge — eingenommene Stellung eines Commander-in-chief ganz eingehen zu lassen und die Kontrolle der Armee einem Militär mit dem Range eines Stabschefs

zu überweisen, dem die Häupter der verschiedenen Departements direkt verantwortlich gemacht werden. Wieder Andere wollen in anderen Organisationsänderungen das Heil erblicken — doch kein Plan findet die allseitige Billigung oder dürfte zur Zeit Aussicht auf Annahme im Parlament haben. So bleibt wohl Alles beim Alten — sehr zum Schaden des Ganzen.

Ueber die eigenthümliche Organisation und Geschäftsleitung der zweiköpfigen Armeeleitung ein anderes Mal Genaueres.

Ebenso wie über diese Fragen ist der Kampf für und gegen das Kanaltunnelprojekt in das neue Jahr hinübergenommen worden, welches, so hofft man auf dafür besonders interessirter Seite, eine wesentliche Klärung, wenn nicht schon die erwünschte Entscheidung in dieser langjährigen Angelegenheit bringen soll. Erwähnten wir in unserm vorigen Bericht (Februarheft pag. 112) das ungünstige Urtheil General Wolseley's über das Projekt einer derartigen direkten Verbindung Englands mit dem Kontinent, so müssen wir andererseits jetzt eines bedeutungsvollen Vortrags gedenken, den Sir Edward Watkin Ende vorigen Jahres vor der Edinburger Philosophical Institution über dieselbe Frage gehalten hat. Der ganz entgegengesetzten Auffassung Raum gebend und an geeignete Aeußerungen des nationalen Heros, des Herzogs von Wellington, anknüpfend, behauptete der Redner, daß eine unterirdische Verbindung Englands mit dem Festlande gerade in militärischer Beziehung wünschenswerth sei, um so — unter der grundsätzlichen Annahme einer Neutralisation des Tunnels — eine Möglichkeit der gesicherten Verbindung des Landes nach außen zu haben, wenn die Verbindung zu Wasser durch eine feindliche Besetzung der wichtigsten Häfen vielleicht unmöglich gemacht sei. Hiergegen möchten wir, obgleich sonst lebhafte Freunde des Kanalprojekts, selbst aber doch zunächst bemerken, daß eine jede Neutralisation im Kriegsfall ein wenig zweifelhaft wird, wie uns dies die Herren Engländer selbst ja in ihrem ägyptischen Feldzug des Jahres 1882 bezüglich des Suez-Kanals ad oculos demonstrirt haben. Dagegen stimmen wir Sir Edward Watkins rückhaltslos zu, wenn er mit Rücksicht auf den wohlthätigen Einfluß, den die Herstellung einer solchen gesicherten und direkten Verkehrslinie für die Förderung und Entwickelung des ganzen Landes haben müsse, behauptet daß es wohl kein anderes Land in Europa gäbe, als England, wo irgend eine Partei existiren könnte, die auch nur einen Augenblick einem solchen Plan nicht ihre freudige Zustimmung geben würde. Eine militärische Gefahr, wie ein Theil der Armee jenseits des Kanals annimmt, vermögen wir, wie wir schon früher ausführten (vergl. Februarheft Seite 144), in der Ausführung des Tunnels keinen Augenblick zu erblicken und glauben selbst fest an einen Sieg und Erfolg der zu diesem Zweck gebildeten großen Gesellschaft, deren bisherige Vorarbeiten bereits einen guten Verlauf genommen haben und noch nehmen. Der Gedanke einer Ueberbrückung der trennenden Wasserstraße dürfte dagegen, trotz des gelungenen Vorbildes der riesenhaften Forth-

Brücke, wohl weit weniger Aussicht auf eine dereinstige Verwirklichung bieten. Ebenso dürfte auch das allerneueste Projekt einer „Eisenbahnfähre“ über den Kanal wohl eine originelle Erfinderidee bleiben.

Es hängt wohl mit der Natur des streng-parlamentarischen Regierungssystems Großbritanniens zusammen, daß in diesem Lande fast Alles durch die Parteibrille betrachtet wird und daher ein jedes Ereigniß, jede neue Sache oder Person ebenso viele Vertheidiger wie Angreifer und Nörgeler zu finden pflegt. Ob dies als ein Vortheil anzusehen ist, bleibe den begeisterten Freunden jenes Systems zur Erwägung anheimgestellt. Jedenfalls können wir die Thatsache in der englischen Presse beobachten, daß, so warm der eine Theil etwas Neues begrüßt, etwas Vorhandenes beurtheilt, ebenso heftig der andere es angreift oder wenigstens den Werth der betreffenden Person oder Sache herabzusetzen sucht.

Wie lange ist es her, daß das neue Infanterie-Gewehr (verbessertes System Lee-Mannlicher) in England als „the best in the world“ gepriesen und seiner Einführung in der Armee mit Sehnsucht entgegengesehen wurde. Kaum aber hat man jetzt angefangen, das erste Armeekorps und einen Theil der englischen Truppen in Indien so schnell, als die Fabriken von Enfield und Sparkbrook zu liefern vermochten, mit der neuen Waffe auszurüsten, als auch bereits wesentliche Mängel an derselben entdeckt sein sollen. Nur noch kurze Zeit und wir können vielleicht in dem Parlament und in einem Theil der Presse lebhafte Angriffe gegen die Regierung und die dafür verantwortlichen Persönlichkeiten wegen der Einführung eines völlig „unbrauchbaren“ Gewehres begegnen.

Ueber die Waffe selbst brachte die „Admiralty and Horse Guards-Gazette“ vor einiger Zeit eine mehrere frühere Angaben richtig stellende Beschreibung, der wir die folgenden, durch anderweitige Mittheilung noch erweiterten Angaben entnehmen. Der 767 Millimeter — die englischen Maßangaben auf das französische Maß übertragen — lange Lauf hat ein Kaliber von 7,7 Millimeter und 7 Metford-Züge von einem Millimeter Tiefe mit Linksdrall von 33 Kalibern. Das Magazin aus Stahlblech, welches 8 Patronen faßt, kann sowohl eingesetzt, als auch außerhalb des Gewehrs geladen werden. Am unteren Ende des Magazins befindet sich eine Feder, welche durch den Druck auf eine bewegliche Platte die Patronen in den Lauf schiebt. An der rechten Schaftseite sitzt eine Vorrichtung, welche durch eine Drehung die Magazinladung abzuschließen vermag, sodaß das Gewehr dann als Einzellader benutzt werden kann. Innerhalb des Abzugsbügels befindet sich ein kleiner Hebel, mittelst welches man durch einen Druck das Magazin zu entfernen vermag. Das Gewehr ist mit zwei Visiren versehen, das obere reicht bis 1740 Meter (1900 Yards), das andere (Quadranten-Visir) von 1650 bis 3200 Meter (1800 bis 3500 Yards). Das Gewicht des Gewehrs mit ungefülltem Magazin beträgt 4,307 Kilogramm, das gefüllte Magazin wiegt

[illegible] Das zweischneidige Säbelbajonett [illegible]
[illegible] Bajonett 1,22 Meter, [illegible]
[illegible]

[illegible] Martini-Henry [illegible] außer
[illegible] Vortheil voraus, den [illegible]
[illegible] Kolbenverschluß ersetzt [illegible]
[illegible] Konstruktion des [illegible]
[illegible] Empfindlichkeit des [illegible]
[illegible] der geringsten Störung
[illegible] unsichere Funktionirung des
[illegible] in Ruh gesetzten Gewehr
[illegible] erscheint beinahe der Um-
[illegible] stattgefundenen Vergleichs-
[illegible] dem neuen Magazin- und
[illegible] gewonnenen Resultate un-
[illegible] Magazingewehr erzielten. Es
[illegible] die Schützen im Gebrauch
[illegible] in der Handhabung und
[illegible] Herstellung eines für das
[illegible] beendet war und man
[illegible] stattgefundenen Vergleichs-
[illegible] komprimirten schwarzen
[illegible] einer Versammlung der
[illegible] Monat April in den
[illegible] sehr, da man die
[illegible] abgeschlossen ansehen
[illegible] für Großbritannien in
[illegible] Verhältnisse dieses
[illegible] Klima der Tropen
[illegible] aber eines einzigen
[illegible] stattfinden, ist zur Zeit
[illegible] man weiß, daß sich
[illegible] besonders empfind-

[illegible] daß die Schießschule
[illegible] Entfernungen
[illegible] von Aldershot, wo
[illegible] Zwecke weit besser
[illegible] daß eine solche
[illegible] genommen sei. Die
[illegible] man annehmen kann,
[illegible] gegenüber dem gefechts

mäßigen Schießen der Infanterie in der englischen Armee bisher ein viel zu großer Vorrang eingeräumt gewesen sei.

Die großen Lücken, welche die Reihen der englischen Armee alljährlich aufweisen, und die zeigen, daß die Anwerbungs-Bedingungen und die Dienstzeit selbst der großen Masse der unteren Bevölkerungsklassen nicht sehr begehrenswerth erscheinen, geben gerade in heutiger Zeit, wo die Armeen aller Länder zu immer höheren Ziffern gelangen, jenseits des Kanals genügenden und berechtigten Grund zum Nachdenken, um die Mittel ausfindig zu machen, diesem Uebelstande abzuhelfen.

Schon seit längerer Zeit versuchte man letzteres durch Bestrebungen, das Loos der die Armee nach beendeter Dienstzeit verlassenden Leute vermittelst Arbeits- und Stellennachweis, Unterstützungen 2c. sicher zu stellen und möglichst gut zu gestalten. Die eigens zu diesem Zweck in London gebildete menschenfreundliche Gesellschaft hat mit zahlreichen Zweigvereinen auch ihr Möglichstes zu thun gesucht, aber schließlich doch nur wenig erreicht, da ihre Bestrebungen im großen Publikum zu wenig Unterstützung und Entgegenkommen fanden. Deshalb machte General Chapman kürzlich in einem Vortrage zu Aldershot, in welchem er diese Verhältnisse beleuchtete, den höchst eigenthümlichen Vorschlag, die Soldaten bereits während ihrer Dienstzeit durch theoretischen und auch praktischen Unterricht (letzteren in besonderen Werkstätten 2c.) auf eine bürgerliche Berufsthätigkeit oder die für die einzelnen Stellen nothwendigen Examina vorzubereiten, damit ihnen dadurch nach ihrer Entlassung sofort Stellung und Lebensunterhalt gesichert sei. Dieser seltsame Vorschlag einer Verquickung von bürgerlicher und militärischer Thätigkeit und Ausbildung, die ein hoher Offizier allen Ernstes für einen Soldaten während seiner Dienstthätigkeit empfiehlt und in das Werk gesetzt sehen will, erscheint so eigenartig, daß man glauben möchte — wie jener oben erwähnte Redner von dem Widerstande gegen das Kanaltunnelprojekt sagte —, so etwas sei nirgends anderswo möglich als nur in England. Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß General Chapman's Idee auch in der britischen Presse lebhaften Widerspruch fand und hier ganz richtig eine Besserung der Verhältnisse nur von dem größeren Wohlwollen, das die verschiedenen Staats- und Lokalbehörden den entlassenen Soldaten bei Besetzung der unteren Stellen zeigen müßten, erwartet wird.

Zu dem Gebiete einer erhöhten Fürsorge, die man neuerdings für das Wohlergehen des Soldaten an den Tag legt, gehört auch das rege Bestreben durch Um- und Neubauten vieler alten Kasernen die gesundheitlichen Verhältnisse der Armee zu bessern, die wenigstens in einzelnen Garnisonen sehr im Argen liegen. Am bekanntesten sind die sehr schlechten Kasernenverhältnisse in Dublin und Belfast, wo Typhus und andere epidemischen Krankheiten unter den kasernirten Truppen nicht erlöschen zu können scheinen, aber es giebt auch noch zahlreiche andere Orte in dem vereinigten Königreiche, in denen die Ver-

[illegible] von dem Kriegsminister dem Parlament [illegible] von 4 Millionen Pfd. Sterl. [illegible] allgemeine Zustimmung. Gerade [illegible] die öffentliche Meinung, wo [illegible] der ärmsten Bevölkerungs- [illegible] freundlichste Wohlwollen auf sich [illegible] der Lage der zur Vertheidigung [illegible] eine erhöhte Aufmerksam- [illegible] man hierdurch zu- [illegible] des Rations-Komités ge- [illegible] die Anwerbung weiter zu [illegible]. Zu letzteren gehört [illegible] als nothwendig [illegible]. Letztere ist bekannt- [illegible] die Uniform überall [illegible] mißgeachtet. Diese [illegible] wurde neuerdings [illegible]. General Keith [illegible] — die Stellung [illegible] aus irgend [illegible] Theatre" [illegible] des Theaters [illegible]. Sowohl des [illegible] bezeichnete, [illegible] Churchill's Vor- [illegible] mindestens [illegible] Theater- [illegible] lauten [illegible] Gewohn- [illegible] dauernd [illegible] würde [illegible] nur [illegible] Rocke, [illegible] welche [illegible] Obgleich [illegible] hatte [illegible] Mann- [illegible] als [illegible] Verhält- [illegible] Im Spezielle [illegible] der Bericht, daß die Zahl der

Rekruten in den letzten 4 Jahren allmählich von 39 971 (im Jahre 1885) bis auf 25 153 (im Jahre 1888) zurückgegangen sei, dann sich aber im vorigen Jahre wieder ein klein wenig gehoben habe. Desertionen hätten im Jahre 1889 4261 (1888: 4291) stattgefunden, wodurch der Armee 2735 Mann definitiv verloren gegangen seien. Der Fehlbetrag an der etatsmäßigen Zahl hätte am 1. Januar 1890 4400 Mann betragen. Bezüglich des Jahres 1890 scheinen die Verhältnisse sich, Alles in Allem, etwas günstiger gestalten zu wollen.

Da wir gerade von der Rekrutirung reden, seien in Kürze auch die Zahlen des für die britische Armee nothwendigen Pferdematerials nach dem neuesten offiziellen Bericht erwähnt. Nach diesem beziffern sich die im Heimathlande und in den Kolonien im Dienste der Königin-Kaiserin verwendeten Pferde und Maulthiere zusammen auf 24 700, ungerechnet die Offizierspferde. Hiervon entfallen auf die 31 Kavallerie-Regimenter (3 Garde-, 28 Linien-Regimenter, von denen 9 in Indien stehen) 11 800, auf die reitende Artillerie 2700, auf die Feldartillerie 7400 Pferde. Die Gebirgsbatterien erfordern 220 Maulthiere, die Garnisonbatterien etwa 100, das Army-Service-Korps (Train) 1300, die Ingenieure 400, die Infanterie 550 Pferde. Die 9 indischen Kavallerie-Regimenter gebrauchen von den erwähnten 11 800 Pferden 4300, die Inniskillar-Dragoner in Natal 350, die in Aegypten und Südafrika stehenden Husaren 500; die übrigen sind auf die verschiedenen britischen Inseln vertheilt. In Anbetracht ihrer hervorragenden Brauchbarkeit für viele Dienstzweige ist bei obigen Zahlenzusammenstellungen, die dem „Pall Mall Budget“ entnommen sind, die geringe Zahl der Maulthiere auffallend. Neben England selbst, das aber sehr viel nach dem Auslande exportirt — ein Blatt meinte nämlich einmal, im Mobilmachungsfall werde die Kavallerie wohl nothgedrungen zu ihrer Komplettirung auf die 20 000 Londoner Droschkenpferde zurückgreifen müssen — ist es namentlich Irland, welches das für militärische Zwecke geeignetste Pferdematerial besitzt. Obgleich hier in Pferdezucht noch viel mehr geschehen könnte, auch nachgewiesenermaßen durch ausländische Händler der Bestand sehr verringert wird, so ist doch feststehend, daß das Jahr 1889 eine wesentliche Erhöhung des Pferdestandes gegen das Vorjahr (574 188 gegen 565 097) ergeben hat und dies als eine hoffnungsvolle Thatsache für die weitere Zukunft anzusehen.

Dem im Monat März für das kommende Etatsjahr 1890/91 dem Parlament vorgelegten Armee-Budget entnehmen wir die folgenden Angaben: Die Gesammthöhe der Ausgaben beläuft sich auf 17 718 800 Pfd. Sterl., was ein Mehr von 389 768 Pfd. Sterl. gegen das Vorjahr bedeutet; die Truppenkopfzahl ist von 152 282 auf 153 483, also um 1201 Köpfe gestiegen. Das erwähnte Mehr von 389 768 Pfd. Sterl. ist hauptsächlich durch die Kosten für die Neubewaffnung des Heeres (241 000 Pfd. Sterl.) entstanden; ferner sind für die Ausbildung der Arme-Reserve 19 000 Pfd. Sterl.,

hältniſſe nicht viel beſſer liegen. Die von dem Kriegsminiſter dem Parlament neuerdings gemachte Vorlage auf Bewilligung von 4 Millionen Pfd. Sterl. zu Kaſernen-Um- und Neubauten findet daher allgemeine Zuſtimmung. Gerade in heutiger Zeit, ſo empfindet und äußert ſich die öffentliche Meinung, wo die Lage aller Handwerker und Arbeiter, kurz der ärmſten Bevölkerungsklaſſen das allgemeine Intereſſe und menſchenfreundlichſte Wohlwollen auf ſich lenke, müßte man in dieſer Beziehung auch der Lage der zur Vertheidigung des Vaterlandes im Nothfalle beſtimmten Männer eine erhöhte Aufmerkſamkeit und Fürſorge zu Theil werden laſſen. Auch hofft man hierdurch, zuſammen mit der auf Grund der Unterſuchungen des Rations-Komités geplanten Verbeſſerung der Ernährung des Soldaten, die Anwerbung weiter zu erleichtern und den Militärdienſt populärer zu machen. Zu letzteren gehört aber als ein weiterer Punkt, deſſen Beſſerung gleichfalls als nothwendig bekannt iſt, auch die Hebung des Anſehens der Uniform. Letztere iſt bekanntlich in Großbritannien in einer uns Deutſchen, denen die Uniform überall als Ehrenkleid gilt, höchſt ſeltſam erſcheinenden Weiſe mißgeachtet. Dieſe Thatſache, die in dem Werbeſyſtem ihre Begründung findet, wurde neuerdings ſcharf durch folgenden, Aufſehen machenden Vorfall beleuchtet. General Keith Fraſer, der neuernannte General-Inſpekteur der Kavallerie — die Stellung iſt erſt kürzlich geſchaffen worden — hatte mehreren Unteroffizieren aus irgend einer Veranlaſſung für einen Abend eine Loge in „Her Majesty's Theatre“ gemiethet. Den Unteroffizieren aber wurde von den Angeſtellten des Theaters der Eintritt verweigert — lediglich weil ſie in Uniform waren. Sowohl des Generals energiſches Eintreten für „ſeine Kameraden“, wie er ſie bezeichnete, gegen die Leitung des Theaters, als auch Lord Randolph Churchill's Vorgehen im Parlament, wo er dieſen Vorfall zur Sprache brachte und mindeſtens gleiches Recht für die Uniform wie für das bürgerliche Gewand eines Theaterbeſuchers verlangte, fanden überall ungetheilten und im Parlament lauten Beifall. Es dürfte dies den Anlaß dazu geben, die eigenthümliche Gewohnheit, die Uniform von öffentlichen Vergnügungsorten auszuſchließen, dauernd zu beſeitigen, was jedenfalls zur Hebung ihres Anſehens nur beitragen würde und damit der Erreichung der Abſicht, die Armee populärer zu machen, nur förderlich ſein könnte. Hat doch der Jahresbericht des Generals Rocke, General-Inſpekteurs des Rekrutirungsweſens, eben erſt wieder betont, welche Schwierigkeiten es mache, den Erſatz für die Armee zu gewinnen. Obgleich z. B. das Maß für die Fußgarde und die Artillerie herabgeſetzt wurde, hatte die erſtere dennoch bei Ausgabe des Berichts noch nicht die etatsmäßige Mannſchaftsſtärke erreicht, trotzdem dies begreiflicherweiſe noch einer der beliebteſten Truppentheile iſt. Da der Civilſtand jetzt noch mehr Anziehungskraft als früher habe, meint der General, ſei ein Mittel zur Beſſerung dieſer Verhältniſſe vor Allem in einer angemeſſenen Civilverſorgung nach ſiebenjähriger Dienſtzeit zu ſuchen. Im Speziellen erwähnt der Bericht, daß die Zahl der

Rekruten in den letzten 4 Jahren allmählich von 39 971 (im Jahre 1885) bis auf 25 153 (im Jahre 1888) zurückgegangen sei, dann sich aber im vorigen Jahre wieder ein klein wenig gehoben habe. Desertionen hätten im Jahre 1889 4261 (1888: 4291) stattgefunden, wodurch der Armee 2735 Mann definitiv verloren gegangen seien. Der Fehlbetrag an der etatsmäßigen Zahl hätte am 1. Januar 1890 4400 Mann betragen. Bezüglich des Jahres 1890 scheinen die Verhältnisse sich, Alles in Allem, etwas günstiger gestalten zu wollen.

Da wir gerade von der Rekrutirung reden, seien in Kürze auch die Zahlen des für die britische Armee nothwendigen Pferdematerials nach dem neuesten offiziellen Bericht erwähnt. Nach diesem beziffern sich die im Heimathlande und in den Kolonien im Dienste der Königin-Kaiserin verwendeten Pferde und Maulthiere zusammen auf 24 700, ungerechnet die Offizierspferde. Hiervon entfallen auf die 31 Kavallerie-Regimenter (3 Garde, 28 Linien-Regimenter, von denen 9 in Indien stehen) 11 500, auf die reitende Artillerie 2700, auf die Feldartillerie 7400 Pferde. Die Gebirgsbatterien erfordern 220 Maulthiere, die Garnisonbatterien etwa 100, das Army-Service-Corps (Train) 1300, die Ingenieure 400, die Infanterie 350 Pferde. Die 8 indischen Kavallerie-Regimenter gebrauchen von den erwähnten 11 500 Pferden 4300, die Irregulär-Dragoner in Natal 300, die 11 Regimenter und Sierra Leone stehenden Pferden 500; die übrigen sind auf die verschiedenen britischen Inseln vertheilt. In Anbetracht einer hervorragenden Bedeutung für die Remontirung in den obigen Zahlenzusammenstellungen, da dem Etat fast Budget- entnommen sind, die geringe Zahl der Maulthiere auffallen. Neben England selbst, das aber sehr viel nach dem Ausland exportirt — ein Beispiel mehr nämlich einmal im Mobilmachungsfall wurde die Kavallerie noch nachgedrungen zu einer Konzentrirung auf die 21 000 Remonten Dreijährigen pferdegestellt müssen — ist es namentlich Irland, welches für militärische Zwecke geeignete Pferdematerial beliefert. Irland hat in Pferden noch viel mehr gleichen Ertrag, auch mehr Einwohner auch eine ländliche Bevölkerung, die vorwiegend mit in ihr Pferdezucht beschäftigt ist. Es ist daher bemerkenswerth, daß das Jahr 1889 eine wesentliche Steigerung des Pferdebestandes gegen das Vorjahr 174 156 gegen 161 [illegible] ergeben hat, die als eine erfreuliche Thatsache für die weitere Zukunft anzusehen ist.

Dem im Monat Mai für das kommende Etatsjahr [illegible] dem Parlament vorgelegten Armee-Budget entnehmen wir die folgenden Zahlen: Die Gesammtsumme der Ausgaben beläuft sich auf [illegible] Pfd. Sterl. und zu Mehr von [illegible] Pfd. Sterl. gegen das Vorjahr veranlaßt. Zu Truppenverschiffungen ist nur [illegible] Pfd. Sterl. also um [illegible] Pfd. Sterl. weniger. Zur ordentlichen Armee sind [illegible] Pfd. Sterl. [illegible] und der Reserve für die Landesvertheidigung [illegible] Pfd. Sterl. [illegible] Pfd. Sterl. [illegible] Pfd. Sterl. [illegible] Pfd. Sterl.

für eine weitere Ausbildung der Milizrekruten 10 000 Pfd. Sterl., für die Volunteers 10 000 Pfd. Sterl. und an Belohnungen für Erfinder 9400 Pfd. Sterl. darin enthalten. Die Ausgaben für die Geschützfabriken und sonstigen technischen Etablissements der Artillerie werden für das kommende Finanzjahr auf 2 630 152 Pfd. Sterl. (gegen nur 2 384 940 Pfd. Sterl. für 1889/90) angegeben. In der dem Etat beigegebenen Denkschrift finden wir noch folgende allgemein interessante Notizen: Der Bericht des General-Inspekteurs für das Rekrutirungssystem wird — trotz der von uns vorher erwähnten Angaben — für „im Ganzen zufriedenstellend" erklärt, da im vergangenen Jahre nicht weniger als 13 122 Milizsoldaten und 1462 Volunteers sich in die Armee hätten einstellen lassen. Doch zeigt die Gesammtziffer der Miliztruppen eine Abnahme von 2673 gegen das Vorjahr. Die Armee-Reserve hat die Zahl 54 000 überstiegen. Der Zustand der Milizbataillone fährt fort, ein sehr zufriedenstellender zu sein, es herrscht bei ihnen eine gute Disziplin und die Schießfertigkeit hat sich gehoben. Auch über die Yeomanry kann nur ein günstiges Urtheil gefällt werden, die Rekrutirung scheint hier besser zu werden. Die Ziffer der Volunteers zeigte einen Rückgang von 2350 Mann, doch wird dies nur als vorübergehend angesehen. Es soll dafür Sorge getragen werden, daß die Volunteers auch zu größeren Lager- und Marschübungen herangezogen werden. Obgleich ein beständiger Mangel an Offizieren bei diesem Theil der Armee vorhanden ist, so lauten die Berichte der Generale über den allgemeinen Zustand der Volunteertruppen dennoch befriedigend. Für die Verbesserungen in den Vertheidigungsmaßnahmen für Häfen und Kohlenstationen, namentlich für die Vervollständigungen des unterirdischen Minensystems, sind beträchtliche Mehrsummen in Ansatz gebracht worden.

Der Kriegsminister sah sich übrigens im Parlament wegen der bereits in dem vorigen Bericht von uns erwähnten Aufsehen machenden Aeußerungen Lord Wolseley's über „das stehende Heer Großbritanniens", in welchem der berühmte General an die radikalen Parteien scharfe Seitenhiebe austheilte, von dem bekannten Führer der letzteren, Mr. Labouchere, in heftiger Weise interpellirt. Der Redner behauptete, General Wolseley haben die königlichen Verfügungen verletzt, welche den Militärpersonen verböten, direkt oder indirekt ohne besondere Genehmigung der vorgesetzten Behörde der Presse irgend welche „Informationen" zugehen zu lassen. Mr. E. Stanhope trat nicht allzu schneidig für den angegriffenen General-Adjutanten der Königin ein — die Gegenpartei will den Grund hierfür wieder in dem Dualismus und der Eifersucht des War-office (Kriegsministerium) und des Headquarter-Staff (Armeekommando) suchen. Er gab eine Verletzung der bezüglichen Verfügungen zu und beschränkte sich, darauf hinzuweisen, daß der Artikel schon vor langer Zeit geschrieben worden ist.

Einen anderen Anlaß zum Angriff gegen den Kriegsminister findet die Gegenpartei in der, wie es scheint, ziemlich großen Unzufriedenheit mit den

Avancementsverhältnissen der Armee. Schon seit längerer Zeit sind in dieser Beziehung Klagen laut geworden, die neuerdings noch lebhafter vorgebracht werden und sich namentlich gegen drei Punkte richten: das Beförderungssystem nach Wahl, die Verminderung der hohen Gehälter in den oberen Chargen und die häufigen Aenderungen in den Bestimmungen über die Pensionirung, wodurch eine große Verschiedenheit und Unsicherheit in der Lage der einzelnen dabei betheiligten Persönlichkeiten hervorgerufen wird. Außerdem wird über ein sich sehr geltend machendes System des Nepotismus und der Günstlingswirthschaft laute Klage geführt, deren Berechtigung dahingestellt bleiben muß.

Bezüglich der Heeresorganisation für den etwaigen Kriegsfall äußerte sich Mr. E. Stanhope im Parlament bestimmt dahin, daß die Armee erster Linie hauptsächlich aus regulären Truppen und einigen Milizbataillonen, in Summa aus 110 000 Mann, die in drei Armeekorps getheilt seien, bestehen würde. Die Armee zweiter Linie, welcher der Garnisondienst und die lokale Vertheidigung zufiele, würde aus den Volunteers und dem Rest der Miliztruppen gebildet werden. Weiter bemerkte der Kriegsminister, daß er hoffe, noch im Laufe des neubeginnenden Etatsjahres sämmtliche Truppen im Heimathlande und in Indien mit dem Magazingewehr ausrüsten zu können, und daß die Prüfungen des rauchlosen Schießpulvers vorzügliche Resultate geliefert haben.

Um dem Leser bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht über die augenblickliche Friedensstärke der britischen Armee zu geben, seien folgende, der „Admiralty and Horse Guards Gazette“ entnommene Zahlen hier angeführt. Die gesammte Friedensstärke beträgt zur Zeit 211 000 Mann, von denen etwa die Hälfte in Großbritannien selbst steht, nämlich 76 000 Mann in England (davon 8300 in London), 3900 Mann in Schottland und nicht weniger als 28 000 Mann in Irland. In Indien stehen 72 000 Mann, in Aegypten 4200 Mann, die übrigen Theile der nicht im Heimathlande befindlichen Hälfte vertheilen sich auf Gibraltar, Malta, Cypern, Süd- und Westafrika, Canada und die übrigen Kolonien. Australien hat keine englischen Truppen, sondern nur einheimische Miliz als Garnison. Die aus Eingeborenen in den Kolonien gebildeten Truppentheile (in Indien circa 190 000 Mann) sind selbstverständlich in der obigen Ziffer von 211 000 Mann nicht mit eingerechnet.

Schließen wir jetzt die Betrachtung der Landarmee Großbritanniens mit der Erwähnung des schweren Verlustes, den das Land ganz zu Anfang dieses Jahres durch den Tod eines seiner besten und verdienstvollsten Söhne, des Feldmarschalls Lord Napier of Magdala, erlitten hat. Sir Robert Cornelis Napier, der 1810 als Sohn eines Artillerie-Majors geboren war, machte frühzeitig mehrere Feldzüge mit und avancirte schnell bis zum Obersten, in welcher Stellung er sich während des indischen Aufstandes und in dem chinesischen Kriege so auszeichnete, daß ihm dafür zweimal der Dank des Parlaments ausgesprochen und er nach der Niederwerfung des indischen Auf-

für eine w
Volunteers
Sterl. dar
technischen
auf 2 62
angegeb
folgende
für da
Angab
Jahre
die A
trupp
hat i
ein
und
nur
zu
de
tu
ü
l
i

offener Seeschlacht niederzuwerfen. Diesem Gesichtspunkte gegen-
ien alle lediglich zur Sicherheit des Handels unternommenen Maß-
untergeordneter Bedeutung, und der Gedanke, durch Landbefesti-
n wirklichen Ersatz für eine Kriegsflotte schaffen zu können, sei
isch.

schon die alten Seehelden Raleigh und Nelson dargethan, zeige
nze Geschichte des Landes, daß eine wirkliche erfolgreiche Besetzung
durch einen Feind unmöglich sei, so lange Englands Flotte noch die
zur See innehabe. Die Vernichtung der Flotte einer kontinentalen
wäre lange nicht von derselben Bedeutung und Gefahr, wie dies bei
chen Katastrophe für England der Fall sein würde, das dadurch, von
Verbindung mit seinen Kolonien abgeschnitten und somit seiner haupt-
n Existenzbedingungen beraubt, wahrscheinlich in einen Zustand der
gerathen würde. Die Frage, ob Großbritannien nun eine dieser
n Bedeutung entsprechenden Flotte auch wirklich besitze, könne der
nicht bejahen, und die Flottenmanöver der letzten Jahre legten dies
Als dar, wiesen aber auch zugleich auf die Wege hin, wo und wie die
ndigen Verbesserungen zu treffen seien. In der Hauptsache ziehen sich
Lehren auf folgende Punkte: 1) die offiziellen Geschwindigkeitsangaben
meisten Fahrzeuge erweisen sich als unzuverlässig und waren der Wirklich-
gegenüber vielfach zu hoch gegriffen; 2) Handelsplätze und deren Zugänge
en durch eine passive Vertheidigung allein nicht angemessen geschützt
den; 3) nächst der Geschwindigkeit bildet das Vorhandensein eines großen
lenvorrathes den nothwendigsten Faktor für die Bedeutung eines Kriegs-
ffes; 4) die Versorgung eines Geschwaders mit Kohlen und Proviant er-
dert genaueste und sorgfältigste Organisation; 5) die Heimlichkeit über die
ewegungen und Ziele der Fahrzeuge sei aufzugeben, damit dadurch das
gene Interesse aller Betheiligten zur Ausführung der Absicht angespannt
erde; 6) die mangelhafte Ausrüstung der britischen Geschwader mit Kreuzern
nd Avisos sei überzeugend dargethan. Es ergebe sich aus diesen Lehren
die Nothwendigkeit, die Fahrzeuge zur Erhöhung ihrer Geschwindigkeit länger
zu bauen und leichter zu machen, der Verschiedenartigkeit des Geschützmaterials
auf den Schiffen ein Ende zu bereiten, den Raum für die Kessel und
Maschinen behufs guter Funktionirung derselben zu erweitern und alle Theile
derselben, die jetzt zu leicht seien, wesentlich zu verstärkern, den Kohlenraum
wesentlich zu vergrößern u. s. w.

Dies dürften die Hauptpunkte von Admiral Mayne's Darlegungen ge-
wesen sein, soweit sie auch für den nichtenglischen Leser von Interesse sind,
während die übrigen spezielle Details betrafen, die wir wohl übergehen können.
neuen Marine-Etat für das Etatsjahr 1890/91 bezgl. der dem-
gten Denkschrift entnehmen wir noch folgende kurze Angaben:
verlangt für das Jahr 1890/91 eine Gesammtsumme von

standes zum Generalmajor befördert wurde. Bald darauf zum Commander-in-Chief der Bombay-Armee ernannt, wurde er 1867 aus dieser Stellung heraus zum Oberbefehlshaber der zur Befreiung englischer Gefangenen gegen den König Theodorus von Abessynien in das Werk gesetzten Expedition ernannt. Die Eroberung von Magdala beendete ebenso schnell wie glücklich den ganzen Feldzug und brachte dem ruhmreichen Führer neben der Erhebung in den Pairsstand unter dem Titel eines Barons Napier of Magdala den erneuten dritten Dank des Parlaments und eine lebenslängliche Pension von 2000 Pfund. Hierauf 1870 zum Commander-in-Chief der indischen Armee, 1876 zum Gouverneur von Gibraltar ernannt, schien der Verstorbene noch einmal eine hervorragende Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes spielen zu sollen, da er, als im Jahre 1878 die Katastrophe eines russisch-englischen Krieges bevorstehend zu sein schien, zum Oberbefehlshaber des britischen Expeditionskorps ausersehen war. Als er 1882 seine Stellung als Gouverneur von Gibraltar niederlegte, wurde er zum Feldmarschall ernannt. Bei seinem Tode befand er sich in der Ehrenstellung eines „High Constable of the Tower, in die er 1886 berufen war. Den Verdiensten ebenso wie den edelen Charakter-Eigenschaften des Verstorbenen, welcher in sehr feierlicher Weise und unter persönlicher Theilnahme der königlichen Prinzen in der St. Paul's Kathedrale beigesetzt wurde, wurde bei Gelegenheit seines Todes von der gesammten Presse seines Landes hohe Anerkennung gezollt.

Bevor wir unseren diesmaligen Bericht schließen, seien einige kurze Betrachtungen noch der Marine gewidmet.

Auf diesem Gebiete müssen wir mit wenigen Worten zunächst des lehrreichen, viel bemerkten Vortrages Erwähnung thun, den Kontreadmiral und Parlamentsmitglied Mayne im Monat Februar in der Royal United Service Institution hielt, und in welchem er die aus den Flottenmanövern der letzten drei Jahre „sich für Großbritannien ergebenden Lehren" beleuchtete. Es fehlt uns leider an Raum, ausführlicher den höchst interessanten Vortrag wiederzugeben, den der Redner mit den Worten einleitete, daß er sich nicht an jene wenden wolle, die mit einem gewissen Staatsmann sich bezüglich der Sicherheit des Landes statt auf irgend welche kostspieligen Vertheidigungsmaßregeln allein auf ihre — jedenfalls viel billigeren — „geschichtlichen Erinnerungen" verlassen wollten, sondern an die, welche überzeugt seien, daß der Zustand kräftigster Wehrhaftigkeit das beste Mittel wäre, um einen Krieg zu verhindern, von dem aller Wahrscheinlichkeit ein Jahr mehr kosten würde, als die ganze britische Flotte, einschließlich Schiffe, Geschütze und Bemannung, werth sei. Eine hohe Persönlichkeit habe kürzlich geäußert, daß die Admiralität keine Art von Feldzugsplan besitze, er aber könne und wolle diese Ungeheuerlichkeit nicht glauben. Man müsse seine Flotte rechtzeitig und unter Erwägung aller wahrscheinlichen Kräfte und Maßnahmen seiner voraussichtlichen Feinde wie Freunde in die Lage versetzen, den Feind bei dem Ausbruch des Krieges

alsbald in offener Seeschlacht niederzuwerfen. Diesem Gesichtspunkte gegenüber erscheinen alle lediglich zur Sicherheit des Handels unternommenen Maßnahmen von untergeordneter Bedeutung, und der Gedanke, durch Landbefestigungen einen wirklichen Ersatz für eine Kriegsflotte schaffen zu können, sei geradezu falsch.

Wie schon die alten Seehelden Raleigh und Nelson dargethan, zeige auch die ganze Geschichte des Landes, daß eine wirkliche erfolgreiche Besetzung desselben durch einen Feind unmöglich sei, so lange Englands Flotte noch die Herrschaft zur See innehabe. Die Vernichtung der Flotte einer kontinentalen Macht wäre lange nicht von derselben Bedeutung und Gefahr, wie dies bei einer solchen Katastrophe für England der Fall sein würde, das dadurch, von der Verbindung mit seinen Kolonien abgeschnitten und somit seiner hauptsächlichsten Existenzbedingungen beraubt, wahrscheinlich in einen Zustand der Anarchie gerathen würde. Die Frage, ob Großbritannien nun eine dieser eminenten Bedeutung entsprechenden Flotte auch wirklich besitze, könne der Redner nicht bejahen, und die Flottenmanöver der letzten Jahre legten dies gleichfalls dar, wiesen aber auch zugleich auf die Wege hin, wo und wie die nothwendigen Verbesserungen zu treffen seien. In der Hauptsache ziehen sich diese Lehren auf folgende Punkte: 1) die offiziellen Geschwindigkeitsangaben der meisten Fahrzeuge erweisen sich als unzuverlässig und waren der Wirklichkeit gegenüber vielfach zu hoch gegriffen; 2) Handelsplätze und deren Zugänge können durch eine passive Vertheidigung allein nicht angemessen geschützt werden; 3) nächst der Geschwindigkeit bildet das Vorhandensein eines großen Kohlenvorrathes den nothwendigsten Faktor für die Bedeutung eines Kriegsschiffes; 4) die Versorgung eines Geschwaders mit Kohlen und Proviant erfordert genaueste und sorgfältigste Organisation; 5) die Heimlichkeit über die Bewegungen und Ziele der Fahrzeuge sei aufzugeben, damit dadurch das eigene Interesse aller Betheiligten zur Ausführung der Absicht angespannt werde; 6) die mangelhafte Ausrüstung der britischen Geschwader mit Kreuzern und Avisos sei überzeugend dargethan. Es ergebe sich aus diesen Lehren die Nothwendigkeit, die Fahrzeuge zur Erhöhung ihrer Geschwindigkeit länger zu bauen und leichter zu machen, der Verschiedenartigkeit des Geschützmaterials auf den Schiffen ein Ende zu bereiten, den Raum für die Kessel und Maschinen behufs guter Funktionirung derselben zu erweitern und alle Theile derselben, die jetzt zu leicht seien, wesentlich zu verstärkern, den Kohlenraum wesentlich zu vergrößern u. s. w.

Dies dürften die Hauptpunkte von Admiral Mayne's Darlegungen gewesen sein, soweit sie auch für den nichtenglischen Leser von Interesse sind, während die übrigen spezielle Details betrafen, die wir wohl übergehen können.

Dem neuen Marine-Etat für das Etatsjahr 1890/91 bezgl. der demselben beigefügten Denkschrift entnehmen wir noch folgende kurze Angaben:

Die Vorlage verlangt für das Jahr 1890/91 eine Gesammtsumme von

13 786 600 Pfd. Sterl., d. h. gegen das Vorjahr ein Mehr von 101 200 Pfd. Sterl. Die Zahl des Personals der Marine an Offizieren, Matrosen, Schiffsjungen, Küstenbewachung und Marine-Infanterie beläuft sich auf 68 800 Köpfe, gegenüber 65 405 im Vorjahre. Die Erhöhung der Etatssumme ist vor allem durch die Kapitel „Material" und „Schiffsbau" hervorgerufen worden. In der oben angegebenen Ziffer von 13 786 600 Pfund ist jene Summe nicht enthalten, welche der Regierung im vorigen Jahre zum Bau der 70 neuen Fahrzeuge (vergl. „Neue Milit. Blätter", Januarheft 1889) besonders bewilligt worden ist. Von diesen 70 Fahrzeugen werden 38 auf königlichen und 32 (wofür der Admiralität ein Credit von 10 Millionen zur Verfügung steht) auf Privatwerften gebaut. Was die ersteren, auf den königlichen Werften zu erbauenden Schiffe anbetrifft, so sind hiervon 21 schon begonnen, 7 weitere werden im neuen Finanzjahre und nur 10 erst im März 1891 in Angriff genommen werden. Bezüglich der auf Privatwerften herzustellenden Schiffe erfahren wir, daß die vier Schlachtschiffe erster Klasse („Ramilies", „Resolution", „Revenge", „Royal Oak") jeder von 14 150 Tons Deplacement und 13 000 Pferdekräften im Mai 1893 von den Erbauern fertig gestellt sein müssen, die Kosten belaufen sich für „Ramilies" und „Royal Oak" auf je 740 566 Pfund, für die beiden anderen auf je 715 686 Pfd. Sterl.; die fünf gedeckten Kreuzer von je 12 000 Pferdekräften und einem Deplacement von 7350 (drei) bezüglich 7700 (zwei), welche verschieden 287 770 bis 320 735 kosten, sollen im April, Mai und September 1892 fertig gestellt sein, und die 17 Kreuzer zweiter Klasse von je 9000 Pferdekräften und einem Deplacement von 3400 bis 3600 Tons, deren Kosten von 152 355 bis 165 012 betragen sollen, in der Zeit vom Dezember d. J. bis Juli 1891 der Regierung fertig übergeben werden.

Anfang Dezember v. J. betrug, nach der „United Service Gazette", der im Dienst befindliche Theil der britischen Flotte 204 Schiffe und Fahrzeuge (165 Dampfer und 39 Segler). Unter den 165 Dampfern befanden sich 27 Panzerschiffe, 134 Dampfer bilden die zehn ständigen Geschwader oder halten sich sonst in fremden Gewässern auf. Die Besatzungsstärke dieser Schiffe, die meistens 1 bis 3 Jahre, zuweilen auch 4 bis 8 Jahre, vereinzelt auch schon 12 bis 16 Jahre im Dienst sind, beträgt rund 34 000 Mann.

Sollte es sich bestätigen, daß ein Theil unserer deutschen Flotte in diesem Sommer die Ehre und die Freude haben würde, mit ihren englischen Kameraden zusammen manövriren und die eigene Kraft, Gewandtheit und Ausbildung mit denen der blue-jackets messen zu können, so würde sich, wie wir überzeugt sind, dies zu einem willkommenen Anlaß gestalten, die Gefühle der Hochachtung, Werthschätzung und Kameradschaft zu erneuern, von denen unsere Marine der englischen gegenüber erfüllt ist und die wir auch auf Seiten der letzteren vorhanden glauben.

Ueber Pferdefütterung.

Für Jeden, der von dem Dienste des Pferdes abhängig ist, erscheint es nothwendig, die Pflege des Pferdes von Grund auf zu kennen. Von besonderer Wichtigkeit aber ist es zu wissen, wie ein Pferd zu füttern ist, welche Futtersorten ihm die zuträglichsten sind und dabei von ihm gern genommen werden. Unter normalen Verhältnissen bereitet diese Frage keine Schwierigkeiten. Es können jedoch, besonders für den Landwirth, Ereignisse eintreten, die ihn zwingen, von den anerkannt besten Futtermitteln „Hafer, Heu und Stroh" abzugehen und zu Surrogaten zu greifen.

Sowohl die Haferernte, als auch die des Heues oder Strohes kann derart mißrathen, daß der Landwirth gezwungen ist, dem Pferde andere Futtermittel zu reichen, will er baare Ausgaben und Wirthschaftsstörungen vermeiden, welche durch Herbeischaffung des fehlenden Futters entstehen würden.

Um die bisher beobachtete Ernährungsweise am besten zu ersetzen, kommt es nicht darauf an, zu wissen, welche Futtermittel die billigsten sind, sondern es handelt sich hauptsächlich darum, diejenigen zu kennen, welche dem Pferde am zuträglichsten und ferner in welchem Verhältniß zu einander sie zu geben sind. Es liegt auf der Hand, daß die hier angeregte Frage auch für den Soldaten im Felde von weittragender Bedeutung ist.

Die Chemie hat es sich bekanntlich angelegen sein lassen, den Landwirth über die Futterwerthe der einzelnen Früchte, Pflanzen und Rückstände landwirthschaftlicher Nebengewerbe zu belehren und steht uns auf diesem Gebiete eine umfangreiche Literatur zu Gebote. Eines der bekanntesten und anerkannt besten Werke ist: „Die rationelle Fütterung der landwirthschaftlichen Nutzthiere" von Dr. Emil Wolff, Professor an der kgl. Akademie Hohenheim. Wir finden in demselben eine eingehende Abhandlung über die Fütterung von Pferden, welche wir im Wortlaut hier folgen lassen:

„Bekanntlich ist das Futter der Pferde gewöhnlich seiner Beschaffenheit nach ein sehr konstantes, es besteht vorherrschend aus Hafer und Heu, nebst einer größeren oder geringeren Beigabe von Strohhäcksel; aber das Verhältniß, in welchem diese Futtermittel verabreicht werden, und die Gesammtmenge des Futters wechselt bei dem Pferd fast mehr noch als bei irgend einem anderen landwirthschaftlichen Nutzthier, und ist durchaus bedingt durch die jedesmalige Arbeitsleistung. Das Temperament des Pferdes und dessen ganzer Körperbau verträgt keine üppige Ernährung bei völliger Ruhe im Stall, während andererseits die Intensität des Futters bis zu einer fast ausschließlichen Verabreichung von Hafer gesteigert werden muß, sobald man außergewöhnliche Anstrengungen vom Pferde verlangt.

Bei gewöhnlichen und namentlich im landwirthschaftlichen Betriebe meist vorkommenden Arbeiten genügt es, wenn man auf 1000 Pfd. Lebendgewicht als tägliches Futter etwa 1,8 Pfd. Eiweiß und 13,6 Pfd. stickstofffreie Nährstoffe (Nährstoffverhältniß = 1 : 7) in einem Gesammtquantum organischer Substanz von ungefähr 22 Pfd. verabreicht. Hierbei ist die Menge des im Futter enthaltenen leicht verdaulichen Fettes (0,6 Pfd.) gewiß nicht gleichgültig und jedenfalls bemerkenswerth, daß der Hafer, welcher gleichsam als das Normalfutter der Pferde betrachtet wird, vor anderen Cerealien durch seinen verhältnißmäßigen Reichthum an Fett sich auszeichnet. Dies hat man auch wohl zu beachten, wenn der Hafer durch allerlei andere Futtermittel ganz oder theilweise ersetzt werden soll. Allerdings kann das Eiweiß gewissermaßen das Fett im Futter vertreten, da bei seinem Zerfall im Thierkörper zunächst Fett entsteht und das aus dem Eiweiß abgespaltene Fett im Respirationsprozeß rascher angegriffen wird, als das aus dem Futter resorbirte; aber es ist doch fraglich, ob dieses immer genügt, und jedenfalls wird das gleichzeitig mit dem Eiweiß aus dem Verdauungskanal in den Kreislauf der thierischen Säfte übergehende Nahrungsfett hier eine um so größere Konzentration von sofort disponiblem Respirationsmaterial bewirken, was namentlich bei starken Arbeitsleistungen von Werth sein kann. Daß bei letzteren übrigens die Gesammtmenge der Nährstoffe noch weiter erhöht und schließlich für Eiweiß und stickstofffreie Nährstoffe vielleicht 2,8 + 15,4 = 18,2 Pfd. (Nährstoffverhältniß = 1 : 5,5) betragen muß, ist nach den obigen Erörterungen leicht verständlich und auch in der Praxis bekannt, indem man an schwere Fracht- und Karrenpferde nicht selten neben reichlichen Mengen von Hafer stickstoffreiches Bohnenschrot füttert. Für lebhafte und rasche Pferde jedoch, namentlich für Reit- und Luxuspferde, scheint, um anbauernd hohe Leistungen zu ermöglichen, das weitere Nährstoffverhältniß im Gesammtfutter (1 : 7) und als konzentrisches Futtermittel ganz vorherrschend Hafer, vielleicht unter Zusatz von etwas Mais, am meisten sich zu empfehlen.

Ausschließliche Fütterung mit Wiesenheu mittlerer Güte vermag die Pferde noch weniger in einem kräftigen und produktionsfähigen Zustand zu erhalten, als wiederkäuende Thiere, da die ersteren überhaupt für Rauhfutter eine wesentlich geringere Konsumtionsfähigkeit besitzen, von gewöhnlichem Wiesenheu auf 1000 Pfd. Lebendgewicht kaum mehr als 25 Pfd. pro Tag aufzunehmen vermögen und von manchen Bestandtheilen desselben, namentlich von der Rohfaser, auch weniger verdauen. Zwar möchte das Nährstoffquantum, welches die Pferde im reinen Erhaltungsfutter, also bei fast völliger Ruhe im Stalle, bedürfen, nicht viel größer sein, als für die Wiederkäuer ermittelt worden ist; wenn aber den Pferden eine irgendwie beträchtliche Arbeitsleistung zugemuthet wird, dann muß die ihnen im täglichen Futter dargebotene Nährstoffmenge entsprechend gesteigert werden, was hauptsächlich

nur in der Form von Hafer oder anderen leicht verdaulichen und zugleich hinreichend intensiv nährenden Futtermitteln geschehen kann.

Aus den zahlreichen, seit einigen Jahren in Hohenheim ausgeführten Fütterungsversuchen mit Pferden läßt sich über den Nahrungsbedarf dieses Thieres einiges entnehmen. Bei einem und demselben Pferd und in fünf verschiedenen Versuchsreihen wurde bei abwechselnd mäßiger und verstärkter Tagesarbeit „Stickstoffgleichgewicht" nachgewiesen und zugleich in der betreffenden Versuchsperiode ein nahezu konstantes Lebendgewicht beobachtet. Der Ernährungszustand aber und somit das mittlere Lebendgewicht des Thieres in jeder Versuchsreihe war sehr ungleich und dadurch auch der einer gewissen Kraftleistung entsprechende Futterbedarf wesentlich beeinflußt. Ich stelle hier die Zahlen zusammen, wie sie für jede Versuchsreihe im Mittel der Perioden mit schwächerer und stärkerer Arbeitsleistung und jedesmal bei Stickstoffgleichgewicht sich ergeben haben; jedoch sind zwei Versuchsreihen, in welchen die Fütterungsweise und das mittlere Lebendgewicht des Pferdes sehr nahe übereinstimmte, zusammengefaßt worden.

	Tagesarbeit	Lebendgewicht	Trockenfutter	Verdaut pro Tag				Nährstoffverhältniß
				Eiweiß	Fett	Kohlehydrat	Summa	
	kg	kg	kg	kg	kg	kg	kg	
1	1 620 000	520	12,03	1,12	0,205	5,59	6,92	1 : 5,44
2	1 442 500	524	10,79	0,78	0,238	5,02	6,04	1 : 7,14
3	1 779 000	479	9,57	0,98	0,241	4,21	5,43	1 : 4,92
4	1 620.000	478	9,69	1,37	0,036	3,99	5,40	1 : 2,97

Als das Normalgewicht des Versuchspferdes waren 550 kg zu betrachten; es befand sich dabei in einem guten mittleren Ernährungszustand, während solches bei 524 kg schon nicht mehr völlig zutraf. Bei einem Durchschnittsgewicht von 478 kg war das Thier stark abgemagert, und es läßt sich aus einem Vergleich von Nr. 3 und 4, sowie aus anderen Versuchsreihen mit demselben Pferd folgern, daß ein sehr enges Nährstoffverhältniß im Allgemeinen und namentlich einem solchen stark abgemagerten und durch angestrengte Arbeit heruntergekommenen Thier weniger zusagt, als ein weiteres oder ziemlich mittleres Verhältniß der Nährstoffe im täglichen Futter. Offenbar sind die in der Reihe 1 und 2 mitgetheilten Zahlen einer normalen Fütterung des Pferdes am meisten entsprechend; wenn man aus beiden Reihen den Durchschnitt nimmt und die Zahlen auf 1000 Pfd. Lebendgewicht des Versuchspferdes berechnet, so erhält man 21,3 Pfd. Trockensubstanz und darin an verdaulichen Stoffen: 1,8 Pfd. Eiweiß, 0,41 Pfd. Fett, 9,9 Pfd. Kohlehydrate, zusammen 11,1 Pfd.; Nährstoffverhältniß: 1 : 6,1.

Wenn man beachtet, daß bei diesem Futter das Lebendgewicht etwas unter dem Mittel sich befand (537 anstatt 550 kg) und daß die verrichtete

Tagesarbeit von durchschnittlich 1 530 000 kg noch nicht ganz einer mittleren Arbeitsleistung entspricht, diese vielmehr für ein 1000 Pfd. schweres Ackerpferd etwa 1 800 000 kg beträgt, so stimmen die obigen Ergebnisse direkter und exakter Versuche recht gut überein mit den Fütterungsnormen, welche ich für Pferde bei mittlerer Arbeit schon vor längerer Zeit auf Grund der allgemeinen praktischen Erfahrung aufgestellt habe. Bei gesteigerter Muskelanstrengung des Thieres muß man natürlich auch reichlicher und kräftiger füttern, und man kann nach den Resultaten der in Hohenheim unter Extrabeigabe von stickstofffreien Nährstoffen, wie von Reisstärke, Fett ꝛc. ausgeführten Versuche wohl annehmen, daß bei einer Steigerung der Tagesarbeit um 500 000, also von 1 500 000 auf 2 000 000 kg, der Tagesration noch ein Quantum von 2—3 Pfd. zugelegt werden muß, wenn man in einem solchen Falle unter Anwendung dieses für Pferde so sehr geschätzten Futtermittels jegliche Abnahme im guten Ernährungszustande des Thieres verhindern will."

Die Lektüre dieses Aufsatzes drängt uns die Ueberzeugung auf, daß der Soldat sowohl als auch ein großer Theil unserer Landwirthe aus diesen Auseinandersetzungen sich nicht die erwünschte Belehrung wird verschaffen können. Wir vermissen in der über Fütterungslehre erschienenen Literatur Werke, die in gewisser populärer Schreibweise gehalten sind. Der Inhalt derselben ist leider nur einer Minorität zugänglich. Die meisten derselben sind nur für solche Leute geschrieben, die die Landwirthschaft nicht blos praktisch, sondern hauptsächlich auf Hochschulen theoretisch erlernt haben. Es erscheint deshalb sehr erwünscht, nicht allein für den kleinen Landwirth, sondern hauptsächlich für den Soldaten im Felde einen leicht verständlichen Leitfaden zu schaffen, aus dem er lernen kann, welche der ihm zu Gebote stehenden Futtermittel den besten Ersatz bieten, falls ihm Hafer, Heu oder Stroh mangelt.

Für einen jungen Kavallerie-Offizier bildet der Training des Rennpferdes eine treffliche Schule für die Beurtheilung rationeller Fütterung des Pferdes und deren Wichtigkeit. Hier lernt er, wie Arbeit und Fütterung Hand in Hand gehen, wie beide, von geschickter und erfahrener Leitung geregelt, das Pferd befähigen, die größten Anstrengungen zu überstehen. Er hat täglich Gelegenheit, Vergleiche anzustellen zwischen dem gut trainirten Steepler und einem Pferde, dem weder in Arbeit noch in Behandlung, besonders aber in Fütterung, nicht die Behandlung zu Theil wurde wie jenem. Den jungen Offizier lehrt der Rennbetrieb, was bei rationeller Fütterung ein Pferd zu leisten vermag, von welcher Wichtigkeit für seine Leistungsfähigkeit Futter und Pflege bleibt. Mit dieser Ueberzeugung und Erfahrung ausgestattet, wird er dahin streben, die geeignetsten Surrogate ohne Fehlgriff bestimmen zu können, die gegebenenfalls die besten sind, Kriegspferde auch ferner von der Truppe ohne die gewohnte Ration in brauchbarer Kondition zu erhalten.

In der französischen Armee wurden schon in den vierziger Jahren die eingehendsten Versuche mit den verschiedensten Futtermitteln bei Kavallerie-

pferden angestellt und fast zehn Jahre lang fortgesetzt. Ueber die dort gemachten Erfahrungen erschien ein Bericht, betitelt: „Recueil de mémoires et d'observations sur l'hygiène et la médicine vétérinaire militaire, rédigé sous la surveillance de la commission d'hygiène et publié par ordre du ministre secrétaire au département de la guerre."

Aus diesen gemachten Versuchen werden wir ersehen, daß der Werth des Futters für das Pferd nicht allein nach den nährenden Bestandtheilen beurtheilt werden darf, welche die chemische Analyse darin nachweist.

Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß der nachstehende Bericht auf voller Wahrheit beruht, daß die Versuche von den damit Betrauten wirklich gewissenhaft durchgeführt sind, so enthält derselbe für jeden Kavalleristen außerordentlich viel Wissenswerthes. Es steht fest, daß die Versuche, welche mit den französischen Armeepferden angestellt wurden, unter der Leitung und Aufsicht einer eigens hierfür zusammengesetzten Kommission angestellt und in wirklich großem Maßstabe ausgeführt wurden; man kann daher annehmen, daß die erzielten Resultate als zuverlässig zu betrachten sind. Wir wollen über diejenigen Versuche, welche von wirklich praktischem Werthe erscheinen, hier an der Hand des uns von befreundeter Seite zur Disposition gestellten Materials eingehender berichten und lassen deren Resultate hier folgen.

1. Versuche, um die Wirkung verschiedener Mischungsverhältnisse des reglementsmäßigen Futters kennen zu lernen.

Zu diesem Versuche wurden Pferde des dritten Lanzier-Regiments, welches zu Paris in Garnison lag, gewählt. Diese Pferde waren vollkommen gesund. Ihr Alter, ihre frühere Verwendung, das Gewicht, auch die Art, zu fressen und zu saufen, wurden einer genauen Prüfung unterworfen. Sie wurden hierauf je zu zwei ausschließlich mit einem einzigen der gewöhnlichen Futterstoffe gefüttert. Zwei nur mit Stroh, zwei mit Heu, zwei mit Kleie, zwei mit Hafer, zwei mit Gerste und zwei mit Mehl; die Menge eines jeden dieser Nahrungsmittel war vorher im Verhältnisse zu dem ungefähren Nahrungsgehalt bestimmt und wurden, sobald man die Wirkung einigermaßen kannte, noch genauer festgestellt. Die Versuchspferde thaten ihren Dienst wie sonst und wurden derselben Pflege und Arbeit unterzogen, wie die übrigen Pferde des Regiments. So lange die Versuche dauerten, wurden die Pferde jeden Morgen vor der Fütterung gewogen.

Hierauf wurden noch andere Versuche angestellt, bei welchen man zwei oder mehrere Futterstoffe in ungleichen Portionen reichte. Die Versuchspferde wurden in einem Stalle der Militärschule in Abständen von je sechs Fuß auseinandergestellt und auf beiden Seiten festgebunden, so daß sie keine anderen als die für sie bestimmten Nahrungsmittel erreichen konnten. Sie wurden täglich vor dem Dienstthun gewogen, wobei auch der Bauchumfang gemessen wurde. Nach jedem Dienste untersuchte sie der Regiments-Roßarzt, wobei

auch der Reiter darüber befragt wurde, was er während des Dienstes beobachtet hatte. Die Aufsicht wurde von einem eigens hierzu kommandirten Offizier unter Beistand des Instruktions-Offiziers geführt. Der Regiments-Roßarzt führte ein Tagebuch über alle Wahrnehmungen, welche die Versuche im Gefolge hatten. Er war bei den täglichen Wägungen der Pferde, bei der ihres Futters und bei ihren Ausleerungen, sowie beim Messen des gegebenen Wassers zugegen. Endlich war noch einer der zuverlässigsten Unteroffiziere kommandirt, den Stalldienst zu überwachen und das Futter herauszugeben, welches auf einem besonderen Boden verwahrt wurde.

Diese Versuche wurden nun je drei Wochen lang fortgesetzt; ein jedes Pferd hatte nach und nach sämmtliche Fütterungsarten durchzumachen. Es wurden jedoch so lange Zwischenpausen mit der gewöhnlichen Fütterungsweise eingelegt, daß die Folgen des früheren Versuches vollständig gehoben waren, ehe der neue begann. Durch diese Versuche wurden folgende Resultate gewonnen:

1) Fütterung mit reinem Hafer verminderte das Gewicht und den Umfang der Pferde, erhöhte aber eher ihre Kraft und ihren Muth, als daß sie dieselben schwächte. Die Ausleerungen waren weniger reichlich, der Mist fest und zusammenhängend, der Urin sparsam und sauer. Die Pferde soffen weniger und schwitzten auch nach den Uebungen weniger als die anderen. Von den vorgelegten 28 Pfund wurden im Durchschnitte nur 18 aufgenommen. Durch Maulkörbe waren die Pferde verhindert, die Streu zu fressen. Versuche mit gequetschtem Hafer zeigten, daß den Pferden dieses Futter eher verleidet war. Sie fraßen nur etwa 7 Pfund täglich und waren dabei still und ohne Leben.

2) Fütterung mit Heu allein gab geringeres Gewicht und vermehrten Umfang, wenn die Pferde vorher regelmäßige Fütterung gehabt hatten. Solche dagegen, welche drei Wochen vorher nur mit Stroh gefüttert worden waren, nahmen an Gewicht zu und veränderten ihren Umfang nicht. Das Futter wurde fast vollständig aufgezehrt und die Pferde soffen beinahe doppelt so viel wie die, welche nur Hafer erhielten. Die Ausleerungen waren reichlich, der Urin alkalisch. Die Pferde zeigten sich schlaff und schwitzten stark bei den Uebungen. Wurde das Heu als Häcksel gegeben, so fraßen sie nur 9,5 Pfund täglich und wurden noch schlaffer. Bei der geringsten Bewegung fingen sie an zu schwitzen.

3) Strohfütterung allein griff die Kraft der Pferde nicht an; an Gewicht und Umfang nahmen sie jedoch ab, wenn sie vorher regelmäßige Fütterung gehabt hatten. Sie nahmen jedoch in jenen beiden Richtungen zu, wenn die Strohfütterung auf Haferfütterung folgte. War dagegen Heufütterung vorausgegangen, so trat weder beim Umfange noch beim Gewichte eine Veränderung ein. Die Pferde warfen etwa ein Viertel von den vor-

gelegten 28 Pfund beim Fressen in die Streu. Durst und Ausleerungen umfaßten ein Durchschnittsquantum. Der Urin war alkalisch.

4) Ein gemischtes Futter, wobei das Heu in der gewöhnlichen Ration vermindert oder auch ganz weggelassen und durch eine entsprechende Menge Hafer ersetzt wurde, hatte die günstigste Wirkung auf die Pferde. Sie schwitzten weniger, zeigten sich während der Uebungen voll Kraft, die Ausleerungen nahmen ab, das Gewicht zu.

5) Eine Futtermischung, in der die Heuration durch dasselbe Gewicht Stroh ersetzt wurde, gab eben so günstige Resultate. Die Pferde erwiesen sich voll Kraft, die Ausleerungen waren regelmäßig, der Schweiß gering, das Gewicht etwas kleiner. Die auf diese Art behandelten Pferde kamen ohne ein nasses Haar von den Uebungen zurück.

6) Eine Futtermischung, wobei die Heuration auf Kosten des Hafers vermehrt wurde, ergab im Wesentlichen kein Resultat, das sich von dem unter ad 2 beschriebenen unterschied.

7) Ein Ersatz der Strohration durch ein entsprechendes Gewicht Heu machte die Pferde schlaff und schwerfällig; sie schwitzten leicht, zeigten größeren Durst als gewöhnlich, hatten reichliche Ausleerungen, eine warme Haut und einen weniger freien Athem als beim Stroh. Gewicht und Umfang erwiesen sich größer. Es wurde dabei die Bemerkung gemacht, daß eins der Versuchspferde, welches bei seinem regelmäßigen Futter bei den Uebungen stark zu schwitzen pflegte, beim Versuch 4 aber dies verloren und an Kraft und Muth gewonnen hatte, wieder rückfällig wurde und so stark wie früher schwitzte, sobald die Heuration auf Kosten des Strohes vermehrt wurde.

8) Fütterung mit Gerste oder Roggen in Verbindung mit Hafer und Stroh, und zwar 4,7 Pfd. Gerste oder Roggen, 4,7 Pfd. Hafer und 18,8 Pfd. Stroh, verminderte das Gewicht der Pferde, erhöhte aber ihre Kraft, doch standen diese beiden Gattungen dem Hafer nach. Eine Fütterung mit Gerste und Stroh gab dem Pferde mehr Kraft als eine Mischung von Roggen und Stroh. In den beiden letzten Fällen wurde von diesen Getreidesorten dasselbe Gewicht gegeben, wie regelmäßig für den Hafer bestimmt ist, nämlich 9,9 Pfd. Hafer auf 18,8 Pfd. Stroh. Ein großer Theil des Getreides ging unverdaut wieder ab.

Infolge dieser Versuche wurden die Rationen bei der französischen Kavallerie in nachstehender Weise festgesetzt:

Bei der Reserve-Kavallerie.

Früher . . .	11,3	Pfd.	Heu,	11,8	Pfd.	Stroh,	8,5	Pfd. Hafer,
Jetzt. . . .	9,4	„	„	11,8	„	„	9,9	„ „

Bei der Linien-Kavallerie.

Früher . . .	9,4	Pfd.	Heu,	11,8	Pfd.	Stroh,	8	Pfd. Hafer,
Jetzt. . . .	7	„	„	11,8	„	„	9,4	„ „

Bei der leichten Kavallerie.

Früher . . .	9,4	Pfd.	Heu,	11,8	Pfd.	Stroh,	7	Pfd. Hafer,
Jetzt. . . .	7	„	„	11,8	„	„	8,9	„ „

2. Versuche mit Anwendung von Heu- und Futterkräutern (Klee, Luzerne, Esparsette) statt des reglementsmäßigen Wiesenheues.

Es ist eine vielfach verbreitete Ansicht, daß Heu von obengenannten Futterkräutern für Reitpferde nicht empfehlenswerth sei, sie schwerfällig mache und selbst Zufällen an den Verdauungsorganen aussetze. Es wurde deshalb nicht nur in Frankreich, sondern auch in den übrigen Staaten Europas das Wiesenheu für Kavalleriepferde vorgeschrieben. Da nun praktische Landwirthe mit obengenannten Futterkräutern bei Pferden gute Erfahrungen gemacht haben wollten, dann aber auch vielfach durch die fortschreitende Kultur sich die Wiesen verminderten und so das Wiesenheu theurer wurde, erschien es wünschenswerth, durch Versuche darzuthun, in wieweit Aenderung eintreten könne. Es wurden deshalb Versuche in dieser Richtung mit einer ganzen Schwadron des 3. Husaren-Regiments, die aus 140 Pferden bestand und im Distrikte von Calais remontirt war, gemacht. Man begann damit, den Gesundheitszustand der Pferde zu untersuchen, wobei sich zeigte, daß er im Allgemeinen nicht befriedigend war. Viele Pferde hatten an den Beinen gelitten und zwanzig Pferde waren mit verschiedenen Krankheiten behaftet, darunter auch Rotz. Diese waren im Krankenstall in Behandlung. Ein jedes der gesunden Pferde wurde besonders untersucht, um den gegenwärtigen Zustand mit jenem nach Beendigung der Versuche vergleichen zu können.

Da die Schwadron aus vier ungefähr gleichen Zügen bestand, so wurden zu gleicher Zeit Versuche mit vier Futterarten angestellt, nämlich mit Klee, Esparsette, Luzernklee und Luzernklee vom zweiten Schnitt, wobei jeder Abtheilung eine dieser Futterarten statt des reglementsmäßigen Wiesenheues in Rationen von 9,4 Pfd. mit der gewöhnlichen Quantität Stroh und Hafer gegeben wurde.

Nachdem die Versuche drei Monate lang gedauert hatten, gab die Untersuchungskommission in Verbindung mit den Schwadrons-Offizieren die einstimmige Erklärung ab, daß die Versuchspferde ein gesunderes, kräftigeres Aussehen hätten, besser im Haar seien und sich besonders der Gesundheitszustand gebessert habe. Man konnte darin mit umsomehr Recht die Wirkungen des angewendeten Futters sehen, als die übrigen Schwadronen in demselben Zustand geblieben waren, in dem sich die Versuchs-Schwadron vor dem Futterwechsel befand.

Als Nebenversuch wurde sechs Pferden auf diese Art Heu als einziges Futter gesetzt in der Art, daß zwei Pferde drei Monate lang nur Luzernheu, zwei nur Esparsette und zwei Klee erhielten. Man wollte dadurch herausbekommen, was für schädliche Folgen diese Futterstoffe haben könnten. Die-

selben hätten möglicherweise der Aufmerksamkeit entgehen können, weil anderes Futter nebenbei gegeben wurde, mußten sich aber zeigen, wenn ein größeres Quantum so lange Zeit ohne Beimischung gefüttert wurde. Obgleich nun diese Pferde mit den übrigen den Dienst im Regiment versahen, zeigten sie sich die ganze Zeit über kräftig und gesund. Der Durst war jedoch etwas stärker als gewöhnlich und der Umfang des Körpers gleichfalls etwas vermehrt, besonders bei denen, welche Klee bekamen, weniger bei denen, welche Luzerne fraßen, am wenigsten bei denen, welche mit Esparsette gefüttert wurden. Diese letzteren zeigten sich am kräftigsten, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die Esparsette während der ganzen Versuchszeit von besserer Qualität war, als der Klee und die Luzerne.

Da diese Futterkräuter, wenn sie zu Heu gemacht werden, oft einen großen Theil ihrer Blätter verlieren, so schien es wünschenswerth, darüber Gewißheit zu erlangen, welche Wirkung dies auf den Nahrungsgehalt des Heues üben könne. Es wurden daher wieder sechs Pferde ausgewählt, von welchen man drei ausschließlich mit Blättern von Esparsette, Luzerne und Klee fütterte, während die übrigen drei die entblätterten Stengel eines jeden dieser drei Futterkräuter bekamen. Die Versuche zeigten jetzt, daß die Pferde, welche entblätterte Stengel bekamen, besser daran waren, als die, welche die Blätter erhielten, ungeachtet diese letzteren nach der chemischen Untersuchung mehr Nahrungsstoff enthalten sollten. Dieses Resultat ließ sich indessen leicht durch die Beschaffenheit des Mistes erklären, denn aus diesem ging hervor, daß die Stengel vollkommen verdaut waren, während eine Menge Blättergewebe unverdaut ausgeleert wurde. Diejenigen Pferde, welche die Blätter bekamen, verloren zwar nicht an Fleisch, allein die anderen, welche Stengel erhielten, nahmen an Fleisch und Kraft zu. In den beiden letztgenannten Versuchen war die tägliche Ration 28 Pfd., doch ließen die Pferde immer einige Pfund übrig.

Da die mit einer einzigen Schwadron angestellten Versuche noch nicht als genügender Beweis betrachtet wurden, so dehnte man dieselben in der Weise aus, daß von elf Regimentern je eine Schwadron und das in Paris garnisonirende dritte Husarenregiment mit vier Schwadronen zu den Versuchen herangezogen wurden. Diese wurden mit denselben Stoffen, wie bereits erwähnt, und in der Weise ausgeführt, daß eine jede der elf Schwadronen in vier Theile für Klee, Esparsette, Luzerne und Luzernegrummet getheilt und die Versuche im dritten Husarenregiment schwadronsweise angestellt wurden. Die Zahl der hierbei verwendeten Pferde betrug nahezu 1200; die Versuche dauerten 3—4 Monate.

Die Resultate dieser letzteren sprachen ebenso bestimmt wie die ersten für Anwendung dieser Art Heu, und in Uebereinstimmung hiermit beantwortete die Kommission die Frage des Kriegsministeriums, ob es rathsam sei, den Regimentern zu gestatten, daß sie solches Heu bis zur Hälfte des reglementsmäßigen Quantums bezögen? — mit Ja.

3. Versuche mit neuem Heu und neuem Hafer.

Es wird allgemein angenommen, daß obige Futtermittel, wenn frisch geerntet, der Gesundheit der Pferde schädlich seien. Es wurden deshalb auch in dieser Beziehung Versuche angestellt, und zwar zuerst in kleinerem Maßstabe und sodann in neun Regimentern mit je 51 Pferden. Das Resultat war, daß weder neues Heu noch neuer Hafer den geringsten schädlichen Einfluß auf das Pferd übt, ja sogar, daß man das neue Heu eher als besser wie das alte ansehen kann.

4. Versuche mit verschiedener Vertheilung des Morgenfutters.

Durch diese Versuche wollte man feststellen, ob eine Verminderung des reglementsmäßigen Morgenfutters, welches aus der Hälfte des täglichen Hafers und einem Drittel der Heuration bestand, dem Pferde zweckdienlicher sei, wirklich eine Begründung finde. Die Versuche wurden mit je 60 Pferden des 3., 4. und 7. Dragonerregiments während dreier Monate angestellt. Die Pferde wurden durch das Loos hierfür bestimmt und in vier Abtheilungen getheilt, von welchen die erste die reglementsmäßige Verpflegung erhielt. Die zweite bekam das gewöhnliche Morgenfutter, aber kein Wasser, sondern durfte erst eine Stunde nach dem Einrücken von den Uebungen saufen. Die dritte bekam Morgens nur Hafer, ohne Heu, aber Wasser wie gewöhnlich, Mittags nach den Uebungen Heu, eine Stunde später Wasser und Stroh; das Morgenheu wurde zum Abendfutter gelegt. Die vierte Gruppe erhielt nur eine halbe Haferration, aber Wasser wie gewöhnlich und nach den Uebungen die andere Hälfte der Haferration, und hierauf Wasser, das gewöhnliche Mittagsheu und Stroh.

Die Pferde der zweiten Gruppe litten zusehends durch das lange Entbehren des Wassers. Mehrere Kolikfälle kamen unter ihnen vor, von denen einer tödtlich verlief. Der Oberst des dritten Dragonerregiments erklärte, die Pferde hätten kein Leben bei den Uebungen, sie würden bald müde, und beim Heimkehren in den Stall gebe sich ein brennender Durst kund. Das Auge sei roth, das Maul trocken, der Athem hastig, der Urin stark gefärbt. Sie saufen mit großer Gier, so daß man genöthigt gewesen, ihre Hast zu mäßigen, damit sie sich nicht übersaufen. Die zwei anderen Veränderungen mit dem Morgenfutter hatten kein wesentliches Resultat ergeben, da die Pferde sich dabei wohl befanden. Der einzige Vortheil, den man hierbei erzielte, war der, daß der Reiter mehr Zeit bekam, sein Pferd zu besorgen, das Pferd früher mit Fressen fertig war und die Uebungen etwas früher beginnen konnten.

5. Versuche mit Beimischung von Kochsalz in verschiedenen Mengen zu dem täglichen Futter.

Zur Zeit der hier geschilderten Versuche wurde das Kochsalz im Allgemeinen als Universalmittel bei jedem Anzeichen von Fehlerhaftigkeit in der

Ernährung angewendet, mochte sich diese nun als träge Verdauung, als Magerkeit, oder aus Mangel an Kraft und Ausdauer darstellen. In Uebereinstimmung mit der so dem Kochsalze beigemessenen Eigenschaft, die Menge und Thätigkeit der Verdauungssäfte zu erhöhen, hat man auch oft versucht, durch dasselbe indirekt die nährenden Eigenschaften des zu groben oder nicht fein genug geschnittenen Futters zu erhöhen. Ebenso hat man geglaubt, daß das Kochsalz vortheilhaft auf die Absonderungen der Athmungswerkzeuge wirke, und somit als Schutzmittel gegen Krankheiten in diesen Organen diene.

Von diesen Ansichten geleitet, hatte eine große Anzahl von Militär-Roßärzten den Wunsch ausgesprochen, es möchte der täglichen Ration eine Quantität Kochsalz beigemischt werden. Um Gewißheit darüber zu erlangen, ob dies wirklich nützlich wäre, wurden während der Jahre 1846—1849 Versuche mit gegen 3000 Pferden aller Waffengattungen und aus allen Landestheilen stammend gemacht. Es wurde das Salz in verschiedener Menge, von dreiviertel bis zwei Loth pro Pferd und Tag, theils in einer ungleichen Menge Wasser aufgelöst, theils auf das trockene Futter gestreut, gegeben.

Das Resultat war ein durchaus negatives und ist in folgender Erklärung der Untersuchungskommission niedergelegt:

a. Kochsalz, zwei Jahre nach einander in einer Quantität von 1 bis 2 Loth täglich angewendet, hat weder bei Zug- noch bei Reitpferden irgend einen Einfluß auf die Beschaffenheit des Körpers geübt, wenn das Pferd zu Anfang in gutem Zustande und das Futter in guter Beschaffenheit war. Die Anwendung von Salz hat das Abmagern eines Theiles der Pferde nicht verhindert. Es trat bei den Versuchspferden gerade so ein, wie bei den Pferden anderer Schwadronen, die kein Salz bekamen. Versuche mit Pferden, die beständig mager blieben, auch wenn das Futter kräftig und gut war, lieferten das gleiche Resultat. Diejenigen von ihnen, welche kein Salz bekamen, nahmen sogar etwas an Gewicht zu.

b. Das Kochsalz hat keine bemerkbare Wirkung auf die Kraft und Ausdauer der Pferde geübt, weder während der Exerzierzeit, noch außerhalb derselben, auf Reisemärschen oder bei Garnisonwechsel.

c. Sorgfältige Krankenlisten haben gleichfalls dargethan, daß das Salz den Einfluß der Krankheitsursachen, welche beständig auf die Armeepferde einwirken, nicht abschwächen konnte.

d. Salz in einer Quantität von 1 Loth entweder auf den Hafer gestreut oder in einer entsprechenden Wassermenge aufgelöst und über das Mittagsheu gegossen, war den Pferden nicht zuwider. Bei einer Quantität von 2 Loth aber ließen die Pferde einen Theil des Salzes in den Krippen, wenn es trocken gegeben wurde; war dieses Quantum Salz aufgelöst über das Futter gegossen, so fraßen die Pferde nur mit Widerwillen.

e. Die Gewohnheit, welche viele Pferde haben, salzige Gegenstände abzulecken oder zu benagen, ist kein Beweis für ein Bedürfniß von Kochsalz.

Durch zahlreiche Versuche ist dargethan worden, daß solche Pferde das gesalzene Futter keineswegs mit größerer Begierde verzehren, als das ungesalzene, sondern daß im Gegentheil, wenn ihnen gesalzenes und ungesalzenes Futter zu gleicher Zeit vorgelegt wurde, sie dem letzteren immer den Vorzug gaben. Als Nebenversuch wurde auch Salz in sehr großen Quantitäten gegeben, ohne daß sich eine nachtheilige Wirkung zeigte.

Der Bericht über diese Ermittelungen schließt mit Mittheilungen über Versuche, welche angestellt wurden, um festzustellen, wieviel Tage ein Militärpferd ohne irgend ein Futter noch Dienst zu thun vermag. Es kann wohl während eines Feldzuges vorkommen, daß eine Kavallerie-Abtheilung auf eine Weise abgeschnitten wird, die es unmöglich macht, Futter herbeizuschaffen. Es fragt sich, wie lange in einem solchen Fall die Pferde ihren Dienst werden versehen können. Die Versuche, welche in dieser Beziehung angestellt wurden, haben erwiesen, daß ein Pferd sehr lange Zeit Futter und Wasser entbehren und gleichwohl manövriren, ja sogar lange Märsche aushalten kann. Man hat hierbei Pferde beobachtet, die 8—10 Tage ohne feste Nahrung blieben und sich doch in einer gewissen frischen Verfassung erhielten, so daß ihnen kaum ihr ausgehungerter Zustand anzusehen war. Die Pferde können sogar ein 15—20tägiges Fasten ertragen, ohne zusammenzubrechen. Man hat aber bei diesen Versuchen die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß ein Pferd, welches 15 Tage gefastet hat, verloren ist, wenn man ihm dann auch noch so passendes Futter reicht. Es frißt zwar dasselbe mit Begierde und verdaut es auch, aber es fällt dennoch ab und stirbt an Durchfall.

Wie wir schon Eingangs dieses Berichtes gesagt haben, erweisen vorstehende Versuche, daß die Wirkung der verschiedenen Futtermittel auf das Pferd nicht mit den chemischen Analysen in Uebereinstimmung zu bringen ist. Beispielsweise sehen wir, daß sich die gewöhnliche Strohration des Pferdes nicht gegen Heu austauschen läßt und daß man, weit entfernt, durch einen solchen Wechsel zu nützen, vielmehr schadet. Als Gesammtresultat dieser Versuche ergeben sich folgende drei Punkte:

1) Für Pferde, die sehr angestrengt werden, erscheint Hafer, Stroh und ein kleiner Theil gut geernteten Heues von Futterkräutern als das passendste Futter.

2) Es ist schädlich, wenn man die Pferde nicht eine gewisse Zeit vor Beginn der Arbeit saufen läßt.

3) Das Salz als täglicher Futterbestandtheil ist überflüssig.

Wenn wir den Fortschritt, den die Pferdepflege in den letzten vierzig Jahren gemacht hat, in keiner Weise unterschätzen, auch dem hier mitgetheilten Berichte des französischen Kriegsministeriums einen zu hohen Werth nicht beilegen, so glauben wir dennoch, daß derselbe für weitere Kreise von einigem Interesse sein dürfte. (Sporn.)

Der kriegsgeschichtliche Werth des serbisch-bulgarischen Krieges.

Eine strategisch-taktische Studie.

IX.

C. Organisatorische Lehren.

1. Die durchgeführte allgemeine Wehrpflicht gegenüber dem Milizsystem.

Der Feldzug beweist auf's Neue die Vorzüge der durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht gegenüber dem Milizsystem.

In Serbien herrschte verfassungsgemäß die allgemeine Wehrpflicht, in Bulgarien und Ostrumelien das Milizsystem. Zwischen Bulgarien und Serbien hatte indessen ein Rollenwechsel insofern stattgefunden, als thatsächlich in Bulgarien schon seit 1878 statt des vertragsmäßigen Milizsystems durch Rußland die allgemeine Wehrpflicht auf breitester Grundlage eingeführt war; während umgekehrt in Serbien, wo die allgemeine Wehrpflicht dem Namen nach bestand, in Wirklichkeit das Milizsystem gehandhabt wurde.

Die Wehrpflicht der Bulgaren dauerte vom 20.—32. Lebensjahre, also 12 Jahre. Davon stand er 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre bei der Reserve und 5 Jahre bei der Landwehr. Um indessen die Nachtheile des früheren Milizsystems möglichst rasch zu beseitigen und bei einer Mobilmachung eine möglichst große Zahl ausgebildeter Mannschaften einstellen zu können, griff man zu demselben Mittel, dessen sich Preußen im Befreiungskriege bedient hatte, indem durch Abkürzung der wirklichen Dienstzeit von 3 auf 2 Jahre in Form von Beurlaubungen jährlich statt eines Dritttheils die Hälfte der stehenden Armee entlassen wurde.

Die stehende Armee bestand aus 24 Bataillonen, 9 Eskadrons und 12 Batterien in der Stärke von 16 800 Gewehren, 1400 Reitern und 48 Geschützen mit einer Gesammtstärke von 20 800 Mann. Bei der Mobilisirung derselben handelte es sich lediglich um Einberufung des zur Disposition beurlaubten Dritttheils, wodurch die Stärke jedes Bataillons von 700 auf 1000 Gewehre erhöht wurde, während die Zahl der Geschütze jeder Batterie von 4 auf 8 verdoppelt wurde und die Kavallerie einfach in ihrer Friedensstärke auszurücken hatte. Es konnte mithin die aktive Armee in der Stärke von 24 000 Gewehren, 14 000 Reitern und 96 Geschützen aufgestellt werden, ohne daß eine Verschiebung der Kadres eintrat.

Bemerkenswerth ist hierbei, daß die zur Verdoppelung nothwendigen Geschütze wirklich vorhanden und auch die zur Bespannung erforderlichen Zug-

pferde schon im Frieden designirt waren. Auch war die Mobilmachung der aktiven Armee gut vorbereitet und durch das zu den größeren Truppenübungen ganz kriegsmäßig erfolgende Mobilisiren einer größeren Anzahl von Bataillonen auch wirklich vorgeübt.

Das zweite Aufgebot, die Reserve-Armee, sollte 24 weitere Bataillone zu je 1000 Gewehren aufstellen. Da nun die Armee jährlich die Hälfte ihres Bestandes, nämlich 10 000 Mann, als ausgebildet entlassen hatte, waren die entlassenen Jahrgänge 1879—85 etwa 60 000 Mann stark. Somit waren 70 000 ausgebildete Mannschaften vorhanden, aus denen nicht nur das erste Aufgebot komplettirt, sondern auch fast das ganze zweite Aufgebot aufgestellt werden konnte. Thatsächlich wurde bei der Mobilmachung der Kriegsetat der aktiven Infanterie sogar überschritten, vom zweiten Aufgebot indessen nur 8—9000 Gewehre aufgestellt.

Für die Formirung des dritten Aufgebotes, des Landsturmes, waren zwar im Frieden noch keine Vorbereitungen getroffen, doch besaß Bulgarien ein militärisch organisirtes Gensdarmerie-Korps von 1200 berittenen und 400 unberittenen Mannschaften, welche nebst 7000 Freiwilligen, meist Muhamedanern, auch wirklich in die mobile Armee eingestellt wurden.

In Serbien war die allgemeine Wehrpflicht nominell schon 1862 eingeführt; doch bildeten 4 Infanteriebataillone, 1 Eskadron, 26 Fußbatterien und 1 Pionierbataillon die Kadres für eine aufzustellende Feldarmee von 153 000 Mann mit 180 Geschützen!

Die Mobilisirung 1876 lehrte die Unmöglichkeit, trotz der größten Begeisterung aus so winzigen Kadres eine so starke Armee aufzustellen. Infolge dieser Erfahrungen wurde unter wiederholter Reorganisation der Armee 1883 die Dienstzeit bei der Fahne — nominell wenigstens — auf 2 Jahre festgesetzt. Die Wehrpflicht dauerte vom 20. bis 50. Jahre, umfaßte also 30 Jahrgänge. Die 10 jüngsten Jahrgänge bildet die aktive Armee, die 7 nächsten die Reservearmee, und die 13 letzten die Reichswehr.

Dieser theoretisch große Fortschritt blieb aber praktisch zunächst ohne Bedeutung, weil erst im Jahre 1893 alle 30 Jahrgänge aus gedienten Mannschaften bestehen konnten. Ferner wurde der Nutzen des allgemeinen Wehrpflichtgesetzes völlig illusorisch dadurch, daß die zweijährige Dienstzeit bei der Fahne nicht eingehalten wurde, doch nicht etwa wie in Bulgarien, um durch neue Einstellungen in kurzer Zeit verhältnißmäßig viel ausgebildete Mannschaften entlassen zu können, sondern aus Familien- und Sparsamkeitsrücksichten. Die Dienstpflichtigen zerfielen nämlich in drei Klassen, von denen nur die erste Klasse die vollen 2 Jahre, die zweite nur 5 Monate und die dritte gar nur 1 Monat zu dienen hatte. Zahlreiche Beurlaubungen kamen hinzu, um die thatsächliche Dienstzeit noch bedeutend abzukürzen.

Dieses System ergab naturgemäß eine ganz ungleichmäßige, und zum größten Theil milizartig ausgebildete Truppe. Auch die späteren Einberufungen

waren nur kurz und boten keinerlei Erfolg für die kurze Dienstzeit bei der Fahne.

Die permanenten (Friedens-) Kadres bestanden eigentlich aus 15 Bataillonen, 6 Eskadrons und 23 Batterien, in einer Stärke von 9600 Gewehren, 880 Reitern und 132 Geschützen, mit den technischen und Sanitätsformationen etwa 17 000 Mann. Infolge der zahlreichen Beurlaubungen wurden aber thatsächlich nur etwa 12 000 Mann wirklich unter den Fahnen gehalten.

Diese 12 000 Mann nun sollten im Mobilmachungsfalle die Kadres für 45 000 Gewehre, 3700 Reiter und 264 Geschütze, sowie alle technischen Formationen des 1. Aufgebotes (zusammen allein 55 000 Kombattanten) bilden. Hiernach mußten sämmtliche Waffen mit Ausnahme der Artillerie verfünffacht, letztere verdoppelt werden. Für das aufzustellende 2. Aufgebot (46 000 Kombattanten mit 1700 Reitern und 120 Geschützen) und für das 3. Aufgebot (42 000 Gewehre) existirten im Frieden keinerlei Kadres.

Die planmäßige Aufstellung aller 3 Aufgebote würde ja 195 Bataillone, 31 Eskadrons und 66 Batterien mit einer Gesammtstärke von 150 000 Kombattanten ergeben haben. Vergleicht man aber mit diesen Zahlen die winzigen Friedens-Kadres (15 Bataillone, 6 Eskadrons und 23 Batterien mit 12 000 Mann Effektivstärke) und hält dem noch entgegen, daß im Jahre 1885 erst 17 000 Mann als ausgebildet entlassen waren, und mithin selbst das 1. Aufgebot nur zu zwei Dritttheilen aus einigermaßen ausgebildeten Leuten bestehen konnte, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die serbische Armee im Jahre 1885 noch vollständig den Charakter eines Milizheeres trug.

Ein Vergleich mit der bulgarischen Armee — von der ostrumelischen Miliz, die nur eine Miliz war und auch nichts anderes sein sollte, sei hier vollständig abgesehen — zeigt also auf der einen Seite die durchgeführte allgemeine Wehrpflicht, auf der anderen Seite alle Mängel eines Milizsystems. In Bulgarien betrugen die Friedenskadres 66%, in Serbien nur 25% des mobilen 1. Aufgebotes. In Bulgarien konnte das ganze 1. und auch noch der größte Theil des 2. Aufgebotes aus vollkommen ausgebildeten Mannschaften zusammengestellt werden, in Serbien mußte die Hälfte selbst des 1. Aufgebotes aus Leuten gebildet werden, deren Dienstzeit nur nach Wochen zählte. In Bulgarien sollte die Kavallerie in ihrer Friedensstärke ausrücken, in Serbien sollte sie verfünffacht werden; in Bulgarien waren die Geschütze zur Verdoppelung der Artillerie vorhanden und die Zugpferde designirt, in Serbien stand nur ein ganz kriegsunbrauchbares Reserve-Material zur Verfügung, und an Zugpferden herrschte vollständiger Mangel.

Eine Mobilmachung 1885 bewies denn auch die Unzulänglichkeit des serbischen Systems. Während in Bulgarien die Mobilmachung vollkommen planmäßig verlief, blieb in Serbien trotz der Einstellung Unausgebildeter selbst bei der Infanterie der aktiven Armee die Zahl hinter der planmäßigen

zurück; die Bataillone konnten statt 750 nur 600 Gewehre stark gemacht werden, wodurch die Infanterie von 45 000 auf 36 000 Gewehre sank. Von der Infanterie 2. Aufgebotes sollten zur Aushülfe 15 Bataillone (nur der vierte Theil) mobilisirt werden, doch gelang es nach wochenlanger Anstrengung nur 7 Bataillone 2. Aufgebotes zu formiren, welche die Zahl der Gewehre auf 41 000 hoben.

Blieben aber schon die Infanterieformationen hinter denen des Mobilmachungsplanes zurück, so war dies noch mehr bei den berittenen Waffen der Fall. Weder Zug- noch Reitpferde waren zu beschaffen. Statt bereits im Frieden Pferdelieferungen, namentlich mit dem benachbarten Ungarn, abzuschließen, sollten grundsätzlich alle Pferde aus dem wenig zahlreichen und leistungsfähigen einheimischen Material beschafft werden.

Infolge dessen konnte die Kavallerie statt mit 4000 nur mit 1200 Pferden ausrücken, und auch die Artillerie verzichtete bei dem Mangel an Zugpferden darauf, ihr veraltetes Material planmäßig zu verdoppeln; sie rückte einfach in ihrer Friedensstärke aus.

Diese Thatsachen bestätigen die allgemeine Erfahrung, daß man die Infanterie des stehenden Heeres bei einer Mobilmachung höchstens verdrei- bis verfünffachen, die Artillerie nur verdoppeln kann, während die Kavallerie, falls sie kriegsbrauchbar sein soll, schon im Frieden präsent gehalten werden muß. Alles was darüber hinausgeht, existirt, falls nicht ganz vorzügliche Vorbereitungen getroffen sind, nur auf dem Papiere.

2. Generalstab und Offizierkorps.

Bezüglich der Leistungen, die man im Kriege von einem Generalstab und vom Offizierkorps erwartet, scheint der Feldzug alle theoretischen Lehren gradezu auf den Kopf zu stellen.

Der serbische Generalstab war ja keine Mustereinrichtung. Einen Generalstabs-Chef gab es im Frieden nicht, überhaupt keine Zentralstelle, vielmehr waren die Generalstabs-Offiziere auf die 5 Divisionen vertheilt. Alle Aufgaben eines Großen Generalstabes fielen somit weg, und damit nicht allein die einheitliche Leitung und das schon im Frieden vorbereitete Zusammenwirken und Ineinandergreifen der Oberleitung und der Divisionen, sondern auch die so überaus wichtige Orientirung über die Streitkräfte der Nachbarstaaten, und in erster Linie wieder Bulgariens. Wenn sich auch annehmen läßt, daß sich die Offiziere des Generalstabes aus eigenem Antriebe mit diesen Fragen beschäftigten, beziehentlich eine fortgesetzte Orientirung darüber ihnen sogar oblag, so fehlte doch die Leitung, die Controlle.

Das Bedürfniß nach einer Zentralstelle und einem Chef des Stabes trat denn auch bei Ausbruch des Krieges so klar zu Tage, daß ein solcher Posten geschaffen wurde. Nur war die Wahl der Persönlichkeit insofern keine sehr günstige, als der bisherige Kriegsminister dazu bestimmt wurde.

Dadurch wurde einerseits dem Generalstab kein eingearbeiteter Fachmann gegeben, und andrerseits das Ministerium grade in dem kritischen Momente der Mobilmachung seines mehrjährigen Leiters beraubt.

Immerhin bestand aber doch der serbische Generalstab aus älteren fachwissenschaftlich gebildeten Generalstabsoffizieren, während der bulgarische Generalstab durch Abberufung der russischen Offiziere aufgelöst war und infolge dessen erst improvisirt werden mußte. Nur zwei Hauptleute, der 26jährige Petroff als Chef und der ihm zugetheilte Hauptmann Paprikoff als Gehülfe, stellten den bulgarischen Generalstab und die einzige Stütze des Fürsten Alexander dar. Beide waren zwar auf der Militärakademie in Petersburg ausgebildet, hatten aber noch keine praktische Erfahrung und waren mit ihrem Posten nicht vertraut.

Zu einem Trugschluß darf dies nicht führen! Die Ueberlegenheit der bulgarischen Operationen über die serbischen beweist keineswegs die Ueberlegenheit dieses bulgarischen Generalstabes über den serbischen. Es war hier vielmehr die Ueberlegenheit des Feldherrn, welche den Ausschlag gab. Ja, wäre ein serbischer großer Generalstab schon im Frieden organisirt gewesen, so hätte König Milan in demselben eine Stütze finden können und es wäre dann vielleicht an Stelle eines vielköpfigen Hauptquartiers ein energischer einheitlicher Wille getreten.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Offizierkorps. Durch die Abberufung der russischen Offiziere wurde Fürst Alexander vor die schwere Aufgabe gestellt, mit der Mobilisirung der Armee eine ganz vollständige Neuorganisation des Offizierkorps zu verbinden. Gegenüber dem Bedarf von 528 Offizieren für die beiden ersten Aufgebote standen nur 147 zur Verfügung, und zwar fast nur Hauptleute und Subalternoffiziere. Hauptleute erhielten die Kommandos der zusammengesetzten Detachements und Kolonnen der Regimenter und Bataillone, Lieutenants und Portepeefähnriche wurden an die Spitze von Kompagnien, Eskadrons und Batterien gestellt; die Lieutenantsstellen wurden mit Unteroffizieren besetzt. Nur wenig Hauptleute, dienten länger als 7 Jahre, die Premierlieutenants hatten höchstens 5, die Sekondelieutenants höchstens 1 Jahr gedient und kein Offizier der bulgarischen Armee hatte das 40. Lebensjahr überschritten.

Daß dieses ebenfalls so zu sagen improvisirte Offizierkorps dem praktisch und größtentheils wissenschaftlich gebildeten serbischen Offizierkorps die Spitze bieten konnte, daß junge Hauptleute gegen dienstergraute Generale mit Erfolg kämpften, beweist wiederum keineswegs die Entbehrlichkeit eines zahlreichen Offizier- und Unteroffizierkorps schon im Frieden. Zahlreiche Verhältnisse strategischer, taktischer und administrativer, ja psychologischer Natur wirkten vielmehr hier zusammen und gaben den Ausschlag. Daneben wurde aber auch der glühende Ehrgeiz und Thatendrang, welcher die jungen bulgarischen Offiziere beseelte, von großer Bedeutung. Stolz auf ihre neuen hohen Würden

und unbekannt mit der damit verbundenen Verantwortlichkeit ging ihr ganzes Streben dahin sich auszuzeichnen und womöglich Jeder allein eine Schlacht zu gewinnen. Daß die jungen bulgarischen Offiziere eine ganz wunderbare Leistungsfähigkeit an den Tag gelegt haben, kann nicht bestritten werden. Schon Napoleon wandte der steten Verjüngung des Offizierkorps jederzeit seine Aufmerksamkeit zu, und die größten Feldherren aller Zeiten, wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Prinz Eugen, Friedrich und Napoleon standen ja fast alle im jugendlichen bez. jüngeren Mannesalter. Nichtsdestoweniger machte sich in der bulgarischen Armee in den Tagen von Pirot, wo alle Disziplin zu schwinden drohte, der Mangel von älteren angesehenen Offizieren recht empfindlich geltend, wodurch der Beweis geliefert wird, daß die Pflichten des Offizierkorps nicht allein in der taktischen Führung, sondern auch in der Wahrung der Autorität und Aufrechterhaltung der Disziplin bestehen, eine Aufgabe, der sich das junge bulgarische Offizierkorps nicht recht gewachsen zeigte.

3. Bekleidung und Ausrüstung.

Bezüglich der Bekleidung waren, für einen Winterfeldzug wenigstens, auf beiden Seiten im Frieden nicht genügende Vorbereitungen getroffen worden. Zumal in der serbischen Armee, deren saubere und militärische Uniformirung übrigens von allen Augenzeugen gerühmt wird, fehlte es in Folge der finanziellen Nothlage, in welcher das Land sich fortwährend befand, an Mänteln, Kapuzen, Leibbinden, gutem Schuhzeug, Handschuhen, kurz an beinahe Allem. Die freiwilligen Gaben der Bevölkerung konnten diesem Uebelstande nur wenig abhelfen und die Bestellungen im Auslande ließen sich nicht schnell genug effektuiren. Nur wenn dies Alles im Frieden schon vorhanden ist, hat man es auch bei Ausbruch des Krieges sicher zur Hand.

In Bulgarien fehlte es zwar auch an dem Allen, doch trat hier ein Ersatz ein in Gestalt zahlloser Schafpelze, die von den irregulären Truppen mitgebracht und auch für die aktive Armee in ausreichender Zahl beschafft wurden, so daß die bulgarische Armee von Frost und Nässe thatsächlich viel weniger zu leiden hatte, als die serbische.

Die Bewaffnung der beiderseitigen Infanterien entsprach den modernen Anforderungen, während die Mängel der Artillerien, namentlich der serbischen, schon oben dargelegt wurden, woraus das Gesetz resultirt, nicht aus falscher Sparsamkeit im Frieden der Armee eine kriegsuntüchtige Waffe zu lassen, etwa in der Hoffnung, sich noch einige Jahre damit zu behelfen und dann bei Einführung eines neuen Modelles alle technischen und bellistischen Vorzüge zu vereinigen. Die Waffentechnik schreitet stetig fort; und daraus folgert, daß auch die beste Waffe immer nur eine Zeit lang die beste sein kann, und dann wieder überflügelt wird. Dem Staate, der stetig auf seiner Hut sein will, bleibt nichts übrig, als diesen Fortschritten zu folgen, so empfindlich auch die dabei gebrachten Opfer auch sein mögen. Zugegeben, daß die finanzielle Lage

Serbiens diesem nicht erlaubte, alle wichtigen Neuerungen auf dem Gebiete der Waffentechnik in seiner Armee einzuführen, so beweist doch die 25jährige Beibehaltung der bronzenen Vorderlader entweder eine große Sorglosigkeit, oder eine vollständige Mißverkennung der bedeutungsvollen Aufgaben der Artillerie im Kriege. Wie ganz anders hätte die serbische Armee bei den Angriffen auf Slivnitza, wie bei der Vertheidigung von Pirot dastehen können, wenn eine tüchtige Artillerie der Infanterie die Angriffsbahn vorgearbeitet bez. die anstürmenden Bulgaren schon auf große Entfernung unter wirksames Feuer genommen hätte.

Als das non plus ultra falsch angebrachter Sparsamkeit kann aber die serbische Munitionsausrüstung gelten. Es war erst vor Kurzem ein neues und vorzügliches Gewehr eingeführt. Die Besorgniß, wieder ein neues Modell anschaffen zu müssen und dann die bisherigen Patronenvorräthe nicht verwenden zu können, lag also nicht vor. Auch kam die Eröffnung des Krieges nicht überraschend; eine fast zweimonatliche Mobilmachung lag dazwischen. Nichtsdestoweniger waren bei Beginn des Feldzuges nur 5 Millionen Patronen vorhanden, so daß auf jedes Gewehr nur 125 Stück kamen. Ebenso wenig waren die Artillerievorräthe ausreichend. In der bulgarischen Armee dagegen waren für jedes Berdan-Gewehr 500 Patronen, im Ganzen 21 Millionen Stück, vorhanden, und auch für die Artillerie gab es völlig ausreichende Munition.

Der Munitionsmangel machte sich schon am zweiten Schlachttage von Slivnitza geltend; von da ab ging den Serben in fast jedem Gefecht die Munition aus, ohne daß ein Ersatz gleich zu beschaffen war. Manche Truppentheile mußten grabezu aus dem Gefecht gezogen und in Reserve gestellt werden, weil sie sich vollständig verschossen hatten. Trotzdem die sehr leistungsfähige Patronenfabrik in Kragujewatz Tag und Nacht arbeitete, konnte sie dem Mangel nicht abhelfen und die telegraphisch im Auslande bestellten Patronen konnten auch sobald nicht eintreffen. Der Patronenmangel hat mit einen grabezu entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Feldzuges gehabt. Schon das Gefühl, sich verschossen zu haben und nun wehrlos zu sein, lähmte alle Thatkraft der Soldaten wie der Offiziere.

„Dies war das große öffentliche Geheimniß", schrieb der Berichterstatter der Wiener Allgemeinen Zeitung, „innerhalb der Reihen der Nischawa-Armee vom einfachsten Soldaten bis zum Könige hinauf, und unter der furchtbar lähmenden Wucht dieser Thatsache erstarb die ganze serbische Kriegführung an der Nischawa im Kleinen wie im Großen. Die Patronentasche des Soldaten, der sich ganz brav, ja musterhaft schlug, war in der Hitze des Kampfes leer geworden. Fast behauptete eigene, selbst genommene feindliche Positionen mußten schon bei Slivnitza geräumt werden, weil man das gegnerische Feuer nicht erwidern konnte. Aber auch rückwärts fanden sich die ersehnten Tragethiere mit den Munitionskisten nicht vor und unwillig fragten sich die Blicke

der Offiziere, der Truppen-Kommandanten, was das bedeuten solle. Umsonst sprengten die Adjutanten zum Train, um die Munitionskolonnen aufzusuchen und ihnen den Weg zu den Truppen zu weisen. Es waren keine Munitionskolonnen zu finden, weil überhaupt keine da waren, oder es mußte mit dem Bischen noch vorhandener Munition gespart werden. Voll Ingrimm gaben die Kommandanten Befehl zu weiterem Rückzuge. Mit verhaltener Wuth in Blick und Miene führten die Offiziere ihre Abtheilungen vor dem schnellfeuernden Feinde kampflos zurück. Eine maßlose Bestürzung nahm in den Reihen der Mannschaft überhand, und wo sonst siegbewußter Heldenmuth geherrscht, waltete verderbenbringende Panik. So sah es bei den Truppen aus."

„Im Hauptquartier aber ging es noch trostloser her. Zu den offenkundigen politischen, strategischen und taktischen Gebrechen der eigenen Kriegführung, welche bei Slivnitza zu dem jähen Umschlage des Siegeslaufs der ersten drei Kriegstage geführt hatten, trat nun das wohl einzig dastehende administrative Verschulden der Kriegsverwaltung, welches mit völligem Verderben drohte. Jedwede strategische Konzeption war von vornherein illusorisch, jedwede taktische Maßnahme völlig haltlos geworden. Position um Position mußte aufgegeben, Kampf um Kampf abgebrochen, Marsch um Marsch retirirt werden, denn die für einen einzigen Kampftag reichende Munition mußte für den Verzweiflungskampf aufgespart werden. Kurz, das ganze Hauptquartier, Generalstab wie Oberkommandant, waren völlig lahm gelegt, und nie noch hat vielleicht ein Herrscher so furchtbare Tage und Nächte verlebt, wie König Milan vom 18. bis zum 28. November."

4. Verpflegung.

Die Aufgabe, der Verpflegung der Armee im Kriege zu regeln und zu sichern, fällt der Intendantur zu. Leicht ist diese Aufgabe nicht, und ein umsichtiger Intendant ist eine ebenso große Stütze für den Feldherrn wie ein scharfblickender Generalstabschef.

Das heutige Verpflegungssystem charakterisirt sich durch rücksichtslose Benutzung aller sich bietenden Mittel. Requisitionen allein reichen nicht lange aus, aber auch der Nachschub kann einmal ausbleiben. Zwangslieferungen im Feindesland und freihändiger Ankauf im eigenen, wie Lieferungen von Großhändlern des Auslandes müssen unter Benutzung aller sich bietenden Kommunikationen zusammenwirken, um die Verpflegung der Armee sicher zu stellen. Nur wenn dies Alles schon im Frieden vorbereitet ist, kann es im Kriege mit Sicherheit funktioniren. Führung und Verwaltung, Generalstab und Intendantur müssen Hand in Hand gehen.

Die serbische Intendantur entsprach nun allerdings in keiner Weise diesen Anforderungen. Zum größten Theil bestand sie aus früheren Offizieren, welche wegen Untüchtigkeit oder Mangel an Bildung aus der Armee geschieden waren und nun eine Versorgung finden sollten. Ein Theil dieser

Beamten soll nicht einmal haben lesen und schreiben können. Daß sich die serbische Heeresverwaltung damit selbst einen Schlag versetzte, liegt auf der Hand.

Der Feldzug lehrte denn auch wirklich, daß die serbische Intendantur ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Ihr Chef, der Kriegsminister, wurde bei Ausbruch des Krieges zum Chef des Generalstabes ernannt, und sein improvisirter Stellvertreter besaß von der in Belgrad und Kragujewatz konzentrirten Armee-Verwaltung nur oberflächliche Kenntnisse. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die ein Vorschieben der Armeebedürfnisse über die Bahnstationen Nisch und Wranja hinaus verursachen mußte. Wasserwege waren nicht vorhanden; der gesammte Nachschub war also lediglich auf die mangelhaften Straßen angewiesen. Da es auch an Pferden mangelte, um den organisationsmäßigen Train zu bespannen, mußten Zugochsen verwendet werden, obgleich dieselben einen schwerfälligen und für einen Angriffskrieg daher ungenügenden Ersatz boten.

Die serbische Intendantur hätte, um einen Angriffskrieg, und noch dazu in einem so dünnbevölkerten und mit mangelhaften Kommunikationen versehenen Gebirgslande wie Bulgarien, zu führen, ganz umfassende Vorbereitungen treffen müssen. Die Etappenlinien hätten naturgemäß von den Eisenbahnendstationen Nisch und Wranja über Pirot und Trn auf Sofia vorgeführt werden müssen. Nisch war auch thatsächlich als Sammelmagazin und Hauptdepot für die vier Divisionen der Nischawa-Armee bestimmt worden, während der nördlich des Balkan operirenden Timokdivision Zajetzar als solches diente. Da erst vor Kurzem die im Jahre 1885 ziemlich ergiebige Ernte eingebracht war, so waren überall reichliche Vorräthe vorhanden, welche der Armee eine Zeit lang vom Lande selbst zu leben gestatteten. Die Leichtigkeit, mit welcher diese Art der Verpflegung vor sich ging, ließ die serbische Intendantur nicht in die Zukunft blicken. Statt längs der Grenze, namentlich bei Pirot und Vlassituischi, große Magazine anzulegen, that man nichts, obgleich Zeit dazu und Kräfte reichlich vorhanden gewesen wären, als die Armee wochenlang erst bei Nisch, dann bei Pirot und Vlassituischi stand. Nur in Pirot wurde eine große Feldbäckerei errichtet.

Schon als die serbische Armee vier Wochen lang unthätig an der bulgarischen Grenze stand, bot die Verpflegung der Armee ungeahnte Schwierigkeiten. Trotz der naßkalten Witterung konnte nur ein Theil derselben unter Obdach untergebracht werden, und bei dem Mangel an Holz entbehrten die biwakirenden Truppentheile vielfach selbst der Wohlfahrt eines Feuers. Immerhin war man da noch im eigenen Lande, und die Opferwilligkeit der Bevölkerung erleichterte eine wenigstens nothdürftige Verpflegung der Armee.

Das wurde aber ganz anders mit dem Einmarsche in Bulgarien. Bulgarien war durch die Requisitionen der bulgarischen Militärbehörden schon vollständig ausgesogen, und selbst für theueres Geld konnten die serbischen

Soldaten oft nichts mehr bekommen. Was aber auf Ochsenkarren nachgeführt wurde, genügte bei Weitem nicht. In Folge dessen herrschte schon in Zaribrod am ersten Operationstage Mangel. Dadurch, daß die Armee vor Slivnitza zum Stillstand kam, wurde zwar die Verpflegung mittelst Tausender von Ochsenkarren einigermaßen erleichtert, nichtsdestoweniger aber gab es Truppentheile, die vom 14.—20. November nicht ein einziges Mal hatten abkochen können; den ganzen Tag über durch Märsche und Gefechte angestrengt, mußten die Soldaten dafür bei Nacht hungern und frieren.

Wäre die serbische Invasion weiter fortgesetzt worden, etwa bis zu den rumelischen Grenzgebirgen, so ist es leicht möglich, daß die serbische Armee wegen Mangel an Lebensmitteln hätte umkehren müssen. Soll doch selbst nach dem Feldzuge, als die Armee im eigenen Lande und an der Bahnstation Nisch stand, Unzufriedenheit geherrscht haben, weil die Truppen nur trockenes Brod und gar keine warmen Speisen erhielten.

Auf bulgarischer Seite waren die Vorkehrungen für die Verpflegung der Armee ganz ebenso unzureichend wie auf serbischer; doch waren die Gründe hier andere. Rußland hatte in der bulgarischen Armee immer nur eine russische Avantgarde auf dem Wege nach Konstantinopel gesehen, die hinsichtlich ihres Nachschubes auf das nachfolgende russische Gros angewiesen bleiben konnte. Es gab in Folge dessen weder eine Intendantur, noch einen organisationsmäßigen Train. Beides mußte bei Ausbruch erst improvisirt werden, dies geschah auf dieselbe primitive Weise wie in Serbien; gegen 3000 Bauern mit ihren Ochsenkarren wurden requirirt, um ständig zwischen der Armee und den in Sofia aufzustapelnden Vorräthen hin- und herzufahren. Die Opferwilligkeit der Bevölkerung erleichterte dieses System, indem auch sonst die Bauern unaufgefordert ihre Vorräthe der Armee zuführten und sich als Bezahlung mit Bons begnügten.

So lange die Armee im eigenen Lande stand, genügte diese Art der Verpflegung zur Noth trotz ihrer Umständlichkeit; wurde doch selbst die Suppe aus Sofia in großen Kesseln nach dem 60 Kilometer entfernten Slivnitza gefahren, um dort nothdürftig aufgewärmt und genossen zu werden. Dahingegen erwies sich der Ochsentrain als gänzlich ungenügend, sobald die Armee nicht mehr stillstand, sondern sich in Marsch gegen Serbien setzte. Schon die Entfernung von Sofia bis Zaribrod erwies sich als zu groß. Das Hin- und Herfahren der Ochsenkarren-Kolonne nahm viel zu viel Zeit in Anspruch, und da die Armee durch das aus Ostrumelien eingetroffene Gros an Zahl verdoppelt war, konnte bei Weitem nicht allen Bedürfnissen genügt werden; ja, der Mangel an Lebensmitteln führte zu einem zweitägigen Stillstande der Operationen! Am 24. und 25. November mußte die bulgarische Armee in und um Zaribrod liegen bleiben, und erst, als am 25. Nachmittags einige Kolonnen mit Mundvorräthen eintrafen, konnte am 26. der Vormarsch fortgesetzt werden.

Noch ſchlimmer wurde dies bei Pirot. Hier hatte die ſerbiſche Armee ſchon vier Wochen lang gelebt und die ganze Umgegend ausgeſogen. Als daher die bulgariſche Hauptkolonne einige Tage in Pirot und Umgegend lagerte, herrſchte genau ebenſo empfindlicher Mangel an Lebensmitteln, wie in der ſerbiſchen Armee vor Slivnitza. Theilweiſe bildete das aus Sofia nachgeführte Brod die einzige Nahrung. Infolge deſſen ſuchten die Bulgaren und Oſtrumelioten auf eigene Fauſt ſich Lebensmittel zu verſchaffen, was zu der in der Preſſe ſcharf verurtheilten Plünderung von Pirot und Umgegend führte.

Dieſe Vorgänge liefern den Beweis, daß die Operationsfähigkeit einer Armee in direktem Verhältniß mit der Organiſation des Verpflegungsweſens ſteht; dieſe wiederum hängt aber von der Leiſtungsfähigkeit der Intendantur ab. Das iſt im Kriege eine Klippe, an der z. B. die Operationsfähigkeit der ruſſiſchen Armee ſcheitern dürfte. Mag dieſe Rieſenarmee auch wirklich programmmäßig aufgeſtellt werden, was bekanntlich zu bezweifeln ſteht, ſo muß ſie doch auch *leben* können, ſonſt nützt ihr die beſte Waffe und die beſte Führung nichts. 68.

(Schluß folgt.)

Kriegstagebuch des heſſiſchen Generalſtabes über den Feldzug von 1792 in der Champagne und am Main.

Nach einem archivaliſchen Original (Marburger Staatsarchiv)

bearbeitet von

Dechend,

Premier-Lieutenant im Heſſiſchen Füſilier-Regiment Nr. 80.

II.

Freitag, den 24. Auguſt. Sobald die erſte Morgenröthe anbricht, wird gelockt und Reveille geſchlagen, dann verleſen, die ausrückenden Kommandos werden abgetheilt und, nachdem geladen iſt, rücken ſie zur Ablöſung der Poſten aus. Gegen 7 Uhr ritten Se. Hochf. Durchlaucht zur Beſichtigung der ausgeſtellten Kommandos aus und genehmigten ihre Stellung.

Dieſen Abend lief eine Nachricht aus dem Preußiſchen Hauptquartier ein, welche die Wegnahme der franzöſiſchen Feſtung Lo[illegible]

Bürger dieses Ortes hatten den Kommandanten zur Uebergabe gezwungen, nachdem einige Häuser der Stadt durch hineingeworfene Bomben in Brand gerathen waren. Der Kommandeur des Regiments d'Angoulême soll sich aus Verzweiflung ersäuft haben. Die in Garnison daselbst gelegenen französischen Nationalgarden und Linientruppen sind nach geleistetem Eide binnen Jahresfrist nicht wieder zu dienen losgelassen worden, jedoch ist das Regiment Angoulême in Gefangenschaft geblieben, da man unter demselben einen eingewurzelten Parteigeist bemerkte. Es erging noch eine, aber unverbürgte Nachricht, daß der französische General Lafayette mit 8 anderen Generalen*) seiner Armee von dieser entflohen und im Brabant'schen erkannt und (von den Oesterreichern) arretirt worden sei.

Der Major v. Lehsten wurde diesen Mittag mit einem Schreiben an den Herzog von Braunschweig abgeschickt.

Sonnabend, den 25. August. Es war heute der erste trockene und leidliche Tag, seit wir im Lager gestanden haben. Bei der Ordre ward befohlen, daß die Stabsoffiziere du jour stets beim Ausrücken der zur Deckung des Lagers bestimmten Kommandos gegenwärtig sein sollten.

Diesen Abend kam der Obrist v. Wurmb aus dem preußischen Hauptquartier zurück und bestätigte die Nachrichten von der Wegnahme von Longwy, auch von der Arretirung des Generals Lafayette. Das Hauptkorps der preußischen Armee, wobei J. Majestät der König und der Herzog von Braunschweig sich befinden, steht jenseits Longwy bei Cutry. Ein anderes detachirtes Korps derselben steht weiter links vorwärts nach Metz zu. Von der österreichischen Armee steht das Clerfait'sche Korps bei Tombécourt, das Hohenlohe'sche Korps in der Gegend von Remich und ein drittes Korps unter dem Fürsten Esterhazy im Breisgau. Die Emigrirten-Armee der französischen Prinzen steht zwischen Bredimus**) und Grevenmacher. Die feindliche Armee, von Luckner kommandirt, soll sich unter die Kanonen von Metz zurückgezogen haben.

Da im Lager bei uns nichts von Erheblichkeit heute zu erwarten stand, so erlangte ich Höchsten Urlaub, um den 3/4 Stunden von hier liegenden Flecken Grevenmacher zu sehen. Ich fand daselbst ein Kavallerie-Lager französischer Emigrirter, die 1300 Mann stark sein sollten und les compagnies rouges genannt wurden. Ihr Befehlshaber war der Conte de Clarac. Grevenmacher ist ein kleiner, aber wohl gebauter Flecken. Seine Lage an der Mosel wird von den kombinirten Armeen dahin benutzt, um Magazine herzuführen. Ueberdies soll jenseits eine Chaussee von 8 Stunden bis Luxemburg führen.

*) Lafayette floh mit 23 Offizieren am 19. August unter der Anklage des Hochverraths, während in Dumouriez bereits am 16. sein Nachfolger in der Führung des Nordheeres ernannt war.

**) d. i. Stadtbredimus nördlich von Remich.

Sonntag, den 26. Auguſt. Dieſen Morgen traf der preußiſche Major und Flügeladjutant des Königs, v. Rüchel, hier ein, um preußiſcherſeits zur Konzertirung der Operationspläne allhier gegenwärtig zu bleiben, ſowie unſrerſeits der Obriſt v. Kreutzburg ſich im preußiſchen Lager befindet. Auch kam der Major v. Lehſten mit einem Antwortſchreiben des Herzogs von Braunſchweig von demſelben wieder zurück.

Montag, den 27. Auguſt. Die Avantgarde bekam Höchſten Befehl, um 1 Uhr Nachmittags aufzubrechen und einen Tagesmarſch ſtets vor dem übrigen Korps im Voraus zu behalten. Das ganze heſſiſche Truppenkorps aber erhielt Ordre, morgen folgendermaßen aus dem Lager aufzubrechen und bei Ob.-Anven auf eine Nacht ein neues zu beziehen: die Kavallerie ſoll um 2 Uhr Morgens ihre Feldwachen einziehen, Generalmarſch blaſen laſſen und die Zelte abbrechen, um 3 Uhr Vergatterung und abmarſchiren; die Infanterie-Brigade v. Wurmb thut das Nämliche eine Stunde ſpäter und die Brigade v. Hanſtein wiederum eine Stunde ſpäter, damit die Kolonnen ſich nicht einander beim marſchiren über die Pontonsbrücke bei Grevenmacher unnöthig aufhalten. Es ſoll in Sektions rechts abmarſchirt werden, die leichte Bagage der Regimenter bei denſelben bleiben, die ſchwere Bagage aber unter Deckung eines Kavallerie- und Grenadier-Kommandos zur Arrieregarde die Queue machen. Der Generalquartiermeiſter und die zwei Quartiermeiſterlieutenants gehen heute mit einer Bedeckung Dragoner voraus, das neue Lager abzuſtecken.

Dienſtag, den 28. Auguſt. Der heutige Marſch ward nach der geſtern gegebenen genau befolgt und war ungefähr 5 Stunden Weges. Ob.-Anven wird 2 Stunden von Luxemburg gerechnet. Der Marſch über die Pontonsbrücke bei Grevenmacher hielt ſehr auf, und da das regneriſche Wetter noch immer fortdauerte, ſo freuten wir uns ſehr der Chauſſee jenſeits der Stadt. Die Kolonne traf gegen 1 Uhr auf ihrem Lagerplatz ein und, da wir vom Feinde noch nichts zu beſorgen hatten, war auch in Auswahl der Stellung mehr auf gutes Terrain als auf ſtrenge Vorſicht Rückſicht genommen worden. Der Aufbruch des Korps iſt morgen um 5 Uhr befohlen, um durch Luxemburg durch bei Dippach und Schonweiler ein neues Lager ebenfalls nur auf eine Nacht zu beziehen.

Mittwoch, den 29. Auguſt. Es ward um 4 Uhr Generalmarſch geſchlagen und um 5 Uhr Vergatterung und abmarſchirt. Der Marſch ging über Luxemburg, da aber die Straßen voller öſterreichiſcher Brod- und Fourage-wagen waren, ſo ward durch die untere Stadt marſchirt. Die Feſtung ſcheint ſehr weitläuftig und ſehr viele Außenwerke zu haben.

Gegen 3 Uhr erreichten unſere Truppen erſt ihre Lagerſtätte zwiſchen Dippach und Schonweiler. Zu eben der Zeit ging die Avantgarde hier ab und wird heute ſchon in's franzöſiſche Gebiet einrücken, und zwar die Huſaren in Long la ville, die Jäger in Herſerange und das leichte Infanterie-Bataill in Romain und Cosnes. Da die Kolonne heute an Luxemburg vorbeika

hörte man stark kanoniren, welches vermuthlich vor Thionville gewesen ist, welches das Kaiserliche Hohenlohe'sche Korps zu belagern angefangen haben soll.

Der heutige Marsch ward zwar nur zu 5 Stunden angegeben, war aber für die Leute sehr ermüdend, wozu der Umweg um Luxemburg das Seinige beitrug.

Donnerstag, den 30. August. Um 5 Uhr ward Generalmarsch geschlagen und um 6 Uhr abmarschirt. Schon gestern sahen wir von unserem Lagerplatz die Thurmspitze von Longwy über die hohen Bäume herüberragen, womit der Wall bepflanzt ist. Heute betraten wir das französische Gebiet, und 1/4 Stunde hinter Aubange, noch 3/4 Stunden von Longwy, fanden wir einen Grenzpfahl mit der Inschrift: limites de la garnison. Gegen 1 Uhr traf das Korps auf dem abgesteckten Lagerplatz ein. Dasselbe appuyirte seinen linken Flügel hart an die Festung, die Front nach Longnyon zu. Unser heutiger Marsch war nur 4 Stunden lang gewesen. Der Tag war trocken, aber heiß, und die Anhöhe nach Longwy herauf für die Infanterie beschwerlich.

Freitag, den 31. August. Unser Korps Truppen hatte Rasttag. Diesen Morgen 6 Uhr ward zum ersten Male zum Fouragiren ausgeschickt.

Sr. Hochf. Durchl. der Landgraf ritten diesen Vormittag nach der Stadt, um solche zu besehen. Sie ist unter Ludwig XIV. angelegt und ganz zu einer ville de guerre eingerichtet. Sie ist klein, aber regelmäßig gebaut, hat breite Straßen und einen sehr schönen großen Marktplatz. Die Kasernen sind massive schöne Gebäude. Die Befestigung ist nach Vauban's Manier ganz regelmäßig mit 6 Bastionen. Der Ort hätte wenigstens eine sechswöchentliche Belagerung aushalten müssen, wenn die Furcht der Bürger, ihre Häuser zu verlieren, nicht den Kommandanten genöthigt hätte, zu kapituliren. Die Einwohner stellten sich jetzt sehr gut königlich gesinnt, es ist aber schwer zu bestimmen, ob dies nicht mehr eine Folge der Furcht im jetzigen Augenblicke, als Anhänglichkeit an ihren rechtmäßigen Souverän sei. Eine gemischte österreichische und preußische Besatzung lag in der Stadt. Der Kommandant war ein kaiserlicher Major Benedeck. Von preußischer Seite lag der Oberstlieutenant v. Thadden mit seinem Füsilier-Bataillone daselbst in Garnison.

Die vergangene Nacht sowohl, als heute Morgen hörte man eine starke Kanonade.

Zur Erhaltung guter Mannszucht und zur Verhinderung alles Marodirens wurden die schärfsten Befehle erlassen.

Unsere Avantgarde war diesen Morgen bis Longnyon und Gegend vorgerückt.

Zur Erpressung von Wagen, um Brod und Mehl herbeizufahren, wurden Kommandos ausgeschickt.

Sonnabend, den 1. September. Die 2 Grenadier-Bataillone

v. Philippsthal und v. Eschwege nebst 1 Eskadron Leibdragoner hatten Ordre erhalten, diesen Morgen um 6 Uhr zum Soutien unserer Avantgarde vorzurücken.

Sonntag, den 2. September. Es war Gottesdienst im Lager. Uebrigens genießt das Korps im hiesigen Lager fortdauernde Ruhe, jedoch mit der in Feindes Land und in der Nähe des Feindes gehörigen Vorsicht.

Montag, den 3. September. Ein aus dem preußischen Hauptquartier hierher abgeschickter Feldjäger brachte heute die bestätigende Nachricht, daß die Festung Verdun sich den Preußen nach einem kurz dauernden Bombardement ergeben hatte. 3000 darin liegende Nationalgarden wären entwaffnet und nach Leistung eines Eides, nicht wieder zu dienen, nach Hause entlassen worden. Die Preußen sollen ungeachtet des auf sie aus der Festung geschehenen starken Feuers nur 3 Mann verloren haben und 1 Offizier, der verrätherischerweise bei der Besitznahme von einem unsinnigen Nationalgarden mit einem Gewehrkätzer im Rücken tödtlich verwundet wurde.

Dienstag, den 4. September. Das Corps d'armée erhielt bei der heutigen Ordre Befehl, morgen aus dem Lager aufzubrechen. Um 6 Uhr soll Vergatterung geschlagen und abmarschirt werden. Alle mögliche Vorsichtsmaßregeln werden während des Marsches beobachtet. Die Kolonne marschirt links ab. Die neue Feldwache der Kavallerie macht die Avantgarde und die alte Feldwache die Arrieregarde. Es wird bei Longnyon, 4 Stunden von hier, ein neues Lager bezogen werden.

Mittwoch, den 5. September. Der gestrigen Ordre gemäß geschah heute der Aufbruch und auf äußerst schlimmen Wegen und noch böserem Wetter erreichten wir die neu abgesteckte Lagerstätte bei Longnyon. Das Lager der Infanterie war diesseit des gen. Fleckens, die Avantgarde war zum Theil in Longnyon, zum Theil detachirt, um die rechte Flanke zu decken, die Kavallerie aber kampirte jenseit des Ortes. Die Front des Lagers war nach Montmédy zu, einer noch nicht in Besitz genommenen feindlichen Festung. Unser Lager war nur etwas über 3 Stunden davon entfernt, dagegen waren unsere Vorposten bis dicht vor die Festung poussirt. Gegen Abend begaben sich J. Durchl. der Landgraf nebst dem Prinz Friedrich nach Longnyon, um den Ort zu besehen. Es ist ein ziemlich weitläufiger und nicht übel gebauter Flecken am Flusse Chiers. Die Häuser sind alle von zwei Stockwerken und haben, wie überhaupt in diesem Theile von Frankreich, äußerst platte Dächer. Es sollen hier Eisenhammer und eine Stückgießerei sein.

Donnerstag, den 6. September. Das Korps brach um dieselbe Stunde wie gestern auf, um auf den Anhöhen jenseits Pillon eine neue Stellung zu nehmen. Unsere Avantgarde blieb in den seit dem 1. September besetzten Orten und ward eins mit unserer Arrieregarde. Die Weite des heutigen Marsches war nur von ungefähr 2½ Stunden, aber der Weg übel, obgleich er Chaussee war, die aber durch die vielen Transportwagen der

preußiſchen Armee ganz verdorben worden. Der neue Lagerplatz war auf einer Höhe zwiſchen Pillon und Mangiennes gewählt. Das Korps kouronnirte dieſe Anhöhe und folgte mit ſeiner Front den natürlichen Biegungen des Berges. Die Hauptfront war nach Montmédy zu und unſer Lager war noch durch aufgeworfene Fleſchen und Schanzen gedeckt.

Freitag, den 7. September. Dieſe vergangene Nacht brannte ½ Stunde von hier die verlaſſene Abtei Chatillon vermuthlich durch zurückgelaſſenes, verwahrloſtes Feuer eines um 7 Uhr abmarſchirten preußiſchen Kommandos ab. Dieſe Abtei hatte ſchöne Gebäude, war aber von ihrem Käufer ſelbſt faſt zerſtört worden, damit nichts davon in preußiſche Hände fallen ſolle. Ein kleines von uns daſelbſt zur Sicherheit des Lagers hingeſetztes Kommando leiſtete die thätigſte Hilfe zur Löſchung, bewirkte aber nichts, als die dabei gelegene Meierei vor dem weiteren Ausbreiten des Feuers zu ſichern.

Im Lager beſchäftigte ſich Alles mit Putzen der Gewehre, Armatur- und Montirungsſtücke.

Unſer gn. Herr, der ſich vorgeſetzt hatte, morgen nach dem Hauptquartier Sr. Majeſtät des Königs von Preußen jenſeits Verdun zu gehen, befahlen mir wie auch dem Flügeladjutanten Major v. Heiſter, mit einem Relais von Pferden unter einer kleinen Bedeckung bis zu dem Dorfe Grand Bras, eine Stunde von Verdun, noch heute vorauszugehen.

Sonnabend, den 8. September. Dem geſtern erhaltenen Befehl zu Folge erwarteten wir ſeit 7 Uhr Morgens auf der Chauſſee unweit Grand Bras die Ankunft unſeres durchl. Herrn, als der preußiſche Major und Flügeladjutant v. Rüchel aus dem Hauptquartier bei Pillon ankam und hinterbrachte, daß ein geſtern Nacht ½12 Uhr im heſſiſchen Lager angekommener preußiſcher Feldjäger durch die überbrachte Depeſche veranlaßt habe, daß das ganze Korps unſerer Truppen dieſen Morgen 5 Uhr aufgebrochen ſei, um ein neues Lager allhier bei Verdun zu beziehen. J. Durchl. der Landgraf, mit der Führung Ihrer Truppen beſchäftigt, hätte alſo auch Ihren vorgehabten Beſuch im preußiſchen Hauptquartier verſchoben. — Es ward gleich darauf das neue Lager auf der Anhöhe über Grand Bras abgeſteckt, und nach 1 Uhr traf die Kolonne der heſſiſchen Truppen nach einem zurückgelegten 5 Stunden weiten Marſch in demſelben ein. Es wurden ſogleich vom General-Adjutanten Obriſt v. Wurmb die nöthigen Kommandos zur Sicherheit des Lagers ausgeſetzt. Daſſelbe ſteht auf einem hohen Berge, an deſſen Fuße rechter Hand in einiger Entfernung die Maas vorbeifließt, linker Hand aber die Chauſſee nach Verdun fortläuft. Die Front des Lagers iſt nach Verdun zu.

Sonntag, den 9. September. Dieſen Morgen erſt trafen die Grenadier-Bataillone, die Huſaren, Jäger und leichte Infanterie von ihren bei Longnyon, Marville und Gegend gehabten Poſten hier ein und bezogen erſtere ihre angewieſenen Lagerplätze in der Linie, letztere wurden aber nach

Vacherauville, Grand et Petit Bras und Louvemont zum Kantonniren und zur Deckung des Lagers vertheilt. In Longnyon und l'abbaye Chatillon waren nur zwei verschiedene Kommandos, beide zusammen zu etwa 100 Mann, zurückgeblieben, um die Kommunikation zwischen Longwy und Verdun zu sichern, welches wegen der nahen feindlichen Festung Montmédy, worin an 3000 Mann Garnison sein soll, desto nothwendiger war.

Diesen Morgen um 8 Uhr ritten unser durchl. Herr nebst dem Prinzen Friedrich und einem kleinen Gefolge nach dem preußischen Hauptquartier ab. Es wurde Verdun passirt, welches schon ein ziemlich beträchtlicher Ort und mit einer starken Citadelle versehen ist. Zu Glorieux, einem Edelhofe unweit der Festung, war das Hauptquartier des Herzogs, welchen unser gn. Herr zuerst besuchten, dann aber zum Königlichen Hauptquartier nach Reyalt sich begaben. J. Maj. der König empfingen unsern durchl. Herrn auf das Freundschaftlichste und nach ausgegebener Ordre verblieben J. Durchl. der Landgraf zur Mittagstafel. Nach derselben kehrten Höchstdieselben wieder zu ihrem Lager jenseits Verdun zurück. Alle Operationspläne werden äußerst geheimnißvoll verhandelt und nur nach Vermuthung erwartet man in Kurzem einen entscheidenden Vorfall, indem sich die französische Armee stark jenseits Clermont zusammengezogen haben soll. Kleine Scharmützel sind schon mehrere vorgefallen und die feindlichen Truppen sollen mit Tapferkeit fechten, aber ohne Dienstkenntniß geführt werden. Bei Fontoy war neulich ein ziemlich lebhaftes Gefecht vorgefallen, natürlich zum Vortheil der Preußen, die aber starken Widerstand vorfanden. Feindliche Patrouillen wagen sich häufig bis vor das preußische Lager.

Vom hessischen Lager aus sieht man deutlich das preußische liegen und unser Retraiteschuß ist ein Widerhall des, der im preußischen Lager geschieht.

Montag, den 10. September. Heute war Ruhetag, gegen 5 Uhr Abends erging aber der Befehl, morgen um ½6 Uhr aus dem Lager aufzubrechen.

Dienstag, den 11. September. Ungeachtet eines entsetzlich bösen Wetters ward nach der gestern gegebenen Ordre aufgebrochen, durch Verdun durchmarschirt und 2 Stunden jenseits ein neues Lager nicht weit von Fromerèville und Sivry la Perche bezogen, die Front nach Clermont. Die 2 Grenadier-Bataillone waren noch etwas weiter poussirt und vor denselben die Avantgarde, aus den leichten Truppen bestehend. Die preußische Armee defilirte in 4 Kolonnen weiter rechts nach Varennes zu; ein Theil ihrer Avantgarde poussirte seitwärts bis Clermont und soll daselbst einige 70 Gefangene gemacht haben.

Mittwoch, den 12. September. Obgleich heute allgemeiner Ruhetag sein sollte, so war er es doch nur für einen geringen Theil der Truppen, indem eine Hauptrekognoszirung der Position des Feindes bei Clermont vorgenommen wurde, zu deren Deckung die Avantgarde (der Hessen), aus sämmtlichen leichten Truppen bestehend, und das Regiment Garde genommen wurden

und außerdem ein hier stehen gebliebenes Kommando preußischer Kavallerie von 100 Pferden unter dem Major v. Osten vom Regiment Schmettau-Dragoner, wie auch 2 Mortiers einer preußischen reitenden Batterie, welche unter Befehl des preußischen Lieutenants Plümicke*) nunmehr beständig bei unserm Korps verbleiben werden. Da man aber erfahren, daß der Feind die Päße und Anhöhen jenseits Clermont besetzt halte und die Stärke des Korps nicht kannte, so wurden noch die 2 Grenadier-Bataillone und 1 Eskadron Karabiniers zur Verstärkung unserer Truppen nachbeordert. J. Durchl. der Landgraf gingen mit vor und wir rückten bis nach Clermont hinein und fanden nichts vom Feinde. Aber eine Patrouille unserer leichten Truppen, welche Clermont passirte, stieß 1/4 Stunde hinter der Stadt auf feindliche Vorposten und meinte auch, in der Entfernung Zelte eines feindlichen Lagers bemerkt zu haben. Nach Aussagen der Einwohner der Stadt sollen 5—6000 Mann in den Gehölzen jenseits stark verschanzt sein. Da der Endzweck der Rekognoszirung auf diese Art vollführt war (?), so kehrte Alles, ohne vom Feinde im Rückmarsch beunruhigt zu werden, nach dem Lager zurück, woselbst wir gegen 5 Uhr eintrafen. In der Ferne hörte man zur rechten Hand nach der Seite von Varennes zu wiederum eine starke Kanonade, und diese hatte vor unserer Rückkunft in's Lager vermuthen lassen, daß wir mit dem Feinde handgemein geworden wären. Noch heute Abend erhielten wir Befehl, morgen früh um 6 Uhr mit dem ganzen Korps aufzubrechen und vorzurücken. —

Donnerstag, den 13. September. Bei stets übler und regnerischer Witterung war dennoch der heutige Tag einer der böseſten. Die ununterbrochenen Regengüsse bewogen unsern gn. Herrn daher, den Aufbruch des Lagers bis 1 Uhr Nachmittags zu verschieben. Noch vor dem Ausmarsche sah man in der Ferne das österreichische Hohenlohe'sche Korps, welches nahe vor Thionville gestanden hatte, nach Marre zu marschiren. Dieses Korps hatte schon gestern dort eintreffen sollen und ist bestimmt, mit uns den Feind, der sich im Argonner Walde festgesetzt hat, zu observiren und nöthigenfalls anzugreifen. Wir erreichten nach zurückgelegtem nur 3 Stunden weiten Marsche gegen 6 Uhr unsere abgesteckte Lagerstätte, welche 3/4 Stunde diesseits Clermont vor dem Flusse Aire auf den Anhöhen zwischen Braincourt und Aubréville gewählt war. Die Avantgarde, noch unterstützt durch die zwei Grenadier-Bataillons, rückte noch diesen Abend nach Clermont und theils jenseits Clermont ein und die uns begleitende preußische Batterie ward auf eine dominirende Anhöhe jenseit der Stadt unter starker Bedeckung etablirt. Es war schon Abenddämmerung, ehe unser Lager aufgeschlagen ward, und da noch fouragirt werden mußte, so hatte dieses auch leider Gelegenheit zu einigen Unordnungen gegeben, welchen jedoch der höchsten Intention unseres gn. Herrn gemäß durch die strengsten Maßregeln möglichst gesteuert wird. —

*) Sollen u. A. 2—6 Pfünder, 2 Haubitzen und 4 Mortieren gewesen sein; 2 Haubitzen nahmen allerdings nur an dieser Unternehmung Theil.

2. Abschnitt.

Die hessisch-österreichische Stellung bei Clermont vom 14. September bis 2. Oktober, bezw. vor Verdun vom 2. bis 7. Oktober (einschl.).

Uebersicht der Zeitereignisse: Umgehungsmarsch der preußischen Armee zur Oeffnung der Argonnenpässe, die Hessen nebst dem Korps Hohenlohe halten den Feind bei Clermont fest, Dumouriez räumt seine Stellung bei Grand Pré in Folge der Gefechte an seinem Flügel bei Croix-aux-bois und Chêne-Populeux (12. bezw. 14. September gegen die Flügelkorps Clerfait und Kalkreuth) und rückt nach St. Menehould, wo er sich mit dem noch vom Innern im Anmarsch befindlichen Korps Beurnouville und mit Kellermann (18.) vereinigt. Rekognoszirung der Pässe von la Chalade und les Islettes durch Hohenlohe mit den Hessen (17.). Marsch der übrigen Korps gegen St. Menehould und gegen den Rücken Dumouriez's; letzteres führt bei dem Stehenbleiben des Feindes und der nicht aufnehmbaren Verbindung der Hauptarmee mit den noch bei Varennes (Hohenlohe) und Clermont stehenden Nebenkorps zu der fruchtlosen Kanonade von Valmy (20.), sowie zu Unterhandlungen mit Dumouriez (22.—29. September). Waffenstillstand auf nur einer Front, Dumouriez entsendet während desselben schon den General Neuilly in die linke Flanke der Hessen, Beurnouville in die rechte des möglichen allgemeinen Rückzuges. Abzug der Verbündeten in nordöstlicher Richtung (30.) über Grand Pré, Buzancy, Stenay, bezw. nach Verdun (Hohenlohe, die Hessen und Kalkreuth); unentschlossene Verfolgung seitens der gegnerischen Heerestheile.

Freitag, den 14. September. Obgleich wir nun der feindlichen Armee sehr nahe sind und diese Nacht sehr ausgesetzt und gefahrvoll standen, indem keiner von unseren Flügeln gehörig appuyirt war, die Oesterreicher, worauf gerechnet worden, noch nicht eingetroffen, auch die gehörigen Sicherheitsmaßregeln durch Aussetzung hinlänglicher Kommandos bei dem abendlichen Einrücken in das Lager nicht hatten genommen werden können, so verging demungeachtet Alles ruhig, außer einigen unbedeutenden Schüssen, welche zwischen unseren und den feindlichen Patrouillen hin und wieder fielen. Der Hauptmann Desclaires hatte nur den unangenehmen Vorfall, daß sein Reitknecht nebst etwas Equipage aus Unbesonnenheit gestern Abend geradezu auf die feindlichen Vorposten stieß und von denselben als gute Prise behalten wurde.

Bei Anbruch des Tages wurde die gestern durch das späte Ankommen unmöglich gemachte Besetzung aller nothwendigen Sicherheitsposten sogleich nachgeholt. Doch am vortheilhaftesten war uns das Eintreffen des Hohenlohe'schen Korps, welches nunmehr unsern rechten Flügel deckt und von Aubréville an weit rechts über Neuvilly hinaus sein Lager ausgedehnt hat. Das Hauptquartier desselben ist zu Neuvilly. Die Stärke dieses Korps wird auf 9000 Mann angegeben und man kann auf die Dienstkenntniß und Erfahrung des verdienstvollen Führers Fürsten von Hohenlohe rechnen.

In der Ferne hörte man wiederum eine starke Kanonade, welche vermuthlich durch die preußische Armee veranlaßt wird, welche versucht, die der Feinde um den Argonner-Wald zu tourniren, während daß wir bei Clermont das Durchbrechen desselben hindern sollen.

Auch unsere Vorposten scharmutzirten heute mit den feindlichen Patrouillen, und unsere Jäger, welche zur Unterstützung herbeieilten, sollen einige Franzosen getödtet haben, dieselben sind jedoch von den ihrigen mit weggetragen worden.

Sonnabend, den 15. September. Da man die Feinde auf einer uns gegenüberliegenden Waldhöhe jenseits Clermont sehr beschäftigt sah, als wollten sie daselbst eine Redoute anlegen, so ward von unserer Seite dahin mit Haubitzen geworfen; da man aber die gänzliche Verhinderung der Sache wegen des dicken Waldes nicht hinlänglich stören konnte, so schwieg unser Batteriefeuer, nachdem es etwas Unordnung unter die Arbeiter, so weit das Auge es unterscheiden konnte, zu verschiedenen Malen angerichtet hatte.

Des Nachmittags begaben Sich unser durchl. Herr nach Clermont, wo Sie nahe vor der Stadt ganz unvermuthet den Erzherzog Karl, Bruder des Kaisers, antrafen, welcher die Stellung unserer Vorposten und Kommandos jenseits der Stadt besichtigt hatte. Der junge Erzherzog hält sich jetzt bei dem kaiserlich Hohenlohe'schen Korps auf und hat ebenfalls sein Hauptquartier zu Neuvilly. Nach einer sehr freundschaftlichen Unterredung beider hohen Herren setzten unser durchl. Landgraf Ihren Weg bis zum äußersten Kommando ihrer Grenadiere jenseits Clermont fort. Ungefähr 200 Schritt von dort lag in den Gebüschen alles voll von feindlichen Jägern. Nachdem unser durchl. Herr hier etwas verweilt hatten, um gewahr zu werden, ob sich keine feindlichen Patrouillen zeigen würden, bestiegen Höchstdieselben die Anhöhe, auf der die zwei Grenadier-Bataillons postirt standen. Hier war auch die bei uns gebliebene preußische Batterie etablirt. Nachdem Sr. Hochf. Durchl. auch daselbst alles genau übersehen und durch sehr unwegsame Fußpfade bis zur höchsten Spitze des Berges hinaufgestiegen, so sahen Sie durch ein Fernrohr bis in das feindliche Lager, welchem einige aufgerichtete Freiheitsbäume zur Zierde gereichen und das von Arthur Dillon kommandirt wird, der daselbst mit der Avantgarde der Dumouriez'schen Armee steht. Erst nach gefallenem Retraiteschusse kamen J. Durchl. der Landgraf in's Lager wieder zurück, welches während dieser Zeit an 1200 Schritt mehr vorwärts aufgeschlagen war, um die Aire dichter vor uns zu haben. Diesen Abend ward ein französischer Deserteur eingebracht, von dem man aber wenig brauchbares in Erfahrung bringen konnte.

Sonntag, den 16. September. Es war kein Gottesdienst, weil ein großer Theil der Mannschaft zum Fouragiren aus war und ein anderer Theil auf Kommandos ausrückte. Die 2 Grenadier-Bataillone wurden heute von ihrem mühsam behaupteten Posten*) jenseits Clermont durch 600 Mann In-

*) Der Paß zwischen Clermont und les Islettes weist folgende Geländeformen auf: Les Islettes und Clermont liegen in den zwei Parallelthälern der Biesme und Aire; letzteres ist breiter, ersteres von Bergzügen umschlossen, welche im Westen und Süden sich sehr steil erheben und in dem sich nun bildenden Winkel den Paßweg nach Clermont hinführen. Dieser chaussirte Weg selbst bildet nach Clermont hin immer mehr eine Schlucht. Die an-

fanterie unter dem Befehl des Obriſten v. Benning abgelöſt und dies ſoll fernerhin alle 48 Stunden geſchehen. Das Grenadier-Bataillon v. Philippsthal kommt nun auf unſern rechten Flügel zu kampiren und das Grenadier-Bataillon v. Eſchwege lagert ſich zwiſchen der Aire und der Stadt Clermont, um unſerer Avantgarde im Falle der Noth deſto geſchwinder zu Hülfe eilen zu können.

Gegen 11 Uhr Vormittags ritten Se. Durchl. der Landgraf nach Neuvilly, um daſelbſt J. Königl. Hoheit den Erzherzog und den Fürſten von Hohenlohe zu beſuchen. Dieſen Nachmittag machten der im kaiſerlichen Hauptquartier befindliche General-Major v. Pfau nebſt dem franzöſiſch emigrirten General v. Klinglin unſerm Herrn ihre Cour.

Von den Vorpoſten gingen Meldungen ein, daß man im feindlichen Lager Bewegungen gewahr werde und viele glaubten, daß dies Vorkehrungen zum Aufbruche des Feindes wären.

Montag, den 17. September. Zur noch mehreren Deckung unſeres Lagers ward jenſeits Clermont rechter Hand der Chauſſee ebenfalls die eine Anhöhe mit einem Bataillon Infanterie beſetzt. Die Vermuthung von dem Aufbruch des feindlichen Lagers beſtätigte ſich aber nicht und daſſelbe ſtand wie zuvor. — Gegen 10 Uhr unternahm der Fürſt von Hohenlohe eine Rekognoszirung der feindlichen Stellung, wobei ihm unſere Jäger zur Beihülfe gegeben wurden. Dies veranlaßte von beiden Seiten eine ziemlich heftige Kanonade, doch ohne Verluſt unſerer Alliirten.

Dienſtag, den 18. September. Dieſen Vormittag erſtatteten der Erzherzog Carl unſerem gn. Herrn einen Gegenbeſuch und wurden von Höchſtdemſelben im Lager herumgeführt. — Gegend Abend machten die Feinde allerhand Bewegungen, als wollten ſie etwas gegen uns unternehmen. Auch lief das Gerücht, daß von der Seite von St. Mihiel*) ein neues Korps derſelben im Anmarſch ſei. Alles dies bewog zu Vorſichtsmaßregeln und ſämmtlichen Regimentern wurde der Befehl ertheilt, ihre Leute unausgekleidet zu laſſen.

Mittwoch, den 19. September. Die vergangene Nacht verſtrich ganz ruhig, und der Feind behauptet noch immer ſeine nämliche Stellung, obgleich unſer aller Erwartung dahingeht, daß, wenn die preußiſche Armee den Argonner Wald wird umgangen haben, die feindliche Armee den einzigen Ausweg wird ergreifen müſſen, ſich linker Hand herauszuziehen. Und dieſen Rückzug zu erſchweren und die verlaſſenen Poſten ſogleich zu beſetzen, iſt unſer Hauptaugenmerk bei jetziger Stellung. Mit Gewalt den Argonner Wald oder

---

grenzenden Höhen ſind ſtark bewaldet und von Schluchten angefüllt. Die ſüdlich der Straße hinziehenden überragen die nördlichen bedeutend, wie auch ſonſt nordöſtlich von les Islettes die Bodenerhebung abnimmt.

*) Kellermann marſchirte von Metz über Bar le duc.

vielmehr die côte de Biesme*), welche Dillon besetzt hält, wegzunehmen, würde eine große Aufopferung von Leuten erfordern und immer schwer halten, von dieser Seite anzukommen. — Auch diesen Abend wurde von den Vorposten gemeldet, daß man glaube, Bewegungen im feindlichen Lager wahrzunehmen. Diesem gemäß wurde der Befehl ertheilt, daß sich gegen 6 Uhr Morgens Alles zum Aufbruch bereit halten solle.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Bilder aus der Geschichte des Kadetten-Korps für Alt und Jung. Von v. Scharfenort. Berlin. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Von der Hand des durch mehrfache kleinere und größere Aufsätze, die in dem „Militär-Wochenblatt" und dem neuerdings vorzüglich redigirten „Soldatenfreund" erschienen, dem militärischen Lesepublikum bereits bestens bekannten Hauptmann und Bibliothekar an der Haupt-Kadettenanstalt von Scharfenort, hat die Literatur des Kadetten-Korps neuerdings eine ebenso eigenartige wie willkommene und trefflich gelungene Bereicherung durch die vorstehende, schon zum vorigen Weihnachtsfest erschienene Schrift erhalten. Weit entfernt davon, Kadettengeschichten à la Winterfeldt, Dewall und tutti quanti der neueren, noch schwächeren Nachahmer jener Vorbilder zu bieten, welche meist unwahre oder übertriebene Anekdoten, mehr oder minder zweifelhafte Witze aus dem Kadettenleben — nicht zum Vortheil des Kadetten-Korps — zu bringen liebten, hat sich der Verfasser, auf einer ganz anderen Zinne der Beobachtung und Darstellung stehend, vorgenommen, dem Leser in seinem Buch „kulturgeschichtliche Bilder, die sich von dem breiten Hintergrunde unserer vaterländischen Geschichte abheben", vorzuführen. „In der Form von Erzählungen, Stimmungsbildern, Plaudereien, Tagebuchblättern, Erinnerungen u. s. w. zieht, wiedergespiegelt in den Ereignissen der bescheidenen Kadettenwelt, die vaterländische Geschichte selbst in ihren düstern wie lichtvollsten, leuchtendsten Zeitpunkten am geistigen Auge vorüber, aus der insbesondere die Gestalten unserer Hohenzollernfürsten erhaben hervortreten." Diese, der Vorrede seines Buches entnommenen Worte schildern treffend ebenso die Grundlage wie die Absicht, von der der Verfasser bei

*) Die côte de Biesme ist der höchste Theil der westlich les Islettes sich hinziehenden Ketten.

Abfassung desselben ausging und wir müssen es ihm in voller Uebereinstimmung mit der gesammten, uns wenigstens bisher bekannt gewordenen Kritik aussprechen, daß der Verfasser seine Absicht in trefflichster Weise erreicht hat. Wenn er für „Alt und Jung", nicht blos für die Kadetten allein, sondern auch für „Alle, die sich den Sinn für Kadettenleben, Kadettenfreud und -leid bewahrt haben" und selbst für solche schreiben wollte, die, schon an des Greisenalters Schwelle stehend, seit lange den Soldatenrock ausgezogen haben, so kann man sagen, daß ihm dies nicht blos in vollstem Maße durch die Auswahl seiner Bilder und seine fesselnde, schwungvolle Darstellung gelungen ist, sondern daß diese Eigenschaften seines Buches demselben auch sicher viele außerhalb des eigentlichen militärischen Leserkreises stehende Freunde gewinnen wird. Geben doch seine Schilderungen, die sich von 1710 bis auf die Jetztzeit erstrecken und die traurigsten wie freudvollsten Tage des preußischen Volkes und Staates zu schildern wissen, ein getreues Spiegelbild des Fühlens und Denkens der den besten Kreisen unseres Volkes zugehörigen Jugend jener Zeiten, die so oft aus den engen Mauern des Korps und von der Schulbank unmittelbar zur persönlichen Theilnahme an den weltgeschichtlichen Ereignissen der preußischen Geschichte berufen wurde. Auf die Einzelheiten der fesselnden Schrift hier näher einzugehen, müssen wir uns leider des Raumes wegen versagen, Irrthümer in den Angaben aufzufinden ist uns, trotz unserer eigenen genauen Kenntniß der geschichtlichen Verhältnisse des Kadettenkorps nicht gelungen und wir schieden von der Lektüre des Buches mit der Ueberzeugung: ein Jeder, der dasselbe in die Hand nimmt, wird es — sei er Militär oder Nichtmilitär — nur mit dem größten Interesse durchlesen und von der ebenso interessanten wie lehrreichen Unterhaltung hochbefriedigt aus der Hand legen können.

Sollte in dem Verfasser dieses Buches nicht vielleicht derjenige gefunden sein, der uns endlich einmal eine wirkliche, vollständige und auf der Höhe der Zeit stehende Geschichte des Kadetten-Korps, das noch immer seines berufenen Darstellers wartet, geben könnte? Wir wagen es fast zu hoffen.

Le soldat Belge. Bruxelles chez Corné-Germon. 1889.

Ein Lesebuch für den Belgischen Soldaten; Auszüge aus der unter Aufsicht des Kriegsministeriums stehenden Monatsschrift —: ein prächtiger Gedanke liegt dieser Zusammenstellung zu Grunde, prächtig ist die Ausführung gelungen, insofern ohne Zweifel das Buch, ganz den Bedürfnissen, dem Verständniß und Empfinden des Soldaten angepaßt, gern von diesem gelesen und dadurch großen Nutzen stiften wird. Das jährliche Abonnement auf die Monatsschrift beträgt den auffallend geringen Preis von nur zwei Mark. Die gesammelten Aufsätze unseres Buches stammen aus den Jahren 1885 bis 1889. Aus dem Vorwort „An die Soldaten" seien einige Sätze hier wiedergegeben: „Du findest in diesem Dir gewidmeten Buche gute Rathschlage, schöne Beispiele von Hingebung und Aufopferung. Einige dieser Seiten werden vor Deinem Geiste wieder aufleben lassen eine heldenhafte und stolze Zeit. Wenn die Verhältnisse es erfordern, dann wirst Du, dieser Vergangenheit Dich er-

innernd, Dich Deiner edlen Vorfahren würdig zeigen. Wie sie wirst Du für die Vertheidigung der Freiheit Deines Vaterlandes tapfer zu streiten und zu sterben wissen. Du wirst, mein lieber Kamerad, für den Krieg ausgebildet. Deine Offiziere, mit denen Du durch das prächtige Band des Vertrauens verknüpft bist, haben zu Dir oft vom Kampfe gesprochen; sie haben mit allen Mitteln Deine moralische und soldatische Ausbildung möglichst vollkommen hergestellt. Sie haben Dich gelehrt, daß der Sieg abhängt von Deiner Ausbildung als Schütze, Deiner Disziplin und der Feuerleitung. Sie haben es Dir auch klar gemacht, was für Seelenstärke Du manchmal wirst besitzen müssen, um eine Stellung zu vertheidigen unter einem an Heftigkeit stets zunehmenden Feuer; um zum Angriff überzugehen, auf dem kürzesten Wege, gerade auf's Ziel los, vorwärts, immer vorwärts, mitten im Kugelregen, ohne Dich in Erregung bringen zu lassen, ohne die an Deiner Seite getödteten Freunde zu zählen, ohne daß der Gedanke zumal an ein Zurückgehen Dich erfassen dürfte . . .!" Und dann der Satz: „Wenn im Kampfgetümmel Du Deine Zuversicht nachlassen fühltest, dann mögen Deine Augen in der Haltung, in den Blicken Deiner Offiziere die Energie, den unbeugsamen Muth lesen, von dem sie Zeugniß ablegen werden." Ob dieser Satz nicht abgelauscht ist der klassischen Stelle des heutigen deutschen „Exerzier-Reglements für die Infanterie", welche lautet: „Wer merkt, daß er im Drange des Gefechts die Entschlossenheit und Ueberlegung verliert, soll auf seine Offiziere sehen"? Das belgische Soldatenbuch fährt unmittelbar fort: „Du wirst Dich ermuthigt fühlen und Du wirst Deine Pflicht thun. Deine Pflicht, immer Deine Pflicht, das ist vielleicht viel, aber man weiß es, Dein König und Dein Vaterland müssen und können Alles von Dir erhoffen . . ."

Es folgen die Kapitel-Ueberschriften hier, welche die Reichhaltigkeit des Inhalts des Soldatenbuches genau erkennen lassen: Leopold I.; Leopold II.; Marie Henriette, Königin der Belgier; Graf und Gräfin von Flandern mit dem Prinzen Baudoin (alle Genannten sind in vorzüglichen Bildern dargestellt); die Fahne; die Schlacht von Courtrai; Rede des Königs Leopold in Bruges, gelegentlich der Einweihung des Breydel- und Comic-Denkmals, im August 1887; der Rekrut; atmosphärische Luft, Athmung, Ventilation; die Bekleidung des Soldaten; Reinlichkeitspflege, Bäder, erste Hülfeleistung bei Ertrunkenen; erste Hülfeleistung bei Kranken und Verwundeten vor Ankunft des Arztes; das Lazareth; Militärische Federzeichnungen: „auf Rekognoszirung"; Branntweingenuß und Verbrecherthum; ein militärisches Leichenbegängniß; Plauderei; Vorwärts in die Batterie, Bilder aus dem Gefecht; der Selbstmord; Belgisches Kongo; Erinnerungen eines Milizsoldaten von 1870; Militärische Federzeichnungen: Ein Drama bei den Vorposten. — Der deutsche Kamerad, der die französische Sprache einigermaßen beherrscht, wird seine Freude an diesem Soldatenbuche haben: der Inhalt giebt Anlaß zu manchem Vergleich und Nachdenken! 5.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann Müller-Bohn. Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Berlin. Verlag von Paul Kittel.

Der Ankündigung entsprechend, ist dieses gediegene Werk mit der 14. Lieferung zum Abschluß gelangt. Die heute uns vorliegenden Hefte 9 bis 14 zeigen, daß unser Lob der vorhergegangenen Lieferungen in vollem Umfange auch für Fortsetzung und Schluß Geltung hat: wir besitzen in der Müller-Bohn'schen Arbeit ein echt volksthümliches Buch über den volksthümlichen Mann und Feldherrn —, sein Leben, sein Wirken, seine Zeit, soweit letztere auf ihn, und er auf sie im Wesentlichen eingewirkt. Gar trefflich, wie die Darstellung ist, sind die Bilder, — Bilder von Schlachten, von bedeutenden Männern u. s. w.

Wie viel weiter sind wir doch, zum Glück, in Festlegung des Lebens und Wirkens unserer großen Männer, als noch zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere Vorfahren: spätere Geschichtsschreiber finden die zahlreichsten und besten Quellen für ihre abschließenden Arbeiten vor! — 128.

Die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf, unter besonderer Berücksichtigung des Offizierstandes. Von einem älteren aktiven Offizier. Nebst Anhang. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1890 bei R. Eisenschmidt. 75 Pf.

Wir waren in der Lage, der dritten, 1888 erschienenen Auflage dieser die jetzt vorliegende vierte Auflage gegenüberzuhalten: das Ergebniß ist, daß beide Auflagen wörtlich übereinstimmen, also von einer neuerdings erfolgten „Umarbeitung", wie solche der Titel ankündigt, nicht die Rede sein kann. Und die „Vermehrung" besteht lediglich darin, daß aus dem bekannten vortrefflichen Schreiben des Herzogs Carl von Mecklenburg ein „Auszug" der jetzigen Auflage hinzugefügt worden ist: verständiger Weise hätte die Hälfte dieses Auszuges aus dieser Schrift, als nicht hineingehörig, weggelassen werden müssen! Wozu solche Mittelchen?! Die Schrift bedarf deren wahrlich nicht, da sie in der Gestalt der dritten Auflage allgemeine Anerkennung mit Recht gefunden hatte: sie erfüllt ihren Zweck in umfänglicher, zuverlässiger Weise. 6.

Zum Gedächtniß Ihrer Majestät der entschlafenen Kaiserin und Königin Augusta. Rede, gehalten im Augusta-Hospital bei der Abendfeier am 13. Januar 1890 von Dr. Emil Frommel, Hofprediger und Garnisonpfarrer von Berlin. Berlin 1890. E. S. Mittler u. Sohn. Preis 40 Pf.

Diese inhaltlich und formell vollendete Gedächtnißrede zeichnet ein treues und anziehendes Bild der verstorbenen Herrscherin: was sie gedacht, gestrebt, gewirkt, das wird uns mit warmen, schlichten Worten verkündet, — insbesondere tritt Ihr engeres Verhältniß zu dem von Ihr gegründeten Augusta-Hospital deutlich hervor. Wo immer Anhänglichkeit an unser Königshaus herrscht, da sollte diese Rede Verbreitung finden! 131.

Experimente über Hin- und Rückflug der Militär-Brieftauben. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Fellmer, Lieutenant im königl. sächs. Artillerie-Regiment Nr. 12. Berlin 1889 bei Friedrich Luckhardt. Preis: 50 Pf.

Gewiegte Kenner, u. A. Dr. Karl Ruß in seinem Buche: „Die Brieftaube" (Kapitel: „Die Abrichtung"), stellen die Möglichkeit in Abrede, Brieftauben derart zu dressiren, daß dieselben zwischen zwei Orten hin- und herfliegen. Und doch: welcher gewaltige Vortheil wäre es, wenn man das fertig brächte. Will man z. B. regelmäßige Nachrichten aus Warschau nach Iwangorod gelangen lassen und umgekehrt, so muß man in jedem der beiden Orte etwa 250 Tauben verfügbar halten, so daß der bloße Verkehr zwischen beiden Festungen für den Fall einer möglichen Belagerung die Unterhaltung und Dressur von nicht weniger als 500 Tauben erfordert, wie dies denn auch laut dem das Brieftaubenwesen in Rußland neu organisirenden Dekret vom 21. Oktober 1887 thatsächlich angeordnet ist. In der kleinen Schrift nun, welche Herr Lieutenant Fellmer übersetzt hat, beschreibt der Leiter des italienischen Brieftaubenwesens, Hauptmann Malagoli, seine mühsamen, aber von Erfolg gekrönten Anstrengungen und Versuche, eine Anzahl von Brieftauben auf Hin- und Rückflug zwischen zwei Orten zu dressiren. Erweist sich die Methode als zuverlässig und überall durchführbar, so wäre die Malagoli'sche Leistung gleichbedeutend mit einer Umgestaltung des ganzen Militärbrieftaubenwesens. 12.

Der Bezirkskommandeur. Von Aulhorn, Major z. D. Separatabdruck aus der Militär-Zeitung für Reserve- und Landwehr-Offiziere. Berlin 1890. Verlag von R. Eisenschmidt. Preis: 50 Pf.

Nicht die gesammte schematisch geordnete und gegliederte Geschäftsführung eines Bezirkskommandos wollte der Herr Verfasser vorführen, — die Kenntniß dieser ergiebt sich aus dem gründlichen Studium der gegebenen Bestimmungen und Verordnungen! — sondern einen Ueberblick über die Thätigkeit des Bezirkskommandeurs und die Bedeutung seiner Stellung. Ich gestehe, daß Herr Major Aulhorn es meisterhaft verstanden hat, die hohe Bedeutung und vielseitige, verantwortliche Thätigkeit des Bezirkskommandeurs, — die in den Reihen der aktiven Offiziere selten richtig gewürdigt wird, auch nicht werden kann, — in klarer Weise darzustellen. Es wäre zu wünschen, wenn die aus vollem Sachverständnisse und regster Pflichttreue und Loyalität herausgegebenen Rathschläge und Fingerzeige recht beherzigt und befolgt würden. 128.

Praktische Winke für die Feuerleitung einer Feldbatterie beim Schießen gegen Ziele des Feldkrieges. Berlin 1889 bei Friedrich Luckhardt.

Die wichtige, schnellen Erfolg versprechende Feuerleitung einer Batterie verlangt vom Kommandeur sicheren Blick, große Ruhe in Verbindung mit rascher Entschluß-

fähigkeit, Fertigkeit in der Kunst des Beobachtens, eine genaue Kenntniß der Leistungsfähigkeit des Geschützes, vollständige Beherrschung des Exerzier-Reglements und der ihrem Sinne nach einzuübenden Schießregeln, sowie eine im Gefechts-Exerzieren gut ausgebildete Truppe.

In klaren, knappen, aus Kenntniß der Theorie und aus reicher, praktischer Erfahrung erfließenden Regeln, Anhaltspunkten, Lehren bietet der ungenannte Verfasser den Batterie-Kommandeuren werthvolle Beihülfe zu ihrer Vervollkommnung in der äußerst schwierigen Feuerleitung. J.

Instruction pour les convois alpins dans l'armée italienne. Paris 1890 chez Henri Charles-Lavauzelle.

Der Kapitän Soulié hat diese italienische Vorschrift über die „Transporte in den Alpen“ in's Französische übersetzt. Dieselbe gestattet uns den Blick in eine uns ganz neue Welt; besonders werden sich unsere Truppen, zumal die Jäger an der Westgrenze, dafür interessiren. Die Lebensmittel-, Munitions- u. s. w. Transporte für die Alpentruppen geschehen vermittelst Packesel; — zuweilen wird es möglich sein, leichte Karren zu verwenden; zuweilen auch nöthig, zu Lastträgern zu greifen. 7.

Was enthalten die Schießvorschrift und das Exerzier-Reglement für die Infanterie, Abdruck von 1889, Neues? Preis: 40 Pf. Berlin 1890. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Eine zuverlässige und schnell orientirende Uebersicht über die in den neuen Reglements gebrachten Aenderungen gegen das vorher zu Kraft Bestandene. 5.

Kleine Mittheilungen.

— **England.** Das Kriegsbudget. Die Rekrutirung 1889. Das neue Militärbudget beansprucht die Summe von 17 717 000 Pfund Sterling, 389 000 mehr als das vorige. Es rechnet mit einer Effektivstärke von 138 482 Mann, gegen das Jahr 1889 1200 Mann mehr. Nach den beigegebenen Erläuterungen erklärt sich das Plus von 389 000 Pfund aus der eingetretenen Preissteigerung für Kohlen, Lebensmittel, Materialien und der Anfertigung des neuen Repetitionsgewehres. — Der Generalinspekteur des Ersatzwesens, der General Dodds, hat seinen

Bericht erstattet, aus dem hervorgeht, daß während des Jahres 1889 29 401 Kapitulationen, etwa 4000 mehr als 1888, abgeschlossen sind. Dies Ergebniß ist zufriedenstellend, besonders wenn man in Betracht zieht, daß der Aufschwung der Geschäfte, die Erhöhung der Löhne der Handlanger und der Arbeiter ohne Handwerk dem Rekrutirungswerke Abbruch thuende Umstände sind. Ohne Zweifel hat es Ausstände gegeben; aber der Generalinspekteur erklärt, daß die Erfahrung bewiesen hat, wie die Strikenden sich fast niemals in der aktiven Armee anwerben lassen, während umgekehrt die Erhöhung der Arbeitslöhne den Anwerbungen beträchtlich schadet, welche sich sofort verringern, wenn die Geschäfte flotter gehen. Die Rekrutirung an Mannschaften für die Artillerie und die Garde-Infanterie wird von Jahr zu Jahr schwieriger: daraufhin hat der Oberbefehlshaber das Mindestmaaß der Größe der für diese beiden Korps auszuwählenden Rekruten herabsetzen müssen. Jetzt ist für die Artillerie das Maaß von 5 Fuß 6 Zoll auf 5 Fuß 5½ Zoll herabgesetzt, für die Garde-Infanterie von 5,8 auf 5 Fuß 7 Zoll. . . . Am 1. Januar 1890 war der Bestand der englischen Infanterie 129 500 Mann, was der Durchschnittsbestand ist. Wie immer vermeldet der Generalinspekteur viele Desertionen: 4261 in einem Jahre, ein ungeheurer Prozentsatz der englischen Mannschaftszahl. Indessen ist diese Ziffer um 20 Prozent geringer, als die der Vorjahre. Zu bemerken ist, daß zwei Drittel der Deserteure weniger als ein Jahr dienen und daß das andere Drittel fast ganz aus jungen Leuten sich zusammensetzt, welche seit weniger als 3 Monaten angeworben sind. Demgemäß hält der Generalinspekteur dafür, wie zur Belebung der Rekrutirung und Aufrechterhaltung des Mannschaftsbestandes es nöthig ist, daß der Angeworbene in seiner Karrière Vortheile sieht, die denen der Arbeiter überlegen sind und daß, wenn man den Soldaten nicht Civilämter in den Bureaus und Staatsverwaltungen nach ihrer Entlassung aus dem aktiven Dienste giebt, man Mühe haben wird, das zuverlässige Arbeiten des jetzigen Systems zu erhalten, dessen Prinzip ist eine kurze Dienstzeit bei der Fahne, verbunden mit einer Zeit verlängerten Dienstes in der Reserve. 14.

— **Italien.** Dauerritt. Ein Dauerritt unter ganz besonders schwierigen Verhältnissen hat in Sicilien stattgefunden. Das 21. Kavallerie-Regiment, Chevauxlegers von Padua, welches in Palermo in Garnison steht (zweite Eskadron), hat 12 Reiter gestellt, auf 8- bis 10jährigen Pferden italienischer Abstammung; unter Leitung eines Offiziers haben diese Reiter an drei Marschtagen (21., 22. und 23. Dezember 1889) 287 Kilometer zurückgelegt. Am ersten Tage brach die Abtheilung um 2 Uhr Morgens von Palermo auf, und ruhte um 5 Uhr Abends, nach Zurücklegung von 96 Kilometern, in Campobello. Am zweiten Tage: Aufbruch um 4 Uhr Morgens, Ankunft in Caletafimi um 7 Uhr Abends: 104 Kilometer. Am dritten Tage: Aufbruch um 4½ Uhr Morgens, Ankunft in Palermo nach 12 Marschstunden: 87 Kilometer. An jedem Tage wurde eine Rast von 1½ und eine von 2 Stunden gemacht. Man konnte lebhafte Gangarten erst am dritten Tage anwenden; die Strecke der beiden ersten Tage zog sich mitten durch's Bergland, auf

fast unwegsamen Fußpfaden, quer über Felsen, wo die Reiter an manchen Stellen und auf ziemlich lange Strecken ihre Pferde am Kopfe führen mußten. Alle Pferde sind gesund und frisch angekommen. (L'Esercito Italiano.)

— **Rußland.** Große Manöver. Es werden Herbstmanöver in diesem Jahre geplant, an denen ungewöhnlich große Truppenmassen theilnehmen sollen, und zwar in einer Gegend, deren Auswahl von Interesse ist. Entnommen werden die Regimenter den drei Militär-Bezirken von Warschau, Wilna und Kiew. Die wesentlich stärkere, zum Angriff bestimmte Südarmee wird von Dragomirow, die Nordarmee vom General Gurko befehligt werden, — also zwei Führern, auf denen in erster Linie die Hoffnung Rußlands im Kriegsfalle ruht. Natürlich wird es nicht unterlassen werden, alle die neuesten Erfindungen, Einrichtungen und andere Fragen zu erproben, wie Ballons, Brieftauben, Panzerkuppeln im Bewegungskriege u. s. w. u. s. w.

Die Nordpartei wird voraussichtlich umfassen: 64 Infanterie-Bataillone, 48 Eskadrons, 24 Fuß- und 4 reitende Batterien, sowie 2 Trainbataillone, — im Ganzen etwa 32 000 Gewehre, 5500 Säbel mit 216 Geschützen; — die Südpartei dagegen 88 Infanterie- und Schützenbataillone, 70 Eskadrons, 30 Fuß-, 6 reitende Batterien, 3 Trainbataillone mit 44 000 Gewehren, 8000 Säbeln, 276 Geschützen.

Das gewählte Gelände hat nicht nur durch die Nähe der Grenze, sondern auch dadurch ein hohes Interesse, daß es sich um ein Gebiet handelt, dessen Behauptung bei einem Kriege mit Oesterreich, der selbstredend zugleich ein Krieg mit Deutschland ist, den höchsten Werth für Rußland besitzt, weshalb in den letzten Jahren eine wesentliche fortifikatorische Verstärkung desselben vorgenommen wurde, u. a. durch eine permanente Befestigung bei Dubno, für welche kürzlich eine Festungs-Artillerie-Kompagnie errichtet wurde. Luzk und Rowno haben nur flüchtige Befestigungen. Die Wichtigkeit des Geländes liegt darin, daß hier das großartige bewaldete Sumpfland des Pripjet und seiner Zuflüsse, die Polesie, sehr nahe an die galizische Grenze heranreicht. Der Streifen, welcher nördlich durch die Linie Wladimir in Volhynien — Luzk — Rowno, südlich etwa durch die Linie der galizischen Orte Sokal — Brody begrenzt ist, bildet das Durchgangsland, welches den Kiewer mit dem Warschauer und mittelbar dem Wilnaer Militärbezirk in gangbare Verbindung bringt. Eine frühzeitige Besetzung desselben durch österreichische Truppen würde für die Russen jene Verbindung aufheben und sie lediglich auf die Eisenbahnverbindung anweisen, welche seit neuerer Zeit die Polesie quer durchschneidet, nämlich die Linie Wilna—Rowno, welche bei Baranowitschi die große Aufmarschlinie Moskau—Warschau kreuzt. Die Bedeutung dieser Linie soll beim Manöver zum Ausdruck kommen; deshalb ist die 30. Infanterie-Division in Minsk zur Theilnahme am Manöver bestimmt. Als zum IV. Armeekorps und damit zum Wilnaer Militär-Bezirk gehörend, bringt sie die Unterstützung zum Ausdruck, welche die Truppen dieses Bezirkes bei der Behauptung des fraglichen Durchgangsgeländes leisten können. (Reichswehr.)

— **Schweiz.** Botschaft des Bundesrathes, betreffend die Beschaffung des neuen Gewehres. Im Sinne des Bundesbeschlusses vom 24./26. Juni 1889 hat der Bundesrath seit der Sommersaison die thunlichst rasche Herstellung der neuen Gewehre sammt ihrer Munition vorbereitet und berichtete hierüber unter dem 25. November an die Bundesversammlung.

Für die vorgesehene Gewehr- und Munitionsbeschaffung wird ein Kredit von 17·5 Millionen Francs angesprochen, welcher aus dem bereits genehmigten und erhobenen Gesammtanlehen von 25 Millionen Francs zu bestreiten, sowie hinsichtlich der successiven Verwendung im jährlichen Budget-Entwurf speziell nachzuweisen sein wird. Obige Summe vertheilt sich folgendermaßen:

a) Für 150 000 Stück 7·5 mm-Gewehre M. 1889 per Stück 84 Francs (d. h. 4 Francs mehr als ursprünglich geschätzt war)	12 600 000 Frcs.
b) Per Gewehr 300 Patronen à 10 Rappen . . .	4 500 000 „
c) Für allgemeine Unkosten und unvorhergesehene Auslagen	400 000 „

ad a) Die Gewehrbeschaffung erfolgt unter Mitwirkung der Privatindustrie, wobei man 300 Gewehre per Tag erhalten will. Die von der Direktion der staatlichen Waffenfabrik dringlich verfochtene Erzeugung in eigener Regie wurde wegen der enormen, nur für etwa zwei Jahre thätigen Installationen perhorreszirt, da letztere dann altes Eisen werden und eine große Arbeiterzahl brodlos würde. Die eidgenössische Waffenfabrik wird wie bisher nur bei der Herstellung der Gewehre des Rekrutenjahrganges betheiligt. Sie übernimmt die Anfertigung einiger weniger Gewehrbestandtheile ohne wesentliche Vermehrung ihrer Maschinen. Dagegen obliegt ihr ausschließlich die Kontrolle über die Herstellung der von der Privatindustrie übernommenen Gewehrbestandtheile, sowie das Montiren und Fertigstellen der Gewehre.

Ursprünglich wollte man den Beginn der Lieferungen auf den 1. Januar 1890 festsetzen und die Beendigung derselben auf den 30. September 1891 fallen lassen, indeß brachten die Offertausschreibungen derartige Schwierigkeiten in den Verhandlungen, daß erst am 15. Oktober v. J. mit 28 Schweizer Firmen die Vertragsdokumente über die Lieferung von Bestandtheilen ausgewechselt werden konnten. Hierdurch entsteht eine Hinausschiebung obiger Termine um 3 Monate, doch ist dabei die vorübergehend auch ins Auge gefaßte ausländische Industrie ausgeschlossen. Nach den abgeschlossenen Verträgen kosten sämmtliche Bestandtheile eines Gewehres M. 1889, inklusive Dolchbajonnet und Scheide, 69·8 Francs, wozu noch 14·2 Frcs. kommen, welche die Waffenfabrik für die Kontrolle, das Montiren und Einschießen jedes Gewehres berechnet hat. Hieraus ergiebt sich der Preis von 84 Francs per Gewehr.

ad b) Die Massenfabrikation der Munition hat noch nicht begonnen, weshalb als Grundlage für die genaue Kreditforderung der ursprünglich auf 10 Rappen geschätzte Preis angenommen werden mußte. In diesen Titel sind aber die Kosten

der zur Umwandlung der Pulverfabrik Worblaufen in eine Neupulverfabrik nothwendigen Neu- und Umbauten, dann maschinellen Einrichtungen nicht eingerechnet und werden gesondert angefordert, weil diesbezüglich noch zu wenig Klarheit obwaltet.

Immerhin sind alle Vorkehrungen getroffen, damit unter Benutzung vorhandener Räumlichkeiten ein provisorischer Betrieb in allernächster Zeit eröffnet werden kann. Fortgesetzte Versuche bezüglich der Verwendung des neuen Pulvers, C. 1889, für die 10·4 mm-Patronen bisheriger Ordonnanz haben ein sehr günstiges Resultat ergeben, weshalb die erste Betriebsperiode der provisorischen Fabrik zur Anfertigung von Neupulver benützt wird, welches zur Füllung von Patronen bisheriger Ordonnanz bestimmt ist. In der Folge wird die Herstellung von kleinkalibriger Munition vollständig Schritt halten mit derjenigen der Gewehre.

ad c) Der Posten von 400 000 Francs dient zur Durchführung von Prüfungen und Versuchen, z. B. der persönlichen Ausrüstung des Mannes (Patrontaschen), der Mittel zum Munitionsnachschube u. a. m.; dann zur Bestreitung unvorhergesehener Auslagen und ist mit 2½% der sonstigen Kosten sub a) und b) veranschlagt. („Allg. schwz. Mil.-Ztg.")

— „Was der bewaffnete Friede kostet." Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht la France militaire eine, auf die Richtigkeit der Zahlen von uns nicht zu prüfende Zusammenstellung der — nach Francs berechneten — sich stetig steigernden Kriegsbudgets der großen europäischen Staaten. Die Zahlen sind beredt und geben zu denken — wir lassen sie in vollem Umfange hier folgen, nehmen aber den Schlußsatz der Betrachtungen des französischen Revancheblattes vorweg: „Es wäre jetzt ein sehr ungeeigneter Augenblick, wenn — woran übrigens auch Niemand denkt — man die Ausgaben für unser Heerwesen verweigern wollte. Der Kampf ist unvermeidlich; Preußen hat 64 Jahre lang seine Revanche für Jena abgewartet, aber es hat sie gehabt; wir werden vielleicht ebensolange warten, um unsere Revanche für die unheilvollen Tage von 1870/71 zu nehmen, aber sobald die Stunde schlagen wird, seien wir bereit."

Eigenthümlicherweise enthält das Blatt — (doch nicht ohne Absicht!) — keine Angaben über die Kosten des französischen Heerwesens. Es wird berichtet — wir runden die Hunderter ab: —

1. Oesterreich-Ungarn:

1882	364 831 000	durchschnittlich jährlich 347 127 000 Francs.
1883	296 152 000	
1884	321 353 000	
1885	348 288 000	
1886	324 622 000	
1887	439 531 000	

Das Budget von 1882 ist ausnahmsweise hoch durch die Besetzung von Bosnien und der Herzogewina.

2. Deutſchland:

1882/83	508 551 000	durchſchnittlich jährlich 560 174 000 Francs.
1883/84	510 174 000	
1884/85	504 187 000	
1885/86	520 945 000	
1886/87	539 189 000	
1887/88	775 969 000	

3. England:

Hier iſt die Steigerung kaum merkbar. Für die Jahre 1882/83 und 1885/86 entſtanden beſonders große Ausgaben durch die weitgreifenden Züge in die Ferne (Mittel-Afrika, Egypten und Afghaniſtan):

1882/83	657 085 000	durchſchnittlich jährlich 680 717 000 Francs.
1883/84	600 059 000	
1884/85	642 421 000	
1885/86	869 316 000	
1886/87	671 822 000	
1887/88	643 001 000	

4. Italien:

In 6 Jahren haben ſich die Ausgaben faſt verdoppelt — ſagt la France — in ſtarker Uebertreibung.

1882	283 769 000	durchſchnittlich jährlich 344 314 000 Francs.
1883	320 976 000	
1884/85	333 186 000	
1885/86	338 139 000	
1886/87	361 866 000	
1887/88	428 555 000	

5. Rußland:

Auch hier, wie in Deutſchland, ein immerwährendes Steigen.

1882	869 079 000	durchſchnittlich jährlich 946 125 000 Francs,
1883	915 571 000	
1884	939 780 000	
1885	962 418 000	
1886	990 546 000	
1887	998 855 000	

6. Spanien:

1882/83	189 012 000	durchſchnittlich jährlich 196 224 000 Francs.
1883/84	191 147 000	
1884/85	188 524 000	
1885/86	198 217 000	
1886/87	206 641 000	
1887/88	203 805 000	

Im Laufe der 6 Jahre haben gekostet in:

	Heer:	Marine:	Insgesammt:	
Rußland . .	4 851 905 000	. . 824 845 000	. . 5 676 750 000	Frcs.
England . .	2 484 566 000	. . 1 599 737 000	. . 4 084 303 000	„
Deutschland. .	3 044 838 000	. . 316 204 000	. . 3 361 142 000	„
Oesterreich . .	1 933 989 000	. . 158 773 000	. . 2 092 762 000	„
Italien . . .	1 590 658 000	. . 475 253 000	. . 2 065 891 000	„
Spanien . .	934 295 000	. . 243 052 000	. . 1 177 347 000	„

Das sind im Ganzen über 18 Milliarden Francs. 8.

— Ueber die Kraftvertheilung mit komprimirter Luft (System Popp) in Paris. Die Vertheilung der Kraft von einer Centralstelle aus bietet zwei wesentliche Vortheile, deren erster in der vom sanitären Standpunkte sehr wichtigen Verminderung der Luft-Verunreinigung mit Rauch und Ruß, dann in Decentralisirung der Arbeit und Arbeitsstellen gelegen ist, während der zweite es ermöglicht, kleineren Betriebsanlagen eine Kraft zur Verfügung zu stellen, welche mit jener der Großindustriellen an Billigkeit zu wetteifern vermag.

In Paris ist nun seit Beginn des Jahres 1888 zum ersten Male die Aufgabe im Großen gelöst: mehrere Tausend Pferdekräfte, welche außerhalb der Stadt erzeugt werden, mittelst komprimirter Luft einzuleiten und an zahlreiche große und kleine Bedarfsstellen zu vertheilen. Prof. Radinger, im November 1888 als Experte zu dieser Anlage berufen, hatte reichlich Gelegenheit, sich von der tadellosen Wirkungsweise der ganzen Anlagen und ihrer Details persönlich zu überzeugen und gleichzeitig zu konstatiren, daß an keiner der zahlreichen von ihm besuchten Kraft-Entnahmestellen sich der geringste Anlaß zur Klage ergab.

Die Kraftvertheilung mit komprimirter Luft (System Popp) ist ein fertiges und gelungenes Werk.

In der Nähe von Paris, etwa so weit wie Döbling oder Währing von Wien, ist die große Centralanlage „Usine de St. Fargeau“ errichtet, welche vorläufig mittelst elf Dampfkessel und acht Dampfmaschinen die Luftkompressoren betreibt.

Durch diese wird in acht Windkessel mit sechs Atmosphären Spannung Luft gepreßt, welche von dort durch ein Rohrnetz der Stadt zuströmt. Das Hauptrohr aus Gußeisen, 30 cm weit, führt 8 km lang bis zur Kirche St. Madeleine, wobei es unter sämmtlichen großen Boulevards entlang zieht. Zahlreiche Abweichungen während des Weges und Nebenverbindungen derselben in den Seitenstraßen bringen das Rohrnetz zu einer Gesammtlänge von 36 km, wobei die letzten Ausläufer nur mehr 400 mm Weite besitzen. Der größte Theil dieser Rohre liegt in den weiten und befahrbaren Straßenkanälen (égouts) u. zw. an deren Decke aufgehangen, so daß sie, wie deren zweckmäßig vertheilte Absperrschieber, leicht zugänglich und überwachbar sind. Die Entnahme der komprimirten Luft aus diesen Rohren an den einzelnen Verwendungstellen geschieht nun, wie bei der Leuchtgasleitung, durch Ein-

führung eines Zweigrohres unter Einschaltung eines Meßapparates und dieses führt, das Dampfrohr vom Dampfkessel ersetzend, zum Motor.

Der Motor ist in der Regel eine gewöhnliche Cylinder-Dampfmaschine, deren Kolben von der gespannten Luft ebenso unter Ausnützung der Expansion betrieben wird, wie es sonst vom Dampfe geschieht oder geschah; nur bei ganz kleinen, weniger als zweipferdekräftigen Motoren, sind Rotationsmaschinen verwendet. In allen Fällen ist vor dem Motor ein Reducirventil und ein kleiner Winderwärmungsofen eingeschaltet.

Durch das Reducirventil wird die Pressung von 6 Atmosphären in der Rohrleitung auf 4 bis 4½ Atmosphären für den Motorenbetrieb ermäßigt. Der Windofen, bei kleinen Anlagen durch eine Gasflamme, bei großen durch ein schwaches Kohlenfeuer geheizt, erwärmt die zuströmende Luft auf ca. 150 Grad, wodurch nicht nur eine Reduction des Windverbrauches erzielt, sondern auch das Einfrieren des Ausströmerohres von der Maschine vermieden wird. Denn die in der Maschine expandirende Luft kühlt sich bei der Ausdehnung von 4 auf 1 Atmosphäre um ca. 70 ¸Grad C. ab und da sie feucht erzeugt wird und zur Verwendung gelangt, müßte sie entweder früher künstlich getrocknet oder muß um die Höhe des künftigen Temperatursturzes vorgewärmt sein, wenn Eisbildung im Ausströmrohre hintangehalten werden soll.

Die Verwendung komprimirter Luft findet nun in den mannigfaltigsten Werkstätten und in kleinen Centralstationen für Erzeugung elektrischen Lichtes statt.

So sind Zeitungsdruckereien („Le Figaro" mit 50 und „Petit Journal" mit 100 HP), Drechsler, Bäcker u. a. Industrielle mit Kraftmaschinen für den Betrieb von Arbeitsmaschinen, und Versammlungs- und Luxusräume, Restaurants, Club- und Kaffeehäuser, das Eden- und das Variété-Theater und „Montagne russes" mit (je 50pferdigen) Antriebs-Maschinen versehen, welche Dynamos betreiben.

Die gegenwärtige Luftlieferung für Paris beträgt 200.000 m³, ja zur Zeit des stärksten Bedarfes selbst 250.000 m³ in 24 Stunden, wobei der Hauptverbrauch in die Abendzeit fällt.

Die Hauptanlage in St Fargeau befindet sich auf der Anhöhe von Belleville, hinter dem Friedhof Père Lachaise, wo an der Straße St. Fargeau ein Grundstück von 85 m Länge und 170 m Tiefe hierfür verwendet ist.

Ein Kesselhaus von 40 m Länge und 11 m Breite enthält 11 Dampfkessel, von welchen stets 10 im Betrieb sind und einer in Reserve steht.

Sechs gewöhnliche liegende Compound-Dampfmaschinen mit Kondensation bilden den Hauptantrieb für die Luft-Kompressoren, welche von den (rückwärts verlängerten) Kolbenstangen direkt betrieben werden. Diese Maschinen indiziren, bei 38 Touren, laut Indikator-Aufnahmen, je 341 HP. Vom Kurbelzapfen reicht eine Nebenstange senkrecht ins Fundament und treibt den Winkelhebel der liegenden Luftpumpe. Die Einspritzkondensation ergiebt ein Vakuum von 0·6 bis 0·8 Atmosphären, wobei die Temperatur des Einspritzwassers von 25 auf 45 Grad C. steigt. Außer diesen sechs Maschinen sind noch zwei Farcot-Maschinen und eine

zweicylindrige Balanzir-Maschine von Casse für den Betrieb mehrerer kleiner Kompressoren und ferner eine 50 HP zweicylindrige Betriebsmaschine, letztere für elektrische Beleuchtungszwecke, vorhanden.

Nachdem im Baugrund kein Wasser erhältlich ist, wird das Kondensationswasser durch eine großartige Kühlvorrichtung regenerirt. Dieser Kühlapparat, auf dem System des Gradirwerkes durch Oberflächenverdunstung beruhend, ist ein außerhalb des Maschinenhauses im Freien errichtetes und dem Luftzug möglichst ausgesetztes Gerüste aus Winkel- und Flacheisen, 37½ m lang, 8 m breit, 5 m hoch, welches sechs Plateformen aus Flacheisenstäben (die oberste Plateform aus Siebblech) bestehend, enthält.

Das Warmwasser, von den Luftpumpen kommend, wird durch eine eigene Warmwasserpumpe auf die Höhe des Siebbleches gedrückt, dort durch die stellbaren Einschnitte einer Rinne gleichmäßig ausgegossen, und während es von Plateform zu Plateform niedertropfend und ausspritzend theilweise verdunstet, kühlt sich seine Temperatur entsprechend ab.

Da sich bei der Kompression der Luft eine bedeutende Erwärmung einstellt, welche den Gang der Maschine für die Dauer unmöglich machen würde, muß bei allen Kompressoren für Kühlung ausgiebige Sorge getragen werden.

Im vorliegenden Falle geschieht dies durch Einführung einer kleinen Wassermenge während der Saugperiode unten in die Cylinder, welche bewirkt, daß die gepreßte Luft, während sie mit 26 Grad angesaugt wurde, doch nur mit 52 Grad C. in die Windkessel gelangt, wobei aber eine Reduktion des geförderten Volumens durch Abkühlung stattfindet.

Unter Berücksichtigung der verschiedenen Verluste ergiebt sich als Nutzeffekt der Kompressoren 63 Prozent der vom Dampf geleisteten indizirten Arbeit. Eine Pferdekraft verwandelt stündlich 8·62 m³ Luft von atmosphärischer, in solche von sechs Atmosphären Spannung.

Hinter den Kompressions-Maschinen liegen an der Gebäudewand (zum Theile je zwei über einander) acht Windkessel, je 12·7 m lang, 1·8 m im Durchmesser und mit ca. 32·500 m³ Inhalt.

Sie liegen der Ausdehnung wegen auf je vier Paaren von Rollen und sind durch Absperrschieber und Rohre derart verbunden, daß jeder für sich ausgeschaltet werden kann. Ihr Zweck besteht einerseits in der Herstellung völlig gleichmäßigen Druckes und anderntheils in der Kühlung der Luft und Trennung derselben vom mitgerissenen Wasser.

Die sämmtlichen Kompressoren und die Windkessel liegen in einer großen Halle von 20 m Spannweite und ca. 90 m Länge, wobei sich an die eine Längswand außen das Dampfkesselhaus und an der Stirnseite das Gradirwerk anschließt. Verwaltungsgebäude, sowie Magazine, eine Reparaturwerkstätte und des Direktors Wohnhaus mit Garten ꝛc. vervollständigen die Anlage.

Die Leitungsrohre sind durchweg aus Gußeisen und zeichnen sich durch eine äußerst gelungene Detailkonstruktion ihrer Verbindung aus, welche nicht nur die

freie Ausdehnung der Rohre, sondern auch deren leichte Auswechslung und Einschaltung von Anschlußrohren gewährleistet. Absperrschieber an Abzweigestellen und auch sonst mehrfach in der Leitung vertheilt, dann einfache, automatische Wasserabscheider an den tiefsten Stellen, erhöhen die Sicherheit des Betriebes.

Wie bereits erwähnt, findet die Kraftabgabe durch normale Dampfmaschinen beliebiger Konstruktion statt, welche nur anstatt durch Dampf mit gespannter Luft betrieben werden.

Als Zugehör erscheinen der Luftmeßapparat, ein Druckregulator und ein Luftvorwärmer.

Wir verweisen hinsichtlich aller näheren Ausführungs-Details, sowie der Angaben über Luftverbrauch der sekundären Motoren und den Gesammt-Nutzeffekt auf die eingehenden und sehr interessanten Auseinandersetzungen in unserer Quelle und beschränken uns nur mehr auf die Wiedergabe der Schlußbemerkungen.

Denselben ist zu entnehmen, daß es dem Unternehmen, selbst bei dem gegenwärtigen Verhältniß von 39 bis 40 Prozent Nutzeffekt möglich ist, die Pferdekraft mit 2 kg Kohlenwerth dem Abnehmer zur Verfügung zu stellen, während bei Kleinmotoren mit ihren karg bemessenen Dimensionen von Kessel und Maschine die gebremste Pferdekraft und Stunde gewöhnlich inklusive Anheizen 4 kg Kohle und selbst noch mehr konsumirt.

Die Nachfrage nach gepreßter Luft ist denn auch jetzt derart groß, daß das Werk, überangestrengt mit Heranziehung aller Reservemaschinen und mit überhöhter Tourenzahl arbeitend, bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit ausgenützt ist und keine neuen Anmeldungen bis zur Vollendung der im Zuge befindlichen Vergrößerungen (durch Kessel und Maschinen von Cockerill-Seraing) mehr annehmen kann.

Wird der Unterschied zwischen 2 kg Gestehungswert und 4 kg an Kohle pro jeder einzelnen gebrauchten Pferdekraft und Stunde bei eigener Klein-Erzeugung der Dampfkraft zwischen Unternehmung und Konsumenten getheilt, so ergiebt sich für jeden ein angemessener Vortheil. Dabei entfällt aber die ganze mit dem Dampfkesselbetriebe verbundene Last für den Industriellen sowohl, als seine Umgebung.

Anheizen, Kesselputzen und Reparaturen, Geräusch und Gefahr, Reserve und der Streit wegen Rauchbelästigung der Nachbarschaft verschwinden von der Stunde der Einführung der fernher geleiteten Kraft in die einzelnen Industriestätten, in welchen die Heizer und der Platz, welchen früher die Dampfkessel einnahmen, nunmehr frei werden.

Bei Verwendung komprimirter Luft als Kraftträger wird selbst eine Verbesserung der Atmosphäre an Stelle der früheren Verschlechterung durch Kohlengase treten und auch anderweitige Bedürfnisse können gedeckt werden, welche heute noch unerfüllt bleiben müssen. Aufzüge in Häusern, motorischer Betrieb von Nähmaschinen, Pressen und Drehbänke ꝛc. werden künftighin nicht durch Menschen, sondern durch die übertragene Kraft ihren Antrieb erfahren und insbesonders wird die Ventilation von Wohn- und Arbeitsräumen keiner weiteren Schwierigkeit begegnen.

Das Verhältniß des Nutzeffektes würde sich noch weit günstiger stellen, wenn

die in Paris eingerichteten Dampfmaschinen auf jener Höhe stünden, wie solche erreichbar ist.

Bei dem Vergleiche mit elektrischer Transmission würde, soweit die gegenwärtigen Verhältnisse bekannt sind, die Herstellung des elektrischen Stromes und komprimirter Luft, beide von gleichem Arbeitsinhalte, bis zum Ausgangspunkte ihrer Erzeugungsstätte annähernd die gleiche Ausgabsziffer ergeben.

Die Vertheilung würde nun im Falle deren Verwendung zur Lichterzeugung annähernd zu Gunsten der elektrischen Transmission ausfallen, indem bei der Lufttransmission der doppelte Verlust von Motor und damit betriebener Dynamo getragen werden muß. Die Vertheilung wird aber zu Gunsten der Lufttransmission erfolgen, wenn es sich um Kraftabgabe zu anderweitigen motorischen Zwecken handelt, indem hier ein einziger Luftmotor einzuschalten wäre, während die elektrische Leitung mit hochgespanntem Strome, Transformator und Dynamomotor eine Verlustquelle mehr enthält und ungünstiger würde. Auch die Anlagekosten für die Kraftleiter (Kabel oder Rohr) stellen sich bei langen Leitungen ungünstiger für elektrische als Lufttransmission.

Die Aufspeicherung von Arbeit in Gestalt gepreßter Luft in den Leitungsrohren, sichert in kostenloser Weise und durch längere Zeit den ungestörten Fortbetrieb der Sekundärmaschinen, wenn selbst eine Störung in der Hauptanlage oder dem Rohrstrang platzgreifen sollte, während bei elektrischer Transmission dies durchaus nicht der Fall ist.

Komprimirte Luft gestattet in vielen Fällen für Aufzüge und Ventilationsanlagen eine direkte Verwendung. Ihre Verwendbarkeit für Kühlkammern ist bekannt und kann hier als Nebenerscheinung gleichsam als werthvolles Abfallsprodukt ausgenützt werden. Ihre vollkommene Gefahrlosigkeit und die selbst in die unteren Volksschichten gedrungene Vertrautheit mit der Wartung der Kolbenmaschinen gestattet die allseitige Verwendung und Bedienung durch billige und nicht eigens geschulte Wärter.

All' diese Vortheile lassen die Lufttransmission als lebensfähig erscheinen, selbst wenn eine elektrische Transmission örtlich schon bestehen sollte; wo dies aber nicht der Fall ist, erscheint deren Einführung vom allgemein menschlichen, nationalökonomischen, technischen und sanitären Standpunkte geradezu als Segen für eine große Stadt.

Schließlich wäre noch anzuführen, daß der Erfinder des Systems, der Ingenieur und Direktor der beschriebenen Anlage, Herr Victor Popp, ein Wiener ist.

J. Radinger in „Wochenschrift des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins".

— Bambusstiele der Lanze. Bekanntlich beabsichtigen die Franzosen bei Wiedereinführung der Lanze den Stiel derselben aus dem in Cochinchina in großen Massen wachsenden Königsbambus herzustellen. „J'indépendance Tonkinoise" enthält über dieses Material folgende interessante Angaben:

„Um eine gute Lanze herzustellen, schreibt das Blatt, genügt es nicht, einen

Bambus zu nehmen und ein Eisen darauf zu stecken. Das Holz muß eine lange Vorbereitung durchmachen, wenn es nicht brüchig werden und nichts anderes als ein schlechter Knüppel in der Hand des Reiters sein soll.

Die als geeignetste erkannte Gattung ist der Königsbambus, welcher hart, fast ohne inneren Hohlraum, gut gewachsen und von der Dicke der inneren Faust schöne Stiele von 3 bis 4 Meter Länge giebt.

Ich kenne ein kleines Gehölz bei Phy-ly, aus dem man mehr als 50 000 gewinnen könnte. Man darf mit dem Schneiden der Stengel erst im Dezember und im Januar beginnen, weil dies die Zeit ihrer Reife und des Stillstandes der Vegetation ist. In vollem Saft geschnitten würde der Bambus sich nicht erhalten.

Diese Pflanze hat etwas vom Baum hinsichtlich ihrer Größe und der Härte ihrer Gewebe; aber sie hat auch etwas von den Gräsern, deren Familie sie angehört, hinsichtlich des schnellen Wachsthums ihrer Stengel, ihres Ansehens, ihrer knotigen und pfeifenartigen Form, ihrer Organographie und ihrer chemischen Zusammensetzung. Es ist ein ungeheurer wasser- und Stickstoff-reicher Halm, welcher übrigens auch Menschen und Thieren zur Nahrung dient. Daher kommt auch seine große Neigung zum Verfaulen und der geringe Widerstand, welchen er den Insekten und dem Schimmel aller Art bietet, so lange man ihm nicht die verwesbaren Grundstoffe, welche er enthält, entzogen hat.

Nun ist es aber hierzu durchaus nothwendig, ihn (wie den Flachs) in Wasser rösten zu lassen, indem man ihn völlig in stehendes Wasser untertaucht. Dieses Rösten befreit ihn durch einen ganz natürlichen Vorgang von seinen Faulstoffen; die Operation muß aber mindestens 6 Wochen dauern, um genügend zu sein. Dann trocknet man ihn langsam im Schatten, hält ihn über eine Flamme und kann ihn dann versenden, ohne fürchten zu müssen, daß er unterwegs oder im Magazin verfault; er hat die Leichtigkeit, die Härte und die Widerstandsfähigkeit erlangt, die ihn zu einer guten Lanze geeignet machen.

Alle diese unumgänglich nöthigen Operationen werden aber die Absendung der Bambus um sieben bis acht Monate verzögern. (Militär-Zeitung.)

— Elektrische Post. Ein Beispiel eigenthümlicher neuer elektrischer Transportation wurde kürzlich in Boston im Betriebe vorgeführt und von Professor Dolbear erklärt.

Bekanntlich wird ein Eisenstab, welcher zum Theil in eine Drahtspule hineinragt, gänzlich in dieselbe hineingezogen, sobald ein elektrischer Strom den Draht durchfließt. Hört der Strom auf, so ist der Stab wieder frei. Denken wir uns in der Nachbarschaft eine zweite Spirale, in welche das Ende des nunmehr zu der ersten Spirale in einer zentralen Position befindlichen Stabes hineinragt, so wird, wenn diese zweite Spirale elektrisirt wird, der Stab in sie hineingezogen. Durch Anbringung einer entsprechenden Zahl aufeinanderfolgender Spulen, sowie durch Anbringung einer Vorrichtung, um den Strom rechtzeitig zu öffnen und zu unterbrechen, kann offenbar der Eisenstab vorwärts bewegt werden.

In ähnlicher Art eingerichtet ist die Bahn zum Transporte von Briefen und kleinen Paketen in einem kleinen Karren. Dieser bewegliche Karren oder Briefkasten ruht auf einer einzelnen Schiene und wird durch eine schwache Oberschiene und zwei obere Laufräder geführt.

Der Körper des Kastens ist aus Stahl erzeugt und so lang, daß er durch mehrere der, zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung, gänzlich abgeschlossenen Drahtspiralen hindurchreicht.

Die Schienenbahn bildet selbst einen Zweig der Leitung, welche mit den Spulen an einem Kontaktpunkte in leitender Verbindung steht, während anderseits der zweite Leitungsstrang mit einem beweglichen Magnete verbunden ist, welch letzterer die Aufgabe hat, das rechtzeitige Oeffnen und Schließen des Stromes zu besorgen. Dies geschieht wie folgt:

Der Stahlkörper des Wägelchens wird durch den Strom in der Ausgangsspule magnetisirt; es sei der vorangehende Pol z. B. der Südpol, so wird, in dem Augenblicke des Eintretens des Magnetes in eine Spule der Südpol des erwähnten Magnetes abgestoßen, d. i. in die Höhe geschnellt, wodurch der Nordpol an den Kontaktpunkt niedergedrückt und der Strom geschlossen wird.

Der Karren wird nun in die Spule hineingezogen; je weiter er aber fortschreitet, desto weniger wirkt sein Südpol auf den des Magnetes, und wenn die Mitte des Karrens ungefähr im Begriffe ist, in die Spule einzutreten, so hat dieser Einfluß ganz aufgehört. Die Stromunterbrechung muß stattfinden, ehe der Karren eine zentrale Stellung in der Spule erreicht, da der, gelegentlich des Schließens des Hauptstromes auftretende Extrastrom mit dem letzteren gleich gerichtet ist, daher aufgehört haben muß, wenn der Karren sich in der Mitte der Spirale befindet, wenn er nicht verzögernd auf die Bewegung Einfluß nehmen soll.

Wie ersichtlich, kommen die einzelnen Spulen successive zur Wirkung und ist jederzeit nur eine derselben in Aktion, wodurch der Strom am besten ausgenützt wird.

Ist einmal der Wagen im Gange, so braucht er nur wenig Kraft, um weiter befördert zu werden, daher auch in einiger Entfernung vom Ausgangspunkt die Stärke der Spulen bedeutend vermindert werden kann.

An der Endstation ist die Einrichtung getroffen, daß der Kontakt einer Spirale auch nach dem Passiren der Wagenmitte geschlossen bleibt. Die hierdurch gebildete Bremse wirkt sehr kräftig und hält rasch das Gefährt an.

Das System scheint für den Transport von Briefen, Paketen u. dgl. zweckmäßig eingerichtet zu sein. („Scientific American, Supplement.“)

— Instruktion zur Ausführung des kriegsmäßigen Schießens bei Manövern mit gemischten Waffen in Rußland. Das russische Verordnungsblatt veröffentlicht den Inhalt dieser Instruktion, welche den Zweck hat, die Offiziere mit der Feuerleitung vertraut zu machen und die Mannschaft im Schießen mit kriegsmäßiger Munition zu üben.

Das kriegsmäßige Schießen wird während der Manöver von allen Feldabthei-

lungen durchgeführt, u. zw. in Gruppen, welche wie folgt zusammengesetzt sind: 1. ein Infanteriebataillon (8 Bataillons mit Friedens- oder 4 Bataillons mit erhöhtem Stand), 2 bis 3 Eskadrons Kavallerie, eine Fußbatterie zu 8 oder reitende Batterie zu 6 Geschützen; 2. aus Infanterie und Artillerie in derselben Stärke; 3. aus Kavallerie und Artillerie; 4. wenn im betreffenden Uebungslager Kavallerie und Artillerie fehlen, aus Infanterie, und wenn Infanterie und Artillerie fehlen, aus Kavallerie allein.

An Munition entfällt: 12 oder 15 Patronen pro Feuergewehr und ebensoviele im Kleingewehr-Munitionswagen; 70 bis 100 Schuß pro Fußbatterie (im selben Verhältniß auch pro reitende Batterie), wovon ein Drittel Granaten und zwei Drittel Shrapnels zu sein haben. Den Batterien folgt der erste Munitionswagen-Staffel.

Die Scheiben werden so aufgestellt, daß sie den verschiedenen auf einander folgenden Gefechtsphasen entsprechen und im Verlaufe des Angriffes nach und nach sichtbar werden.

Bei der Aufstellung der für die Artillerie bestimmten Ziele haben nachstehende Distanzen in Rücksicht gezogen zu werden: 2800 bis 2200 m für das Schießen gegen Artillerie und gegen größere Infanterie- oder Artillerie-Ziele; 1900 bis 1500 m zur Bekämpfung der feindlichen Artillerie und Vorbereitung des Angriffes und 1000 bis 600 m zur unmittelbaren Unterstützung des Infanterie-Angriffes.

Die Wahl des Zieles und der Schußart obliegt den Unterabtheilungs-Kommandanten und übergeht nur dann an höhere Kommandanten, wenn eine einheitliche Konzentrirung des Feuers gegen einen Punkt nothwendig wird.

Für die Durchführung des kriegsmäßigen Schießens gelten folgende Regeln:

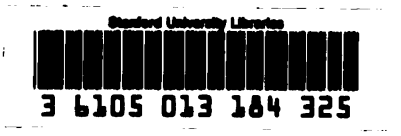
Das Artilleriefeuer hat — gegen große Infanterie-, Kavallerie- und Artillerie-Ziele, dann zur Bekämpfung der feindlichen Artillerie und innerhalb der Distanzen 2800 und 1500 m — je nach der Entfernung, 15 bis 10 Minuten, und auf den Distanzen 1500 bis 600 m zur Erschütterung des für den Angriff bestimmten Abschnittes nicht über fünf Minuten zu dauern.

Das Infanteriefeuer gegen die feindliche Feuerlinie dauert während der ganzen Vorrückung von 900 bis auf 200 Schritt; größere Ziele, die über 1000 Schritt entfernt sind, werden während 10 Minuten, sonst sich bietende geschlossene Ziele über 500 Schritt durch 5 Minuten beschossen.

Jedes kriegsmäßige Schießen wird auf eine taktische Idee basirt.

(Art.- u. Genieweſen.)

[redacted]



U
3
N4
v.36
1890

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.